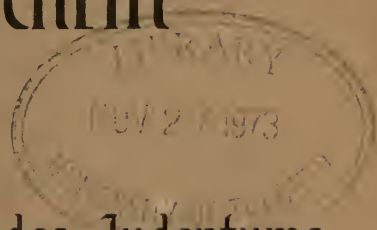
Presented to the
LIBRARY
of the
UNIVERSITY OF TORONTO
by the
CANADIAN FOUNDATION
for
JEWISH CULTURE

FELDHEIM'S

Liberales Judentum

B 4-19

Monatsschrift



für die

religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum

:: :: :: in Deutschland :: :: ::

unter der Redaktion von

Dr. Caesar Seligmann,

Rabbiner in Frankfurt a. M.

7. und 8. Jahrgang.

Frankfurt am Main.

1915 und 1916.

Inhalts-Verzeichnis.

Leitartikel und Abhandlungen.

1915.			Seite
Nr.	1/2	Moritz Levin, von Dr. Georg Minden-Berlin	1
„	1/2ff.	Aus meinem Kriegstagebuch, von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt am Main, III.—VI.	2, 39, 81, 98
„	1/2	Der Krieg und die jüdischen Frauen, von Henriette Fürth-Frankfurt a. M.	14
„	3/4	Religionsgeschichtliche Betrachtungen zum Kriege, von Dr. M. Freudenthal-Nürnberg	25
„	„	Wahrheit, von Alfred Michaelis-Hamm i. W.	36
„	„	Begeisterung, von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld	38
„	„	Barbaren, von Prediger Karl Rosenthal-Hörde i. W., z. Z. im Felde	43
Nr.	5/6	Uebereinstimmung jüdischer Grundgedanken mit den Idealen der deutschen Gegenwart, von Dr. Hermann Löb-Karlsruhe	49
„	„	Was muß bleiben? Von Dr. Felix Goldmann-Oppeln	52
„	„	Das Wiederaufleben des religiösen Gedankens, von Dr. Willy Cohn-Breslau, z. Z. im Felde	57
„	„	Den Einsamen, von Frau Wally Lesser-Posen	59
„	„	Kameradschaftlichkeit, von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld	60
„	„	Unter den Flüchtlingen, von Bernhard Münz-Wien	62
„	„	Kriegsbetrachtungen, von Dr. Felix Freudenthal-Berlin	63
Nr.	7/8	Jahwe, der Gott des Zornes und der Rache, v. Dr. J. Ziegler-Karlsbad	73
„	„	Hat sich der Jugendgottesdienst bewährt? Von Rabb. Dr. Gelles-Lissa	77
„	„	Krieg und Religion, von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld	79
„	„	Heimatdorf. Zur ersten Wiederkehr des Todestages Ludwig Franks, von Leonie Meyerhof-Frankfurt a. M.	88
Nr.	9/10	Freudigkeit, von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld	97
Nr.	11/12	Judentum, Weihnachtsfest, Messiasglaube, von Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld	121
„	„	Unsere Feiertage, von L. Meyer-Lünen	123
„	„	Organisation, von Stadtrabbiner Dr. Behrens-Göttingen	125
„	„	Relatives Judentum, von Dr. Felix Goldmann-Oppeln	127
„	„	Zur Frage des Jugendgottesdienstes, von Dr. phil. F. Wachsner-Berlin	133
„	„	Den Müttern, von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld	135
„	„	Chanuckafest in Feindesland, von Dr. Willy Cohn (im Felde)	137
1916.			
Nr.	1/2	Deutschtum und Judentum, von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.	1
„	„	Relatives Judentum. Eine Entgegnung von Dr. Rudolf Geiger-Frankfurt a. M.	5
„	„	Ein Geschenk des Krieges, von dem Kriegsfreiwilligen Frohmann	13
Nr.	1/2ff.	Aus meinem Kriegstagebuch, von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt am Main, VII.—VIII.	13, 89
Nr.	3/4	Der Krieg und die göttliche Weltregierung, von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.	25
„	„	Krieg und Frieden. Die gottesdienstl. Vorlesungen am Pesachfeste, von Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld	38
„	„	Zur Frage des Jugendgottesdienstes, von Rabbiner Dr. Gelles-Lissa	39
„	„	Religion im Felde, von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld	41
Nr.	5/6	Nochmals das „relative Judentum", von Rabbiner Dr. Fuchs-Chemnitz	49
„	„	Erwiderung, von Dr. Felix Goldmann-Oppeln	57
Nr.	7/8	Positivismus und Relativismus in Philosophie und Religion	73
„	„	Sabbat oder Sonntag, von Rabbiner Dr. Samuel-Essen	76
		Der Krieg und die göttliche Weltregierung, v. Jos. Kauffmann-Berlin	81

			Seite
Nr.	9/10	Zum Neujahrsfeste, von Dr. C. Seligmann Frankfurt a. M.	97
„	„	Vorsehung, von Rabbiner Dr. Hermann Schreiber Potsdam	99
„	„	Schweigendes Heldentum, von Regina Neisser-Breslau	102
„	„	Das jüdische Gebet, von Direktor Prof. Dr. Friedland-Seesen a. H.	103
„	„	Aus der Schule. Entlassungsreden während der Kriegszeit, von Dr. M. Spanier-Berlin	107
„	„	Wie werden wir unsere Kinder nach dem Kriege erziehen? Von Dr. Willy Cohn (z. Z. im Felde).	111
„	„	Glück und Ende des Erzbischofs Dr. Theodor Kohn von Olmütz, von Dr. Bernh. Münz-Wien	113
„	„	Aus den nachgelassenen Papieren v. Jul. Plottke. Ein Brief nach New York	114
Nr.	11/12	Friedensarbeit im Kriege, von Dr. Berthold Einstein-Landau (Pfalz)	121
„	„	Nach den Feiertagen, von Dr. E. Schweitzer-Breslau	126
„	„	Kriegsgesetze vor 3000 Jahren, von Josef Kauffmann-Berlin	128

1915.

Geschichte und Wissenschaft.

Nr.	3/4	Zur rechtlichen Stellung der Wormser Juden im Mittelalter, von Dr. Sigmund Feist-Berlin	45
Nr.	9/10	Zunz und das Berliner Provinzialschulkollegium, v. Ludw. Geiger-Berlin	107

1916.

Nr.	11/12	Leopold Zunz und Abraham Geiger, von Ludwig Geiger	131

1915.

Poetisches und Erbauliches.

Nr.	1/2	Augenblicksbilder aus dem Krieg, von Erwin Seligmann	10
Nr.	3/4	Meiner Mutter, von Ernst Pariser	45
Nr.	5/6	Gott und Krieg, von einer Mutter (Frau A. C.-Berlin)	68
Nr.	7/8	Zwei Kriegssonette, von Erwin Seligmann	91
„	„	An meinen Sohn im Felde, von Frau E. S.	92
Nr.	9/10	Gebet einer Mutter für ihren Sohn im Felde	107
„	„	Kriegseltern, Erzählung von Leonie Meyerhof-Frankfurt a. M.	114
Nr.	11/12	An meine Kinder, von Off.-Stellvertr. Rechtsanwalt Saul-Duisburg (im Feld gefallen)	139

1916.

Nr.	1/2	Aus dem hinterlassenen Tagebuch des Kr.-Freiw. Richard Rosenburg Frankfurt a. M. (im Feld gefallen)	20
Nr.	3/4	Sambatjon, von Jakob Loewenberg	43
„	„	Drei Gedichte von Jul. Plotke (Aus s. Nachlaß veröffentl. v. Dr. Georg J. Plotke)	44
Nr.	7/8	Meiner Schwester zur Konfirmation, von Erwin Seligmann	87
„	„	Festesgruß in die Heimat, von Fritz Löb aus Darmstadt	95

1915.

Bücherschau.

Nr.	5/6	Zur Besprechung eingegangene Bücher	71
Nr.	7/8	Vor hundert Jahren und heute (Henriette Herz von Hans Landsberg), besprochen von Ella Seligmann	84
„	„	Jelski, Aus großer Zeit. Festschrift zur Einweihung des neuen Krankenhauses der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. Die Psalmen, herausgegeben v. May u. Levy. Feldbibel. Samuel, Bibel u. Heldentum. Rabbinischer Humor (angezeigt von Dr. Seligmann)	93
Nr.	11/12	Benj. Segel, Der Weltkrieg und das Schicksal des jüd. Volkes. Benj. Segel, Morija und Golgatha. Leutnant Sender (angez. von Dr. Seligmann). — Zur Besprechung eingegangene Bücher.	142

1916.

Nr.	3/4	Meyrink, Der Golem, besprochen von Ella Seligmann	45
„	„	Doris Wittner, Die Geschichte der kleinen Fliege, bespr. v. Ella Seligmann	45
Nr.	5/6	Gottschalk, Der jüd. Jugendgottesdienst nach Theorie u. Praxis. Gottschalk, Agada. Dembitzer, Aus engen Gassen. Tschernowitz, Die Entstehung d. Schulchan-Aruch. Wolff, Der Toleranzgedanke i. d. deutschen Literatur z. Zeit Mendelssohns. Guggenheim, Aus der Vergangenheit d.	

Seite

Isr. Gemeinde zu Offenbach a. M.; Neudruck d. Ansprache d. isr. Gemeindevorstands zu Offenbach a. M. Lamm, Zur Geschichte d. Juden in Lauingen. Lamm, Isak Bernh. Lamm, der erste jüd. Volksschullehrer in Bayern. Verzeichnis jüdischer Kriegsschriften (angez. v. Dr. Seligmann) 61
Nr. 5/6 Martin Buber, Vom Geist des Judentums, bespr. von Bernh. Münz . 63
Nr. 7/8 Wehrlose, Novellen v. Josefa Metz, bespr. v. Ella Seligmann . . . 96
„ „ Max Brod, Tycho Brahe's Weg zu Gott, bespr. von Ella Seligmann . 96
Nr. 9/10 Helles, Vom wahren Leben. Das Vincenz-Lied, metrisch übertragen v. J. B. Levy. Dukas, Die Motive d. preuß. Judenemanzipation v. 1812. Hagadah v. Königsberger. Wohlgemuth, Der Weltkrieg im Lichte des Judentums. Rosenberg, Der Weltkrieg im Spiegel des Psalmbuchs. Simonson, Das jüd.-polnische Problem. Vogelstein, Bericht über den Religionsunterricht der Syn.-Gem. zu Königsberg i. Pr. Hirsch, Rabinska moudrost. Vom Judentum, ein Sammelbuch. Süddeutsche Monatshefte. Der Jude, eine Monatsschrift. (angez. von Dr. Seligmann) . . 117

1916. Rundschau.

Nr. 1/2 Zu Direktor Gombrichs 70. Geburtstag 21
„ „ Berlin, Vortrag von Dr. C. Seligmann 22
Nr. 3/4 Verein liberaler Juden zu Posen. Vortrag von Dr. Wiener-Stettin . . 47
Nr. 5/6 Generalversammlung des Rabbinerverbandes in Deutschland 66
„ „ Zum 75. Geburtstage des Rabb. Prof. Dr. Philipp Bloch-Posen . . . 68
„ „ Justizrat Steinhardt-Danzig verstorben 69
„ „ Nachruf auf Frau Bertha Ziemlich-Nürnberg 69

1915. Aus der Jugendbewegung.

Nr. 1/2 Breslau — Posen (Chanukkafeier) 23
Nr. 3/4 Hamburg: Ernste Stunden, Vortrag von Dr. Rieger „Krieg und Religion"; von Dr. Loewenberg „Der Krieg als Erzieher". 47
Nr. 5/6 Breslau (Bericht über das Vereinsjahr 1914) — Berlin 71
Nr. 7/8 Breslau — Vortrag des Herrn Dr. Zivier „Uebersicht der Geschichte der Juden in Polen" 95
„ „ Berlin: Vorträge von Dr. Steinthal und Frl. Schönberger 96
Nr. 9/10 Breslau: Nachruf auf Sigfried Laqueur. — Programm. — Vortrag v. Dr. Elbogen über „die Bedeutung des jüdischen Gottesdienstes auf die religiöse Entwicklung der Menschheit" 119
Nr. 11/12 Breslau: Vorträge von Dr. Krakauer, Dr. Lewkowitz u. Dr. Goldmann 144

1916.

Nr. 1/2 Breslau — Berlin 23
Nr. 3/4 Breslau: Vortrag von Justizrat Joel-Breslau 46
Nr. 5/6 Berlin: Vortrag v. Dr. Kahn „Der Krieg und die Ostjuden" — Breslau: Vortrag v. Dr. Zivier „Rasse-Judentum"; Dr. Reich „Emil Lehmann als Lehrer der Judenheit u. Führer der jüd. Jugend"; Justizrat Peiser „Aus der Verwaltung der Synagogengemeinde Breslau — Nachruf auf Kurt Fabisch 70
Nr. 9/10 Breslau: Vortrag von Dr. Goldmann über „Apologetik" 119
Nr. 11 12 Breslau: Vorträge von Dr. Berger „Der Wille zum Judentum"; Emil Waldstein „Aus den jüd. Lebensverhältnissen"; J. R. Breslauer: „Der Kampf der preußischen Juden ums Recht bis 1812" 139

1915. Feldpostbriefe.

Nr. 1/2 Aus Bruß (bei Lodz) v. K. St. — Aus St. Mihiel v. F. aus Nürnberg (im Felde gefallen) 12
Nr. 5/6 Aus den Karpathen v. G. G. — Aus Ungarn v. K. St. 69
Nr. 9/10 Aus dem Osten von E. S. 105
Nr. 11/12 Aus dem Westen von G. G. 138

1916.

Nr. 5/6 Von Vizefeldw. K. Z. (i. Felde gefallen; s. Nachruf i. Nr. 11/12 1916) 60

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 1 und 2. **Jahrgang 7.** **Januar u. Februar 1915.**

Moritz Levin.

Von Dr. Georg Minden-Berlin.

Am Sonntag, den 13. Dezember 1914, verstarb im 72. Lebensjahre unter besonders ergreifenden Umständen der Prediger der Berliner Jüdischen Reformgemeinde Dr. Moritz Levin. Die Judenheit feierte ihr Chanukah-Fest. Wie die Gestalten der Bibel vorbildlich für die ganze Menschheit geworden sind, so werden sich auch stets, wenn eine Nation für ihre heiligsten Güter das Schwert zieht, die Gedanken Aller auf die Zeit der Hasmonäer richten. In unsern Tagen ist ein Krieg entbrannt, so gewaltig, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. Darum war in diesem Jahre die Chanukah-Feier von ganz besonderer Bedeutung. Dies wird man überall empfunden haben. In dieser Stimmung stand Levin auf seiner Kanzel. Er hatte mit Inbrunst die Makkabäerhymne mitgesungen. Seine Rede war so klar disponiert und so zu Herzen gehend, wie nur je. Er verglich die Gegenwart mit der Zeit des Juda, das Heldentum seiner Scharen mit der Tapferkeit unserer Krieger. Seine Stimme erhob sich zu hohem Pathos: „Deutschland ist der Makkabi, der seine Feinde zerhämmert!" rief er aus, dann fand er wieder einen sanfteren Ton — nur für wenige Augenblicke. — „Wir erstreben nicht die Weltherrschaft!" — Das waren seine letzten Worte. Er sank vor der heiligen Lade um und verschwand hinter der Brüstung der Kanzel. Der Todesengel hatte ihn umfangen. Seine Gattin und sein jugendlicher Sohn befanden sich inmitten der andächtigen Gemeinde.

Für diejenigen, welche dem Ereignis beigewohnt haben, ist es unvergeßlich. Wir sind ja jetzt, wo jeder Tag Nachrichten bringt, daß so viele jugendliche Leben, auch aus den uns nahe stehenden Kreisen, dahingerafft werden, gegen die Schrecken des Todes gestählt. Darum war auch bei Levin's Tode der Eindruck des Verklärenden viel stärker als der des Erschreckenden.

Am 16. Dezember haben wir ihn von der 30jährigen Stätte seines Wirkens aus zu Grabe geleitet. Im Gotteshause sprachen Prediger Dr. Jelski und der Vorsitzende des Vorstandes, in Weißensee der Prediger Dr. Lehmann und der Rabbiner der Berliner Synagogengemeinde Dr. Bergmann, sowie für die Literaturvereine Dr. Elbogen. Alle Redner hatten einen reichen Stoff.

Denn es war ein reiches Leben, welches hier seinen Abschluß fand. In strengster Orthodoxie erzogen, rang Levin's Geist sich zu immer freierer Auffassung des Judentums

durch. Den historischen Zusammenhang hat er nie verloren, die Reformgemeinde war für ihn eine Stufe dieser Entwicklung.

Er hatte im jugendlichen Alter zunächst in Zürich, dann lange Jahre hindurch in Nürnberg als Rabbiner gewirkt, wo ihn innige Freundschaft mit dem Gemeinde-Vorsteher Josephthal, welcher ihm vor wenigen Monaten im Tode voranging, verband. Glanzpunkte seines Aufenthalts waren es, als er dort bei dem ersten Sedanfest im Rathause der alten Reichsstadt die Festrede hielt und später, als er den Erben des neuerstandenen Reichs, den nachmaligen Kaiser Friedrich in der neugebauten schönen Synagoge empfangen durfte. Nachdem Levin sein dortiges Amt aufgegeben hatte, verweilte er in Spanien, um die Glanzzeit der Sephardim zu studieren. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland fand er in der Reform eine verständnisvolle und ihn verehrende Gemeinde.

Außer seinen Predigtsammlungen (Harfe und Posaune) und seinen weitverbreiteten Lehrbüchern hat er auch einige Bände tief empfundener Dichtungen (Bar-Cochba, Iberia) hinterlassen. Seine Schriften werden eine geistige Fundgrube bilden, nicht nur für die Jünger jüdischer Wissenschaft. Die Kanzelberedsamkeit war seine Hauptstärke. Seine Rede war klar und durchsichtig wie ein Bergquell; so war auch seine Seele lauter und ohne Falsch.

Aus meinem Kriegstagebuch.

Von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.

III.

Seelsorge im Felde.

Eines Abends holten mich Kameraden zur Beobachtung eines Nachtgefechtes. Das ist ja das Eigentümliche des neuzeitlichen Kampfes, daß am Tage in der Regel nur das Ohr ihn wahrnimmt, während der Zuschauer weit und breit keinen Menschen, kein Geschütz erblickt. Erst die Nacht, die alles verschleiernde, enthüllt auch dem Auge ihr furchtbares Geheimnis. Im Dunkel gingen wir die Landstraße hinauf, jedes Licht würde zum gefährlichen Verräter werden. Nur der Doppelposten, den wir passieren mußten, leuchtete uns mit seiner Laterne flüchtig ins Gesicht. Das Gefecht konnte nur wenige tausend Meter entfernt sein; kaum hatten wir eine Anhöhe des Weges erreicht, so hörten wir deutlich kurz nacheinander Abschuß und Einschlag der Granaten, mit dem Schnellfeuer der Infanterie und dem Knattern der Maschinengewehre wechselnd. Das bedeutete Sturm. Jetzt tobte eine Artillerieſalve über's Feld, kam sie von deutscher, kam sie von französischer Seite? Ein wenig weiter, und wir sahen es aufblitzen, bald hier, bald dort, und gleich darauf erfolgte ein dröhnender Knall. Mit einem Mal wurde es still und ein großer strahlender Stern stieg kerzengerade aus der Ebene empor, blieb sekundenlang stehen und erlosch. Dann aber krachte es von allen Seiten, als hätte die Hölle sich aufgetan. Wie Riesenfackeln flammten am Horizonte brennende Dörfer auf, und gespenstisch huschte über den nächtlichen Himmel das Licht eines Scheinwerfers.

Wir sprachen nur wenig auf dem Heimweg. Jeder hing seinen Gedanken nach, und es waren in uns allen wohl die gleichen. Wie schaurig mußte ein Nahkampf in der Nacht sein, die den ohnedies aufs Höchste gespannten Sinnen hun-

dort ungesehene Schrecken vorgaukelt! Hier stolpert einer über eine Baumwurzel und fällt in einen Graben, dort stürzt einer über die Leiche seines Kameraden, und da verfängt sich ein dritter im Drahtverhau und kann trotz übermenschlicher Anstrengungen sich nicht los machen, während die Kugeln dicht über ihm, dicht neben ihm einschlagen, und ganze Reihen Voranstürmender vom Feuer der Maschinengewehre niedergemacht werden. Eine Granate platzt und reißt in weitem Umkreise Menschenleiber zu blutigen Fetzen. Ins Herz getroffen sinkt einer, der gegen jedes Geschoß gefeit schien, lautlos zu Boden. Einer unter vielen; aber eine Welt voll Lebenskraft und Lebenslust und Lebensmöglichkeiten erlischt mit ihm, nicht anders wie eine fröhlich brennende Kerze, die man — pah! ausbläst. Und doch wohl ihm, daß er in Walhall einziehen darf ohne Schmerz und ohne Bitterkeit. Aber jene anderen, die schwer getroffen, lebend liegen bleiben, vielleicht zwischen zwei Feuern, vielleicht mitten unter den Ihren, die achtlos an ihnen vorbei, über sie hinwegstürmen — ihre Qualen vermag kein Mund auszusprechen. Wird der Kampf noch lange dauern? Wird man mich finden, solange es noch Zeit ist? O, wie die Wunden brennen! Fall ich in Feindeshand? Diese endlose Nacht! Wär' es doch Morgen. Kam'rad, nimm mich auf, mich! Kam'rad, Kam'rad, Wasser, nur einen Schluck Wasser! Ich verdurste — Mutter!

Kam'rad! Kam'rad! Den Klang dieses Wortes werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Ich habe es nicht auf dem Schlachtfeld gehört, aber unzählige Male in den Lazaretten. Gott sei Dank, es sind doch nur wenige, die da draußen hilflos liegen bleiben und den schwersten Tod erleiden. Viele schleppen sich allein, oder von Kameraden gestützt, hinter die Front, werden dort verbunden und mit irgend einem Gefährt weiter zurückgeschafft. Viele werden von den Sanitätsmannschaften aufgelesen und aus dem Gefechtsbereich getragen. Denn während des Kugelregens schon tritt jene weitverzweigte herrliche Organisation in Tätigkeit, die dem Tode seine Opfer zu entreißen und die Wunden des Krieges zu lindern, womöglich zu heilen bestimmt ist.

Bei jedem größeren Gefecht läßt das Korps die Sanitätskompagnie ausrücken. Etwa 800 Meter hinter der Feuerlinie ist ein stehender Truppenverbandsplatz, wieder 1000 Meter zurück der Hauptverbandsplatz eingerichtet. In der Mitte zwischen beiden halten die Sanitätswagen, gekennzeichnet durch die weiße Fahne mit dem Genfer Kreuz. Die Hilfskrankenträger gehen, je drei mit einer Trage vor und setzen sie vor dem Wagenhalteplatz nieder. Sobald der Kompagnieführer den Befehl erteilt, schwärmen sie aus, holen, oft unter höchster Lebensgefahr, die Verwundeten aus dem Feuer und bringen sie nach dem Truppenverbandsplatz, wo von Aerzten der erste Verband angelegt wird. Die Verwundeten werden auf die bereitstehenden Tragen gelegt, die Tragen in die Wagen gehoben und die Wagen nach dem nächsten Feldlazarett gefahren. Der Hauptverbandsplatz dient zur Entlastung der Truppenverbandsplätze. Im Feldlazarett wird der Verband nachgesehen und erneuert. Dringende Fälle bleiben hier zur Behandlung; täglich werden sie nach dem Operationssaal zur Untersuchung gebracht. Alle Transportfähigen dagegen werden möglichst nach einem Kriegslazarett überführt, das als solches bereits außerhalb des Operationsgebietes liegt, oder gar noch weiter nach einem Garnison- oder sonstigen Lazarett der Heimat abgeschoben. Je weiter von der Front, desto vollkommener der medizinische

Apparat. Kranke, zumal Seuchenkranke, die einer besonders sorgfältigen Pflege durch längere Zeit bedürfen, werden zumeist in Kriegslazaretten untergebracht. Ganz „zivile" Krankheiten trifft man da: Rheumatismus, Blinddarmentzündung — Bandwurm. Aber die Ausbreitung von Typhus und Ruhr ist leider kriegsmäßig. Niederdrückender als der Besuch Verwundeter ist für mich ein Gang durch das Seuchenlazarett. Saal an Saal in den schier endlosen Korridoren einer Kaserne liegen da die ausgemergelten fiebernden Gestalten, und selbst der Anblick der immer freundlichen stillwaltenden katholischen Schwestern in ihren weißen Hauben kann mich nicht hinausheben über die lastende Atmosphäre dieses Massenelends.

Der seit etwa vier Monaten herrschende Stellungskrieg hat das Gute, daß die Zahl der Verwundeten fast überall stetig zurückgegangen ist. Ich habe wohl den Truppen- und den Hauptverbandsplatz besucht, aber keinen von beiden in Tätigkeit gesehen. Dagegen bin ich in den Feldlazaretten der Division, der ich bis vor kurzem angehörte, beinahe täglich ein- und ausgegangen. Die Kirche, das Pfarrhaus, die Schule, aber auch Mietshäuser werden in Hospitäler verwandelt. Anfangs waren sie nur mit Strohmatten belegt (auch lange hölzerne Krippen habe ich gesehen); vielfach wurden die Matten später durch eiserne Bettstellen mit Polstern, Kissen und Decken ersetzt. Einen geradezu idealen Krankensaal bieten die an einigen Orten aufgestellten Dekkerschen Asbest-Baracken; über Nacht erstehen diese festgefügten sauberen lichten Wunderhäuser. Tritt man ein, so meint man, hier müsse jeder gesund werden.

Mein erster Besuch freilich, den ich der als Feldlazarett eingerichteten ziemlich großen Kirche in S. machte, führte mich mitten hinein in eine Welt nie gesehenen Jammers. Links und rechts vom Mittelgange, wo ehemals die Bänke für die Beter gestanden hatten, lagen, einer am anderen in drei-, in vierfachen Reihen, die unglücklichen Opfer des blutigen Völkerringens, um die Kanzeltreppe, um den Altar herum, von dem noch vor Wochen aus Priestermund das Wort von der Menschenliebe und -verbrüderung erklungen sein mochte, wanden sich krampfhaft Menschenbrüder in den Wunden, die der Haß des Feindes ihnen geschlagen. Ein widriger Geruch von Blut und Schweiß und Karbol schlägt mir betäubend entgegen. Ich presse die Zähne zusammen und gehe durch die Reihen. Ein Mann mit weitaufgerissenen Augen und geisterhaftem Blick hebt die hagere Hand und flüstert: Schnell, schnell! Ich will ihn beruhigen, das Wort erstirbt mir in der Kehle. Es ist mir plötzlich, als ständen sie alle auf von ihrem Schmerzenslager und drängten hinaus; und draußen schlössen sich ihnen andere an und wieder andere — ein unabsehbarer Zug keuchender humpelnder Krüppel ergösse sich über Straßen, Plätze, Dörfer, Länder — was wollen sie nur? Sie recken die Arme, die Stümpfe in die Höhe und fordern die Urheber des Menschenmordes vor ihr Tribunal: Seht, das ist Euer Werk! Ich glaube sie zu sehen, zu hören — und fliehe entsetzt die Stätte des Grauens.

Aber am nächsten Morgen komme ich wieder mit Feldpostkarten in der Tasche. Erst dachte ich feststellen zu lassen, ob unter den Verwundeten Juden seien. Aber die stereotype Frage nach dem Bekenntnis schien mir so quälend für die Armen und so wenig passend zu dem Werke der Menschenliebe, mit der ich hier beginnen wollte, daß ich kurz entschlossen bei jedem stehen blieb. Das religiöse Amt versahen ja die beiden christlichen Kollegen; mir blieb das rein menschliche. Hörte ich einmal von einem verwundeten oder kranken

Glaubensgenossen, so scheute ich natürlich keinen Weg, ihn aufzusuchen, und wandte ihm besondere Fürsorge zu. In der Betätigung vergesse ich gar bald das Entsetzliche, das mich umgibt, und überwinde das Grauen. „Wer will nach der Heimat schreiben?" Alle wollen sie. Ich verteile die Karten. Wer irgend sich aufrichten und den Bleistift führen kann, den lasse ich selber schreiben — eine fremde Hand könnte die Angehörigen erschrecken. Für die anderen schreibe ich, lasse mir diktieren oder setze, wo das Sprechen anstrengt, den kurzen Bericht an die aufgegebene Adresse selber auf. Wieviel Tränen habe ich da fließen sehn, wenn einer an seinen Vater, seine Mutter, an seine Braut oder an das Weib, daß er erst kurz vor dem Kriege heimgeführt hat, schreibt: „Ich muß Dir leider mitteilen...." Ueberläßt er es aber mir, in meinem Namen von seinem Unglücke Nachricht zu geben, bittet er zumeist: Nur nicht so schlimm machen, Hochwürden. Der Bitte bedarf es nicht erst. Ich teile zwar die Tatsache, wann, wo und wie der Betreffende verwundet wurde, wahrheitsgemäß mit — nichts ist in der Ferne beunruhigender als Ungewißheit, aber ich kleide die Tatsache in die mildeste Form und lasse stets der Hoffnung Raum. Rührend ist das Zartgefühl der Braven, die in ihren Schmerzen sich noch besorgt erkundigen, ob die Lieben daheim auch ganz gesund seien, oder die nicht vergessen, zum Geburts-, zum Hochzeitstag zu gratulieren. Es gibt auch andere. „Dies ist mein letzter Gruß an Euch", will mir einer diktieren. Ich lege natürlich energischen Protest ein. Ein anderer erzählt mir, er habe, als er verwundet umsank, einen Kameraden gebeten, seiner Frau seinen Tod zu melden. Ich beeile mich, die Hoffnung der Aermsten wieder zu beleben. Was so ein Stück Papier doch an Leid und Freud enthalten kann! Auch Tragikomisches läuft mit unter. Beginnt da einer mit den Worten: „Liebe Frau, ich muß Dir mitteilen, daß ich am ..... im Gefecht gefallen bin". Aber Kamerad, Sie leben doch, unterbreche ich ihn. Es hat eine Weile gedauert, bis er die Verwechslung begriff. Zum Dank bietet er mir 10 Pfennig an, die er mühsam aus seinem blutgetränkten Rock hervorsucht. Nein, ich bin bestellter Postbeamter!

Geld zur Beförderung an die Angehörigen nehme ich gern an. Ist es schon sonst für die Mannschaften unmittelbar hinter der Front beinahe unmöglich, Geld auszugeben, so ist es für die Verwundeten ein unnötiger Ballast. Millionen führt die Post seit Monaten aus dem Felde nach dem Reiche ab, dessen finanzielle Kraft dadurch stets von neuem gestärkt wird. Aber die kleinen Gaben, die hier nicht zu kaufen sind, bringe ich meinen Pfleglingen: Schokolade, Pfefferminze, Keks, Bonbons, auch Obst und als begehrteste Artikel: Zeitungen und Zigaretten. Dank der unermüdlichen Güte guter Freunde in der Heimat habe ich ein ganzes Warenlager solcher echten Liebesgaben in meinem Stübchen aufspeichern können. Manchem darf ich nicht zu essen, nicht einmal zu trinken geben, wie dringend er auch nach Wasser verlangt; er hat einen Bauchschuß erhalten. Ich kann ihn nur, oft selbst ohne Glauben an seine Genesung, auf später vertrösten. Man weiß, wie zugänglich der Mensch in dieser Hilflosigkeit jedem noch so schwach begründeten Zuspruch ist und was die seelische Verfassung mitunter für den Verlauf der Heilung bedeutet. Wie der Arzt oft genug zum Seelsorger, so wird dieser hier recht eigentlich zum Arzt. Geht nicht das Materielle und Ideelle überall in einander über? Ich habe es an jenem Abend nachdrücklichst erfahren, als wir nach einem Sturmangriff unserer Truppen nahezu

tausend Verwundete im Dorfe hatten. Alle Zimmer waren überfüllt. Ich klettere die halsbrecherischen Stiegen zu einer Bodenkammer hinauf. Da lagen Dutzende zu Tode erschöpft auf Stroh. Das Grauen wollte mich wieder packen; doch ich kannte ja das Gegenmittel: sich betätigen, helfen. Worte aber halfen hier nicht. Die Armen lechzten nach einem Labetrunk. Rasch Suppe, Tee, Brot herbeigeschafft. Aus den schier unergründlichen Eimern schöpften wir immer wieder in die gierig geleerten Becher. Das schmeckte! Ob ich keine Zigaretten hätte? Zum Glück hatte ich welche; und ich brachte es nicht übers Herz, ihnen diesen Tröster in der Not zu verweigern, obwohl ich wußte, daß ein überspringender Funke das Stroh in Brand stecken und alle Insassen dieser ärmlichen Kammer in eine viel größere Gefahr bringen konnte als die, der sie im Felde entronnen waren. Vorsicht, Kameraden! Gute Nacht!

Mit der Zeit trete ich den einzelnen persönlich näher, und damit gewinne ich die innere Freiheit und Heiterkeit, die dem Kranken sich unwillkürlich mitteilend, erst recht eigentlich seelsorgerisch wirken kann. Die meisten leiden nicht nur unter den körperlichen Schmerzen, sondern an der Sehnsucht nach ihren Lieben und deren Liebe: ihnen gilt es, ein Stückchen Sonne, einen Hauch heimatlichen Friedens zu geben. Die Jüngeren allerdings, die Unverheirateten, wollen zurück in die Schützengräben. Strafe ist es ihnen, hier untätig liegen müssen. Gegen meine Gewohnheit lese ich eine mir zur Beförderung übergebene Karte eines jungen Menschen; sie lautet wörtlich: „Liebe Martha! Wie Du schreibst, soll ich mich nach der Heimat melden, aber so leicht geht das nicht. Denn wenn ich gesund bin, dann nehm ich wieder mein Gefähr (sic) in die Hand und gehe wieder den Feinden entgegen. Ich denke garnicht nach Hause zu kommen. Du mußt denken, daß wir dem Vaterland geschworen haben zu siegen oder zu sterben. Das sind auch meine Gedanken: siegen oder sterben. Bis auf's Wiedersehn Dein Anton." Und am Rande stand: „Wenn wir uns wiedersehen, dann sind wir glücklich." — Aber das ist doch nicht die Regel. Auf Ehre und Gewissen befragt, werden die meisten bekennen, sie wollten der Krieg wäre zu Ende. Wann kommen wir endlich heim? ist die immer wiederkehrende Frage. Nur das darf man sagen, daß im Herzen nicht einer dieser Männer, die ihre Treue gegen das Vaterland oft durch das schwerste Opfer besiegeln, Bitterkeit aufkommt. Sie alle sind davon durchdrungen, daß dieser Kampf notwendig war und wir durchhalten müssen, bis wir gesiegt haben. Daß wir siegen werden, daran zweifelt keiner. Nicht zum wenigsten diese Zuversicht gibt ihnen eine erstaunliche Kraft im Dulden. Sie stöhnen wohl bisweilen, aber sie jammern nicht; einige vermögen sich sogar zu dem im Feld so vielfach bewiesenen deutschen Humor durchzuringen. Einer, der die anstrengenden Märsche aus dem Anfang des Feldzugs mitgemacht hatte, meint, auf die amputierten Beine weisend: Erst liefen sie zu viel, jetzt laufen sie zu wenig. Der Franzose dagegen klagt und schreit. Gewiß, er fühlt sich als Gefangener, und es mag ihm von seinen Offizieren nicht wenig bange gemacht worden sein vor den Deutschen, die alle Gefangenen „füsilieren". Allein mir scheint, daß der Mangel an Beherrschung doch noch anderen Ursachen zuzuschreiben ist; dem lebhafteren Temperament, den schwächeren Nerven, die durch die mangelhafte Verpflegung in den französischen Schützengräben und den abscheulichen Genuß von Absinth nicht eben widerstandsfähiger werden. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Franzose mit allen seinen exotischen Bundesgenossen im Laza-

rett dieselbe liebevolle sorgfältige Wartung und Pflege genießt wie jeder, der seine Pflicht gegen sein Vaterland getan hat, und auch ich deutscher Barbar gehe nicht an ihm vorüber ohne ihm die unentbehrlichen Zigaretten oder Süßigkeiten zu reichen.

Was nur geschehen kann, die Verwundeten zu erfreuen oder doch von ihren Sorgen abzulenken, das geschieht. Sie werden mit Vorliebe für die Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz vorgeschlagen, und für den ganzen Saal ist es ein weihevoller Augenblick, wenn der Offizier eintritt und mit Worten warmer Anerkennung diesen schönsten aller Orden dem Braven überreicht. Einmal hörte ich in der Kirche die Orgel spielen. Wie Friedensengel mild schwebten die Töne durch den Raum, die Herzen mit sich hebend, und für eine Weile war alles Schwere wie abgestreift und versunken. Ich war auch Zeuge einer Andacht von wenigen Minuten. Als der Pfarrer mit den Worten des Psalms begann: „Ich hebe meine Augen zu den Bergen", hörte man noch hier und da Stöhnen. Aber sehr bald war es still.... „Dein Hüter schlummert nicht —". Alle Hände wurden gefaltet; es war ein Schweigen ringsumher. „Gott behütet Dich vor allem Bösen. Er behütet Deinen Ausgang und Deinen Eingang von nun an bis in Ewigkeit...." „Amen" sagte aus Herzenstiefe die ganze andächtige Gemeinde. Ein echter religiöser Glaube, der in vielen nur dürftig glomm, wird in den Stunden, Tagen, Wochen des Kampfes auf Leben und Tod, der sich hier noch einmal in der Stille abspielt, zur hellen Flamme entfacht. „Gott hat bis hierher geholfen, er wird auch weiter helfen." „Gott verläßt die Seinen nicht." So habe ich viele selber sagen hören. Viele verlangen nach dem Abendmahl und in der letzten Stunde nach den Sterbesakramenten.

Wo alle am gleichen Los tragen, fallen ganz von selbst die konfessionellen und sozialen Schranken, die vormals ängstlich aufgebaut und gehütet wurden. Grüß Gott, Herr Pfarrer, schallt's mir entgegen. Sie wissen zwar, daß ich Jude bin; aber schließlich hat doch jedes Bekenntnis seinen „Pfarrer"! Nur ein pfiffiger Junge aus Berlin N. begrüßt mich jedesmal, seine Bildung zu beweisen, mit „Herr Rabbiner". Er hat mir gelegentlich mit gleichem Eifer auseinandergesetzt, wie verkehrt das Vorurteil gegen die Juden wäre. Der ganze Saal horchte auf und stimmte ihm lebhaft bei. Zufällig fällt mein Blick auf die Karte eines Insassen; er schreibt seiner Schwester, es käme täglich ein evangelischer, ein katholischer und „sogar" ein jüdischer Feldgeistlicher zu ihnen, um ihnen die Zeit zu vertreiben. Ja, das ist in der Tat nicht wenig wichtig, die Zeit vertreiben, die sich endlos dehnt. Jeder will wissen, wie unsere Sache in Frankreich, in Rußland steht. Ein neuer Sieg! Da glänzen die Augen. Manch einer will (gewiß nicht zum ersten Mal) von dem Gefecht erzählen, in dem er verwundet wurde, wie es den Nebenmann tötlich traf, wie ein Freund durch ein Wunder gerettet wurde und wie er selbst getroffen umsank; aber er wird es den Rothosen schon heimzahlen! Nicht alle hier sind durch feindliche Geschosse verwundet; dieser da hat zu spät die Handgranate geschleudert, der dort hat sich mit dem eigenen Gewehr versehentlich angeschossen, ein Dritter hat von einem Pferde einen Huftritt erhalten. (Wer Kolonnen mit Pferden und Wagen auf engen Straßen begegnet ist, staunt nur, daß verhältnismäßig so wenige unglückliche Zufälle sich ereignen). So will jeder hören, plaudern, lachen, nur nicht denken! Das macht die Behandlung, zumal die seelsorgerische, des Gebildeten

schwer: er denkt und grübelt. Wenn nämlich überhaupt ein Unterschied zwischen Verwundeten- und Verwundeten (vom Charakter abgesehn) zu machen ist, ist's der, den unsere alten Weisen durch die Gegenüberstellung des Menschen von Bildung und des am haarez bezeichnen. Treffe ich einen Primaner, einen Studenten, einen Lehrer — man erkennt sie an den Händen, der Sprechweise sofort — da geht es zwischen uns wie ein intuitives Verstehn von Aug' zu Auge und wir drücken uns fester die Hand. Freilich kommen wir auch auf die Zukunft zu sprechen — dem jungen Mediziner, dem der rechte Arm abgenommen, dem Lehrer, dessen Glieder zeitlebens gelähmt sind, ist nicht leicht klar zu machen, daß sein Dasein nicht seinen Wert verloren hat und nur eines neuen Inhaltes bedarf. Aber die Jugend, die rasch umlernt und die schon heute einsetzende großartige soziale Fürsorge mit ihren Arbeitsmöglichkeiten für alle, die der Krieg zu Krüppeln macht, sind kein leerer Trost, und ich weiß, auch die jetzt noch müde den Kopf schütteln, wenn man ihnen von der Zukunft spricht, werden sich immer geduldiger in ihr Schicksal fügen.

Geduld ist die Arznei, die mehr als andere dem natürlichen Heilungsprozeß nachhilft. Der Gesunde selber lernt sie erst hier recht schätzen und üben. Schwerverletzte, die man beim ersten Blick verloren gegeben hatte, auch Lungen- und Kopfverletzte, erholen sich allmählich, verlassen ihr Lager und kommen einem unerwartet eines Tages entgegen, noch mühsam Schritt vor Schritt, aber glückselig lächelnd; es gibt nichts Herzerquickenderes als solch einen Genesenen zu sehn. Und ihre Genesung erleben ja dank der hervorragenden ärztlichen Kunst die allermeisten. Amputationen werden so wenig wie möglich vorgenommen, Geschosse nur in den dringendsten oder in den leichtesten Fällen entfernt. Schrapnellkugeln fühlt man bisweilen unter der Haut des Getroffenen, und nicht lange, so hält er sie in der Hand. Die wird er sich aufbewahren und seinen Kindern zeigen, wenn er mit ihnen an Winterabenden in der warmen Stube, beim traulichen Schein der Lampe um den Tisch sitzt und wieder und wieder erzählen muß von dem großen Kriege.

Schlimmer sind die Verheerungen, die Dum-Dum-Geschosse und die Splitter der satanischen Granaten im Körper anrichten. Da wird die Hoffnung, den Verwundeten zu retten, oft genug getäuscht. Eines Abends trugen sie einen jüngeren Soldaten herein, der von Splitterwunden gänzlich bedeckt war. Ich war verblüfft, ihn lachen zu sehn und lobte seine Tapferkeit. Sein Nachbar meinte: „Wart' nur, Kam'rad, morgen wirst Du schon die Schmerzen spüren". „Die verbeißt man halt", gab der Brave zurück. Am andern Morgen war mein erster Gang zu ihm. Er hatte die Decke über dem Gesichte. Schläft er? fragte ich den Nachbar leise. „Ja, der schläft für ewig." Er war in der Nacht gestorben. Da war ein Kriegsfreiwilliger, er hatte einen Lungenschuß erhalten und atmete schwer. Er hatte nur noch wenige Stunden zu leben, wußte ich vom Arzt. Er ergriff meine Hand, ich mußte mich zu ihm auf's Bett setzen und ihm aus der mitgebrachten Zeitung vorlesen. Ich las mit halblauter eintöniger Stimme, daß er einschlafen sollte. Als ich ihn schlafen glaubte, hielt ich inne. „Sehr interessant", sagte er, ohne ein Wort verstanden zu haben, „weiter lesen!" Und ich las weiter. Endlich schlief er. Er ist nicht wieder erwacht. Ein stämmiger Bayer hatte Wochen lang gelegen; die Beine waren ihm amputiert worden, aber es schien, als sei er damit gerettet. Plötzlich trat eine Verschlimmerung in seinem Zustand ein, und

ein Starrkrampf ließ das Letzte befürchten. Wie ich ihn so daliegen sah, den blutigen Schaum vor dem Munde, die Augen zur Decke stierend, wollte ich ihn nicht ansprechen, um ihn nicht zu quälen. „Kennen's mich nicht mehr, Herr Pfarrer?" brachte er keuchend hervor. „Aber freilich kenne ich Sie, lieber Kamerad." Er gab mir zu verstehen, daß ich an seine Frau schreiben solle. Wiederholt hatte ich an diese Frau geschrieben und von der fortschreitenden Besserung berichtet. Was aber sollte ich ihr nun sagen? Er diktierte: „Liebe Frau, es geht mir gut", weiter kam er nicht. Natürlich schrieb ich anders, um die Aermste auf das Schmerzliche vorzubereiten. Den Tag darauf, als man den Tapferen begrub, erhielt ich von seiner Frau einen Brief, sie ahne nichts Gutes, sie wolle zu ihrem Manne, ihn noch einmal zu sehen. Ich versuchte sie zu trösten, wie man das eben in solchen Fällen versucht, ihr Mann sei als Held gestorben, sie werde die göttliche Schickung gewiß nicht minder tapfer tragen wollen.

Es hat etwas Tröstliches, daß denen, die im Lazarett sterben, in der Regel der Todeskampf infolge der vielen Morphiumeinspritzungen, die sie zur Linderung der Schmerzen erhalten, erspart bleibt. Reihenweise werden die Verstorbenen, teils in ihren Uniformen, teils in weißen Linnen, auf dem Kirchhof beigesetzt. Unter Führung eines Offiziers gibt ein Zug Soldaten den toten Kameraden das letzte Geleite. Nach einer kurzen Ansprache des Geistlichen wird unter Gebeten der Grabhügel aufgeschichtet, der meist kleine Tannenbäume und Kränze zum Schmuck und stets ein hölzernes Kreuz erhält, auf dem zum mindesten die Zahl der Bestatteten verzeichnet steht. Die Deutschengräber von 1870, in Marslatour und andernorts beweisen, daß der Feind die Toten zu ehren weiß. Der Krieg freilich stört selbst die Toten aus ihrer Ruh. Die Granaten, die aus geheimnisvollen Schlünden von jenseit der Berge zischend daherkommen, wühlen selbst die Gräber auf. Sie gelten allein dem kämpfenden Gegner, aber sie fragen nichts nach der wehenden weißen Fahne auf Kirche und Schule. Wiederholt schlugen sie dicht neben einem unserer Lazarette in den Boden, und machten die wehrlosen hilflosen Verwundeten weinen. Das gesamte Lazarett mußte nach einem geschützteren Dorf in der Nachbarschaft verlegt werden. Das Schulgebäude war kaum geräumt, da zertrümmerte ein 21 cm-Geschoß alle Fensterscheiben. Sicherheit im Felde gibt es heute überhaupt nicht. Der Tod lauert überall. Der feindliche Flieger, der da oben hoch, kaum hörbar, über uns schwebt, kann mit einer Bombe uns zu einer unkenntlichen Masse zerschmettern, mit einem seiner haarscharfen stählernen Pfeile wie ein Stück Holz durchspalten. Dieses stete dem Tod ins Auge Sehen macht auf die Dauer ruhig. Man lernt einsehn, wie ohnmächtig der Mensch gegenüber dem Schicksal, wie hinfällig das Leben und wie geringfügig das Dasein eines einzelnen ist. Aber man lernt auch begreifen, daß unseren zugezählten Tagen und Stunden nur die treue Erfüllung der Pflicht gegenüber der Gemeinschaft Wert und Dauer verleiht — uralt-biblische Wahrheit.

Im Dienste einer Volksgemeinschaft, wie unsere deutsche, in dieser großen Zeit mit seinen Kräften wirken zu dürfen, das Bewußtsein erhebt über alles Leid. Ich habe im Laufe eines Vierteljahres Tausende von Verwundeten gesehen, die aus allen Gauen unseres Vaterlandes stammten. Sie beweisen im Dulden ein Heldentum, das hinter dem des Schlachtfelds nicht zurücksteht; ihre Liebe zum Vaterland, ihr Vertrauen auf den Sieg der deutschen

Waffen und ihr Glauben an einen gerechten Gott ist umso echter, als unter dem Druck körperlicher Qualen der Taumel verfliegt und die Seele ihr Innerstes enthüllt. Was von den Aerzten und ihren Helfern geleistet wird, um die Qualen dieser Dulder zu lindern, die blühenden jungen Menschen ihren Angehörigen, dem Volk, womöglich dem Heer, wiederzugeben, ist ein Ruhmesblatt der deutschen Wissenschaft wie des vielgeschmähten militärischen Geistes, und wir Juden dürfen mit Stolz darauf hinweisen, daß wir zu den Legionen, die das Werk der Barmherzigkeit vollbringen, vom gemeinen Sanitäter bis zum Oberstabsarzt eine unverhältnismäßig hohe Zahl stellen. Mich persönlich versöhnt mit allem Gräßlichem, was ich sah, die Gewißheit, daß ich vielen doch einen Tropfen Balsam auf die Wunde träufeln konnte, und war es nur mit einem Wort.

Ein paar freilich sind immer unter den Unglücklichen, denen man auch das nicht einmal geben kann. Ihr Geist ist umnachtet. Sie reden im Fieber von der Schlacht; sie schreien geängstet auf. Dann werden sie mit einem Male still und flüstern zärtlich „Mutter". Da weiß ich, die brauchen mich nicht, die sind geborgen. Es ist wunderbar, wie der „rauhe Krieger" beim Gedanken an die Mutter weich wird. In einer Nacht kamen auf Wagen Frauen und Kinder durch unser Dorf, die durch das Feuer ihrer eigenen Landsleute obdachlos geworden waren — es war ein trauriger Zug. Die Lehrersfrau im Dorf bettelte, man möchte doch ihre greise Mutter, die unter den vielen war, ihr überlassen, es wurde gewährt. Ich übernahm es, den Wagen zur Schule fahren zu lassen und winkte zwei Soldaten, die Alte auf einer Trage ins Haus zu schaffen. Der eine aber nahm sie in seine Arme und trug sie behutsam wie ein Kind in die helle Stube in den Sessel am Ofen. Als ich ihm deswegen dankte, sagte er schlicht: „Hab doch auch ein altes Mütterchen daheim." Die heilige Mutterliebe trägt edelste Frucht; auch das blutigste Handwerk kann die Liebe zur Mutter nicht auslöschen. Aus der hebräischen Bezeichnung für den mütterlichen Schoß wird das Wort für die göttliche Barmherzigkeit hergeleitet. Weil uns alle eine Mutter gebar, darum kann am Ende nicht der Haß triumphieren. Und kein Kampf ist zu schwer, kein Opfer zu teuer, wenn sie die barmherzige Menschenliebe zum Siege führen.

Aus Feldpostbriefen jüdischer Soldaten.

Augenblicksbilder aus dem Krieg.

(In den Argonnen, Oktober 1914.)

I.

Nächtliche Fahrt.

Ein Sechsergespann in scharfem Trab,
Es rattert der eiserne Wagen
Durch Stoppeläcker bergauf, bergab,
Geschosse zum Morde wir tragen.

Des Mondes Sichel zürnt feurigrot,
Und traurig flimmern die Sterne,
Wir aber tragen den blutigen Tod
In die dunkelnachtende Ferne.

Hat keiner weiter daran gedacht,
Ob gut oder bös, was wir taten.
Wir eilen dahin durch die schweigende Nacht,
Und um uns zischen Granaten.

II.

Miserere.

Zieht ganz langsam ein Menschenhauf
Zerlumpt und schwankend die Dorfgasse rauf,
Die Augen trübe und tränennaß,
Die Leiber mager, die Wangen blaß:
Franzosen! Frauen und Kinder und Greise,
Sie reden kein Wort, manche schluchzen nur leise,
Und voran schreitet, die Waffe im Arm,
Grimmig ein deutscher Feldgendarm.
Ich rede eine der Frauen an.
Sie kommen sechs Stunden weit her, von Servan.
Drei Wochen waren sie eingeschlossen,
Drei Wochen wurde ihr Dorf beschossen.
Haus um Haus ist niedergebrochen,
Da haben sie sich in die Keller verkrochen;
Und über ihnen stürzt es zusammen,
Ihr Haus und ihr Hab, ihre Heimat in Flammen.
Sie kauern im Dunkel, von allen vergessen,
Ohne Licht und Luft, fast ohne zu essen.
Die einzige Nahrung, die sie haben,
Brot, das deutsche Soldaten aus Mitleid gaben.
So gingen drei Wochen, nun treibt man sie fort,
Ein lästiger Schub, ein Gesindeltrasport.
Wo sie unterkommen, mögen sie sehen,
Können ja irgendwo betteln gehen. — — —
So erzählte die Frau; und dann unter Weinen:
„Sehn Sie hier, mein Herr, diesen armen Kleinen,
„Vater und Mutter tot mit fünf deutschen Soldaten
„Von unsern eignen französischen Granaten!
„Warum das alles, mein Herr?" — —
Ja warum?
Ich blicke zum Himmel, der Himmel bleibt stumm.

III.

Morgenidyll.

Am Waldrand auf dem Wiesenrain
Schläft einsam eine alte Mühle.
Noch drang kein Sonnenstrahl hinein,
Noch witterts Nebelmorgenkühle.

Es schleiert weißlich hinterm Wald,
Der Morgentau perlt an den Halmen,
Die Farben sind noch tot und kalt,
Noch singt kein Vogel Morgenpsalmen.

Da lenk ich meine Schritte leis,
Daß ich den Frieden rings nicht wecke,
Hin, wo ich eine Quelle weiß
Verborgen unter grüner Hecke.

Still bade ich im Dämmerlicht
Die steifen, nachtzermürbten Glieder,
Und für mein Tagewerk erfrischt
Schleich ich mich sacht von dannen wieder.

Da kommt die Sonne fahl heraus
Blickt durch der Mühle tote Scheiben,
Blickt in ein öd geplündert Haus —:
Nachtfrieden wich dem Kriegestreiben!

Soldatenleben frisch und hell,
Der Kaffeekessel surrt am Herde,
Und in den trübgewordnen Quell
Tränkt ein Ulan die durstgen Pferde.

Kriegsfreiwilliger Erwin Seligmann.

Bruß, 5 km w. Lodz, 8. 12. 14.

Mein geliebter Onkel!

Gestern wurde ich durch Deine lieben Zeilen und die ausgezeichneten Zigarren aufs freudigste überrascht; ich weiß nicht, was mich mehr erfreut hat, die guten Zigarren oder Deine herzlich guten Worte; beides bezeigt mir Dein liebevolles Gedenken, und das tut wohl, besonders in diesen ernsten Zeiten, wo Zusammengehöriges sich aus innerem Bedürfnis enger zu einander findet. In Tagen der Ruhe zogen meine Gedanken oft zu Dir, mein lieber Onkel, und zu Dir, meine liebe Tante, und ich erlebte das Schwere mit, daß Euch durch Fritzens Gestellung betraf. Nun höre ich zu meiner großen Freude, daß er bereits zum Unteroffizier ausgebildet wird, und es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß, wenn er sich beeilt, er noch Offizier werden kann. So wird uns Juden endlich Gerechtigkeit widerfahren, und wir sollten nichts scheuen, keine Strapaze und kein Opfer, um dieses Ziel in würdiger Weise zu erreichen. Ganz so fern bin ich diesem Ziel auch nicht mehr, trotz der Vornehmheit meines Regiments. Und ich muß offen bekennen, daß bei mir das an erster Stelle steht, die glückliche Heimkehr tritt demgegenüber in den Hintergrund, so lebhaft auch Friedenssehnsucht sich manchmal in mir regt. Ich bin unendlich stolz, mitkämpfen zu dürfen für das geliebte bewunderungswürdige Vaterland und weiß zu jeder Stunde, daß eine besondere Verantwortung auf jedem Juden ruht, immer und immer wieder zu zeigen, daß man bereit ist, sein Leben für die deutsche Sache hinzugeben, um dadurch die Gleichwertigkeit des Juden in seiner Liebe für das Vaterland beweisen.

Ich erlebe Seltsames in diesem Kriege gerade als deutscher Jude bei der Begegnung mit den polnischen Juden. Wie eine andere Art Mensch hebt sich der arme polnische Jude von seiner polnischen Umgebung, den polnischen Bauern, ab. Er ist nicht Pole wie sie, sondern Deutscher, seiner Sprache nach und seinem ganzen Empfinden. Wie ein Wunder wirkte es auf mich, als ich zum erstenmal in eine jüdische Familie unter der verkommenen, verschmutzten polnischen Bauernbevölkerung geriet. Während die Bauern verstockte Deutschenhasser sind, in tierischer Dumpfheit und ekelhaftem Schmutz leben, drängte sich bei mir bei dem Einblick in das häusliche Leben der Juden die unabweisliche Erkenntnis auf, daß im Juden etwas Besseres, Edles, ethisch Wertvolles lebt, das seinem Familienleben eine gewisse reinigende Kraft und Weihe verleiht, und ich fühlte, daß der Grund hierfür in der Religion der Juden liegt. Die Religion allein unterscheidet den Juden von dem Polen, woher anders als daher könnte dieser allzudeutlich sichtbare Unterschied im Menschentum des Juden von dem Polen kommen, mit dem er doch sonst alle Lebensbedingungen, dieses elende, jammervolle, erbarmungswürdige Dasein teilt. Es rührte mich tief, wie diese Juden ihre Religion ausüben, in aller Not und Gefahr das von den Vätern überkommene Gebet sprechen, wie allein die Juden unter den Polen das Haus rein halten und die Frau ehren. Das war „Jire", das war angeborener natürlicher Anstand, hier erlebte ich den Geist des Judentums als Religion in seiner wunderbar reinigenden ethischen Kraft, und ich betrachtete es als meine Aufgabe, meine Kameraden auf dieses sichtbare Zeichen besseren Menschentums stets hinzuweisen, um hier, wo alles in der Not des Krieges menschlicher fühlt, für die jüdische Sache zu wirken, indem ich zunächst einmal mich selbst stets als Jude bekannte und ihnen zugleich die polnischen Juden menschlich näher brachte. So hoffe ich, nicht vergeblich in den Krieg gezogen zu sein.

Augenblicklich erlebe ich Großes: Die Russen fliehen in der Richtung auf Warschau, wir verfolgen sie, ihre Verluste sind gräßlich. Aber ich habe das Mitleid mit diesen Tieren, diesem Herdenvieh, verlernt. Wir Deutsche müssen erbarmungslos daraufloschlagen, und das tun wir, Gott sei Dank!

Nun ein herzliches Lebewohl! Ich grüße Dich, mein geliebter Onkel, und die geliebte Tante herzlich und umarme Dich in treuer Liebe. Dein Dich herzlich liebender Neffe

Kurt.

Bei St. Mihiel, 10. Dezember 1914.

Mein innigst geliebtes Mütterlein!

Heute erhielt ich mit großer Freude Deinen Brief vom 3. ds., und obwohl ich beruhigt bin, daß alles wohl zuhause ist, muß ich mich mit Dir, lieb Mütterlein, einmal ganz offen aussprechen, denn aus jedem Deiner Briefe, aus jeder Zeile, die Du mir schreibst, spricht nicht nur die aufopferndste Mutterliebe, sondern noch viel mehr die bangen Sorgen und die quälenden Gedanken, die Du Dir um mich machst. Und das ist Unrecht. Wohl befinde ich mich in steter Gefahr, wohl kann mich jeden Augenblick das Schicksal erreichen, doch es gibt doch einen Gott, es gibt eine Vorsehung, die über uns waltet, und, Mutterl, ich weiß, daß ich Euch wiedersehen soll, ich fühle es mit jedem Nerv, und die Erfahrung hat mir mehr wie einmal schon gezeigt, daß eine ganz besondere göttliche Gewalt mich behütet. Auch wenn man zuhause ist, steht man in Gottes Hand. Er ist doch überall. Und sieh doch, liebes Mutterl, für was ich mein Leben aufs Spiel setze! Nicht nur ich, noch viele, viele andere junge Leute! Nicht nur, daß wir unsere geliebte Heimat, den Frieden für unsere Lieben, des Vaterlandes Ehre schützen, nein, ich und alle Juden im Heere haben eine größere Aufgabe. Wir müssen die Ehre des Judentums bewahren, müssen den anderen zeigen, daß auch wir einen Begriff von Ehre und Ehrgeiz haben, müssen ihnen zeigen, daß wir Juden auch Männer sind und keine Feiglinge. Dies soll unserm Judentum zugute kommen, damit der Jude von keinem Deutschen mehr verachtet wird und wirkliche Gleichberechtigung erlangt. Ich denke nur an drei Sachen, wenn ich Nächte lang wachend im Schützengraben liege: An Dich und an die Lieben zuhause, an die stille, glückliche Häuslichkeit, die ich schon im fernen Auslande immer entbehrte und zu der mich der Himmel zurückführen wird. An die Jahre des Friedens, die ich in oberflächlichem Glücke verbrachte, an meine herrlichen Reisen, an all die schönen Zeiten, die glücklichen Stunden, die ich schon erlebt. Und wirklich, ich kann nicht sagen, daß mein Lebensweg ein unglücklicher war, nein, ein überglücklicher! Oft denke ich dann an Fehler, die ich unterlassen hätte können, und so zieht im Geiste mein früheres Leben immer und immer wieder an mir vorüber. Ich denke viel, viel hier außen, und ich habe schon vieles bereut, was ich früher getan. Dann denke ich in schwachen Stunden, oh wäre ich doch zuhause, aber sofort sagt mir eine innere Stimme: du mußt aushalten bis zum Aeußersten, das fordert die Ehre. Also bitte, bitte, Mütterlein, sorg' Dich nicht um mich, sei auch Du standhaft, wie eine treue, deutsche Mutter. — Gestern wurde ich vom Kompagnieführer zur Beförderung eingereicht und werde wohl in drei Tagen Vizefeldwebel*) sein. Auch zu einer Auszeichnung (wahrscheinlich das bayerische Verdienstkreuz 2. Klasse) bin ich vorgeschlagen, doch das dauert mindestens 4—6 Wochen, bis es vom Kriegsministerium genehmigt ist. Freut Dich das nicht auch? Also jetzt, liebe Mutter, Kopf hoch und auf Gott vertraut! An die Lieben nebenan, an alle Brüder und Verwandte innige Grüße und Küsse. Ich umarme Dich im Geiste tausendmal und bin in treuer Liebe stets Dein Sohn

Fritz.

*) Der Beförderung des Briefschreibers zum Vizefeldwebel folgte, wie wir unterdessen gehört haben, 4 Wochen später die zum Offiziersstellvertreter. (D. Red.)

Der Krieg und die jüdischen Frauen.

Von Henriette Fürth-Frankfurt a. M.

Die Kriegserklärung war gekommen. Wie ein Sturm ging es da in den ersten Augusttagen durch unser Volk. Ein Großes war aufgewacht: Das Vaterland! Wir hatten es immer lieb gehabt und an ihm gehangen. Aber was es uns bedeutete, wie es wuchs weit über Irdisches hinaus, wie es zum Ein- und Alles wurde für uns alle, zur Tempelstätte und zum Opferstein, an dem wir alles darbrachten, was uns sonst als das Höchste erschienen war: Freunde, Familie, uns selbst: das hatten wir so nicht gewußt.

Und eine Einmütigkeit war aufgewachsen. So groß, so bezwingend, wie wir sie in unsern kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt hatten.

Dann kamen die großen Tage — hier endlich einmal ist dieses Beiwort an seinem rechten Platz — die miterlebt zu haben, das Größte in unserm Leben sein wird. Sie, deren Andenken wir in all seiner Leuchtkraft und stillen herzbezwingenden Größe hinübertragen müssen von Generation zu Generation. Als ein köstlichstes Erbe. Als ein Zeugnis davon, wie groß ein Volk sein kann. Als das stolze Bewußtsein, daß es unser Volk ist, das solche Größe gezeigt hat, von der Deutschamerikaner sagen, daß ihnen im Andenken an die hier durchlebten Tage der Mobilmachung noch heute die Tränen der Rührung in die Augen treten.

Das „civis romanus sum" war einst das stolze Wort des Römers. Wir haben an seine Statt das „civis germanus sum" gesetzt, und wir wollen und wir werden dies Wort als stolzesten Ehrentitel über die Welt tragen.

Wie sie hinauszogen unsere Feldgrauen, die Blüte unseres Volkes. So voll ernster und stiller Entschlossenheit, so sehr des Ernstes der Lage und der Größe der Verantwortung bewußt, aber doch voll froher Zuversicht, ein Lied auf den Lippen und ein Leuchten in den Augen.

In den Händen, die sich uns da zum Abschiedsgruß entgegenstreckten, in den aufleuchtenden Augen stand: Seid getrost! Wir werden siegen! Nicht nur, weil ein Volk wie das unsrige, schon um der Kulturmission willen, die es zu erfüllen hat, nicht untergehen kann, sondern weil wir siegen müssen. Sieg oder Untergang! So steht für uns die Sache. So und nicht anders. Das wissen wir daheim, wie sie es draußen im Felde wissen. Und aus diesem Wissen erwächst uns so Glaube wie Pflicht. Der Glaube an die Mission unseres Vaterlandes, die nicht darin besteht, die Völker mit harter Faust zu zwingen, sondern die da ist, das Licht der Kultur und der Gesittung allüberall auszubreiten, die Standarte der Menschlichkeit und der Menschenliebe zu entfalten und sie den Völkern voranzutragen in's Land des ewigen Friedens und der wahren Menschwerdung.

Wir freuten uns an jedem neuen Tag,
Daß wir geschnitzt aus einem edlen Holz
Und kämpften gegen Not und Ungemach
Und stillten jeden Seufzer jede Klag',
Und nannten das Kultur und waren stolz.

Nun liegt am Boden, was so herrlich war,
Die Barbarei erhebt ein blutig Haupt,
Vernichtung schüttelt wild ihr Schlangenhaar.
Und aller Güte, allen Mitleids bar
Sind ärmer wir, als wir es je geglaubt.

Wir taten's nicht aus eigner, freier Wahl.
Man zwang uns auf den ungeheuren Streit.
Nun türmen Opfer sich ohn' Sinn und Zahl,
Nun stöhnt zum Himmel namenlose Qual,
Die Menschheit bebt in Weh und wildem Leid.

Wir sind getrost! Wie auch der Würfel fällt;
Das Banner der Kultur in starker Hand,
So wehren wir uns gegen eine Welt,
So schirmen wir auf uns allein gestellt,
Vor'm Sturm der Feinde unser teures Land.

Mit Eisenschritten schreitet unsre Zeit.
Wir geben ihr die Richtung und den Lauf.
In Stub' und Kammern weinet herbes Leid,
Des Trostes Balsam halten wir bereit,
Die Herrlichkeit des Reiches bau'n wir auf.

Ein Reich des ew'gen Friedens soll es sein.
Des Deutschtums Herrschaft deute nicht den Krieg,
Die Liebe setzen wir als Gottheit ein,
Und allen Völkern Segen und Gedeih'n,
Bring unsres Vaterlands glorreicher Sieg.

Das ist eine große aber auch schwere Aufgabe, die denen da draußen, die aber erst recht den Daheimgebliebenen zuerteilt ist. Zusammen mit jener andern, nach allen Kräften die Wunden zu heilen, die der Krieg dem Wirtschaftsleben der Nation zugefügt, die Leiden zu lindern, die in seinem Gefolge einherziehen. Den Trostlosen Trost zu bringen, die Zagenden und Gebeugten aufzurichten und stark zu bleiben bis an's hoffentlich glückliche Ende.

An dieser Aufgabe mitzuarbeiten sind vor allen anderen die Frauen berufen. Sie, die die Trägerinnen und Pflegerinnen der Volkszukunft sind.

Die Frauen, das dürfen wir ruhig sagen, haben sich in diesen Tagen glänzend bewährt. Hätte es dessen noch bedurft: diese Kriegszeit bedeutete das Mündigwerden, aber auch die Mündigsprechung der Frauenbewegung. Zuerst nach der Kriegserklärung. Kein Bangen und Zweifeln. Keine Tränen, außer denen, die heimlich geweint wurden. Wie Spartas Mütter entließen wir unsere Söhne, wie Spartas Frauen unsere Gatten in den Dienst des Vaterlandes. Wir klagten nicht — wir jammerten nicht — wir arbeiteten. Arbeiteten von der ersten Stunde an, arbeiten heute noch und werden weiter arbeiten, so lange es not tut und so lange unsre Kräfte reichen, das heißt aber, so lang noch Leben in uns ist.

Beim roten Kreuz, in den Lazaretten, auf den Bahnhöfen, in der Familienhilfe der Kriegsfürsorge, in den Volksküchen, wie überhaupt in der Volksernährung, im Dienste der Mütter- und Kinderfürsorge, in der Arbeitsbeschaffung und Vermittlung: überall arbeiten Frauen. Arbeiten als ein Heer des Friedens, das helfen will, die Schrecken des Krieges zu bannen, das im Dienste dieses Kampfes eine Hingabe entfaltet, die sich würdig jener im Felde anreiht.

Und die jüdischen Frauen stehen in diesem guten Kampf in den vordersten Reihen. Ich habe in diesen Tagen in meinem Sinn Deutschland so oft mit dem Judentum vergleichen müssen. Gegen eine Welt von Feinden und Hassern, von Neidern und Mißgünstigen oder von Gleichgültigen, in deren lauem Zusehen und Abwarten mehr als Feindschaft liegt, steht unser Land da. Und das, was sie hassen und neiden, ist die ernste und erfolgreiche Tüchtigkeit unseres Volkes, ist die unbequeme Tatsache, daß das Volk der Träumer, der Denker und Dichter sich in ein Volk der Tat verwandelt hat, das nun gekommen ist, auch seinen Platz an der Sonne zu beanspruchen.

Wieviel Aehnlichkeit mit dem Schicksal der Juden ist doch in alledem. Auch uns Juden neidet man den Erfolg unserer Tüchtigkeit. Auch uns feindet man an und verfolgt und isoliert man: nicht um unserer Abstammung, nicht um unseres Glaubens willen, sondern weil unser Streben und unsre Tüchtigkeit den Erbgängern des trägen Beharrens unbequem ist. Unser Streben und unsre Tüchtigkeit, die ganz so wie das Deutschtum, nicht die andern knechten und unterdrücken, sondern sich nur selbst behaupten und dem Wohl der Allgemeinheit dienen will.

Mir ist schon manchmal der Gedanke gekommen, ob nicht aus diesem uns selbst in der Hauptsache nicht zu deutlichem Bewußtsein kommenden Untergrund der Uebereinstimmung des Fühlens und des Sonderleidens mit dem der Allgemeinheit ein Teil der starken Sympathie und der restlosen Hingabe erfließt, die gerade das Judentum in diesen glorreichen Tagen beweist. Gerade das Judentum. Eine unverhältnismäßig große Zahl von jüdischen Soldaten darf mit Stolz das Eiserne Kreuz tragen. Mannigfache Auszeichnungen anderer Art sind vielen zuteil geworden. Und einem Juden war es vorbehalten das bis jetzt in diesem Krieg Größte zu tun: das Opfer des Lebens mit der fast sicheren Gewißheit des Unterganges zu bringen. (Hans Heinemann). Und daheim? Und wir jüdischen Frauen? Ich sage es mit Stolz und Genugtuung: Die jüdischen Frauen haben sich in diesen Tagen glänzend bewährt.

Ueberall ist ihre selbstlose und ihre ausdauernde Hingabe zu verzeichnen. So viele von den Frauen und Mädchen, die im ersten Rausch der Begeisterung ihre Dienste zur Verfügung stellten, sind rasch müde geworden. Andere Elemente haben die Sonnenstellen aufgesucht. Die Posten auf denen man gesehen wird.

Die Mehrzahl der jüdischen Frauen und Mädchen aber ist treu geblieben. Treu auch dem bescheidenen Werk. Treu auch der schlichten Arbeit, von der nicht geredet wird. Treu der mühevollen und undankbaren Arbeit, mit einem Worte: treu der selbstgewählten Pflicht, wie immer sie sich auch gestalten mochte.

Wenn ich meinem Aufsatz den Titel gab: „Die jüdischen Frauen und der Krieg", so geschah das nicht und konnte es nicht geschehen im Sinne einer Aufmunterung zur Pflichterfüllung. Dessen bedarf es nicht. Wir sind alle mit Leib und Seele dabei, und wir sind um so befriedigter, je mehr wir leisten können. Und wir wissen weiter, daß wir mehr leisten müssen als die andern.

Das Kaiserwort des 4. August lautete: „Ich kenne keine Parteien und keine Konfessionen, sondern nur Deutsche."

Wir wollen an die Verwirklichung dieses Kaiserwortes glauben. Wir wollen darauf harren und hoffen wie auf die Ankunft des Messias. Aber wir wollen daneben nicht vergessen, daß auch ein noch so gut gemeintes Kaiserwort nicht all den offenen und noch weniger den gebundenen versteckten Antisemitismus beseitigen kann, der in so mannigfacher Spielart, unser deutsches Volkstum verunzierend, wuchert.

So müssen wir diesen offenen und versteckten Antisemitismus durch die Tat bekämpfen. Heute nicht durch die Tat der Abwehr. Dazu ist die Zeit zu schwer und die Kraft zu kostbar. Sondern indem wir durch jedes Wort und durch jede Handlung erweisen, daß auch wir unlöslich und selbstverständlich zu unserer deutschen Gemeinschaft gehören, kein fremder Tropfen im Blute, sondern ein organischer Bestandteil des deutschen Volkes sind.

Und wir müssen mehr tun: Wir müssen erweisen, daß wir nicht nur eins sind im Denken und Fühlen, sondern daß wir Juden Edelmetall von ganz besonderer Art dem Schatz unseres physischen, psychischen und sittlichen Volksvermögens hinzuzufügen in der Lage sind. So sage ich noch einmal: da, wo die andern aufhören, da wo sie zu erlahmen beginnen, da wollen wir jüdischen Frauen erst recht anfangen zu leisten, uns hinzugeben, uns aufzuopfern.

Das Blut der Makkabäer rollt auch in unseren Adern. Zeigen wir uns dieses hohen Erbes wert.

Nicht aus Ehrgeiz. Nicht um uns hervorzutun. Nur um dem geliebten Vater-

land, als dessen Bürgerinnen wir uns nie stolzer, nie rückhaltloser und unbedingter empfunden haben, als in den glorreichen Tagen des Heute, in ganz besonderer Weise zu dienen.

Gewiß, es gibt auch unter uns Laue und Gleichgültige, Oberflächliche und Eitle und Selbstsüchtige. Auch unter uns gibt es Frauen, die mit Stöckelschuhen, auffallenden Gewändern und auffallendem Schmuck einhergehen, die nichts von den Aeußerlichkeiten, und man könnte in manchen Fällen sagen: Albernheiten und egoistischen Gewohnheiten ihres Lebens aufgegeben haben.

Traurig, daß es solche Frauen gibt. Aber es gibt sie überall, und sie sind keine Sondererscheinungen des Judentums. Das sind die Unverbesserlichen, die unabhängig vom Bekenntnis überall zu finden sind. Die Leeren, Gehaltlosen, die Weibchen, von denen Laura Marholm vor Jahren sagte: Das Weib sei eine Kapsel über einer Leere, die erst der Mann füllen müsse. Ja, die kommen unter den jüdischen Frauen ebenso vor, wie sie anderwärts zu finden sind. Aber die Mehrzahl oder nur eine einigermaßen beträchtliche Zahl sind sie nicht.

Der gewaltige Sturmwind dieser Tage hat auch in den Reihen der jüdischen Frauen die Spreu vom Weizen gesondert. Von mancher Frau, die früher den schönen Oberflächlichkeiten und Nichtigkeiten des Tages, den ästhetischen Randleisten des Lebens eine übergroße Wichtigkeit beigemessen hatte, ist all das abgefallen, als wäre es nie gewesen.

So viel stille Größe, wortarme und doch so tiefsinnige Hingabe habe ich in diesen Tagen an dem jüdischen Frauentum kennen gelernt.

Und nun komme ich und will doch noch einmal mahnen?

Ja, das will ich, aber indem ich das tue, verlasse ich den engeren Kreis der Konfessionen und rede von uns nicht als Jüdinnen, sondern als deutschen Frauen.

Einmütig und ohne Zaudern und Zagen (— das sei noch einmal gesagt —) hat das deutsche Frauentum sich auf den Boden des Vaterlandes gestellt. Wir haben unsere Söhne, unsere Gatten dahingegeben. Nicht leichten Herzens, sondern im vollen Bewußtsein der schrecklichen Gefahr, unter dem vollen Gewicht der furchtbaren Verantwortung.

Aber auch in der Erkenntnis, daß unser Volk dazu bestimmt ist, der Bannerträger einer menschwerten Kultur für die ganze Welt zu sein. Einer Kultur, die von Krieg und Grausamkeit nichts weiß, noch wissen darf.

Aber bis dahin! Aber die Opfer, die schon gefallen sind und noch fallen werden! Aber all der Jammer und all das Leid!

Und wir! Wir sind Frauen und wir sind Mütter. Wie sollen, wie können wir all dies Furchtbare ertragen, ohne darunter zusammenzubrechen? Wie können wir aufrecht bleiben und aufrecht erhalten?

Aufrecht erhalten das Banner der Liebe in einer Welt von Haß?

Aufrecht erhalten die Treue in einer Welt der Untreue? die Wahrhaftigkeit in einer Welt der Lüge?

Aufrecht erhalten den Mut, während die Angst und die Sorge uns umkrallt?

Aufrecht erhalten die Zuversicht, während wir verzweifelnd erbangen, nicht um unserer Sache willen, denn an die und an ihren endlichen Sieg glauben wir unverbrüchlich, sondern um der Teuren willen, die draußen im Feld in den Opfertod ziehen.

Dennoch müssen wir aufrecht bleiben. Es ist die große Mission der mündig gewordenen Frauen aufrecht zu bleiben und aufrecht zu erhalten. Stark müssen wir

sein und wahr und treu und warm und liebevoll. Und voll Mut und Zuversicht.

Und wenn der Jammer, den wir tief in uns tragen, uns übermannen will, dann wollen wir uns ausweinen, dann und da, wo uns niemand sieht und wir niemandem das Herz damit schwer machen.

Wir Frauen, wir deutschen Frauen wollen alleweg uns der großen Zeit wert zeigen, in der wir leben. Helfen wollen wir, sie noch größer zu machen und helfen wollen wir sie ihrer Furchtbarkeit zu entkleiden. Und in den aufgelockerten Boden dieser Zeit wollen wir das Saatkorn künftiger Ernten betten, das einem kommenden Geschlecht aufgehen und reifen mag zu köstlicher Frucht.

Wie das für den Augenblick zu tun ist, wie der dringenden Not der Stunde gesteuert werden kann, das wissen wir alle und daran arbeiten wir alle.

Aber über die Not der Stunde hinaus weist die Forderung der Zukunft.

So vieles hat dieser entsetzliche Krieg an Kultur- und Gemütswerten vernichtet.

Eine Welt ging in Scherben.

Und selbst wenn wir siegen: der Sieg allein kann das, was hier zerstört wurde, nicht wieder aufbauen. Zahlenmäßig baut ein Volk sich gar rasch wieder auf. Das haben die 70er Jahren mit ihren hohen Geburtenziffern gezeigt. Aber die Zahl allein tut's nicht. Wäre noch ein Zweifel gewesen: dieser Krieg hätte dargetan, daß nicht die Quantität sondern die Qualität das sieghaft Entscheidende ist. So bedürfen wir für den Wiederaufbau dieses Entscheidenden der treuen und sorglichen Innenarbeit an uns und den unsrigen. Einer Arbeit, die das Morgen, den Sieg, das Nachher nicht abwarten darf, sondern die unmittelbar — heute schon einsetzen muß.

Denken wir an unsere Jugend. Welche Eindrücke empfängt die heute! Die sogenannten ewigen Wahrheiten, die Grundpfeiler und Grundforderungen allgemein menschlicher Sittlichkeit und Gesittung, die für die Ewigkeit errichtet und gefestet schienen, liegen zertrümmert am Boden. Der Mord wird verherrlicht, der Untergang der Feinde, die Zerstörung ihrer Schiffe mit Jauchzen und Frohlocken begrüßt. Wie anders damals, als die Titanic von einer schrecklichen Katastrophe ereilt wurde. Das Völkerrecht wird mit Füßen getreten, die Vereinbarungen der Genfer Konvention mißachtet. Die Lüge und Verleumdung erheben ihr freches Haupt, Niedertracht und Hinterlist fällen den Feind aus dem Hinterhalt. Ein Chaos, in dem keiner aus noch ein weiß, ist an Stelle der sittlichen Ordnung getreten.

Wir Erwachsenen kennen die zwingenden Untergründe dieser grausigen Umwertung aller Werte. Sorgen wir, daß unsre Kinder aus unserem Wissen und vor allem aus unserem Fühlen so gespeist werden, daß sie nicht unwiederbringlichen Schaden an Leib und Seele nehmen.

Wir dürfen nicht müde werden, ihnen zu erklären, daß und warum wir nach wie vor den Krieg verabscheuen, daß und warum wir aber trotzdem dies Ringen gutheißen, das man uns aufzwang und daß und warum wir bereit sind, nicht nur unsre überkommenen und als wahr und gut erkannten Vorstellungen und Forderungen wahrer Sittlichkeit und Menschenwürde, sondern uns selbst mit Hab und Gut, mit Leib und Seele und bis zum letzten Blutstropfen zum Opfer bringen, damit der Sieg uns bleibe und mit diesem endlichen Sieg ein Friede heraufziehe, in dem Deutschland allen — den Freunden und den Feinden — die Segnungen menschwerter Kultur und Gesittung bringe und erschließe.

Und nicht müde werden dürfen wir, unsre Kinder auf den Heldenmut und die

Heldengröße hinzuweisen, die sich Tag um Tag da draußen auf den Schlachtfeldern entfalten. Und wie dort neben dem Heldentum in tausend rührenden Zügen die Einfalt des Herzens redet und eine über alle Feindseligkeit hinwegtragende Güte und Liebe in schlichter Eindringlichkeit aufzeigt, daß trotz alledem und alledem nicht der Haß, sondern die Liebe, nicht der Kampf und das Gegeneinander, sondern das Mit- und Füreinander das tragende Weltprinzip ist! Wie unsere Landwehrleute die Kinder der Feinde herzen und kosen, nicht wie man uns glauben machen will, mißhandeln und morden! Wie unsre Soldaten ihr Brot mit der hungernden Bevölkerung in Feindesland teilen!

Und, daran anknüpfend, wollen wir ihnen die ganze Größe, aber auch die ganze Notwendigkeit der stillen Arbeit aufzeigen, die daheim getan wird, um die Unbilden und Leiden des Krieges nach Kräften abzuwehren und zu lindern und ihnen all die Heldenhaftigkeit deuten, die geräuschlos und ungenannt auch hier ihres Amtes waltet.

Und wollen unsre Jugend der seelischen Vertiefung teilhaftig werden lassen, die uns allen aus diesen schweren Tagen zuwachsen soll, und ihnen mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit für sich selbst und das Deutschtum auch die Fähigkeit zur Verantwortung in die Seele legen, statt all der Nichtigkeiten und unwichtigen Wichtigkeiten, mit denen bis jetzt nur allzuoft unsre Kinder, besonders aber unsere jungen Mädchen gefüttert und von denen sie ausgefüllt wurden.

Gerade all das schlichte Heldentum, wie es draußen und wie es daheim sich kundgibt, all der Opfermut und die Opferfreude, die selbstlose, rast- und restlose Hingabe an das große Ganze bis hinein in seine allerletzten Verzweigungen: all das wollen wir vor die Seele unserer Kinder stellen und wollen sie mit alledem in Liebe und in Treue davor schützen, daß nicht Unwiederbringliches in ihnen zerstört und vernichtet werde. Und wollen sorgen, daß sie ein reines Menschentum hinüberretten können in eine reinere Zeit.

Wie an ihnen wollen und müssen wir aber auch an uns arbeiten. Die Kriegszeit hat dafür die rechte Bereitschaft geschaffen. Als ein reinigendes Gewitter ist sie durch unsre Seelen gezogen und hat alles Kleinliche, alles Gezierte, alle eitle Selbstbespiegelung und alle Wichtigmacherei von uns abgetan.

Wohin ist das öde Aesthetentum gekommen?

Wo sind die l'art pour l'art Menschen geblieben? Die Anbeter und Anbeterinnen eines sogenannten verfeinerten Geschmackes, einer Hyperkultur?

Wo die Ueberfeinerung aller Lebensgewohnheiten und die Ueberempfindlichkeit?

Die Sucht aufzufallen, die Jagd nach Sentiments und nach Sensationen?

Hinweggefegt ist das alles, als wäre es nie gewesen. Wir wurden klarer, ernster, tiefer in diesen tiefen und ernsten Tagen.

Das gilt es zu festigen. Das gilt es, über den großen Tag, über den machtvollen Augenblick hinüberzuretten in das Gleichmaß künftigen Alltags.

Die Errungenschaft der Stunde muß zum Dauerbesitz gemacht werden.

Was die Herzen erhoben und erwärmt hat, das muß und soll als eine Dauerglut die Seelen läuternd durchströmen.

Das muß nicht bedeuten, daß wir uns nun für Zeit und Ewigkeit von allen fremden Kulturen abwenden, uns den Strömen von Kunst und Wissenschaft verschließen müßten, die von außen zu uns heranfluten. So wenig wie es angängig sein wird, daß wir unsern geistigen und

sittlichen Besitz als ein deutsches Sondergut verwalten und ihn, abgeschlossen von allen andern, nur für uns nutzbar machen. Wir sind reich genug, um verschwenderisch sein zu können. Groß genug, um auch das Fremde neidlos anzuerkennen. Shakespeare wird uns allezeit Shakespeare bleiben, und wenn wir heute einen Verhaeren ablehnen, so nicht, weil er ein Belgier ist, sondern weil ein Mensch von solcher Prägung uns der uns nachgesagten Verbrechen und Scheußlichkeiten für fähig halten konnte.

Heute freilich, inmitten der Wirren und Erschütterungen des Krieges, ist es unmöglich, sich ein Bild von dem zu machen, was von der Trümmerstätte der internationalen Kultur noch brauchbar genug ist, um einst als Baustein neuen kulturellen Einvernehmens der Völker verwandt zu werden. Aber kommen wird und muß ein solches Einvernehmen. Der Geist und die Wissenschaft kann an den Grenzen der Länder nicht halt machen. Sie sind weltumspannend, oder sie sind nicht.

So getrösten wir uns, daß eines hoffentlich nicht allzufernen Tages, neues Leben auch aus diesen Ruinen emporblühen werde. Wir getrösten uns dessen und hoffen zuversichtlich, daß Deutschlands Seelengröße es sein wird, die dem besiegten Gegner die Eintrachtsbrücke baut und daß Deutschlands Kultur die Welt bereichere, wie sie es von je getan hat.

Wir müssen heute schon, inmitten der Kriegswirren anfangen, uns auf diese Aufgabe vorzubereiten. Aber nicht in dem chauvinistischen Sinne, der übereifrig das fremde Kunstwerk am liebsten ausmerzen möchte und auf jedes Fremdwort Jagd macht, als gälte es einem gefährlichen Schädling. Wir sind doch heute schon groß genug, um demütig sein zu können, gereift genug, den fremden Einfluß nicht fürchten zu müssen, stark genug, das gute Fremde in uns aufzunehmen und es uns so einzuverleiben, daß es ein Teil unseres Eigenen, daß es Eigenbesitz wird.

Die Sprache ist ein Lebendiges, das von allen Seiten her neue Nahrung an sich zieht (wir könnten heute kriegsmäßig sagen: das fremde Wörter nach Bedarf requiriert) und dadurch nur reicher wird.

Wir sind weiter auch stark genug, die plötzliche Abkehrung von allem Fremdländischen, wie z. B. die Schaffung einer sogenannten deutschen Mode in diesem Kriegsaugenblick gar nicht nötig zu haben. Es ist gewiß gut und begrüßenswert, daß man fertig ist mit dem uns Deutschen mit Recht vorgeworfenen Anlehnungs- und Nachahmungsbedürfnis. Ja, wir wollen einen deutschen Stil schaffen, wie es der Jude Messel für die Architektur mit so viel Erfolg angestrebt hat. Einen deutschen Baustil in Außen- und Innenarchitektur, einen deutschen Kunstgeschmack und auch eine deutsche Mode.

Aber nicht gewaltsam. Aber nicht von heute auf morgen. Als ein Organisches soll das aus der Ganzheit und Fülle unseres Volkes hervorgewachsen, und der Krieg, der die Geister aufgerüttelt und die Herzen erschüttert hat, soll uns zum willkommnen Antrieb werden, daß wir diese deutsche Kunst, diese deutsche Kultur und Lebensführung uns in allen Stücken und Stück um Stück erschaffen und erarbeiten.

Und nun habe ich im Zusammenhang mit der Mode noch ein besonderes Wort an die Frauen zu richten.

Es gibt manche unter den Frauen, die von den Kriegsfolgen in materieller Hinsicht ganz und gar nicht betroffen werden, die es aber doch für ihre vaterländisch Pflicht halten, in diesen ernsten Tagen so sparsam wie möglich zu leben und zu wirtschaften. Von den Nahrungsmitteln angefangen (bei denen heute freilich Sparsamkeit geboten ist)

erstreckt sich diese, wie ich gleich sagen will, falsche Sparsamkeit über alles, einschließlich der Kleidung. Dieser Standpunkt ist in allen den Fällen, in denen er von Begüterten eingenommen wird, nicht nur falsch, er ist auch unpatriotisch und volksfeindlich. Die wichtigste Sorge der Daheimgebliebenen ist und hat zu sein neben der Abwehr der unmittelbaren Not, die möglichst ungestörte Aufrechterhaltung des gesamten Wirtschaftslebens.

Ich sage die möglichst ungestörte Aufrechterhaltung, weiß aber als alte Volkswirtschaftlerin sehr wohl, wie eng begrenzt diese Möglichkeit ist.

Deutschland ist groß geworden durch seiner Hände und seines Geistes Arbeit. Deutschlands Industrieprodukte gehen über die ganze Welt. Heute ist uns dieser Weltmarkt verschlossen, und die Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes ist durch das Feiern so vieler Hände gewaltig herabgesetzt.

Unter diesen Umständen wird es geradezu zur sittlichen Pflicht der Besitzenden, ihren Bedarf nicht einzuschränken, sondern wenn sie es können, ihn noch auszudehnen.

Arbeit geben, Brot geben: das ist tausendmal besser als Almosen austeilen.

Das sollen, das müssen die Besitzenden berücksichtigen. Die Frauen, die das angeht, und die sonst vielleicht nach Paris gereist sind, um ihre Toilettebedürfnisse zu befriedigen, die sollen sich nicht alte Toiletten aufarbeiten, sondern sie sollen sich, so wie sie es gewohnt sind, ihre Kleider anfertigen lassen und sich freuen, daß sie in der Lage sind, auch von dieser Seite her dazu beizutragen, daß unser Volk wirtschaftlich stark und sittlich unangetastet bleibe. Almosenempfangen würdigt herab, Lohn für Leistung zu empfangen adelt. —

Aber nicht nur mit unserer materiellen Hilfeleistung, sondern auch mit unserer ideellen Hilfe in Dingen der Geistes- und der Gemütsbildung sollen wir an unsere Mitmenschen heranzukommen und so viel Licht wie möglich in diese dunklen Tage zu tragen suchen. Daß wir neben der Speise des Leibes auch die des Geistes und des Gemütes für all die bereit halten, die ihrer heute mehr als je bedürfen.

Da sind Tausende und aber Tausende von kaufmännischen Angestellten, von Arbeiterinnen, Hausangestellten etc. So viele von ihnen sind nicht nur mittel- und mut-, sie sind auch völlig haltlos. Früher hatten sie ihre tägliche Arbeit. Abends und am Sonntag lockte sie der leichte Genuß der Stunde. Nun wissen sie nicht aus noch ein und nun ist der rechte Augenblick, an sie heranzukommen, ihnen nicht nur leiblich, sondern auch geistig zu helfen, ihnen ungeahnte geistige Horizonte und Gemütswelten von unerwarteter Fülle zu erschließen.

Hier kann der Grund gelegt werden zu einer neuen und wurzelechten Sittlichkeit unseres Volkstums, zu einer standfesten Kultur, die von den Frauen ausgehend ihre sittigenden und emporweisenden Einflüsse allüberall geltend macht.

Das kann im Anschluß an die Arbeit in den Bezirksstellen, in den Tagesheimen und Aufenthaltsstätten der verschiedensten Art geschehen. Da kann man alle diese Menschen durch kleine Vorträge, Erläuterung der Tagesereignisse, durch Vorlesen geeigneter Teile aus guten Schriftstellern zu interessieren und zu bilden suchen, sie zu höherer Lebensauffassung, zu einer besseren Wertschätzung der von Zeit und Rost unabhängigen geistigen Lebensgüter emporführen.

All diesen Bestrebungen und Vollführungen darf aber auch das Licht der Freude nicht fehlen.

So schwer es uns auch werden mag, so sehr wir auch selbst von dem Ernst der Zeit umdüstert sein mögen: wir müssen das niederzwingen. Wir müssen uns gegenwär-

tig halten, daß uns das gütige Geschick so viel innere Hilfsquellen geistiger und gemütlicher Art gegeben hat, daß in vielen von uns so viel Selbstzucht und moralische Widerstandskraft steckt, die uns die Kraft geben, das Schwere zu tragen und auch in lichtlosen Tagen unsere Pflicht tun.

So müssen wir denen zu Hilfe kommen, denen diese inneren Hilfsquellen nicht in gleichem Maße erschlossen sind. Licht müssen wir in ihre Seelen, Freude in ihre Herzen tragen. Das Schwere hat sie in Besitz, ganz und gar, und es kommt ungerufen zu uns allen. Da gilt es, ihm das Leichte und Lichte entgegenzusetzen, um es minder schwer, um es ertragbar für die zu machen, denen die inneren, seelischen Tragkräfte nur spärlich zugemessen sind.

Unendliches opfern wir in diesen Tagen. Unendliches sollen und müssen diese Tage uns geben und vorbereiten an Kraft und Größe des Geistes, an Innigkeit, Lauterkeit, Schlichtheit und Tiefe des Empfindens, des Wollens, des Tuns.

Daß, wenn eines hoffentlich nicht allzufernen Tages unsere Tapferen heimkehren, sie ein starkes, gesundes, tapferes und aufrechtes Geschlecht finden und die neue Frau, die in einem ganz neuen und schöneren Sinn zur Hüterin der Herdflamme unseres großen und schönen Vaterlandes geworden ist.

Und ein letztes: Mit zu lieben, nicht mit zu hassen sind wir da. In diesen Tagen der alles verzehrenden Zwietracht der Völker wollen wir nicht vergessen, daß nicht die Gesamtheit derer, die gegen uns stehen, nun auch unsere Gegner sind. Sie tun ihre Pflicht, die heute die traurige Pflicht des Mordens ist. So wie auch unsre Söhne ihre Pflicht tun. Und auch sie alle sind die Söhne von Müttern. Das wollen, das dürfen wir nicht vergessen. Und nicht vergessen, was die Heroen des Geistes, die Befruchter des Gemütslebens von jenseits der Grenzen uns allezeit gegeben haben. Und daß wir ihnen Dank schuldig sind.

Und nicht vergessen, daß gerade wir, wir Frauen aus der Güte des allverstehenden Mutterherzens heraus Güte und Verstehen und Milde haben müssen für die, gegen die heute unsre Söhne im Felde stehen. Und daß wir helfen wollen, zerrissene Fäden neu zu knüpfen und ein Reich des Friedens zu gründen für alles was Menschenantlitz trägt.

Und so wollen und werden wir deutschen Frauen auch von dieser Seite her helfen, dem deutschen Gedanken und dem deutschen Gemüt die Welt zu erobern und des Reiches Herrlichkeit herauf zu führen das ein Reich des Friedens sein soll.

Im Sinne des Gedichtes, das eine echte deutsche wackre Frau in diesen Tagen uns gegeben hat:

Wir, die wir wurzeln tief im Frieden
Und neues Leben still gestalten,
Die wir die Rasse auferbauen
Aus eignem Herzblut und erhalten,
— Bedroht ist unsrer Rasse Frieden —:
Wir kämpfen mit, wir deutschen Frauen!

Aus unsrer Lieb' und Treu', der zarten,
Heiß lodern heil'ge Zornesflammen.
Wir stehn daheim, wir deutschen Frauen,
Zerrissnen Herzens stumm beisammen
Und warten zitternd bang und warten . . .
Wir kämpfen schwersten Kampf, wir Frauen!

Wir kämpfen wider's eigne Herz,
Verzweiflungsweh muß stille schweigen
In allen unsern deutschen Gauen.
Wir sind dem Vaterland zu eigen.
In selbstvergessner Arbeit Erz
Gewappnet, kämpfen mit wir Frauen!

Gespenstgen Feinden tapfer wehren,
Fest übers wilde Meer der Not
Vom hohen Leuchtturm strahlend schauen
Wir, helfen, heilen, spenden Brot . . .
Wir kränzen, die als Sieger kehren . . .
Wir siegen mit, wir deutschen Frauen!

Deutsches Frauenkriegslied. (Alice Dullo).

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein Breslau.

Am 2. Dezember sprach in unserem Verein unser außerordentliches Mitglied, Herr S. Laqueur, über das Thema Deutschtum und Judentum. Der Herr Redner verstand es, seine Ausführungen ebenso erschöpfend wie interessant zu gestalten und erntete wohlverdienten reichen Beifall. Den besonderen Dank namens des Vorstandes brachte Herr Alfred Berger zum Ausdruck.

Am 12. Dez. beging der Verein Spinoza im Saale der Spinoza-Loge seine Chanuka-Feier mit anschließendem gemütlichen Beisammensein. Dieselbe fand unter sehr starker Beteiligung statt und kann in jeder Hinsicht als trefflich gelungen bezeichnet werden. Nach dem Zünden der Weihelichte durch Herrn Kantor Wartenberger hielt Herr Rabbiner Dr. Levi, den wir nun auch zu den Unsrigen zählen dürfen, die sehr eindrucksvolle, allen Anwesenden zu Herzen gehende Festansprache. Stürmischer Beifall lohnte den geschätzten Herrn Redner. Hierauf überreichte Herr Alfred Berger jedem der anwesenden ordentlichen Vereinsmitglieder ein Exemplar der Brannschen Geschichte der Juden, 1. Teil, die uns in hochherziger Weise die hiesige Firma Jacobsohn u. Co. gratis zur Verfügung gestellt hatte.

Nun setzte der gemütliche Teil ein. Herr Ralf Lewin begrüßte die Festversammlung namens des Vorstandes, insbesondere die zahlreich erschienenen Ehrengäste, von denen als erster Herr Justizrat Berger aus Königshütte in zündenden Worten die Verdienste des Herrn Sanitätrat Dr. Reich um die Jugendorganisation feierte. Denselben lieh auch das stürmisch aufgenommene Festlied Ausdruck, das uns ebenfalls in bekannter Meisterschaft Herr Justizrat Dr. Berger gewidmet hatte. Unser Ehrenmitglied Herr Sanitätsrat Dr. Reich pries in hinreißenden Worten den Idealismus der Jugend, Herr Emil Waldstein als Vertreter des liberalen Hauptvereins mahnte in feinsinniger Weise die Jugend zur Ausdauer und Pflichterfüllung in ernster Zeit, Herr Laqueur hob die Mitarbeit der weiblichen Mitglieder lobend hervor, und unser Schatzmeister Herr Berger bat, der unersetzlichen Herren Theologen nicht zu vergessen. Während der Ansprachen wechselten Rezitationen und Klaviervorträge der Vereinsmitglieder ab (Rezitation: Frl. stud. phil. Grünthal, die Herren Herzberg und Nellhaus, Gesang: die Herren Kantor Wartenberger, Goldstein, Wechselmann und Frl. Ruth Cohn). Sämtliche Darbietungen fanden begeisterten Beifall und hielten die Teilnehmer in angenehmster Stimmung bis Mitternacht zusammen.

Breslau, Anfang Januar 1915.

Jüdisch-liberaler Jugendverein in Posen.

Der ernsten Zeit Rechnung tragend, haben wir in diesem Jahre nur eine religiöse Chanukafeier veranstaltet. Zu einer solchen luden wir unsere Mitglieder, sowie die des Vereins „Liberaler Juden", ferner durch Kommandanturbefehl sämtliche jüdischen Soldaten der in Posen liegenden Truppenteile am Sonntag, den 13. Dezember, abends 6½ Uhr, in die Gemeinde-Synagoge B. (Tempel der Brüdergemeinde), die uns in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurde. Der große herrliche Raum war bis auf den letzten Platz gefüllt, die Feier selbst gestaltete sich zu einer sehr erhebenden. Eröffnet wurde sie durch Orgelspiel, sodann trug Fräulein Herta Jakobsohn, unser Vorstandsmitglied, mit tiefem Verständnis einen selbst verfaßten, auf die große Zeit hinweisenden Prolog vor, der beim Publikum einen nachhaltigen Eindruck hinterließ.*) Unter der bewährten Leitung des Herrn Oberkantor Lilienthal sang der Synagogenchor den 100. Psalm von Mendelssohn. Darauf trug Herr Oberk. Lilienthal den 121. Psalm recht eindrucksvoll vor. Sodann folgte ein Violinsolo „Largo" von Haendel, vorgetragen von Hans Simon, worauf Frau Hedwig Berggrün-Kristeller mit ihrem schönen Sopran das „Hallelujah" von Hummel sang. Im Mittelpunkt der Feier stand die Ansprache des allseitig verehrten Rabbiners Herrn Prof. Dr. Bloch. Er führte u. a. aus: Auch die Makkabäer waren ein kleiner Volksstamm, die gegen eine Uebermacht von Feinden zu kämpfen hatten. Tapfer überwand die kleine Schaar alle Gefahren und erreichte

ihr Ziel. Auch in dem gegenwärtigen Kampfe zeigten sich die jüdischen Kämpfer ihrer Ahnen würdig. Redner ermahnte die Soldaten auch fernerhin ihre Pflicht zu erfüllen und stets treu für Kaiser und Reich einzutreten. — Die tiefergreifende Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Nachdem Herr Prof. Dr. Bloch die Chanukalichter entzündet, und die Versammelten das Chanukalied gesungen hatten, schloß Orgelspiel die eindrucksvolle Feier.

Im Anschluß an diese Feier luden wir die in der Synagoge anwesenden Soldaten zum Abendessen. Unserer Einladung waren 100 Soldaten gefolgt, ebenso Herr Rabb. Prof. Dr. Bloch und Herr Kommerzienrat Hamburger, der Vorsitzende des Vereins „Liberaler Juden". Im Namen des Vorstandes begrüßte der Schriftführer des Vereins Herr Arthur Simon die Gäste und brachte das Kaiserhoch aus, worauf Herr Habermann-Wattenscheidt im Namen der Soldaten dankte. Sodann brachte unser Vorsitzender, Herr Rechtsanw. Nehab, der selbst unter den Waffen steht, auf Herrn Rabb. Prof. Dr. Bloch ein Hoch aus, ihm dankend für das Interesse, das er unserem Verein stets entgegengebracht hat. In humoristischer und doch begeisternder Weise antwortete Herr Prof. Bloch mit einem Hoch auf „Jung Juda". Anerkennende Worte zollte sodann Herr Kommerzienrat Hamburger den Damen und Herren unseres Vorstandes, worauf Herr Habermann nochmals besonders den Damen unseres Vorstandes für die Vorbereitung dieses Abends, sowie für die jedem Soldaten überreichten Liebesgaben dankte. Ihm erwiderte Frau Wally Lesser, das rührige und geschätzte Mitglied unseres Vorstandes, mit Worten, die erkennen ließen, wie gern die Frauen es den Soldaten erleichtern möchten, da sie doch selbst Männer und Söhne im Felde hätten. Nicht endenwollender Beifall lösten diese von Herzen kommenden Worte unter den Soldaten aus. Zur Verschönerung des Abends trugen die Herren Kantoren Tichauer und Lederer, die ebenfalls eingezogen sind, einige Lieder vor. Das gemeinsame Tischgebet, von Herrn Oberkantor Lilienthal vorgetragen, schloß den in jeder Beziehung wohlgelungenen Abend.

Nicht unbemerkt möchten wir lassen, daß von unseren Mitgliedern, außer denen, die sich noch in der hiesigen Garnison befinden, 30 im Felde stehen, die wir zu Chanuka mit Liebesgaben bedachten.

---

*) Der stimmungsvolle Prolog lautet:

Nun nahst du im schimmernden Feiertagskleide,
Im Lichtglanz, du liebliches Chanukah!
Nicht schallt dir's entgegen voll jauchzender Freude,
Voll heiterer Wonne, wie sonst es geschah.
Die Kriegsfackel lodert und Tränen fließen,
Uns ist nicht nach Scherzen, nach Lachen und Lust!
Und doch sieh uns händefaltend dich grüßen,
Dich grüßen aus voller, bewegter Brust!

Sei uns willkommen, du Fest der Weihe!
Ja, ja! Du kehrst uns zur rechten Zeit,
Stärkst und erhebst uns wieder aufs neue,
Füllst uns die Seele mit Stolz und mit Freud'!
Du redest laut — und das Herz schlägt höher —:
Gedenkt eurer Väter ruhmreicher Zeit,
Gedenket der Taten der Makkabäer,
Ihres Löwenmuts, ihrer Tapferkeit!

Der Geist, der sie für die heiligsten Güter
Hieß freudig einsetzen Leben und Blut,
In ihrer Enkel Schar lebt er wieder
Mit lohend entflammter, mit neuer Glut!
Tatkräftig und kühn sie heut es beweisen,
Die deutschen Juden, mit Herz und mit Hand,
Sie sind geschmiedet mit Ketten von Eisen
Ans teure, ans glorreiche Vaterland!

Und nistet uns Trauer und Angst im Gemüte
Um sie, die da draußen der Kriegssturm umtost
Wild wütend wider der Jugend Blüte, —
Es wird uns ein süßer, erhebender Trost:
Durch Kampf und Tod führen die dornigen Bahnen
Zum herrlichen Ziele zwiefachen Ruhms,
Es gilt zu schützen des Vaterlands Fahnen,
Es gilt die Ehre des Judentums! —

Hört ihr es rauschen, hört ihr es singen,
Gleich wie aus himmlischen Sphären ein Lied?
Der Makkabäer Stimmen, sie klingen,
— Und Saiten der Seele erklingen mit. —
„Ihr wißt" — so tönt es — „für Höchstes zu streiten
Begeistert und treu, so wie wir es gelehrt,
Gott wird euren Waffen den Sieg bereiten!
Heil euch! Ihr seid eurer Ahnen wert!"

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 3 und 4. **Jahrgang 7.** **März u. April 1915.**

Religionsgeschichtliche Betrachtungen zum Kriege.

Ein Vortrag von Dr. Max Freudenthal-Nürnberg.

Von den Empfindungen, die uns Israeliten angesichts dieses furchtbaren Krieges erfüllen, auch außerhalb des Gotteshauses zu sprechen, erscheint mir als ein Pflichtgebot uns selber wie der Oeffentlichkeit gegenüber. Selbstverständlich soll diese Betrachtung nicht etwa darüber gehen, was wir Juden in dieser ernsten Zeit für unser deutsches Vaterland im Felde draußen oder hier zuhause, gehorsam oder freiwillig, Rühmliches leisten. Unsere jüdischen Abwehrvereine mögen im Stillen solch Material sammeln, um die früheren und die etwaigen künftigen Verdächtigungen unserer Gegner damit zu widerlegen. Auch unsere Kultusgemeinden mögen zusammenstellen, wie viele ihrer Männer und Söhne als tapfere Soldaten mit hinaus aufs Schlachtfeld gezogen sind, um die Namen dieser ihrer Treuen für alle Zeiten in den Ehrenblättern der Gemeindegeschichte zu verzeichnen, und ich bitte sogar darum, daß wir bei der Zusammenstellung von jedermann unterstützt werden. Aber irgendwie rühmen wollen wir uns dessen in keiner Weise, daß auch wir Juden unsere ganz selbstverständliche vaterländische Pflicht erfüllen. Denn das hieße uns selbst herabsetzen, nicht erhöhen, wollten wir uns ein ausdrückliches Zeugnis darüber einfordern, daß wir nicht bloß in guten, sondern auch in schweren Tagen treue Bürger sind. All das liegt auch meiner Betrachtung in diesem Augenblick völlig fern. Vielmehr möchte ich dartun, was wir als Juden empfinden bei diesem entsetzlichen Krieg, der in einer bisher in der Weltgeschichte unerhörten Weise alle idealen Zusammenhänge zwischen den Kulturvölkern der Menschheit gelöst, und der auch unsere Glaubensgenossen in den verschiedenen Ländern, die noch vor kurzem als Brüder in engstem Zusammenhange und Zusammenhalt standen, auf einmal als Feinde wider einander auf den Plan gerufen hat. Daß gerade in uns Juden durch diese beiden tiefschmerzlichen Tatsachen ganz besonders bewegte Gefühle und Empfindungen ausgelöst werden, ist leicht begreiflich, sowohl von unserem religiösen wie von unserem religionsgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Standpunkt aus.

Vom religiösen Standpunkt aus lehnen wir Juden jeden Krieg ab. Wer noch so wenig von der Bibel weiß, weiß doch das eine, daß die Propheten Israels

es waren, die zum erstenmal der Menschheit das hohe Ideal des Friedens gezeichnet haben. Selbst wenn nichts von den Propheten uns erhalten geblieben wäre — und es ist uns ja vieles von ihnen und über sie verloren gegangen —, als jene berühmten Schilderungen der messianischen Friedenszeit auf Erden, ihr Name wäre dadurch allein unsterblich geworden. „Einst werden die Völker umschmieden ihre Schwerter in Sicheln und ihre Lanzen in Rebenmesser, ein Volk wird gegen das andere nicht mehr das Schwert erheben, und sie werden nicht mehr den Krieg erlernen!" Das sind Worte, die ewig unauslöschlich in die Tafeln der Menschheit eingegraben bleiben. Für den Propheten Jesaja, der sie zuerst ausgesprochen, schien das gar keine so ferne Zukunft. Er malte sie sich ganz nahe unter dem damals regierenden Könige oder wenigstens unter dessen Nachfolgern aus und lud bereits die Völker alle zum Friedensschmause auf den Zionsberg ein, „zu einem Gelage von fetten Speisen, die mit Mark zubereitet, und zu einem Trunk von Hefenweinen, die fein abgelagert sein würden". Zur Veranstaltung dieses leckeren, echt jüdischen Mahles ist es freilich nicht gekommen, und es bleibt uns also auch diese verlockende materielle Aussicht noch bestehen! Aber weit schmerzlicher ist es für uns, daß die ideale Aussicht, die er der Menschheit eröffnet, durch jeden Krieg und ganz besonders durch einen solchen Weltkrieg, wie wir ihn jetzt mitmachen, wieder um ein beträchtliches Stück der Menschheitsgeschichte hinausgeschoben wird. Und doch wird es wohl keinem von uns beikommen, dies Ideal als wertlose und absolut unerfüllbare Utopie beiseite zu legen. Im Gegenteil, wenn irgend etwas, so wird gerade dieser Krieg, wie er mit allen seinen inneren Unmöglichkeiten von unseren Gegnern angezettelt ward und mit allen seinen äußeren Schändlichkeiten von ihnen geführt wird, die Ueberzeugung in uns festigen, daß jenes Zukunftsideal des messianischen Friedens das höchste und heiligste bleibt, das es für die weitere Entwicklung der Weltgeschichte nur geben kann, und daß es gerade von den Kulturnationen gehütet und gewahrt werden muß als kostbares Gottesgeschenk, ohne dessen Bestand auch der Kulturfortschritt wertlos, ja sinnlos erscheint. Wir Juden können dies Friedensideal überhaupt nicht preisgeben; wir sind alle Pazifisten, nicht bloß aus unserer geschichtlichen Entwicklung heraus, die uns gebietet mit allen Menschen in Frieden zu leben, sondern von Natur und Religion aus, und darum bildet auch die messianische Friedensidee nicht etwa die idealisierte Ausgestaltung eines vereinzelten Gedankens in unserem Religions- und Anschauungssystem, sondern den Endpunkt aller unserer Glaubenslehren. Unsere Religion besitzt nur drei solcher Grundlehren, und sie fordern allesamt als logische Konsequenz die Friedensidee des Jesaja. Wir glauben an den einen heiligen Gott; aber der eine Gott, das Urbild und Vorbild des einen Sittlich-Guten, fordert, daß einst alle Menschen friedlich in ihm und in dem einen Guten, das er gebietet, sich zusammenfinden. Wir glauben an die gottgegebene reine Menschenseele; das führt zur Anerkennung aller Menschen als gottentsprungener Kinder und zur Förderung ihres brüderlichen Zusammenhalts. Wir glauben endlich an eine Offenbarung im Geiste der Menschen; aber Offenbarung ist niemals nur für einen Menschen oder für ein Volk bestimmt, sondern muß friedliches Gemeingut aller werden. Von welchem Gesichtspunkt aus wir auch die Anschauungen prüfen, in denen wir durch Blut und Erziehung leben und weben, immer trifft unser Auge zuletzt auf

jene ferne große Zukunft, von der ein jeder Krieg auf Erden uns entfernt, statt uns ihr nahe zu bringen, von der dieser Krieg gar uns eine so unendliche Wegstrecke zurücktreibt, daß wir schaudernd alles, was uns bis dahin heilig war, in viel weitere Ferne als je zuvor gerückt sehen. Und dieser Schauder vor dem Kriege wird selbst durch all das wirklich Große und Erhabene nicht gemildert, das wir in dieser ernsten Zeit in unserem deutschen Vaterlande miterleben durften, und das uns stolz sein läßt, lebendige Zeugen dieser gewaltigen, einmütigen, opferwilligen und frohbegeisterten Erhebung gewesen zu sein. Aber wir meinen, daß solcher erhebender Aufschwung der Seelen, der Geister und der Herzen, wie wir ihn an uns allen im Vaterland von Hoch bis Niedrig, von Alt bis Jung erfahren haben, auch auf dem Wege friedlicher, sittlicher und religiöser Entwicklung unter den Menschen erreicht werden könnte, und die Geschichte Israels dünkt uns ein unwiderleglicher Beweis für solche Meinung. Denn sie ist seit dem Untergang des jüdischen Staates eine reine Geistesgeschichte geworden, die aller eigenen nationalen Politik fernblieb und trotzdem eine solche Ueberfülle gewaltiger idealer Erhebung aufweist, daß sie gegen die so oft gepredigte Notwendigkeit kriegerischer Verwickelungen allzu beredtes Zeugnis ablegt.

In den Zeiten freilich, da der jüdische Staat bestand, hat es bekanntlich trotz aller prophetischen Ideale an solchen Kriegsereignissen ebensowenig gefehlt wie bei den modernen Staaten trotz aller Kulturhöhe. Die Bibel ist auf vielen ihrer Blätter voll von Kriegsgeschrei und behandelt diese Dinge offen und ehrlich, ohne jede falsche Sentimentalität, wie auch wir heute solche Sentimentalität angesichts der ungeheuren Verantwortung, die der Krieg für unser Vaterland mit sich gebracht hat, ebensowenig kennen dürfen. Die heilige Schrift läßt nicht bloß den Kriegsbann mit der Schärfe des Schwertes androhen, sondern berichtet oft genug von seiner grausamsten Ausführung, die mit völliger Vernichtung des ganzen feindlichen Stammes endet. Und die Heldentaten, von denen sie erzählt, finden ihre glänzende Fortsetzung in den nachbiblischen Zeiten durch die Makkabäertage hindurch bis zu den furchtbaren Kämpfen mit Rom, in denen die jüdische Nation ihren über alle Maßen heldenmütigen Untergang findet. Das waren reale, allen religiösen Idealen gegensätzliche Verhältnisse; die Religion mußte also auch zu ihnen irgendwie Stellung nehmen. Sie hat es getan und konnte es tun, weil das Judentum stets eine Religion des Lebens bilden und ihre Himmelsleiter allezeit auf dem festen Erdboden aufsetzen wollte. Betrachten wir aber alles, was Krieg und Kampf in der Bibel und im Volksleben Israels angeht, so ist es unverkennbar, wie unsere Religion, wie auf anderen Gebieten, so auch hierbei eine Umwandlung der aus der heidnischen Umwelt überkommenen Anschauungen zu vollziehen sich bemüht. Die Bibel zeigt auf der einen Seite deutlich die altheidnische Strömung, die im Feind nur den verhaßten Gegner sieht, der schonungslos vernichtet werden muß. Selbst in den Psalmen findet sich hier und da noch ein solcher Aufschrei heidnischer Wut: „Tochter Babels, du Verwüsterin, Heil dem, der dir vergilt, der packt und zerschmettert deine Kindlein an den Felsen!“ So der Schluß eines Psalmes, der uns sonst mit seinem ergreifenden Inhalt: „An den Strömen Babels saßen wir und weinten“, als einer der köstlichsten der ganzen Sammlung zu gut bekannt ist! Dazwischen aber sind die tiefen

versittlichenden und veredelnden Vorschriften der Bibel eingestreut, die solchen wilden Gelüsten jeden Boden entziehen wollen, und deren Notwendigkeit das Verhalten unserer Feinde in diesem jetzigen Kriege uns ganz besonders eindringlich wieder erwiesen hat. Weiber, Kinder, Tiere der Feinde müssen geschont, selbst die Bäume, wenn sie Fruchtbäume sind, dürfen nicht geholzt und zu Belagerungszwecken verwendet werden. Keine Stadt darf hinterlistig überfallen, sondern muß erst zum Frieden aufgefordert werden. Gefangene Jungfrauen dürfen nicht vergewaltigt, sondern müssen rechtmäßig geehelicht werden. Die Gefallenen alsbald zu begraben, ist eine heilige Pflicht. In den Augen der heidnischen Völker, denen solche Gebote unbekannt waren, gelten darum die Könige Israels als gütige Fürsten, nicht als Tyrannen. Elisa der Prophet gebietet sogar dem König von Israel, einen ganzen Trupp Syrer, der in einen Hinterhalt gefallen und gefangen worden war, zunächst mit Speise und Trank zu laben und ihm dann die Freiheit zu schenken. Abraham lehnt ab, von der Beute auch nur Faden oder Schuhriemen zu nehmen. David darf den Tempel nicht bauen, trotzdem er schon alles dazu vorbereitet hatte, denn seine Hände haben so viel Blut vergossen. Das sind Anschauungen, die sich im Volk allmählich durchsetzen; aus der großen Umwälzungsperiode der babylonischen Gefangenschaft kehren die Juden erfüllt von ihnen zurück. Die freiwilligen Kriege hören überhaupt auf. Es gibt nur noch aufgezwungene Verteidigungskämpfe. Die Makkabäer setzen sich zur Wehr gegen den syrischen Zwang zum Götzendienst. Gegen den furchtbaren Römerdruck erhebt sich das ganze Volk wie ein Mann und verrichtet Wunder der Tapferkeit. Die Erstürmung von Masada im Jahre 72 bildet den tragischen Abschluß dieser großen Nationalerhebung; die Verteidiger, die sich nicht mehr halten können, geben sich selber, ihren Frauen und Kindern den Tod, die stürmenden Römer finden von der ganzen Besatzung nur noch zwei Frauen und einige Kinder, die ihnen die verkohlten Reste der Helden zeigen. Die erhebenden Empfindungen, mit denen wir heute von den tapferen Taten unserer Soldaten zu Wasser und zu Land, im offenen und im Festungskampf vernehmen, treffen also auch bei uns Juden auf einen guten historischen Resonanzboden. Wir sind gegen den Krieg; aber wo er uns aufgezwungen wird von unseren Feinden als ein Verteidigungskampf für unsere nationale Ehre und noch dazu wie jetzt für unsere hohe vaterländische sittliche, geistige und religiöse Kultur, wollen wir als Deutsche wie als Juden nicht zurückstehen und uns der eigenen Geschichte würdig als tapfere Helden zeigen, wollen aber zugleich der sittlichen und religiösen Erziehung treu bleiben, die wir der Bibel seit Jahrtausenden verdanken und sie auch im Verhalten gegen unsere Feinde bewähren. Und dessen sind wir alle sicher: wie die Juden in der ganzen Welt, die jetzt im Kriege liegt, treu und tapfer zu ihren Heimatländern stehen, so würde auch kein Jude in der ganzen Welt imstande sein, eine jener Schandtaten auszuführen, mit denen unsere Gegner in Ost und West in so unmenschlicher Weise sich oft genug an Wehrlosen vergangen haben. Uns graut es vor solchen Dingen als Deutschen, als Gliedern einer Staatsgemeinschaft, die auch im Kriege auf ihrer Kulturhöhe unerschütterlich verharren will; uns erfüllen sie erst recht als Juden mit Abscheu und Entrüstung, weil wir schon seit Jahrtausenden

durch religiöse Erziehung und Gewöhnung über all' dies Heidentum hinausgewachsen sind.

Das ist aber kein Zufall, daß der deutsche Geist und der jüdische Geist in solchen Empfindungen so stark zusammentreffen, sondern hat schon seine guten, tieferen Ursachen und macht es aus ihnen heraus um so erklärlicher, warum gerade wir deutschen Juden mit allen Fasern unseres Herzens mit unserem deutschen Vaterland verkettet sind. Scheint es doch so, als ob die religiösen und sittlichen Strebungen der Bibel überhaupt im deutschen Volksempfinden einen besonderen Resonanzboden gefunden hätten. Man hat die Juden und ebenso auch die Deutschen ein Volk der Religion genannt, und unzweifelhaft ist den einen wie den andern eine hervorstechende religiöse Begabung zuteil geworden. Sonst hätten jene nicht die Bibel, die Propheten, die Psalmisten, die Religionsphilosophen, diese nicht die Scholastiker, Mystiker und Reformatoren hervorgebracht. Auch die lebhaften religiösen Bewegungen aller Art, die gerade in Deutschland andauernd bei allen Konfessionen ohne Unterschied herrschen, sind eine Aeußerung dieser gemeinschaftlichen seelischen Grundstimmung und zugleich ein Zeichen des Ringens nach einer ernsteren Vertiefung und Verinnerlichung des religiösen Lebens. Sie räumen dem deutschen Juden wie dem deutschen Christen seine ganz besondere, typische Stellung in der Geschichte seiner Kirchen ein. Das Studium der Bibel, besonders des Alten Testaments, hatte in Deutschland von jeher seine klassische Stätte. Man braucht nur an die bedeutsamen Bibelübersetzungen zu erinnern, die in Deutschland entstanden sind, an die mächtigen Impulse, die das Studium der Bibel zur Zeit des Humanismus erhielt, als die deutschen Humanisten von Juden sich in der Kenntnis des hebräischen Bibeltextes unterweisen ließen, an das gewaltige Aufblühen der Orient- und Bibelforschung in unserer Zeit dank der Tätigkeit deutscher Theologen und Orientalisten. Das Alte Testament fand in Wort und Geist in der deutschen Volksseele durch die Lutherische Bibelübersetzung willigsten Eingang. Es ist nicht bloß anerkannten Literaten schon so ergangen, daß sie ahnungslos alttestamentarische Stücke, die ihnen aus der Lutherbibel bekannt geworden waren, als aus echt deutscher Volksseele geschöpft erklärten; jeder von uns kann tausendfach die Probe darauf machen, wie zahllose Gedanken und Worte des Alten Testaments dem deutschen Volke so geläufig geworden sind, daß ihr Ursprung aus der jüdischen Bibel ihm völlig entschwunden ist und sie ihm als gut deutschen Ursprungs erscheinen. Es ist mir selbst schon oft genug vorgekommen, daß gebildete Christen, die jüdischen Predigten oder Kultushandlungen beiwohnten und biblische Wendungen hörten, ihrem höchst naiven Erstaunen darüber Ausdruck gaben, daß wir Juden dieselben Bibelsätze haben wie sie; es soll sogar Juden geben, die solche Sätze nur aus der deutschen Literatur und nicht aus der jüdischen Bibel kennen! Da ist es nicht verwunderlich, wenn die herrlichen Ideale des Weltbürgertums, der reinen Humanität und des sittlichen und geistigen Aufschwungs der Menschheit, Ideale, wie sie von den großen deutschen Dichtern und Denkern gepredigt wurden, sich im Grunde genommen mit dem decken, was die Propheten Israels verkündet und erstrebt haben, und ebensowenig kann es in Erstaunen setzen, daß alle diese deutschen Meister oft genug zu allererst ihr Verständnis, ihre Verbreitung und ihre Huldigung durch Juden gefunden haben. Auch darauf endlich sei noch hingewiesen, daß zwei so verschiedenartige Gestalten wie Goethe und Heine, von gewissen Literaten der eine in seiner Größe als der Typus des Ariers, der andere in seinen Unarten als der des Semiten gezeichnet, sich doch

beide darin begegnen, daß sie sich am allertiefsten mit ihren Liedern in die deutsche Volksseele hineingesungen haben. Es ist schon sicher etwas Wahres daran, daß hier ein gemeinsamer, in der Tiefe der Seele gelagerter Stimmungsboden vorhanden ist, der aus mehr als so allgemein menschlicher Art gezimmert ist, der in Freud und Leid dieselben starken sittlichen und religiösen Empfindungsschwingungen in Bewegung setzt und darum auch in dieser ernsten Zeit uns allen dieselben heiligen Gefühle unterschiedslos zu eigen gibt: hier die feine Reizbarkeit für Sittlichkeit, Kultur und Recht, dort die heißen Ausbrüche der Vaterlandsliebe und den eisernen Zusammenhalt, dem kein freiwilliges Opfer an Gut und Blut zu groß und zu schwer ist.

Uns deutsche Juden ketten aber auch noch andere Erwägungen kulturhistorischer Art an unser deutsches Vaterland, Erwägungen, die sich dem Kenner der jüdischen Geschichte angesichts der vereinigten Gegner draußen, mit denen wir zu kämpfen haben, ganz besonders aufdrängen. Die Geschichte der Juden in Deutschland während des langen Mittelalters unterscheidet sich zwar nicht zu ihrem Vorteil von der der anderen Länder. Sie ist im Gegenteil fast noch reicher an Leiden und grausamen Anschuldigungen und sicher viel ärmer an geistigem und sozialem Hochstand als anderswo. Aber eines tritt in ihr auffällig hervor. Die Juden hatten in Deutschland dauernd und ohne Unterbrechung all die Jahrhunderte hindurch — es sind sogar schon zwei Jahrtausende! — ihren Wohnsitz, während sie aus den anderen europäischen Ländern zu irgend einer Zeit ein für allemal verjagt wurden und erst nach langen Jahrhunderten wieder zurückkehren durften. Das einzigemal, da die Juden Deutschlands sich zu einer Gesamtauswanderung infolge der unerträglichen Leidenszeit entschlossen hatten, wurde sie sogar durch den Kaiser Rudolf von Habsburg verhindert und der Anführer, der berühmte R. Meir von Rothenburg, ins Gefängnis gesetzt. Die Kontinuität des Zusammenhangs zwischen Juden und Deutschen war nie unterbrochen, so wie es z. B. in England und Frankreich der Fall war, und dieser Umstand konnte bewirken, daß deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutscher außerkirchlicher, ja oft sogar kirchlicher Brauch sich unablösbar mit dem jüdischen Leben verband, daß sogar diejenigen Juden, die einzeln aus Deutschland in die anderen Länder hinauswanderten, alles dies als unveräußerliches Erbteil mit in die Fremde nahmen und somit zu Trägern, Stützen und Ausbreitern des Deutschtums draußen außerhalb des Reiches wurden. Sicherlich hängt es auch in der Tiefe mit mit allen diesen Erscheinungen zusammen, daß Deutschland dasjenige Land war, in welchem die Forderung der Duldsamkeit und Humanität gegen die Juden im modernen Sinne zu allererst ihre literarische Vertretung fand. Reuchlin und Lessing, zwar durch Jahrhunderte getrennt, waren die ersten, die in ihren Schriften offen für die Juden eintraten und die Vorurteile gegen sie bekämpften, und wenn es auch, wie immer in Deutschland, erst kräftiger Stöße von außen, so hier der französischen Revolutionen bedurfte, diese Theorie in die Praxis umzusetzen, so ist und bleibt es für uns deutsche Juden doch ein erhebendes Gefühl, daß wir diesen beiden großen deutschen Geistern vom jüdischen Standpunkt aus noch stärkere und dankbarere Anerkennung und Huldigung darbringen dürfen als alle anderen Bürger im deutschen Vaterlande. Und Lessing zu nennen, ohne Moses Mendelssohns zu gedenken, das ist uns deutschen Juden gewiß nicht möglich. Moses Mendelssohn, der edelste Typus der Verschmelzung von Judentum und Deutschtum in gleichen Teilen, er, der Wiedererwecker des

gesamten Judentums in der Welt zur modernen Kultur und Bildung, der Regenerator der bereits dem Erlöschen nahe gebrachten jüdischen Lebenskräfte, war in Deutschland erstanden und konnte nur in Deutschland erstehen, und die moderne Kultur und Bildung und Sprache, zu der er die Juden hinführte, war und konnte wiederum nur die deutsche sein!

Wir mußten in den letzten Jahrzehnten, in denen durch das Aufblühen des Antisemitismus in Deutschland dies eigenartige kulturhistorische Bild seine recht unschöne Trübung erhielt, den Angriffen unserer inneren Gegner gegenüber so oft und so stark hervorheben, was Deutschland umgekehrt alles den Juden zu verdanken hat, und wie unser deutsches Vaterland ohne sie in seiner geistigen und materiellen Aufblüte einfach undenkbar ist und unmöglich sein würde. Erinnern wir uns nur der formschönen und inhaltlich treffenden Ausführungen, die Prof. Goldstein auf der Hauptversammlung des Verbandes der deutschen Juden zu Berlin darüber gegeben hat! In diesen ernsten Zeiten aber, in denen jene gegnerischen Angriffe bis auf die Schamlosigkeiten einiger weniger ganz charakterloser Hetzer eingestellt sind und die sonstigen Gegensätze sich in der Gemeinschaft des Blutes auf den Schlachtfeldern und der Opferwilligkeit zuhause aufgelöst haben, dürfen wir auch einmal ebenso offen und frei die Kehrseite des Bildes enthüllen, dürfen aussprechen, wie viel auch wir Juden dem deutschen Vaterland zu danken haben, dürfen bekunden, daß die Verteidigung der deutschen Kultur, die in diesem Weltkrieg mit auf dem Spiele steht, für uns Juden nicht bloß um der vaterländischen, sondern auch um unserer eigenen Religionsgeschichte willen eine heilige Pflicht ist. Dies aber um so mehr, als selbst diejenigen unserer Glaubensbrüder, die in den gegnerischen Heeren, sei es freiwillig, sei es gezwungen wider uns Deutsche die Waffen führen, diese Bedeutung der deutschen Kultur für das Gesamtjudentum nicht leugnen, ihren Zusammenhang damit nicht aus ihrem Herzen reißen und selbst ihre Sympathien für uns unmöglich auf einmal deshalb unterdrücken können, weil der Zar und Herr Grey es so wünschen.

Am allerwenigsten ist das möglich bei unseren Brüdern im russischen Heere, und kein Mensch in der ganzen Welt wird darüber irgendwie verwundert sein. Die polnisch-russischen Juden sind ja bekanntlich ihrem Ursprung nach deutsche Juden, aus Deutschland im Mittelalter in diese Länder eingewandert und in ihrem Jargon, einem kauderwelschen Deutsch, wie in zahllosen Sitten und Gebräuchen, die sie aus der alten Heimat mit in die neue hinübergenommen hatten, ihr treu geblieben. Die Kluft ist natürlich im Laufe der Jahrhunderte und unter dem Einfluß der äußeren Verhältnisse eine größere geworden; aber der Zusammenhang hat nie aufgehört, und zwei Umstände haben wieder starke Brücken herüber und hinüber schlagen helfen. Die Aufklärungs- und Emanzipationsperiode der deutschen Juden nach Mendelssohn brandete mit starken Wellen auch zu den östlichen Brüdern hinüber, und seitdem noch dazu die deutschen Juden in den letzten Jahrzehnten die Führung in allen Hilfsaktionen übernahmen, die bei der ständig zunehmenden Knutung dieser unglücklichsten unter unseren Glaubensgenossen immer und immer wieder einsetzen mußten, zuletzt sogar dauernde wurden, seitdem hat Deutschland erst recht für die östlichen Juden in politischen, sozialen und kulturellen Dingen einen Nimbus gewonnen, der den Tatsachen in dieser idealen Weise durchaus nicht immer entspricht, aber aus dem Gegensatz der Verhältnisse hier und dort sehr wohl begreiflich erscheint. Wie muß es da unseren Brüdern im russischen Heere zu Mute sein, wenn sie gegen uns — und zwar

mit aller Absicht in die allererste Front jedesmal gestellt — zum Kampfe angetrieben werden, gegen uns, denen sie so unendlich viel zu danken haben, und angetrieben von Männern, die auch in Friedenszeiten oft genug nicht viel mehr als Knute und Revolver für sie übrig haben! Wenn sie noch dazu wüßten, was hinter der Front vorgeht: die furchtbarsten Grausamkeiten der Kosaken in den von ihnen besetzten Feindesgebieten gerade gegen die jüdische Bevölkerung, daheim in Rußland Pogrome gegen die Zurückgebliebenen und wie zur Zeit des russisch-japanischen Krieges, so auch diesmal wieder das Allerschändlichste, daß die Frauen und Kinder der im Felde stehenden jüdischen Soldaten das Wohnrecht daheim verlieren, weil es an die Person des Familienvaters geknüpft und dieser ja jetzt nicht zuhause ist! Uns bricht das Herz, wenn uns solche Dinge trotz aller von Rußland geübten strengen Zensur in furchtbaren Berichten über des Zaren „liebe Juden" zugetragen werden.

Und was sagen unsere Brüder in England dazu? Was haben sie geantwortet, als der kommandierende russische Großfürst höhnisch erklärte, seine Kosaken brauchten sich in dem Vergnügen, zu ihrer jeweiligen Erholung ein paar Juden die Schädel einzuschlagen, durch das Geschrei der Londoner Synagoge durchaus nicht stören zu lassen! Herr Israel Zangwill hat, wie es scheint, diese Antwort geben wollen, als er seinen berüchtigten Aufruf an die Juden der neutralen Länder, besonders an die Juden in Amerika erließ und sie aufforderte, lieber mit Rußland als mit Deutschland zu sympathisieren. Dieser Aufruf kann von uns Juden selber gar nicht tief genug gehängt werden.*) Man könnte es für unmöglich und undenkbar halten, daß ein Jude, ein bekannter jüdischer Schriftsteller, ein einstiger Führer des Zionismus, wirklich derartiges geschrieben haben soll, wenn nicht schon einmal ein jüdischer Führer und Schriftsteller mit dem nicht unbekannten Namen Flavius Josephus von der Geschichte als Ueberläufer und Verräter in kriegerischer Zeit gebrandmarkt worden wäre! Die amerikanische Presse ist denn auch Herrn Zangwill an kräftigen brandmarkenden Antworten nichts schuldig geblieben. Aber wir würden wahrlich auch unseren englischen Glaubensbrüdern Unrecht tun, wenn wir sie für seines Geistes Genossen halten wollten. Sie gehören sicherlich

*) Er lautet in Uebersetzung: Obgleich der ungeheuerlichste Krieg menschlicher Geschichte made in Germany ist, und obgleich Deutschlands Verhalten im Kriege so barbarisch ist wie seine Gemütsverfassung im Frieden, so bemerke ich zu meinem Bedauern, daß ein Teil der Judenheit in Amerika und anderen neutralen Ländern Großbritannien und seinen Verbündeten seine Sympathien vorzuenthalten scheint. Insoweit diese Juden von Geburt deutsch sind, ist ihr Empfinden für Deutschland so verständlich wie das meine für England. Insoweit sie aber durch die Rücksichtnahme auf die Interessen der russischen Juden beeinflußt sind, denen Deutschland und Oesterreich die Gleichberechtigung anbieten, muß ich ihnen sagen, daß es besser ist, wenn die jüdische Minderheit fortfährt zu leiden, und daß ich weit eher meine eigenen Rechte als englischer Staatsbürger verlieren möchte, als daß das große Interesse der Zivilisation unter dem Triumph des preußischen Militarismus untergehen sollte. Indem ich dies sage, spreche ich nicht als britischer, sondern als Weltpatriot, voll Verstimmung und Abscheu vor dem unmenschlichen Ideal des gotischen Uebermenschen. Ich sehe wohl, daß Deutschlands Preßagentur Deutschland als den Hüter der Zivilisation malt und als einen Engel im Verzweiflungskampf gegen die aus Afrika und Asien eingeführten Horden von Wilden.

mit zu jenen Kreisen, denen der Krieg gegen Deutschland für Rußland höchst unsympathisch ist, und sie können auch gar nicht anders als solches Unbehagen empfinden. Denn auch für sie ist und bleibt Deutschland das jüdische Mutterland. Waren es doch nicht bloß spanische Juden, die von Amsterdam her, sondern auch deutsche Juden, die von Hamburg her nach vierhundertjähriger Verbannung der Juden aus England dieses gegen Ende des 17. Jahrhunderts wieder besiedelten, und die Namen der berühmten jüdisch-englischen, adligen Familien, Goldschmidt, Rothschild, Worms, Stern, bekunden durch ihren Klang schon ihre deutsche Abkunft. Es würde schlecht zu dem konservativen Geist und zum Stammbaumstolz englischer Häuser passen, wollten sie den natürlichen Zusammenhängen, die sie mit uns deutschen Juden verbinden, noch dazu um Rußlands willen untreu werden. Es mag von Interesse sein zu hören, daß auch unter den indischen Truppen, die die Engländer auf das europäische Schlachtfeld geschleppt haben, sich Juden aus dem Stamm der Beni Israel befinden, die schon vor der zweiten Tempelzerstörung sich in Indien niedergelassen haben und vor allem von deutschen Gelehrten entdeckt und erforscht worden sind. Der Präsident einer angesehenen hindustanischen Vereinigung, dem man diese Nachricht verdankt, sprach dabei seinen Schmerz darüber aus, daß man diese Gurkas zwinge, mit dem Schwert in der Hand ihren Dank denen abzustatten, die so unendlich viel zur Verbreitung und Förderung der indischen Literatur beigetragen, ein Schmerz, der freilich die englischen Staatsmänner mit ihren Geschäftsidealen, die sie selbst an diesen furchtbarsten aller Kriege anlegen, sehr wenig rühren wird.

Daß übrigens auch im französischen Heere Juden aus den Kolonien stehen, dürfte bekannt genug sein; auf unserem Nürnberger Friedhof haben wir neulich einen algerischen Soldaten beigesetzt, der gefangen genommen und in einem Lazarett unserer Stadt seinen Verwundungen erlegen war. Er war, wie meist die Algerier, ein Abkömmling der maurischen Juden, während die in Frankreich selber wohnenden Glaubensgenossen fast sämtlich aus dem Elsaß dort eingewandert, also gleichfalls deutschen Ursprungs sind. Gerade darum sind sie aber wie alle einstigen Elsässer umso eifrigere Franzosen. Und es kommt noch hinzu, daß für sie Deutschland die Geburtsstätte des modernen Antisemitismus ist, und daß ihnen das Aufflackern des antisemitischen Geistes in der Republik, das uns aus der Dreyfus-Affäre noch zu gut im Gedächtnis ist, nichts anderes denn eine An-

---

Aber, wenn wir schwarze Streitkräfte verwenden, so geschieht es zu weißen Zwecken, während Deutschland weiße Streitkräfte zu schwarzen Zwecken verwendet. Aber es ist noch nicht einmal sicher, daß die russischen Juden weiter leiden werden, wenn England nur erst von diesem teutonischen Albdruck befreit ist. Versicherungen, die ich den Vorzug hatte, von Sir Edward Grey zu empfangen, daß er keine Gelegenheit versäumen würde, die Emanzipation der russischen Juden zu fördern, bezeichnen einen Wendepunkt in deren Geschichte, indem sie an die Stelle windiger russischer Gerüchte eine feste politische Grundlage der Hoffnung setzen. Und dies ist nicht die bloße Aeußerung eines Politikers in Nöten. Ich bin in der Lage zu erklären, daß sie den Standpunkt des Besten englischer Anschauungen widergibt. Mit Vertrauen appelliere ich darum an amerikanische und andere Juden neutraler Staaten, daß sie nicht durch den Schatten Rußlands ihre Sympathien von dieser unüberwindlichen Insel fernhalten lassen, die jetzt wie so oft zuvor für die Menschheit kämpft, und die auch noch Rußland und Deutschland zivilisieren wird.

steckung dünkt, die von Deutschland aus zu ihnen hinübergegriffen habe. Wir können leider nicht abstreiten, daß an dieser Anschauung etwas Wahres ist, und die Gefühle dieser französischen Elsässer sind mir ganz besonders durch einen Ausspruch begreiflich geworden, den ich einmal zur Zeit der antisemitischen Hochflut von einem deutschelsässischen Glaubensbruder vernahm, und der mich damals tief erschütterte: „Als wir noch zu Frankreich gehörten", so sagte er, „waren wir Franzosen; seitdem wir zu Deutschland gehören, sind wir Juden!" Wenn ich neben dieses Wort, das mir unvergeßlich geblieben ist, heute die einfache Tatsache stelle, daß gleich in den ersten Kriegswochen der Unteroffizier der Reserve André Ruff, Sohn des Herrn Baruch Ruff aus Mülhausen im Elsaß, wegen hervorragender Tapferkeit unter Beförderung zum Feldwebelleutnant das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhielt, nachdem er das Eiserne Kreuz 2. Klasse bereits vorher sich erobert hatte, so legt diese Zusammenstellung mehr als alle Beweise der Welt Zeugnis davon ab, wie deutsche Juden trotz alledem und alledem eisern ihre Pflicht fürs Vaterland zu erfüllen wissen.

Sie leitet aber auch ganz von selber zu der letzten Frage über, die ich besprechen möchte, weil auch sie unsere Empfindungen in diesen ernsten Tagen fortwährend berührt: Wird die große Zeit, die uns allesamt in Deutschland einmütig ohne Unterschied der Parteien und Konfessionen auf dem Posten erwiesen hat, endlich auch den Schandfleck des Antisemitismus von dem erhabenen Bilde unseres deutschen Vaterlandes dauernd verschwinden lassen? Wird sie dazu führen, daß auch auf diesem Gebiete der religiösen Toleranz und Humanität das deutsche Volk in der ganzen Welt die Ehre und Achtung nicht bloß einer Kulturnation, sondern der Kulturnation genießen wird, der Kulturnation, deren Kulturerrungenschaften der gesamten Menschheit ohne Unterschied zum Segen und zum Ansporn werden können? Und wird man im deutschen Reiche selber, wenn der Staat erst wieder im Frieden zum Dienste rufen wird, nach all den furchtbaren Strömen Blutes, die ohne Unterschied aus den Heldenleibern christlicher wie jüdischer Soldaten geflossen sind, sich endlich der Worte von Gabriel Rießer erinnern, die er in seiner Verteidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden schon vor 80 Jahren niedergeschrieben: „Es gibt nur eine Taufe, die zur Nationalität einigt: das ist die Taufe des Bluts in dem gemeinsamen Kampf für Freiheit und Vaterland. „Ihr Blut hat sich mit dem unsrigen auf den Schlachtfeldern vermischt", das war das Machtwort, womit man in der französischen Kammer die letzten ohnmächtigen Regungen von Unduldsamkeit und Abneigung zu Boden schlug. Auch die deutschen Juden haben sich diesen vollgültigen Anspruch auf Nationalität vollgütig erworben."*) Aufs neue erworben, dürfen wir jetzt, schon zum zweitenmale seitdem, hinzusetzen! Rießer dachte damals an 1813/14, wir aber denken auch an 1870/71 und werden 1914/15 gewiß nicht aus dem Gedächtnis mehr verlieren! Es gibt darum zahlreiche Kreise unter uns, für welche die Erfüllung dieses unseres Herzenswunsches — keinerlei Zurücksetzung auch in Friedenszeiten mehr — jetzt ganz selbstverständlich gewiß und gesichert scheint. Das ist ein Optimismus, der mit zum jüdischen Wesen gehört, und ohne den wir alle Enttäuschungen, die uns die Weltgeschichte schon so oft bereitet hat, sicherlich nie überwunden hätten. Wir hoffen immer: wenn nicht diesmal, so doch das nächste Mal; so wie der fromme Hausvater an jedem Sederabende spricht: „Das nächste Jahr in Jerusalem!" Unsere Religionsgeschichte, von der wir bei allen unseren

*) Ges. Schriften Bd. II, 152.

Betrachtungen ausgegangen sind, stärkt den Optimismus in dieser Frage gerade nicht. In den Freiheitskämpfen vor einem Jahrhundert haben unsere Ahnen, ohne Bürger zu sein, bereits freiwillig und ohne jeden Zwang auf den Schlachtfeldern mitgekämpft, und die Zuhausegebliebenen hatten ebenso wie heute in patriotischem Opfersinn gewetteifert. Hardenberg, der berühmte preußische Minister, erklärte damals: er könne kein Gesetz mehr unterschreiben, das hinsichtlich der Juden mehr als vier Worte enthalte: gleiche Rechte, gleiche Pflichten! So tief war der Eindruck der großen Tage. Die Deutschtümelei, die unter den Gebildeten, die politische Reaktion, die unter den Regierungen einsetzte, machte alles zu nichte. Als dann der Krieg 1870/71 ausbrach, zogen unter der allgemeinen Wehrpflicht auch unsere, seitdem Bürger gewordenen Religionsgenossen hinaus aufs Feld und halfen auch mit ihrem Schwerte des deutschen Reiches Größe schmieden und auch mit ihrem Blute der deutschen Länder Einheit kitten. In die neue Reichsverfassung wurde der Grundsatz Hardenbergs nunmehr aufgenommen und Recht und Pflicht des Staatsbürgers ausdrücklich unabhängig gemacht vom religiösen Bekenntnis. Der Stöckersche Antisemitismus, Bismarcks Kampf gegen den Liberalismus, das Umsichgreifen der Rassetheorien haben trotzdem die Zustände herbeigeführt, die als verfassungswidrig so oft von uns Lebenden bekämpft worden sind. Werden wir auch jetzt wieder, nach dem trotz aller Gegner mit Gottes Hilfe siegreichen Ausgang auch dieses gewaltigen Krieges solche Reaktionen in Kauf nehmen müssen?

Soweit der Judenhaß ein Ausfluß persönlicher Abneigung ist, wird er auch nachher nicht verschwinden, zumal es auch unter uns selber immer wohl solche Juden geben wird, denen die besten Waffen dawider fehlen: Selbstachtung und Selbstwürde! Soweit er aber Weltanschauung und politische Uebung darstellt, könnte er in der Tat endlich aus Deutschland verschwinden, wenn nur die richtigen Lehren aus diesem Krieg gezogen würden. Zunächst müßten des Kaisers Worte, daß er keine Parteien, also auch keine Konfessionen, sondern nur noch Deutsche kenne, so wie sie gemeint waren, ohne jede Ausdeutung und Umdeutung sich im Staatsleben geltend machen. Dazu müßte die jetzt so bitterlich gewonnene Erkenntnis, daß wir Deutsche ringsum von unerbittlichen Gegnern eingeschlossen sind, daß wir selbst auf unsere Freunde nicht allzu viel bauen können, aus einer furchtbaren zu einer fruchtbaren werden und uns tief einprägen, daß wir uns den Luxus innerer Kämpfe, Verbitterungen, Zurücksetzungen nicht gestatten können. Und endlich müßte die ganze Rassentheorie ihre Großsprechereien einpacken. Denn noch nie hat in der Weltgeschichte eine Lehre ein solches Fiasko erlitten, wie sie durch diesen Krieg. Rassen, die sich gegenseitig haßten, haben sich einträchtig zusammengefunden, Rassen, die zusammengehören sollten, sich zum erbittertsten Kampfe gegeneinander gestellt. Rassen, die angeblich die Blüte der Kultur und der Zivilisation darstellten, haben sich als kalt berechnende Verräter aller dieser Güter, andere, auf die man stolz und verächtlich herabsah, als viel treuere und zuverlässigere Freunde erwiesen. Keine verkehrte Welt etwa, sondern nur ein Beweis für verkehrte selbstherrliche Lehren und Theorien! Aus solchen Erkenntnissen heraus erhoffen wir in der Tat für die deutsche Kultur auch in Deutschland selber wieder ein tüchtig Stück Vorwärts, und selbst wenn es auch diesmal langsamer voran gehen sollte, als die Optimisten unter uns glauben, hoffen und wünschen, — uns deutsche Juden würde das vielleicht enttäuschen, aber sicher nicht verzweifeln lassen. Wir wissen aus unserer Geschichte zu gut, was Deutsch-

land uns bedeutet; wir wissen aus der Konstellation dieses Weltkrieges zu gut, was Deutschland für die Welt bedeutet. Uns muß unser Recht einmal werden, wie ihm sein Recht einmal werden muß. Ob schneller, ob langsamer, — gleichviel; als Juden wie als Deutsche wünschen wir nichts sehnlicher als: Deutschland überall voran, als Juden wie als Deutsche kennen wir kein höheres Kultur-Ideal als: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!

Wahrheit.

Von Alfred Michaelis-Hamm i. W.

Das ist gleichsam das unsichtbare Siegel der Zeit, jetzt und künftig: der Wille zur Wahrheit.

Freilich, nie feierte die Lüge lautere Triumphe, als in den ersten Wochen dieses gewaltigen Geschehens, dessen volle Bedeutung wir Lebenden nur ahnen. Nichts aber erschien uns damals so ergreifend und erhebend zugleich, wie das Bekenntnis zur Wahrheit, das der erste Beamte des Reichs freimütig ablegte, als er vom Einmarsch deutscher Truppen in Luxemburg und Belgien sprach.

Das Bekenntnis war der Ausdruck der alle beherrschenden Gewißheit und hatte so fast symbolische Bedeutung: unsere Sache ist rein, wir haben nichts zu verschleiern. Und wir fühlten mit stolzer Zuversicht, daß dies Bewußtsein der deutschen Volksgemeinschaft die Ueberlegenheit sichere, die zu allen Zeiten der Wahrheit im Kampf gegen die Lüge den Sieg verbürgt hat.

Wie alles enden, was uns die Zukunft bringen wird, ist uns heute noch verschlossen. Niemand kann uns verwehren, darüber nach den wundervollen Erfolgen der deutschen Waffen stille Hoffnungen zu hegen; darüber heute zu sprechen, erscheint unziemlich. Aber das wissen wir, daß dieser Krieg nicht weniger aufbauen wird, als er zerstört. Aufbauen, indem er in Trümmer schlägt.

Das Wahre, das Echte und Rechte hat sich in dieser Sturmzeit, die wir wie im Traum durchleben, so glänzend bewährt, daß wir auf seine göttliche Kraft auch künftig bauen können. Aller Schein, alles Falsche, Schiefe, Hohle, alle Heuchelei ist erkannt und gerichtet. Deutschland fand wieder einmal den uralten Maßstab, der der Welt so oft abhanden kam: Wahrheit.

Nach dem Frieden, der vielleicht ein ewiger, sicher ein langwährender sein wird, soll mit diesem Maß gemessen werden. Wehe allen, die es nicht als vollwertig erweist.

Auch die deutschen Juden, wenn sie an ihre religiöse Betätigung denken, mögen die Probe fürchten. Was uns, und gerade uns liberalen Juden, den Gedanken an unser Verhältnis zur Religion so schwer erträglich macht, das ist der Widerspruch zwischen dem Glauben im tiefsten Sinne und jenen Erscheinungsformen, von welchen die Richtlinien sprechen. Wir wissen, daß da unsere Wege nicht immer gerade laufen.

Man soll die Zeremonialgesetze nicht abschaffen, aber halten soll sie nur, wer an sie glaubt. Wer fühlt, daß sie es sind, die ihn mit der Gottheit verbinden. Denn ihr ganzer Sinn ist: Heiligung.

Daher wird niemand über naive Gläubigkeit spotten, wenn sie sich den Vorschriften in aller Wörtlichkeit beugt. Aber es muß verpönt sein, äußerlich die Geberde der Ehrfurcht vor dem Ueberkommenen anzunehmen und im Herzen nichts von Erhobenheit und Weihe zu empfinden. Wer unter

alten Bräuchen eine Auswahl trifft, nur weil andre ihn belehrten, was er soll und darf, der handelt nicht ehrlich. Und unaufrichtig ist, wer über dem Sichtbaren das Unsichtbare vergessen will.

Solche Unehrlichen kennt man in jedem Lager. Zuweilen wirken sie grotesk: In einer nicht eben großen Gemeinde wurden — vor dem Kriege — neue Satzungen beraten. Beim Ausländerwahlrecht entschied man sich gegen die Ausländer. Was taten diese, als sie davon hörten?. Sie streikten. Sie sagten: Gebt ihr uns nicht das volle Wahlrecht, so meiden wir den Gottesdienst. Dann mögt ihr sehen, wie ihr eure zehn Männer zusammenbekommt. Wir wollen euch schon strafen.

Fehlte gerade noch, daß sie Streikposten stellten und den Streikbrechern zuriefen: Pfui, die Lumpen gehen zur Synagoge!

Das waren keine Liberalen, sondern Fromme. Aber wir haben kein Recht, Steine zu werfen. Auch unter uns gibt es genug, die sich von Zeit zu Zeit (um nur das eine zu erwähnen) „anstandshalber" im Tempel sehen lassen, hebräische Worte sprechen und dabei an nichts anderes denken, als an ihre Alltagssorgen und Alltagsfreuden. Leute, die sich im Berufsleben solcher Unehrlichkeit schämen würden.

Freilich liegt hier auch der Grund, weshalb unsere Gotteshäuser veröden: immer größer wird die Zahl derer, die nicht heucheln mögen. Aber statt die Ursache zu beseitigen, jammert man über die Wirkung und sucht sie, die doch mit Notwendigkeit eintreten muß, zu verhindern oder zu verschleiern. Man verfällt auf so seltsame Gedanken, wie, den Sabbath „auf den Sonntag zu verlegen". Wer das Gebot, am Sabbath zu ruhen, für heilig hält, wird den Sabbath seinem Gotte weihen; er wird es, weil er muß. Aber er wird nicht den Sonntag zum Ruhetag bestimmen wollen, weil nach der Reichsgewerbeordnung der Sonntag ohnedies für seine Geschäfte verloren ist.

Die Wahrheit duldet keine Kompromisse; alles oder nichts. Es ist Verleugnung der Wahrheit, „etwas" halten zu wollen, nur um nicht zu scheinen, was man ist: unreligiös, ohne Gottglauben. Wer nicht die Lehren des Judentums als ewige Wahrheiten anerkennt, darf sich aus keinem Grunde Gesetzen beugen, die für ihn ohne Inhalt sind. Nur als Ausdruck wahrhaften, innersten Erlebens haben religiöse Bräuche Geltung. Eben als „Erscheinungsformen".

Dann aber soll man sie nicht verschieden werten. Es gibt keine Vorschriften, die man als erläßlich, keine, die man als unerläßlich bezeichnen könnte. Alle sind sie erläßlich und unerläßlich zugleich.

Keine subjektivere Empfindung, als die religiöse. Die Formen, unter denen sie sichtbar werden mag, müssen durchaus der freien Wahl des einzelnen, von den Wahrheiten seines Glaubens ergriffenen Menschen überlassen bleiben.

Diese Dinge sind so zart, daß sie ein Rubrizieren nicht vertragen. Was unausgesprochen bleiben muß, kann nicht dem Zwang von römisch IX arabisch 1, 2, 3..... unterworfen werden. Wem sich im hebräischen Segen der Eltern, in der deutschen Predigt oder auch in irgend einer uraltmystischen, von den Richtlinien übergangenen Vorschrift das Ewige erschließt, der sieht vielleicht in der Beschneidung und der rituellen Ehescheidung (ist auch sie unerläßlich? man kann es nicht erkennen) nichts als tote Formen.

Die Richtlinien selbst sprechen von Vorschriften, die das liberale Judentum dem religiösen Empfinden des Einzelnen überläßt. Wertvoll ist nach ihnen nur, was für den Einzelnen die Kraft hat, fromme Gesinnung hervorzurufen, die sittliche Tat zu fördern und religiöse Wahrheiten und Erlebnisse in anschauliche Erinnerung zu bringen.

Man ist überrascht. Wertvoll ist nur....., und dennoch bleibt es dabei, daß diese und jene Vorschrift, auch wenn sie dem einzelnen nichts bedeutet, keinerlei religiöse Werte auslöst, daß sie dennoch unerläßlich sei.

Müssen erst die Formen den religiösen Sinn erzeugen? Das wäre das Ende der Religion. Und weil wir von dem Wahn befreit sind, daß die Formen schon die Religion seien, darum heißen wir Liberale.

Es ist die Tat unserer Gemeinschaft und ihrer Führer zumal, daß sie den offenen Kampf wagten gegen den Glauben an die Macht der Form im Judentum. Daß sie das Wesentliche der Religion erkennen lehren und ihm zum Sieg verhelfen wollen.

Für eine „Reform" bleibt da kein Raum, es sei denn, reformieren bedeute, der religiös gestimmten Seele die Wege weisen, daß sie sich frei ausleben könne. Dann aber ist Reform nichts andres, als Erziehung zur Wahrheit.

Begeisterung.

Von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld.

> Immer und notwendig siegt die Begeisterung für das Ewige über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, die Siege erkämpft. Fichte.

Eins hat der furchtbare Krieg, den wir führen, in uns allen geweckt: Begeisterung. Wofür begeistern wir uns? Für den vaterländischen Boden? Für die heimatliche Scholle? Sicherlich. Aber das allein ist es nicht. Begeisterung auch für Freiheit und Recht, für jene ewigen Kulturgüter der Menschheit, die die Besten unseres Volkes mit haben schaffen helfen; Begeisterung, die an das Göttliche in der Welt glaubt und in dem Wesen der eigenen Nation den vollkommensten Ausdruck dieses Göttlichen erlebt. Echte Begeisterung opfert sich selbst, um das Göttliche im Volke dadurch zu retten. Das ist der Idealismus des Deutschen: er verliert sein persönliches Leben an das Leben seines Volkes, weil er im Leben des Volkes sein kleines Selbst in idealer Größe wiederfindet. Für sein Volk geht er freudig in den Tod; er stirbt gern, wenn nur sein Volk dadurch erhalten bleibt, denn im Leben des Volkes lebt er selbst ein ewiges Leben: irdische Unsterblichkeit.

Solche Begeisterung vollbringt Wunder an Opfermut und Tapferkeit. Und was sie tut, tut sie immer als etwas Selbstverständliches: von innen heraus. Sie kann nicht anders. Deshalb urteilt sie auch so schroff über die Menschen, die sich des Selbstverständlichen rühmen oder es zum Gegenstande der Berechnung machen. Echte Begeisterung zählt ihre Taten nicht auf. Sie spricht nicht von ihren Verdiensten.

Mich berührt es darum immer peinlich und schmerzlich, wenn ich hie und da hören und lesen muß, wie man die Heldentaten von Glaubensbrüdern unter stolzem Hinweis auf ihr religiöses Bekenntnis preist und feiert: ein Jude hat die tapfere Tat vollbracht, ein Jude wurde mit dem eisernen Kreuz geschmückt! Ein Jude? Ach nein! Sein jüdisches Bekenntnis hat mit seiner Tapferkeit nichts zu tun. Was er draußen auf dem Schlachtfelde leistet, das vollbringt er so selbstverständlich wie jeder andere in heiliger Begeisterung als Deutscher für sein deutsches Volk, in dem er weiterlebt, auch wenn er nicht mehr ist.

Für die kommenden Geschlechter mag die Wissenschaft in stiller, geräuschloser Arbeit feststellen, wie auch der deutsche Jude in unserer großen Zeit seine Pflicht erfüllt hat

eines Tages könnten wir zur Abwehr diese Feststellung nötig haben —, aber wir, die wir als lebendig mitschaffende Glieder in die Kette unserer Zeit hineingehören, wir dürfen uns nicht des Selbstverständlichen rühmen. Freuen wir uns der wundervollen Begeisterung, die in allen deutschen Herzen glüht und über Parteienstreit und kleinliches Hassen hinweg ein einiges Volk geschaffen hat, freuen wir uns der unbeugsamen Entschlossenheit, die durchhält bis zum siegreichen Ende, freuen wir uns der todesmutigen Tapferkeit unseres unvergleichlichen Heeres — wir dürfen uns dessen als Deutsche von ganzem Herzen freuen —, aber trüben wir uns doch nicht selber die Freude, indem wir uns aus dem geschlossenen Kreise als Juden herausheben!

Im religiösen Bekenntnis gehen wir unseren eigenen Weg, den Weg, den unsere religionsgeschichtliche Vergangenheit uns vorgezeichnet hat. Da erwarten wir von unseren Mitbürgern, daß sie uns verstehen, und vom Staate, daß er unsere religiöse Ueberzeugung achtet und keinen Bürger um seines Glaubens willen zurückgesetzt. Als Juden bleiben wir bekenntnistreu, wir leben unser eigenes religiöses Leben, keine Macht der Erde wird uns davon abbringen. Als Deutsche aber wissen wir uns eins mit allen Gliedern der Nation in der Begeisterung für das Ewige, das im deutschen Volke lebt. Wir bekennen uns zu dem Worte Fichtes, das er in schwerer Zeit aus der deutschen Volksseele heraus als Deutscher zu Deutschen gesprochen hat: „Immer und notwendig siegt die Begeisterung für das Ewige über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft."

Aus meinem Kriegstagebuch.

Von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.

IV.

In Feindesland.

Durch's offene Fenster leuchtet die Nacht herein. Der weiße Schnee ist's, der im Kampf mit der Somme Zoll für Zoll hat weichen müssen und nun im kühlen Mondschein träumend ruht. Die ganze Landschaft schläft und träumt. Kein Laut zu hören nah und fern. Nur im Garten die zarten Schneeglöckchen, glaub ich, läuten leise. Sie läuten den Frühling ein, hat man uns erzählt, als wir noch Kinder waren. Unwirklich märchenhaft erscheint mir alles um mich her. Ist da draußen der Krieg und ich bin in Feindesland?

Wie anders hatte ich mir einst meine erste Reise nach Frankreich vorgestellt, damals, als ich die ersten Worte jener merkwürdigen Sprache erlernte, die man nicht so spricht wie man sie schreibt und die das alte markige Latein, das schon dem Sextaner imponierte, zu tändelndem Spiel verflüchtigt. Was ich über das moderne Volk der Gallier hörte, war freilich bitterer Ernst. Es war die Zeit, wo die Dreyfus-Affäre nicht allein Frankreich, sondern die ganze gebildete Welt in Atem hielt, wo wir Kinder an den Lippen von Vater und Mutter hingen, wenn sie des Morgens aus der Zeitung von den Qualen des unglücklichen Hauptmanns auf der Teufelsinsel vorlasen und von seinem verzweifelten Kampf um Wahrheit und Recht. Der wilde Judenhaß, den dieser Kampf erst recht entfesselte, war nicht geeignet, mich für die Franzosen einzunehmen. Und doch, als eines Tages unser Sprachlehrer fragte, welcher Schüler mit einem französischen Altersgenossen korrespondieren wolle, meldete ich mich sogleich und

erhielt die Adresse meines unbekannten Partners. Ich schrieb ihm französische, er schrieb mir deutsche Briefe, ohne daß wir versäumten, in zahlreichen Germanismen bezw. Gallizismen unsere nationale Ehre zu wahren. Bei fehlenden Vokabeln half das Wörterbuch aus, und die Hauptregeln der Grammatik hatte ich aus dem „Kleinen Ploetz" gründlich genug mir eingeprägt, um sie in zweifelhaften Fällen sogleich zur Hand zu haben; me te se nous vous vor le la les und le la les vor lui und leur. Der deutsch-französische Annäherungsversuch war in vollem Gange, als ich in einem Briefe an M. Alphonse auf das religiöse Thema zu sprechen kam und erzählte, daß ich Jude sei. Die Antwort darauf kam französisch und enthielt nur wenige in höchster Leidenschaft hingeworfene Zeilen: A bas Dreyfus! A bas les Juifs! Ils sont tous traîtres à la patrie! Und dann folgte der wohlwollende Rat, wenn ich nicht zur Hölle verdammt werden wolle, so sollte ich Katholik werden.

Den Rat habe ich nun nicht befolgt, aber ich habe lange darüber nachgedacht, was das für ein Volk sein müsse, in dem schon die Jugend von religiösem und politischem Fanatismus also vergiftet ist, daß sie sogar die uns oft gerühmte Höflichkeit ihrer Nation außer acht läßt, von den Idealen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit garnicht zu reden. Und ich habe diesem Lande gewünscht, daß einer seiner großen Dichter wieder auferstände, nicht Corneille und Racine mit ihrem gemessenen Pathos, aber er, der mit einer köstlichen Ironie seinen Landsleuten den Spiegel vorhielt: Molière, den sie als Ketzer begruben.

Das war mein erstes „rencontre" mit Frankreich. Die französische Sprache habe ich nach der Schulzeit bedauerlicherweise arg vernachlässigt, aber „le la les vor lui und leur" klingt's noch jetzt bisweilen mir im Ohr, und ich begreife heute besser als damals, warum den Franzosen die Artikel in der Anklageform, im Accusativ, der Gebeform „ihm" und „ihnen" vorangehn.

Wo mag M. Alphonse jetzt stehen? Wird er heute die Deutschen beschimpfen wie damals die Juden? Oder wird er die Vaterlandsliebe bewundern lernen, die die einen wie die anderen zu todverachtendem Mute hinreißt? Möchte mein ehemaliger Freund aus diesem Kriege heimkehren, um dann den Kampfe gegen Lüge und Verleumdung in seinem Vaterlande tapfer mitzukämpfen!

Das steht jedenfalls zu hoffen, daß die Bevölkerung Frankreichs, die Wochen und Monate mit deutschen Soldaten zusammenlebt, gerechter über die „boches" urteilen wird als heute die von der Regierung und ihren Organen aufgestachelte Menge. Wohl sind ganze Dörfer dieses schönen blühenden Landes durch das Feuer der Deutschen wie der Franzosen selber eingeäschert worden, aber es sind verhältnismäßig nicht gar viele. In den anderen Dörfern und in den Städtchen und Städten, die von uns besetzt sind, wird die Einwohnerschaft nichts weniger als hart behandelt. Sie hat selbstverständlich die Lasten der Einquartierung zu tragen und mußte sich die Beitreibung von Lebensmitteln und anderen für militärische Zwecke notwendigen Dingen gefallen lassen. Aber eine strenge Ordnung, die sehr bald Platz griff, sorgt dafür, daß für jede materielle Leistung der Bürger einen amtlich gestempelten Gutschein erhält, der nach Beendigung des Krieges von dem Besiegten einzulösen bezw. mit der Kriegskontribution zu verrechnen ist. Die Bevölkerung hat sich, auf die guten Erfahrungen von 1870 bauend, mit dieser Art der Bezahlung rasch abgefunden. Die Familien — es handelt sich selbstverständlich nur um Frauen, Kinder und alte oder kranke Männer — können, soweit sie dazu in der Lage sind, ihren Bedarf an Nahrung von den Soldatenkantinen beziehen, im übrigen werden sie von der deutschen Behörde

miternährt. Manchenorts, so in den Städten dürfen sie ihre Läden weiter offen halten. Der Verkehr zwischen den Einwohnern und ihren ungebetenen Gästen vollzieht sich in freundlichen, ja herzlichen Formen. Trotz des als ständige Phrase wiederkehrenden „Oh la guerre quel malheur pour nous, pour vous et pour tout le monde!" empfinden die meisten den Zustand nicht als großes Unglück; sie lachen und scherzen. Wetterharte Landsturmmänner sieht man kleine Kinder auf dem Arme wiegen, und nichts ist drolliger als ein Gespräch zwischen unseren großen Feldgrauen und diesen kleinen Schmutziggrauen, wobei aufgeschnappte Wörter der fremden Sprache in grotesker Entstellung unterlaufen. Die Straßen und Fahrwege sind dank deutscher Zucht ohne Zweifel sauberer, als sie jemals in Friedenszeiten waren, obwohl sie eben jetzt viel mehr benutzt werden. Denn das muß jeder unparteiische Beobachter zugeben: Ordnung und Sauberkeit sind in diesem Lande nicht zuhause. Alles ist auf den äußeren Schein berechnet, ein Zeichen, daß der eigentliche Inhalt dieser ehemals berühmten Kultur in Schwinden begriffen ist und die übrigbleibenden kultivierten Formen ihn nur mehr vortäuschen: Zivilisation, nicht Kultur. —

Ende Dezember bin ich vom Sitz der ..ten Infanterie-Division nach dem des Armee-Oberkommandos übersiedelt, um von hier aus die ganze ..te Armee bereisen und damit der mir von vornherein gestellten Aufgabe gerecht werden zu können. Als ich das erste Mal, Mitte September, Z... besuchte (um die gleiche Zeit wie Sven Hedin), gab es noch keine Bahnverbindung. Jetzt kann man von Sedan her, immer der Maas entlang, in den bequemsten belgischen Durchgangswagen nicht allein bis Z..., sondern noch eine beträchtliche Strecke weiter nach Süden fahren. Was der bewundernswerte Ausbau des Bahnnetzes in Feindesland für den Abtransport Verwundeter, ganz besonders aber für den Transport zum Gefecht bestimmter Truppen und des notwendigen Materials bedeutet, läßt sich leicht einsehen, auch wenn die großen Siege im Osten es nicht bewiesen. Allerdings bestand bereits eine französische Bahnlinie von Metz nach Verdun; aber sie war zerstört. Auch jetzt noch sind die Uhren an den Bahnhöfen ohne ihre Zeiger, die bis 24 liefen. Aber die Zeit geht weiter. Noch gibt der deutsche Fahrplan am Bahnhofsgebäude nicht die Stunde an, zu der man Verdun erreicht. Aber auch diese vielleicht wichtigste Station ist auf dem Plane bereits vorgedruckt, und auch die Stunde wird schlagen, wo der erste deutsche Militärzug unter donnerndem Jubel in ihren Bahnhof einläuft.

Z... ist ein freundliches Städtchen, das äußerlich durch den Krieg beinahe gar nicht gelitten hat. Nur die starke steinerne Maasbrücke, die man auf dem Wege von der Bahn passieren muß, ist, wie viele andere in der Umgegend, von den Franzosen gesprengt und von unseren Pionieren durch eine Holzbrücke ersetzt worden. Ein ausgebranntes Haus steht am gleichen Wege. Zwei oder drei Häuser am Hospitalplatz sind bis auf den Grund zerstört — das Werk deutscher Fliegerbomben aus dem Anfang des Feldzugs. Z... hat schon in Friedenszeiten viel Militär beherbergt. Das Militärhospital hat nach dem Einzuge der Deutschen seine Bestimmung nicht zu wechseln brauchen; mit den beiden langen Kasernen der Artillerie und Infanterie, die jetzt als Seuchen- bezw. Leichtkranken-Lazarett benutzt werden, bildet es eines der Kriegslazarette der Armee. Nur der große, geradezu vornehme Musikpavillon auf dem Place de ....., den Häuser mit altertümlichen Arkaden umsäumen, bleibt leer. Zu Arbeitsräumen des Oberkommandos sind die Zimmer einer Schule eingerichtet worden. Hier laufen hunderte elektrischer Drähte, aber noch viel mehr un-

sichtbar feine geistige Fäden in einer Zentrale zusammen; von hier wiederum setzt die Denkkraft und der Wille einiger weniger, von einer großen Schar ausführender Beamter als „Funk"-, als „Fernspruch" übermittelt, den Riesenapparat einer Armee in Bewegung bis in die Schützengräben in den Argonnen westlich, in den côtes Lorraines und der Woëvre-Ebene östlich, bis zu den schon eroberten Forts südlich des immer enger und fester umklammerten Verdun und seiner zähen Verteidiger. Nicht weit davon hat der Kronprinz sein Quartier. Die Hauptstraße trägt seinen Namen. Es gibt wohl kaum ein Dorf in der Umgegend, das nicht eine Straße nach ihm nennt, wie sehr auch die zerschossenen oder verfallenen Häuser mit einer „Kronprinzenstraße" konstratieren. Unser Kronprinz ist bei der Zivilbevölkerung nicht weniger bekannt und beliebt als bei seinen Soldaten. Wenn er, nur von einem Adjutanten und seinem Hund begleitet, durch die Straßen und Gassen geht, umringen ihn die Kinder; sie wissen, für jedes hat er eine Näscherei in der Tasche. Seine hohe schlanke Gestalt, sein ungezwungenes liebenswürdiges Wesen, seine jugendliche Heiterkeit bezaubern Jung und Alt. Ich sah ihn gleich Anfang Januar neben dem Kaiser. Beide traten, gefolgt von einer größeren Anzahl Offiziere, nach Beendigung des Gottesdienstes auf die Freitreppe der hübschen Stadtkirche hinaus. Ein Zug von über 600 erst kürzlich gefangener Franzosen wurde an der Kirche vorbeigeführt. Der Kaiser verneigte sich, ritterlich grüßend; der Gruß galt den französischen Offizieren, die an der Spitze des Zuges marschierten.

Kein lauter Empfang wurde dem obersten Kriegsherrn bereitet; aber uns allen, die wir ihn sahen, war feierlich zu Mute. Zu Kaisers Geburtstag gab es auch keine Parade; aber die französischen Glocken läuteten, und deutsche Fahnen wehten, und die Türen und Fenster der Soldatenquartiere prangten im Grün der Tannenreiser. Abends wurde „illuminiert"; die glänzendsten Illuminationen der Reichshauptstadt haben mich nicht so ergriffen wie die Lichtstümpfchen in den Fenstern dieser Gassen. Ich holte meinen Chanukkaleuchter hervor, der anderthalb Monate früher in die Herzen junger Makkabäer sein Licht ergossen hatte und den ich gewiß nicht noch einmal im Felde zu brauchen gedachte. Wieder strahlten die acht Lichtlein in die Nacht hinaus wie vor über 2000 Jahren in der heiligen Stadt. Galt es doch auch heute einen Helden zu feiern, der an der Spitze eines kampfbegeisterten Heeres gegen einen an Zahl weit überlegenen Feind ins Feld gezogen ist, in demütig frommem Sinn die heiligsten Güter seines Volkes zu schützen und wie ein eiserner Hammer das Werk des Hasses, des Neides und der Lüge zu zerschmettern. Am Morgen hatte ich im Saal der Bürgermeisterei Festgottesdienst gehalten. Dort werden, jedesmal für ein paar Tage in der Woche, die Geiseln interniert, nur Sonnabend Abends finden sich darin die Aerzte zusammen, Anfänger neben Koryphäen, um mitten im zerstörenden Krieg der aufbauenden Wissenschaft zu dienen.

Eine der Geiseln ist mein Wirt, ein ehemaliger Zollbeamter, der Eigentümer des artigen Häuschens, in dem ich wohne. Zwei Zimmer zu ebener Erde, die „für den höheren Stab reserviert" waren, wurden mir sogleich, als ich herkam, als Unterkunft angewiesen, das vordere ist eine Küche, in der mein Bursche schläft (nicht zur Bewachung, denn man ist nirgends so sicher wie hier — in Feindesland), das andere ein großes Wohnzimmer mit dem Ausblick auf den Garten. Der alte, eingebaute Schrank, die eichene Bettstelle geben meiner Behausung einen Anstrich von Vornehmheit, für Gemütlichkeit aber sorgt der eiserne Ofen (an Stelle des „falschen Kamins") und des Abends die

Petroleumlampe, die wir vor denen daheim voraushaben. Im ersten Stock wohnt der Hausherr, seine Frau und die Tochter, deren Mann im Felde steht, sie weiß nicht wo. Das ist das Bitterste für die Bevölkerung in den besetzten Landstrichen, daß sie von ihren Lieben draußen vollständig abgeschlossen ist. Sonst hatten auch diese Leute unter dem Kriege nicht allzu viel zu leiden. Sie geben sich sichtlich Mühe, ihrem Logiergast den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und man vergißt beinahe gänzlich, daß man doch „Feind" ist. An einem Abend, an dem ich zur Arbeit zu müde war, bat ich die Drei, mit mir Tee zu trinken. Der Alte brachte ein Dame-Mühle-Brett mit, und — was ich seit undenklichen Zeiten nicht getan — ich spielte. Galant ließ mein Partner mich gewinnen, indem er mich wiederholt aufmerksam machte: bouchez les trous. Ja, darauf kommt es an, die Lücken wieder zu füllen, frische Reserven heranzuziehen, die geschickt zur Verwirklichung des Gesamtplans verwendet werden. Wer das versteht, gewinnt das Spiel, auch das blutige, in dem die Völker sich messen.

So denkt man doch bei allem nur das Eine. Wie fern auch die Kanonen grollen, wie anmutig die Flieger — Riesenlibellen gleich — sich im Sonnenschein wiegen, ich brauche nur das Auto zu besteigen und bin in einer halben Stunde mitten im Feuer der Geschütze.

Barbaren.

Von Prediger Karl Rosenthal, Hörde i. Westf., Offizier-Stellvertreter, z. Z. im Felde.

Siehe, ich bestelle dich an diesem Tage über Völker und Königreiche, niederzureißen und zu zerstören, zu vernichten und zu zertrümmern — um aufzubauen und zu pflanzen.

Jer. 1, 10.

Hundert eherne Schlünde brüllen um mich mit Stimmen des Todes. Krach auf Krach bersten um uns furchtbare Granaten, Tod und Vernichtung bringend. Prasselnd schlagen mit nervenerschütterndem Lärm tausend winzige Geschosse an unseren Schützengraben, und heulend sausen in durchdringendem Zischen die Schrapnells über uns hin. Ich liege in meiner Erdhöhle, lehmbedeckt, und lasse meine Gedanken zurück schweifen — das Getöse der Granaten kann sie nicht stören; wer tagtäglich den fürchterlichsten Tod um sich sieht, verlernt das Fürchten, weil er weiß, daß er ihm ja doch nicht entrinnen kann. Nur Geduld, ein ruhiges Sich-fügen, ein ruhiges Vertrauen, ein williges Abwarten — — und eine stille Hoffnung; das ist's, was den Krieger in solchen Stunden erfüllt. — —

So liege ich in meiner Erdhöhle, lehmbedeckt — und lasse meine Gedanken zurückschweifen. Noch kann ich das Bild nicht vergessen, das meine Seele erfüllt. Denn gestern war ich dem Donner der Schlacht entronnen, der schon so lange in meinen Ohren dröhnt und der in meinem Herzen so tiefen Wiederhall weckt. Ein dienstlicher Weg führte mich nach einem kleinen Städtchen, acht, zehn Kilometer hinter der Front. Es war ein frischer, kalter Februarmorgen. Dicker Reif lag auf Baum und Straße. Krähen pickten Körner vom Feld und stoben mit eckigem Flug auseinander, als ich mit schwerem Schritt die Landstraße zog. Ich durchschreite ein kleines Dörfchen — wie freundlich muß es früher zwischen den Bäumen herausgelugt haben! — — heute ist's ein trauriger Trümmerhaufen, der zur Wehmut stimmt. Wie grausam wütet der Krieg . . . Doch was ist das? — Wie ich mich dem Ende des Dörfchens nähere, dringt seltsames Summen an mein Ohr. — Ich bleibe lauschend einen Augenblick stehen; richtig, den Ton kenn ich, wie oft habe ich ihn als Kind in der Heimat gehört! Und wie ich um die Ecke der Straße biege, sehe ich

hinter dem großen Lagerschuppen eines zerschossenes Gehöfts eine — Dreschmaschine, die mit behaglichem Gebrumme ihr eintöniges Rädergeklapper begleitet. Erstaunt trete ich in das Gehöft — ja, was denn? Das sind ja deutsche Soldaten, die dort an der Dreschmaschine arbeiten. Deutsche Krieger im Feindesland, die das Korn ausdreschen, das der feindliche Boden getragen hat! Doch mein Staunen wächst noch mehr. Wie ich rüstig ausschreitend das Dörfchen hinter mir lasse, sehe ich weit und breit auf den Aeckern rege Tätigkeit. Dort sind Soldaten eifrig dabei beschäftigt, das noch vom vorigen Herbst in hochgeschichteten Diemen liegende Getreide auf Wagen zu laden und dann nach der Dreschmaschine zu fahren. Noch oft auf meinem Wege begegnete mir solch ein hochgetürmter Wagen. Ich trete an den Führer eines Gefährts heran, es ist ein bärtiger Artillerist. Von dem höre ich nun mehr über die friedliche Tätigkeit hinter der Front. Allein von der einen Batterie, zu der er gehört, sind 24 Gespanne zu landwirtschaftlicher Arbeit gestellt. Während die Geschütze vorn in Stellung liegen, Tod, Verderben, Vernichtung bringend, sind Menschen und Pferde, die nicht unbedingt „vorn" gebraucht werden, der friedlichsten Tätigkeit vorbehalten. Im Weitergehen finden meine Augen bestätigt, was der Artillerist mir erzählt. Auf den breiten, schweren Aeckern zieht mancher Pflug tiefe Furchen, mit Egge und Hacke wird die harte Krume zerkleinert. Unter den Soldaten gewahre ich auch französische Zivilisten, die bis jetzt untätig dem Ruin ihres Landes zugeschaut, unter der Anleitung unserer Soldaten die heimatliche Scholle bebauen. Mit stumpfem Gesichtsausdruck tuen sie halb träumerisch, halb verlegen die längst entbehrte Arbeit. Einer ist unter ihnen, dem noch immer ein ungläubiges Staunen aus den dunklen Augen guckt, ein stilles Verwundern, daß diese „Barbaren", von denen man sagte, Zerstörungswut und Eroberungslust habe sie hergetrieben, nun in emsigen Fleiß das Feld für's Frühjahr bestellen! Wenige Kilometer weiter tobt noch der eiserne Streit — und hier, unmittelbar hinter der Front, sät deutsche Gewissenhaftigkeit neue Saaten für eine friedlichere Zukunft! Ein Prophetenwort drängt sich mir auf die Lippen: „Siehe, ich bestelle Dich an diesem Tage über Völker und Königreiche, niederzureißen und zu zerstören, zu vernichten und zu zertrümmern — **um aufzubauen und zu pflanzen**!!" Wie Israels Propheten Kampf und Not auf sich nahmen, um neues, besseres Leben zu säen, so hat das deutsche Volk dieses gewaltige Völkerringen nicht mutwillig vom Zaun gebrochen, wie unsere Gegner behaupten, sondern nur eiserner Notwendigkeit folgend: zwar niederreißend und zerstörend, aber auch aufbauend und pflanzend. Aus den Ruinen zerstörter Dörfer und Städte (die ja nicht etwa nur von uns verheert sind!) soll neues, besseres Leben erblühen. Ich schäme mich nicht der Rührung, die mich überkam, als ich, noch umfangen vom grausigen Getöse des Kampfes, diese herrliche, segenbringende, aufbauende Tätigkeit deutscher Soldaten im Feindesland gewahrte. Und als ich meines Weges weiterzog, als hoch mit Garben beladene Wagen mir begegneten und als ich weit und breit auf den Aeckern die Pferde wiehernd vor Pflug und Egge sah, ihre wehenden Mähnen vom Silberglanz der weißen Wintersonne umflossen, da ward mir aufs neue klar: Der Kampf, den wir führen, ist ein Kampf der Kultur gegen die Unkultur, ein Kampf des Idealismus gegen schnöde Politik der unersättlichen Habgier. Ein leuchtendes Ziel winkt fern, fern, unserer schweren, leider so blutigen Arbeit: wir sollen die Welt mit deutschem Geist durchtränken; das ist der Geist der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, der gewissenhaften Treue und Liebe, der Arbeitsamkeit und Strebsamkeit. An solchem Wesen soll die Welt genesen: Wej'hëi b'rochoh — „Du sollst ein Segen sein!" —

Meiner Mutter.

Freue Dich, Mutter!
Dein Sohn zieht in's Feld!
Endlich an einen Platz gestellt,
Endlich tauglich dafür befunden,
Endlich, kaum kann ich erwarten die Stunden!
Drum weine nicht, Mutter!

Freue Dich, Mutter!
Dein Sohn dient im Heer!
Denk, was gibt es Schönres mehr,
Denk an Tausende andre Fraun,
Denk fest dran, Du wirst mich wiederschaun!
Drum weine nicht, Mutter!

Freue Dich, Mutter!
Dein Sohn kommt wieder!
Einmal schon sang ich Soldatenlieder,
Einmal schon war ich fast an dem Feind,
Einmal schon hat mich das Schicksal verneint,
Drum weine nicht, Mutter!

Freue Dich, Mutter!
Dein Sohn ist am Leben!
Noch ist für mich keine Kugel gegeben,
Noch liege ich nicht im Schützengraben,
Noch, Mutter, mußt Du Hoffnung haben!
Drum weine nicht, Mutter!

Freue Dich, Mutter!
Dein Sohn wird mitsiegen!
Deutschland wird nimmermehr unterliegen,
Deutschland wird leben, Deutschland wird blühn,
Deutschland wird seinen Siegesweg ziehn!
Drum weine nicht, Mutter!

Freue Dich, Mutter!
Dein Sohn zieht mit ein
In Berlin, da kannst Du sicher sein,
In Berlin, durchs Brandenburger Tor,
In Berlin, den Siegesklang im Ohr!
Drum weine nicht, Mutter!

Ernst Pariser.

Zur rechtlichen Stellung der Wormser Juden im Mittelalter.

Von Dr. Sigmund Feist-Berlin.

Das Dezemberheft des vorigen Jahrgangs der Monatsschrift enthielt einen kurzen Bericht über einen Vortrag von Benas Levy, „Die Juden in Worms". Auf die vorhandenen Quellen gestützt wird darin ausgeführt, welche bedeutsame Stellung unsere Glaubensbrüder in dieser „heiligen" Gemeinde schon im Mittelalter eingenommen haben. Bekannt war, daß ihre Lage in den rheinischen Städten auch in rechtlicher Beziehung gesichert war; aber bisher hatten wir außer den Urkunden keine Handhabe, um den Umfang und den Inhalt der rechtlichen Stellung der Juden aus den älteren Rechtsquellen selbst zu belegen. Das wird in nächster Zukunft besser werden.

Der bekannte Berliner Rechtsgelehrte Josef Kohler hat die Aufmerksamkeit der Juristen auf einen Heidelberger Kodex gelenkt, der zwar schon früher von Germanisten beschrieben, aber sonst in rechtswissenschaftlicher Beziehung noch nicht ausgebeutet war. Er enthält Teile des ältesten Wormser Stadtrechts, das der bekannten Stadtrechtsreformation vom Jahre 1498 vorausgeht, und eine Sammlung von Ratsverordnungen des 13. und 14. Jahrhunderts. Der Kodex ist die Abschrift eines Rechtsbuches, das zum Teil noch aus dem 13. Jahrhundert stammte und bei dem Brande von Worms, den die Franzosen im Jahre 1689 verschuldeten, zugrunde ging. Die in der Heidelberger Bibliothek erhaltene Abschrift wird jetzt von Kohler und Koehne herausgegeben und rechtshistorisch erläutert werden, während dem Verfasser dieser Zeilen der sprachliche Kommentar übertragen wurde. So ist er in der Lage, bereits jetzt diejenigen Bestimmungen der Ratsverordnungen des Stadt-

rechts, die sich auf die rechtliche Stellung der Juden in Worms beziehen, einem größeren Publikum bekannt zu geben.

Der Jude konnte im Mittelalter in gesetzlich geregelten Formen Bürger zu Worms werden, wenn er auch gegenüber den altansässigen Patrizierfamilien (wie andere Einwohner auch) nur minderen Rechts war. § 154 der Ratsverordnungen enthält genaue Vorschriften, wie ein Jude als Bürger aufgenommen werden soll. Er muß sich zunächst an den Judenbischof (worunter ein vom König oder später vom Bischof von Worms bestimmtes Mitglied des von den Juden gewählten Zwölfmänner-Rates zu verstehen ist) und an die Ratsherrn der Juden wenden, damit sie ihn als Mitglied ihrer Gemeinde aufnehmen. Dann wird er von dem Vorstand der jüdischen Gemeinde dem Bischof zu Worms und den städtischen Ratsherrn als Mitglied ihrer Gemeinde vorgestellt und als Bürger der Stadt empfohlen. Er muß dem Bischof, dem Rate und der Stadt Worms Treue geloben. Nach diesen Formalitäten ist er Bürger von Worms. Freilich muß er sich diese Ehre etwas kosten lassen; er hat dem Bischof ein Viertel Wein, jedem Richter ½ Viertel, ebenso dem Stadtschreiber und den Stadtdienern ein Trinkgeld zu geben.

Die Aufnahme in den Bürgerverband von Worms ist in dieser Weise nur für die Zugezogenen nötig. Die ehelichen Kinder eines jüdischen Bürgers von Worms, die nach seiner Aufnahme geboren sind, gelten nach § 18 ohne weiteres als Bürger von Worms. Hat ein als Bürger neu aufgenommener Jude bereits Kinder mitgebracht (§ 16), so haben diese nach erlangter Volljährigkeit nur die Erklärung abzugeben, daß sie Bürger von Worms sein wollen, um es zu werden. Ganz dieselben Bestimmungen enthält das Rechtsbuch auch für die christlichen Einwohner. Es gab also bei der Bürgeraufnahme keinen Unterschied zwischen Juden und Christen.

Ebensowenig war der Jude nach dem Wormser Recht als Zeuge vor Gericht minderwertig; sein Eid gilt ebensoviel wie der eines Christen (§ 122). Da er nicht wie die letzteren den Eid auf die Reliquien der Heiligen ablegen konnte, so war für ihn eine besondere Formel vorgeschrieben, die uns allerdings in den Fragmenten des Rechtsbuches nicht erhalten ist. Wir kennen aber solche Judeneide aus andern Quellen, so den von Bischof Konrad von Erfurt verfaßten, der sich weiter Verbreitung erfreute (abgedruckt in Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VII. bis XII. Jahrhundert). Die Vollwertigkeit des Eides eines Juden ist umso bemerkenswerter, als eine ganze Anzahl christlicher Einwohner, die bestimmten Gewerben angehörten, nicht als Zeugen zugelassen wurden (§ 133). Darunter befinden sich die Spielleute, die Possenreißer, die Weinausrufer, die Sackträger und die Bäckerknechte. Die Juden werden dabei nicht genannt, während sie sonst vielfach als unter gleichen Rechtsbedingungen mit den Christen stehend genannt werden. So beginnt der § 63 der Ratsverordnungen mit den Worten: Jeder Christ oder Jude, der Pfänder in den Händen hat und sie nicht länger behalten will, soll vor Gericht kommen und sie aufbieten. Der § 64 bemerkt ausdrücklich, daß der Jude, der eine Schuld nebst Zinsen durch Eid oder Zeugen nachgewiesen hat, die Pfänder verkaufen darf, ein Recht, das ihm ebenso wie dem Christen zusteht. Nach § 122 brauchten Juden gestohlene oder geraubte Sachen, die bei ihnen versetzt worden waren, nur gegen Erlegung der dafür gezahlten Summe herauszugeben. Ueber die Höhe dieser Summe sowie über die Frage, ob die Sachen Eigentum des derzeitigen Inhabers, des Juden, seien, war dessen Eid entscheidend. Ebenso wie bei einem christlichen Einwohner konnte der Eid eines Juden, der vor Gericht wegen eines Versprechens (Gelübdes) verklagt wurde, nur durch Zeugen widerlegt werden, und unter diesen Zeugen mußten Ratsherren und Schöffen sein. (§ 25.)

Im Vorstehenden konnten nur wenige Proben für die rechtliche Gleichstellung der Wormser Juden mit ihren christlichen Mitbürgern gegeben werden, da uns das Stadtrecht und die Ratsverordnungen von Worms leider nur bruchstückweise erhalten sind. Aber das Erhaltene genügt, um zu zeigen, daß die rechtliche Stellung der jüdischen Einwohner von Worms im frühen Mittel-

alter weit besser war als in späterer Zeit und bis in unser Jahrhundert in vielen deutschen und außerdeutschen Staaten. Wurden doch selbst in den Ausführungsbestimmungen zum Code civil (bürgerliches Gesetzbuch) des Kaisers Napoleon I., der auch in vielen deutschen Staaten bis in unsere Zeit Geltung hatte, den Juden nur eine beschränkte Eidesfähigkeit zugestanden, und wie es mit ihrem Bürger- und Wohnrecht in vielen deutschen Staaten bis tief in das 19. Jahrhundert beschaffen war, werden wohl viele von den jetzt noch Lebenden aus den Erzählungen ihrer Eltern wissen. In mancher Beziehung war das verrufene Mittelalter offenbar also gar nicht so mittelalterlich. In einer Hinsicht allerdings müssen wir es für sehr rückständig ansehen: es kannte noch keine Rassentheorie und konnte den Juden daher auf Grund dieser fraglichen Errungenschaft unserer Zeit ihre Rechte noch nicht verkümmern. Hoffentlich hat der Völkerkrieg, der jetzt in Europa und darüber hinaus tobt, auch der unhaltbaren Rassentheorie den Todesstoß versetzt. Denn nach den Erfahrungen, die wir jetzt machen, wo Germanen gegen Germanen und Slaven gegen Slaven kämpfen, wo Arier als Bundesgenossen der Mongolen uns niederzuwerfen suchen, ist den Lehren der Rassetheoretiker doch wirklich der Boden entzogen. Aber auch die Juden selbst haben die Rassentheorie zu Schanden gemacht, denn sie kämpfen auf allen Seiten Schulter an Schulter mit ihren Mitbürgern und liefern somit ihrerseits den Nachweis, daß nicht der Rassegedanke, sondern der Staatsgedanke die Menschen eint oder trennt. Und soweit waren die Wormser schon im 13. Jahrhundert gelangt. Allerdings hat im Jahre 1349 der entflammte religiöse Fanatismus die jüdische Gemeinde zu Worms vernichtet; aber wir dürfen annehmen, daß bei der 1353 erfolgten Neuniederlassung von Juden in Worms ihre rechtliche Lage nicht wesentlich verschlechtert war.

Aus der Jugendbewegung.

Ernste Stunden, veranstaltet von der Jugend-Organisation der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland, Ortsgruppe Hamburg.

Die rührige Hamburger Jugendorganisation hat sich entschlossen, auch in dieser schweren Zeit eine Reihe von Veranstaltungen unter dem Namen „Ernste Stunden" abzuhalten. Die erste dieser Veranstaltungen fand am Sonntag, den 6. Dezbr., vorm. 11½ Uhr im weißen Saal des Curio-Hauses vor einem außerordentlich zahlreichen Publikum statt. Nachdem der Tempelchor mit Orgelbegleitung „Bitten" von Beethoven vorgetragen hatte, rezitierte Herr Max Montor den 35. Psalm „Hadere o Herr mit meinen Haderern" und den zweiten Akt von Otto Ludwigs Makkabäer. Fräul. Lotte Gaßner trug dann „Tröstung" von Mendelsohn vor. Herr Dr. P. Rieger sprach über „Krieg und Religion". Der Redner führte etwa folgendes aus: Jedem Bibelleser muß es auffallen, daß in der Bibel, dem Buch der Nächstenliebe und des Friedens, so oft vom Krieg die Rede ist. Noch auffallender ist aber die Tatsache, daß die Hl. Schrift kein Wort enthält, das den Krieg verdammt. Wohl haben die Propheten den kommenden Weltfrieden verheißen, die Bibel selbst aber betrachtet den Krieg als eine in der Weltordnung begründete notwendige Erscheinung. Es ist die letzte Folgerung und Forderung der biblischen Rechtsanschauung, das letzte Rechtsmittel, dem Rechte zum Recht zu verhelfen. Er ist eine sittliche Pflicht und ein Gottesdienst, denn er straft das Unrecht, und die Krieger werden in der Bibel geradezu als Gottgeweihte, als Gottgeheiligte bezeichnet, denn sie kämpfen für das Recht und seinen Schirmherrn, die Gottheit. Der Krieg ist aber in der biblischen Weltanschauung zugleich die Zuchtrute Gottes, sein härtestes Erziehungsmittel für die Völker. Er ist ein Prüfstein für die Echtheit ihrer Kultur und Sittlichkeit. Nicht der Krieg ist eine Schande für die Kultur, sondern daß die Völker im Kriege ihre Unkultur offenbaren. So hat sich die vielgerühmte Ritterlichkeit der Franzosen in diesem Krieg als ein Theaterkleid erwiesen, unter dem sie ihre Entartung und innere Verderbtheit geschickt verhüllten; so offenbarte sich die hochgepriesene englische Vornehmheit als Scheinheiligkeit, hinter der sich Neid und Schel-

sucht gewandt versteckten, so hat sich die von uns so oft gelobte Weichheit des russischen Volkscharakters als dünne Oberschicht gezeigt, unter der sich die roheste Unkultur verbarg. Nur die deutschen „Barbaren" haben bewiesen, daß die deutsche Kultur keine hohle Redensart und keine Tugendmaske ist, daß sie vielmehr in Fleisch und Blut unseres gesamten Volkes übergegangen ist. Der Krieg ist wie ein läuterndes Feuer über unser Volkstum gekommen und hat Schlacken und Flecken aus ihm herausgebrannt. So wie die Makkabäerkriege für das Volk der Bibel die Zeit seiner Neugeburt, seiner Selbstbesinnung, die Quelle vertiefter Religion geworden, so bedeutet dieser Weltkrieg die innere Vorbereitung auf die glänzende Zukunft unseres Volkes. Als letztes Rechtsmittel ist der Krieg eine Forderung der Religion, als Volkserzieher ist er ein Wegebereiter der Religion. — Der vom Chor vorgetragene Psalm 23 „Der Herr ist mein Hirt" von Bernhard Klein bildete den Schluß der wahrhaft ernsten Stunden, deren musikalische Leitung in den Händen des Herrn M. Henle lag.

Die zweite Veranstaltung fand am haus war überfüllt. Wieder wurde der Abend war überfüllt. Wieder wurde der Abend eingeleitet durch musikalische Darbietungen; dann sprach Herr Dr. Löwenberg über „der Krieg als Erzieher". Der Redner legte dar, wie uns der Krieg plötzlich aus dem gewohnten Alltagsleben heraushob, wie er uns von dem Persönlichen losriß und unseren Blick auf die Allgemeinheit lenkte. Der Krieg wirke wie ein großes Naturereignis, wie eine Sturmflut, wie ein Erdbeben, und die Größe der Erscheinung, das Bangen vor dem Unbekannten, habe im ganzen Volke ein tiefes religiöses Gefühl geweckt. Das Bewußtsein, daß wir alle dieselbe Not tragen, daß alle dieselbe Hoffnung trägt, habe alle Deutschen ohne Unterschied der Partei, der Konfession, des Standes zu einer Einmütigkeit zusammengeführt, wie wir sie noch nie erlebt haben. Eine neue Lebensgemeinschaft umschließe alle und das überquellende Gefühl der Zurückgebliebenen, denen es nicht vergönnt war, für das Vaterland zu kämpfen, suche nach Betätigung. Es war etwas Wunderbares, Wundervolles, wie es jeden geradezu wie eine Leidenschaft ergriff, etwas für die Gesamtheit tun zu wollen. Jeder wollte Opfer bringen, selbst die Kinder wollten nicht zurückstehen. Die größten Opfer aber bringen die, die einen ihrer Lieben dahingeben. Wir verstehen es, wenn sie sich in Trauer verzehren, wer aber sein Leid tapfer trägt und noch stolzer einhergeht ob der Größe des Opfers, das er dem Vaterland bringt, dem beugen wir uns in Ehrfurcht. Was unsere Krieger da draußen an Hingabe und Aufopferung, an Heldentum jeder Art leisten, das können wir hier gar nicht ermessen. Ungeahnte Anlagen und Kräfte weckt der Krieg in ihnen und trägt sie zu Blüten. Unsere Jugend, die mit Singen und Jauchzen in die Schlacht geht, die die größten Entbehrungen und Anstrengungen mit Frohsinn erträgt, zeigt, daß ihr die Ideale nicht verloren gegangen. Die treueste Kameradschaft, die Todeskameradschaft, verbindet die Krieger mit unlöslicher Macht. So Großes aber auch der Krieg zeitigt, wir sollen nicht vergessen, wie viel Leid und Not und Elend in seinem Gefolge sind. Und hüten sollen wir uns, in den Fehler unserer Feinde zu fallen, Gerechtigkeit und Wahrheit zu vergessen und eitler Selbstüberhebung zu frönen. Das Gute und Große anderer Völker zu erkennen und anzuerkennen, ist eine der schönsten Eigenschaften der Deutschen. Als dauernden Besitz sollen wir das neue Brudertum und unserem Volke die soziale Fürsorge, die unermüdliche Hilfsbereitschaft hinübernehmen in friedliche Zeiten. In seiner letzten Wirkung muß der Krieg auch zum Frieden erziehen. Und wie sehr wir ihn auch ersehnen, bis wir ihn uns erzwungen, wollen wir durchhalten, zum Ruhme, zum Heile unseres Vaterlandes.

In der dritten Veranstaltung, welche am 24. Januar stattfand, sprach Herr Dr. med. J. Türkheim über „Krieg und Sittlichkeit", in der vierten, am 14. Februar, Herr Apotheker Goldstaub über „Der Krieg und das Kind", in der fünften, am 28. Februar, Herr Prediger Dr. Leimdörfer über „Der Krieg in der Bibel und die Bibel im Krieg".

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 5 und 6. Jahrgang 7. Mai u. Juni 1915.

Uebereinstimmung jüdischer Grundgedanken mit den Idealen der deutschen Gegenwart.

Von Dr. Hermann Löb-Karlsruhe.

Man hat in diesen Tagen oft Judentum und Deutschtum gegenübergestellt und dabei besonders die auffällige und augenfällige Tatsache in den Vordergrund gerückt, daß Deutschland heute fast in der ganzen Welt einer Abneigung und einem Haß, im günstigsten Falle einer gleichgültigen Kühle begegnet, wie sie sonst in Europa wohl nur das Judentum erfährt. Man hat daraus Schlüsse und Parallelen gezogen, die mehr oder weniger darauf hinauslaufen, daß die Feindschaft gegen Juden und Deutsche auf demselben Motiv beruhe: der Tüchtigkeit und Fähigkeit auf der einen und dem Neid auf der andern Seite. Es dürfte vielleicht fruchtbarer sein, die Aufmerksamkeit statt auf die wirtschaftlichen und kaufmännischen Vorzüge und Aehnlichkeiten auf einige Gleichheiten in dem Geistesleben, des Judentums und des Deutschtums zu lenken. Nur wenige Grundelemente seien hier genannt; sie ließen sich nach der negativen und positiven Seite leicht vermehren.

Hermann Gunkel hat in der ersten Zeit des Krieges in der Frankfurter Zeitung einen Aufsatz veröffentlicht, des Inhalts, daß jetzt, während fast alle anderen Wissenschaften mehr oder weniger ohne Anschluß an die gegenwärtige Bewegung seien und sich daher augenblicklich unnütz vorkämen — daß jetzt der Bibelforscher mit festen Füßen in der Gegenwart und Wirklichkeit stehe, und zum Beweise dessen führt er die glutergriffenen Lieder an, mit denen die Propheten die Ereignisse des assyrischen und babylonischen Reiches begleiteten.

Aber auch wenn wir unsern Standpunkt anders nehmen und auf die allgemeinen Züge schauen, die den Unterbau des Judentums bilden, stehen wir ganz in der Gegenwart. Bei diesem Vergleiche richtet sich unser Blick natürlich nur auf die dauernden Werte, nicht auf das, was wechselt und schwindet.

Da ist zunächst und vor allem der Grundbegriff des Judentums: Gott. Groß und einfach und gewaltig wird dies Wort, aus Not und Tod, zu neuem Leben geboren. Wir hören es aus dem Munde des schlichten Streiters, wir hören es aus dem Munde unserer Dichter und Denker. Es ward ihm Fülle und Inhalt: das ganze gewaltige Erleben, alles Hoffen und alles Bangen, alles Wünschen und Sehnen — sie finden kein anderes Wort als jenes uranfängliche dem Menschen zu tiefst vertraute: Gott — ohne Beiname, ohne weitere Bezeichnung. Vielleicht waren wir selbst schuld an der Minderung seines Wertes, an der Gleichgültig-

keit, vielleicht ist der Name allzuoft für Dinge gebraucht worden, die sich mit seinem Gehalte nicht decken: nun aber fühlen wir ganz seine Größe, nun fühlen wir tief die Worte die einst zu Mose gesprochen wurden: „Denn nicht sieht mich ein Mensch und bleibt am Leben". — Wir fühlen, daß wir kaum den Saum des Gewandes des Allmächtigen sehen, der da schafft und wirkt in allem Lebendem. Alle, denen die Gegenwart Erlebnis wird, finden sich zu ihm: die Eltern um ihre Kindern, die Gattin um den Gatten, die Führer um den Sieg, der Soldat um die Erhaltung, die Dichter um zu sagen, was ihnen das Herz füllt, das ganze Volk um der Stärke und Kraft willen. Es heißt die Menschenseele recht verkennen, wollte man darin nur den Ausfluß augenblicklicher Not und Angst sehen. Das mag dabei sein, — wo bliebe ein Großes ungetrübt und wer wagt es zu richten, wenn die Angehörigen um die Ihrigen, wenn ein blühendes Menschenkind um Dauer unter der Sonne fleht — aber es ist doch in der Hauptsache etwas ganz anderes als eine Schöpfung der Angst. Diese Rückkehr zu Gott ist unendliche Fülle und Reichtum, ist Schluchzen und Freude, ist Flug zu den Höhen — ist die Ewigkeit, die das Zeitliche durchfließt. „Aus der Enge rief ich Gott, er antwortete mir aus weitem Raum." Seien wir sparsam mit dem Worte; gebrauchen wir es selten. Der Volksglaube sagt, daß das Glück entflieht, wenn man den Namen des Gewünschten ausspricht: der Gehalt entflieht, wenn wir den Namen des Ewigen allzu oft aussprechen. — Es mögen hier aus einer Rede die der Theologe Deißmann*) in Berlin gehalten hat folgende bezeichnenden Sätze angeführt werden.

„Nicht nur geweckt hat der Krieg die Religion, sondern auch inhaltlich beeinflußt. Er hat in unsere weiche persönliche Religion und in unsere durch tausend Ordnungen regulierte soziale Religion glühendes Metall hineingeworfen, und es kann nicht bestritten werden, daß die jetzt bei uns lebendige Religion bei den einzelnen und in der Gemeinschaft heroischere Züge trägt, als in den Wochen, da wir uns auf die Ferienreise rüsteten. Insbesondere unsere gegenwärtige soziale Religion zeigt oft, daß sie nationale, daß sie deutsche Züge trägt, und von dem deutschen Gott predigen nicht bloß etliche unter unseren Poeten und Propheten, sondern auch ein Historiker wie Max Lenz hat mit feurigen Zungen tiefer Dankbarkeit von der Offenbarung des deutschen Gottes in unserm heiligen Kriege Zeugnis abgelegt. Der deutsche, der nationale Gott! Schon in jungen Semestern haben wir Theologen in den Hörsälen gelernt, daß der nationale Gott einer niederen Stufe der Religionsgeschichte angehört und zahllose Lizentiatendisputationen haben ihn mit spitzen Thesen voll ironischer Ueberlegenheit erledigt. Und nun ist er mit einem Male wieder da, nun haben die Worte des alten Testaments die ihn verkünden, die ihn preisen und die ihn anflehen bei uns wieder einen Glanz und eine schwingende Energie erhalten, wie in den Tagen der Makkabäer, und mit dem brausenden Psalmen- und Lutherwort auf den Lippen: „Eine feste Burg ist unser Gott" ziehen unserer deutschen feldgrauen Divisionen ein in das eroberte Antwerpen.

Was sollen wir davon halten? Hat der Krieg hier die Religion gestört, oder hat er sie gestählt? Ich sage er hat sie gestählt und wenn wir als Volk uns jetzt mit Inbrunst zum „unseren" Gott scharen, so ist dies kein Rückfall in einen niedrigen Zustand, sondern es ist ein Aufschwung zu Gott selbst.

Wie der Einzelne den höchsten Flug zu Gottes Gemeinschaft tut, wenn er bekennen kann: „mein Gott", wenn der tote, theore-

*) Aus: „Deutsche Reden in schwerer Zeit". Heft 9. S. 16/17. Siehe auch S. 21/22.

tische Begriff „Gott" Fleisch und Blut geworden ist, indem der Fromme sich mit „seinem" Gott verbindet, so erreicht die Volksgemeinde ihren Aufstieg, wenn sie mit „ihrem" Gott eins wird. Darin liegt keine Gefahr für die Menschheit. Wie der Einzelne „seinen" Gott nicht dem anderen streitig macht, sondern Gott preist, wenn möglichst oft ein Einzelner ihn als „seinen" Gott findet, so streiten wir auch als Volk mit den andern Völkern nicht um den Besitz Gottes. Wir gönnen ihnen diesen Besitz . . . . .

Und so ist auch die religiöse Stimmung, die durch das Wort von dem „deutschen Gott" charakterisierbar ist, nicht mit dem Schlagwort „minderwertige Volksreligion" beschrieben und abgetan; die Losung vom deutschen Gott symbolisiert nur jene Stählung, jene Heroisierung unserer Religion, die uns die harte Zeit gebracht hat, und in der Geschichte sind die Zeitalter solcher Religionsstählung immer Höhepunkte."

Wir haben dem nichts hinzuzufügen, und wünschen nur, daß man auch später sich dessen erinnern möge. —

Der Gott des Judentums ist ein Gott des Rechts und der Gerechtigkeit. Er ist auch ein Gott der Liebe. Propheten und Psalmisten sprechen von Gott als dem Vater, es geht durch die ganze rabbinische Literatur der Gedanke von der Liebe des Ewigen ohne welche die Welt nicht bestehen könne — aber einer Liebe gebaut auf Gerechtigkeit. Ohne diesen Glauben an den gerechten Gott, ohne die Zuversicht des Rechts wäre nie ein solch einhelliges Aufflammen in diesem Kriege möglich gewesen: auch die Gegner müssen an das Recht appellieren, mögen ihre Leiter es selbst immer glauben oder nicht. Das Recht ist im Leben der Völker eine Macht geworden, nicht berechenbar und nicht wägbar, aber von ungeheuerster Wucht. „Er legte Gerechtigkeit wie einen Panzer an" so erschien Gott einst in den Stürmen der Zeit den Propheten — so schreitet er uns wieder durch Blut und Eisen, durch die Gegenwart. Was trotz allem Nachweis und trotz aller Abwehr nicht gelang, das Schlachtfeld hat es vollbracht: ein christlicher Seelsorger erklärte, was er keinem Buche habe glauben wollen, das sei ihm in den Lazaretten aufgegangen, daß die höchste Gerechtigkeit die höchste Liebe sei und daß ein Gegensatz zwischen beiden nicht bestehe.

Dem Attribut der Gerechtigkeit steht für den Menschen gegenüber die Pflicht. „Mizwoh=Pflicht" ist Anfang, Mitte und Ende der jüdischen Religion. Man hat das nüchtern und kahl gescholten; man hat eine andere Religion prophezeit, in der Kunst und Heiterkeit der Sinne den Menschen über die harte Wirklichkeit in das Reich der Träume und der Freiheit führten. Es ist wahr, an der Wiege des Judentums stand nicht des Künstlers Phantasie, in lichten heiteren Hallen wurden nicht die Götter verehrt, die in Bäumen und Quellen und Bergen lebten und webten, nicht Musik und Spiel sollten uns der Welt entrücken — an der Wiege des Judentums stand: die Not. Die harte Not der Armen und Unterdrückten, die Not der Waise und des Fremdlings, die Not derer, die um ihr Recht bitter kämpfen mußten. Einfache Pflichterfüllung wird verlangt. Wir wissen nicht, ob es jene Religion wie man sie erträumt jemals gegeben hat, ob sie nicht viel mehr Sehnsucht als geschichtliche Wirklichkeit ist, aber so viel dürfen wir sagen, sie würde zerbrechen, beim ersten Sturm. Und wieder trifft hier das Judentum mit der Zeit und mit dem tiefsten deutschen Denker zusammen, der die Pflicht also umschreibt: „Pflicht, du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichlung bei sich führt in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst . . . ." Unterwerfung des Ich unter die Pflicht, unter die Idee, das Gemeinsame. Das Judentum hat es geübt und

mit Blut bezeugt, daß es für eine Idee, eine Sache zu sterben weiß. Man hat ihm vorgeworfen, daß es die Persönlichkeit erdrücke, daß es zu sehr das gemeinsam Verpflichtende betone. Man wird es ihm heute nicht mehr vorwerfen. Wer fühlte nicht, daß die höchste Persönlichkeit die Hingabe an eine Sache ist? In den schweren Zeiten der Not wird der falsche Individualismus wie die Spreu hinweggefegt: es bleibt nur der Wille gemeinsamen Handelns, gemeinsamen Leidens. Dies ruft der Ernst der Gegenwart, dies fließt durch unsere ganze Religion von den Propheten bis heute. Sie ist sozial, nicht individualistisch!

Glauben wir aber an gemeinsames Wollen, an gemeinsame Ideale, dann müssen wir auch an einen Zweck im Laufe des Geschehens glauben, auch wenn es Leid und Tod bringt. Von „heiliger Not" hören wir wieder sprechen, und wieder fühlen wir das Verwandtsein mit den Wurzeln des Judentums. In unendlich verschiedener Form wird von den jissurim schel ahavo, von dem Schmerz aus Liebe, den Gott aus Liebe schickt, gesprochen. Die ganze unendliche Leidenszeit wird so erklärt. Der Traube wird Israel verglichen, weil, „wie diese ihre Süßigkeit nur durch Pressen hergibt, so Israel sein Bestes nur durch den Druck." Hören wir hier nicht die Stimmen der Gegenwart? Gewiß, wir werden damit nicht die trösten, die jetzt schweres Schicksal getroffen, wir wollen uns hüten, die großen Wahrheiten der Völker auf jeden Einzelfall anzuwenden. Mit feinem sittlichem und menschlichem Takt haben unsere Alten verboten den Trauernden in seiner Trauer zu trösten. Und wir wissen, es gibt Leid und Elend, dem wir uns in stummer Ehrfurcht beugen müssen, das wir nicht erklären, und nicht trösten wollen: seien wir demütig gegen die Majestät des Schmerzes, ob er in Hütten oder Palästen wohnt. Und doch ist es eine wahre Erfahrung, die jetzt alle Tatsachen predigen, daß Leid läutert, daß es demütig und mild gegen andere macht, daß es die ehernen Schranken der Klasse und Rasse — bei denen die innerlich die Zeit erleben — überwindet, daß es den Charakter stählt und stärkt. Manche zarte Blüte wird gebrochen; der Starke aber wird gefestet und gehärtet. Und der Krieg zerstört unendlich viel stolze und berechtigte Hoffnungen. Wir dürfen ehrlich um sie trauern; er reißt aber auch das Volk aus der Dumpfheit und Enge heraus und lehrt es wieder aufschauen zu einem gemeinsamen Ideal, das mehr gilt als das Privatinteresse. Noch muß das Beste in uns mit schwerem Hammer herausgeschlagen werden; noch sind wir harter Stein, den nur scharfer Meisel und wuchtige Schläge zurechthauen; noch ist es wahr, daß die großen Dokumenten der Menschheit mit Blut geschrieben sind.

Ob es immer so bleibt, so bleiben muß? Man sagt es und beruft sich dabei auf die Natur des Menschen und auf die Geschichte.

Nicht zufällig ist die Uebereinstimmung der Grundgedanken des Judentums mit den Idealen der Gegenwart: sie sind beide in schwerer Zeit geboren und schießen in schwerer Zeit immer wieder empor. Es sind ewige Kräfte, die ihre Wahrheit damit erweisen, daß sie in der Not als mächtige Helfer gefunden werden, daß sie dem ungeheueren Geschehen gegenüber Kraft und Vertrauen und Ueberwindung geben. Durch die Jahrtausende fließen sie als ein vielleicht oft verschütteter aber stets wieder von neuem lebendiger Quell. Wenn aber die aus tiefster Erschütterung geborenen Gedanken eine reale Macht in der Seele des Einzelnen und im Leben der Völker geworden sind, so dürfen wir auch hoffen, daß, wenn auch nur sehr langsam das andere Ideal der Propheten sich verwirklicht, das ebenfalls in den Völkerstürmen geboren ist: ein friedliches Zeitalter. Auch

der moderne Geschichtsforscher, der das Recht des Staates restlos anerkennt, gibt zu, daß „auch der moderne Nationalstaat wenn er verjüngungsfähig bleiben soll, einer universalen Lebensader und einer steten Rechtfertigung vor dem Richterstuhl des höchsten menschlichen Ideals" bedarf. Es mögen Träume sein. Vielleicht aber hat doch der Dichter recht, der das Lied vom Völkerfrieden hört, „von goldner Zeit, die einst hinieden, von jenem Tag, wo den Propheten ihr leuchtend Recht gesprochen wird." Und vielleicht hat er noch mehr recht, mit den Worten: „wer jene Hoffnung gab verloren und böslich sie verloren gab, der wäre besser ungeboren, denn lebend wohnt er schon im Grab." —

Träume und Wünsche, in der Seele der Menschen fest verankert und getragen vom Willen zur Tat, können wirklichste Wirklichkeit werden.

Was muß bleiben?

Von Dr. Felix Goldmann-Oppeln.

Der Weltkrieg bedeutet eine Katastrophe, nicht nur für so vieles von dem, was an äußeren Kulturwerken in langer Friedenszeit aufgebaut worden ist, sondern weit mehr noch für jene geistigen und sittlichen Güter, auf welche die Menschheit so stolz ist. Alle Begriffe und Werturteile sind ins Wanken gekommen, und vergebens schaut man nach einem festen Halte aus. Was nützt die geistige Kultur von Jahrhunderten und Jahrtausenden, wenn sie nicht imstande gewesen ist, die elementaren rohen Gewaltsinstinkte im Menschen zu ersticken? Was haben wir von der Rechtskultur und all der unendlichen Mühe und Arbeit, die ihre Entwicklung gefordert hat, wenn die Gerechtigkeit heimatlos in der Welt umherirrt, wenn das Völkerrecht ein zerrissener Fetzen Papier geworden ist und das selbstverständliche Menschenrecht, das Eigentum und die Ehre, in dem uns feindlichen Ausland kaum in dem Maße geachtet wird, wie es vor tausenden von Jahren durch die asiatischen Barbaren geschah! Und welchen Sinn hat die viel bewunderte und viel gerühmte vollendete technische Kultur, wenn ihr deutlichstes, fast einziges Ergebnis darin liegt, daß die Mordinstrumente des Krieges jede Erwartung übertreffen, daß man mit ihrer Hilfe Tausende mit einem Schlag zu töten vermag, während das angeblich rohe und grausame Mittelalter doch immerhin im Menschenschlachten ein bedeutend langsameres Tempo einschlagen mußte — aus Mangel an Kultur! Das Maschinengewehr als Kulturprodukt! Keinen größeren Hohn kann es auf unser Zeitalter, auf die von ihm errichtete Kulturstufe geben, als dieses schneidende Wort.

Der große Krieg macht sehr nachdenklich. Wie ein greller Blitz erhellt er ein Gebiet, das sonst im Dunkel vor uns liegt und von dem wir den Schleier nur selten heben. Aber der flammende Schein der brennenden Welt beleuchtet die Sünden von Jahrtausenden, und es liegt klar zutage, warum eine solche Katastrophe kommen konnte. Der Kultur der Welt hat das beste gefehlt, der feste Untergrund, die sittliche Kultur. Der Bau, den wir mit dem Sammelnamen Kultur benennen, die Werke der Kunst und des Geistes, der Wissenschaft und des Rechts, die Wunderbauten der Technik sind emporgewachsen zu erstaunlicher und überwältigender Höhe, aber der Boden, auf dem sie sich erheben, hat an Festigkeit nicht zugenommen. So wurde er zu schwach, um das stolze, schwere Gebäude zu ertragen, und seine Schwäche macht den ganzen Bau wertlos, ja geradezu gefährlich.

Und dieser Weltkrieg wird damit eine drohende Anklage und ein gellender Vorwurf gegen jene, die den sittlichen Untergrund der Weltkultur hätten bauen und in steter Arbeit stärken müssen, gegen die Religionen! Ein bitterer Vorwurf gegen sie, die nur zu oft Kraft und Zeit im Kampfe gegeneinander und für eigennützige kleine Zwecke vergeudet haben, statt sie für die Menschheit zu opfern. Besonders schwerwiegend erscheint der Vorwurf, weil viele Jahrhunderte hindurch die Religion die alleinige Macht über die Gemüter besaß und den Kulturmittelpunkt bildete, aus dem alle anderen Gebiete Leben und Kraft erhielten. Bei so unumschränkter Herrschaft so beklagenswert geringe Erfolge! Und wenn auch das kleine Judentum, das stets in der Minderheit und in mehr oder weniger scharfem Gegensatz zur Mehrheit war, das keine direkte Verantwortung für den Aufbau der Weltkultur trägt, sich durch diese Anklage nicht so stark getroffen fühlt, so ist doch auch seine Schuld unverkennbar.

Wenn man daher zu Beginn des Krieges im Lager aller Religionen das sichtbare Wiedererwachen des religiösen Bedürfnisses und des religiösen Geistes mit Freuden begrüßt hat, so war doch dieser Umstand eigentlich nur geeignet, Beschämung zu erwecken. Denn wenn das religiöse Gefühl Ureigentum der Seele und gewissermaßen bestimmendes Merkmal des Begriffes Mensch ist, so ist es doppelt traurig, daß die Wege so leicht waren, die Seelen so willig und daß trotzdem in Jahrtausenden nur die Kulturhöhe erklettert worden ist, auf der das Maschinengewehr thront. Ein bitterer Satiriker hat einmal seinem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß die Religionen die Religion noch immer nicht in Grund und Boden gewirtschaftet hätten. Beim Ausbruch des Krieges glich unser Empfinden mehr denn je dem seinen.

Daß die schlummernde religiöse Grundstimmung der Seelen in solchen Zeiten zum Durchbruch gelangt und alles andere zurücktreten läßt, ist fast selbstverständlich. Aber es ist ganz gewiß auch gut, daß dem so ist. Das Bewußtsein der Machtlosigkeit, zu der das Einzelwesen verdammt ist, der Schauer vor dem Unabänderlichen, vor den nicht zu beeinflussenden Wegen des Geschicks, das Haltlose und Unbefriedigte in jeder empfindenden Brust wirken besonders stark. Sie erwecken die Sehnsucht nach dem festen Gestade, und wo könnte die Seele anders landen, als bei ihrem eignen Ich, bei Gott und dem Glauben an seine Macht. Und alle die Begriffe, die sonst der Zunge vertraut waren, die aber selten in die Tiefe drangen und uns in ihrer vollen Schwere ergriffen, waren mit einem Male seelisches Eigentum geworden! Die Unsicherheit des kleinen menschlichen Schicksals, die Kleinheit, die Gebrechlichkeit der irdischen Wesen, ihr Unvermögen, die Welt nach ihrem Sinne zu lenken, das Bewußtsein von der höheren Macht, die aller Dinge Schicksal lenkt, all das wurde nicht mehr gesagt und durchdacht, sondern empfunden! Das gesunde, unverdorbene Gefühl, das so viele Tausende unter dem Schutte ihrer zusammengebrochenen modernen Weltauffassungen wiederfanden, drängte zu Gott, und damit war der gewiß erfreuliche aber selbstverständliche Aufstieg zu subjektiver Religiosität gegeben.

Bei den Christen ist dieser Aufschwung sicherlich größer und wuchtiger, als bei uns Juden, aber die Wellen, die der Krieg erregt hat, schlagen auch in die Synagoge hinein. Mancher, der sie selbst in diesen Tagen in trotziger Absicht an sich abprallen ließ, mag gewiß auch gespöttelt haben über Aberglauben, mag das Gottvertrauen und die Gebete, die die Not hervorruft, nicht gerade als Zeichen echter religiöser Empfindungen ansehen. Darf man die Tatsachen bestreiten, soll man es? Was tuts! Was

ist denn Aberglaube anderes als der irregeleitete religiöse Drang, der in jeder Seele schlummert. Religiöses Empfinden läßt sich eben nicht vernichten, es bricht siegreich durch, und sobald es den rechten Weg versperrt findet, sucht es den Nebenkanal des Aberglaubens. Wenn eben in unserem Zeitalter gerade in den Kreisen der Gebildeten oder derer, die sich dafür halten, der Aberglaube so kräftig blüht, so ist der so „vernünftige" Materialismus moderner Weltanschauung, in welcher Gestalt und unter welchem Namen er auch auftreten mag, dafür verantwortlich zu machen, weil er in der Seele die Quelle natürlicher Religiosität verstopft.

Die Tatsache ist nun jedenfalls da! Der religiöse Geist lebt wieder in den Massen und Aufgabe der Religionsgemeinschaften muß es sein, ihren eigenen Sinn zu erkennen und den hungrigen Seelen die rechte Kost zu reichen. Nun liegt ein Fehler, den man der jüdischen Theologie häufig zum Vorwurf macht, darin, daß sie die Bedeutung und die Kraft des religiösen Empfindens nur zu oft unterschätzt hat. Und wenn man aus keinem anderen Grunde wüßte, daß diese Anklage nur allzu berechtigt ist, so würde es sich aus dem Bestehen der Mystik, der Kabbalah und des Chassidismus, ergeben. Sie sind offensichtliche Reaktionen gegen die nüchterne, rein verstandesmäßige Art der alles beherrschenden talmudischen Methode, die dem Gemüt so wenig zu sagen und zu geben weiß. Keineswegs darf man aber etwa in den entgegengesetzten Fehler verfallen und nach dem Beispiel der meisten christlichen Religionen das Empfinden auf Kosten religiöser Erkenntnis herrschen lassen. Ohne sie, ohne die Tätigkeit des Verstandes, führt das religiöse Empfinden allein stets auf Abwege, und dieser Krieg bedeutet auch für die religiöse Erkenntnis etwas gewaltiges. Er hat denken gelehrt!

Es mag zwar paradox klingen, wenn man unserem Zeitalter der Aufklärung und der Bildung vorwirft, daß es zu wenig denke, aber es ist nun einmal wirklich so. Die Durchschnittsweltanschauung der gebildeten Kreise, für die religiöse Probleme ebenso meist ein längst überwundener Standpunkt sind wie religiöse Betätigung, die mehr oder weniger bewußt und ausgesprochen sich zu religionslosen Grundsätzen bekennen, scheint ja ganz und gar auf der Vernunft und dem streng logischen Denken aufgebaut zu sein, und sie ist, wenn man sie näher besieht, dennoch von einer solchen Wundergläubigkeit, daß der naivste der Chassidim im tiefsten Rußland oft ihre Träger beneiden könnte. Natürlich ist dieses Urteil völlig unabhängig von der Sache, denn man kann den religionslosen oder religionsfeindlichen Standpunkt der führenden und denkenden Geister des Monismus und aller anderen atheistischen Lehrmeinungen wohl bedauern und bekämpfen, aber die Achtung vor dem, was ein ehrlich strebender Mensch sich durch wirklich ernste Verstandesarbeit als geistiges Eigentum erworben hat, wird nur ein Fanatiker versagen.

Der Denkenden sind ja aber nur wenige. Ihr Anhang ist es, der die Welt mit seinem Geschrei erfüllt, die sogenannten Gebildeten, die in Wahrheit nur halbgebildet sind, die entweder nur gläubig alle Ergebnisse des von ihnen vergötterten Zweiges der Wissenschaft hinnehmen und sie verständnislos nachbeten oder falls sie denken, es nur solange tun, bis sie durch ihren Zweifel alle religiösen Werte zerstört haben, dann aber Halt machen, ohne positiv wieder aufzubauen. Zweifeln ist aber nur der Erreger des Denkens, nicht das Denken selber! So ungefähr stellte sich auch das System des alten Pharao dar, der von Gott sagte, er kenne ihn nicht; also könne er auch nicht existieren! Diese selbstbewußte wundergläubige Halb-

bildung ist die Quelle des Bildungshochmuts, für den es keine Probleme gibt, der mit allem fertig ist, der auch alles bespöttelt, was nicht in sein System paßt. Und wer die Ausdehnung des Bildungsprotzentums kennt, das auf seinen logisch bewiesenen Unglauben so stolz ist, wird begreifen, eine wie große Kulturaufgabe der Krieg vollbringt, wenn er durch die Fülle des Gegensätzlichen, durch das Aufrollen der tausende von geistigen und seelischen Problemen auch wider ihren Willen die Menschen zum Denken bringt. Und ehrliches Denken führt zur Religion. Es gibt zweierlei Arten des Glaubens: das naive Vertrauen schlichter Seelen, denen Anfechtungen fern bleiben, und das geläuterte Glauben dessen, der durch Zweifel hindurchgegangen ist und vermittels der Erkenntnis den Weg zum Urempfinden zurückgewonnen hat. *Wahre* Bildung, die nicht eine Summe von Kenntnissen, sondern eine geistige Verarbeitung und eine innerliche Erwerbung des Wissens bedeutet, ist fast immer gläubig, der Unglaube dagegen herrscht im Reiche der Halbbildung unumschränkt.

Die Kriegszeit, die das natürliche Empfinden des Menschen erweckt, die den Zwiespalt zwischen moderner Weltauffassung und der Sprache des Inneren aufdeckt, führt also schon durch diesen Gegensatz zum Denken. Aber damit ist es nicht getan. Sie lehrt auch, wo die Quelle jener Mitschuld am Kriege liegt, die sich aus dem Fehlen der wahren religiösen, der sittlichen Kultur ergibt. Wenn natürlich die Sittlichkeit in den Anschauungen des *Einzelnen* zu einem Zweckmäßigkeitsbegriff herabsinkt, darf man sich nicht wundern, daß Treu und Glauben, daß Nächstenliebe und Gerechtigkeitsgefühl aus den Handlungen der *Völker* ausgeschaltet werden, sobald eben die materiellen Interessen etwas anderes verlangen. Und selbst für den, der nicht religiös empfinden sollte, muß es bei einigem Nachdenken klar werden, daß jede Zurückdrängung des religiösen Geistes ein Stück von dem Untergrunde der Kultur beseitigt. *Ohne Religion ist Kultur einfach undenkbar, und was ohne sie Kultur sich nennt, ist ein furchtbarer und gefährlicher Wahn.* Ohne Kultur, ohne religiöse Kultur gibt es auch darum keinen Frieden. Mit grausamer Folgerichtigkeit lehrt der Krieg denken und zeigt, auf welchem Wege die von allen Herzen ersehnte Entwicklung der Menschheit liegt, allein liegen kann. Nur wo die Autorität der Religion empfunden wird, nur wo das Wesen des Gottes der Gerechtigkeit und der Liebe in den Seelen der Menschen ein neues Leben gewinnt, nur dort ist wahre Kultur. Nur wo die Religion mit ihren Lehren alles geistige und öffentliche Leben durchdringt, wo zwar Staat und *Kirche* getrennt sein mögen und sollen, nimmermehr aber Staat und *Religion*, nur wo die Politik in ihrem Geiste geleitet wird und nicht wie heute nach den rohesten Zweckmäßigkeitsprinzipien, nur dort kann *Friede*, wahrer, dauernder Friede sein. Es muß die grausame Zeit, die wir durchleben, eines jeden Menschen Inneres aufgewühlt haben, und sein Empfinden und Denken zu dem Ergebnis bringen, das so klar uns schon aus den Verheißungen der Propheten entgegenleuchtet. Was wir so oft *gelesen* haben, heute *erleben* wir es. *Die Zukunft der Menschheit* hängt davon ab, daß die Religion auf ihren Herrschersitz zurückkehrt, von dem aus sie gewiß nicht in Machthunger die Geschehnisse der äußeren Welt beherrschen, wohl aber die Seelen der Menschen leiten soll. So mag der Krieg eine Katastrophe für alle materiellen Werte sein, er kann, er muß aber eine Hoffnung und eine Erlösung für die Seelen werden, wenn er das *Empfinden* und das *Bewußtsein* dafür stärkt, daß *Glaube, Kultur und Frieden ein organisches* und

unauflöslich zusammen gehöriges Ganzes bedeuten.

Am Tage des Kriegsausbruches weilte ich in einem der gewaltigsten Dome der Christenheit inmitten einer tausendköpfigen Schar tief bewegter, gläubiger Beter, und der Priester sprach kühnlich das Wort, daß der Krieg eine Strafe für den Unglauben der Welt sei! Sehr nachdenklich wurde ich. Konnte man diese Anschauung auch vom jüdischen Standpunkte aus vertreten? Ganz gewiß nicht, aber eins ist doch wahr! Der Krieg ist eine Folge des Unglaubens, eine selbstverständliche, logische Folge, weil für die Geschicke der Menschheit doch schließlich nichts anderes entscheidend ist, als die Seelen der kleinen Menschen und weil nur der Glaube, der in ihnen wurzelt, Kultur und Frieden der großen Welt sichert.

Der jüdische Liberalismus durchlebt heut seine große Zeit. Nicht die im jüdischen Gemeindeleben politisch wirkende und kämpfende Partei, nicht die religiöse Sonderrichtung, die sich gegen eine Welt von Gegnern durchsetzt und nach Gleichberechtigung strebt, ist damit gemeint, sondern der Liberalismus im besten Sinne, wie wir ihn verstehen: der Pionier des religiösen Denkens inmitten einer Welt von Gleichgiltigkeit, der Erwecker schlummernden religiösen Empfindens in dem Urwalde modernen Unglaubens. Alles Polemische, alles Aeußerliche legt er in diesen Tagen ab, und alle Kraft kann er sammeln für seine große, rein religiöse Menschheitsaufgabe.

Seine Verantwortung ist groß! Die Herzen sind erfüllt von religiösem Empfinden, und sie lauschen dem Gotteswort mit Sehnsucht und Andacht wie nie zuvor. Das Denken ist gezwungen, die Notwendigkeit religiöser Kulturarbeit anzuerkennen. Die Zeit ist günstig wie noch nie, und wer weiß, ob jemals eine Gelegenheit wiederkehren wird, zu der die Religion so leicht, so überzeugend, mit so verheißungsvoller Aussicht an die Menschen herankommen kann. Wie vor der Zeit der großen Revolution erschallt wieder der geistige Feldruf: Zurück zur Natur! Wir verstehen aber besser, was die Natur des Menschen ist. Zurück zur Natur heißt zurück zur Religion, hinauf zur Kultur, hinauf zum Frieden!

Was Opferwilligkeit, was Waffentüchtigkeit, was vaterländische Begeisterung anbetrifft, hat im deutschen Vaterlande die große Zeit ein großes Geschlecht gefunden. Wird bei der religiösen Erneuerung ein gleiches der Fall sein? Wir erhoffen es! Wer aber sich mit dem Ehrennamen eines liberalen Juden schmückt, der soll nicht allein hoffen, der soll arbeiten!

Das Wiederaufleben des religiösen Gedankens.

Von Dr. Willy Cohn-Breslau (z. Z. im Felde).

Der große Erzieher und Umbildner Krieg ist auch mit elementarer Macht in die Herzen der Menschen eingezogen. — Was fromme Männer in tiefster Brust ersehnt hatten, was sie zu hoffen nicht wagten, es ist Ereignis geworden, eine innere Frömmigkeit hat ganz Deutschland ergriffen. Die Gotteshäuser sind voll von Betern und Andächtigen, nicht von Menschen, die bloß hingehen, weil es ihnen einmal Gewohnheit geworden ist. Vor Gott will sich jeder zu innerer Befreiung durchringen, vor Gott will jeder seine eigene Festigkeit in dieser harten, schweren Zeit erlangen. Kein Sieg wird ge-

feiert, in dem nicht dem Schlachtenlenker gedankt wird, kein Sieg wird erhofft, zu dem nicht Gott als Helfer aufgerufen wird. — Wie eine Weihestunde ist der ganze Krieg, und wenn dem einzelnen auch schweres beschieden ist, er trägt es leicht, wenn er mit seinem Gott einig ist.

Nicht kann ich von hier aus übersehen, wie tief der religiöse Gedanke zu Hause ins Volk gedrungen ist, denn fast neun Monate bin ich nun schon draußen, aber das weiß ich, was dem Heere sein Gott bedeutet. — Eine Feierstunde sind für die Soldaten aller Konfessionen die Feldgottesdienste, oft nur ein paar Viertelstunden dauernd, eine Erhebung für die Seele. — Und das große, gewaltige einige Heer, es geht seinem Bekenntnis nach zu den Gottesdiensten, die seiner Seele am nächsten stehen, und es bringt aus ihnen die Kraft mit zu neuen Taten.

Bedeutet dieser Krieg für uns Juden nicht auch in religiöser Beziehung eine Schicksalsstunde? Hat er nicht undenkbares wahr gemacht, hat er nicht veraltetes mit neuem Leben erfüllt? In einer katholischen Kirche vor einem Heiligenbilde finden sich jüdische Soldaten zum Gottesdienste zusammen, um nach der Weise der Väter zu beten. Es stört nicht der ungewohnte Raum, im Gegenteil er hebt die Seele zu ungeahnter Höhe sphärischer Harmonie empor. — Wohl beten wir nicht wie zu Hause in stundenlanger, oft ermüdender Andacht, wir beten soldatisch kurz, aber von Herzen. — Mit einem Male ist die in der Literatur so oft behandelte Gebetbuchfrage gelöst. Das kleine, knappe Feldgebetbuch, es sollte auch für die daheim Gebliebenen ein Lehrer sein! Noch nie bin ich so andächtig gewesen wie bei einem Feldgottesdienst. Wir brauchen keine Wiederholungen der Gebete mehr, die die Aufmerksamkeit ermüden, wir wollen wohl das Hebräische beibehalten, weil es unserem Gottesdienst die rechte Stimmung gibt, aber wir wollen es einfassen und verschönern durch das deutsche Gebet, das nach der Stunde gewählt, auch zur Stunde paßt, und das mit den Lauten der Muttersprache zu Herzen geht; wir wollen ihn pflegen, den Gemeindegesang, den kunstlosen, einfachen und doch so mächtig klingenden und wollen tief hineingreifen in den Schatz des deutschen Volksliedes. — Fort aus den Gebetbüchern mit unkünstlerischen gereimten Uebersetzungen, Deutschlands Dichter haben genug schönes geschaffen, und das jubelnde Bekenntnis deutscher Juden zu Deutschland, es soll auch unseren Gottesdienst immer mehr mit Deutschland verwachsen lassen.

Manches andere hat auch die harte Not des Krieges beseitigt. — Die Frage der Nahrung ist für keinen jüdischen Soldaten ein Problem mehr. Der Gottesgedanke liegt nicht in der Schlachtweise des Viehes. Und ob wir zum Pessachfest gesäuertes oder ungesäuertes Brot essen werden, was tut es, wir alle werden in unserm Herzen den Abend begehen, der uns zu dem schönsten Familienfeste geworden ist. Das Bekenntnis zur Familie, dem Grundstock des Gemeindelebens, wird von dem Munde jedes Einzelnen kommen, der gesund aus diesem Kriege heimkehrt. —

Wo ist sie hin die Frage, ob man am Sonnabend fahren dürfe oder nicht? Will der jüdische Feldgeistliche an diesem Tage möglichst vielen Soldaten Gottes Wort predigen, so muß er fahren; täte er es nicht, verzichtete er auf die Ausübung seines Amtes, so würde seine Sünde eine größere sein. —

Niemals sind wir mehr zu der Erkenntnis von dem tiefen Gehalt unserer Religion gekommen, als in diesem Kriege, niemals haben wir sie mehr lieben gelernt. — Sollten wir noch einmal nach Hause zurückkehren, so würden wir es nicht mehr verstehen können, wenn das alles noch einmal zum Problem

würde, was im Felde praktisch gelöst worden ist. —

Diese Zeit des religiösen Auflebens, des Eindringens des religiösen Gedankens in die Tiefe der Volksseele, sie muß auch von dem Judentum genutzt werden. — Lassen wir nicht wieder die Besten und Edelsten enttäuscht bei Seite treten, lassen wir sie in der Religion Aufrichtung finden, und lassen wir alles ausfallen, was wir wohl mit Pietät verehren, was uns aber kein lebendiges Erlebnis mehr ist. Gehen wir mit der Zeit, sonst geht die Zeit über uns weg. Die Schicksalsstunde des religiösen Liberalismus ist gekommen, sie soll uns nicht untätig sehen, wir leben in einer Zeit der religiösen Wiedergeburt, lassen wir auch aus ihr das Judentum zu neuem Leben entstehen. —

Den Einsamen.

Von Frau Wally Lesser-Posen.

Schon einmal ist an dieser Stelle an Euch, Ihr Frauen, das Wort gerichtet worden, — doch heute gilt den einsamen Frauen, den jungen, einsamen Müttern, mein Gruß. Vieles lehrt die Zeit in ihrem Wechsel an Leid und Freude, aber das Leid differenziert die Seele des Menschen, und die Einsamkeit bringt den Menschen sich selber am nächsten. Darum gibt es keine traurige Einsamkeit im Alleinsein, sondern nur im Unverstandensein unter Vielen, und man sollte sich Euch, Ihr einsamen Frauen, nicht mit Mitleid, sondern nur mit tiefem, innigem Verstehen nähern.

Einsam seid Ihr, denn Eure Männer kämpfen draußen auf blutigem Felde. Wahret Ihr indessen in Eurem stillen Heim den Frieden und das Glück. Doch wie könntet Ihr den Frieden um Euch wahren, wenn er nicht in Euch lebt und Eure Seele erfüllt? Wecket ihn in Eurer Seele, schaffet ihm Raum in Eurem Herzen, daß er Euer Wesen durchtränke und Euren Augen den ruhigen Glanz glücklicher, edler Menschen verleihe.

Doch wo findet Ihr den Frieden in dieser friedlosen Zeit, — wo das Glück inmitten Unglücklicher? — Gehet zu Euren Kindern, Ihr Einsamen, betet mit ihnen für das Leben ihres Vaters, teilet mit ihnen den Raum und die Gedanken.

Keine Zeit vordem forderte so viel von Euren Werten, lasset sie denen zukommen, die sie am nötigsten brauchen: Euren Kindern. Keine Zeit vordem ließ Euch zu dieser sittlichen Größe wachsen, lasset sie Euren Kindern zum Vorbild werden. — Keine Zeit vordem forderte so viel Opfer an Menschen, an bestem, blühendsten Leben, — ziehet ein Geschlecht heran, das als Träger siegreichster deutscher Kultur auch dem Judentum zum größtem Stolze gereiche!

Weibliche milde Hände regen sich eifrig zu wohltätigem Werk. Jeder ist dort an seinem Platz, Hilfe wird überall gebraucht, und aufopfernder Dienst füllt mit fast übernatürlicher Stärke jede Lücke, die an Arbeitskräften entsteht. Deshalb kann man wohl sagen, es ist keiner zu viel, aber auch nicht einer zu wenig.

Ihr Frauen, die Ihr an Euer Haus gefesselt seid, Eure Dienste außerhalb desselben nicht zur Verfügung stellen könnt, wisset, daß Ihr gleichwertig wichtige Arbeit verrichtet.

Lasset mich erst zu denen sprechen, bei denen die Sorge um das tägliche Brot die Bürde der Zeit erschwert. Leidvoll ist Euer Morgen, Ihr Frauen, und leidvoll Euer Abend. Eure fleißigen Hände gönnen sich keine Ruhe, und Eure Gedanken gehen schwerbeladen dahin. Eure Kinder spielen

um Euch, wenn Ihr die Arbeit verrichtet, und sie gehen an Eurer Seite, wenn Ihr das Haus verlaßt. Eure Feierstunde beginnt, wenn Ihr den Strickstrumpf hervorsucht, aber Eure Miene ist starr und bedrückt. Wohl verständlich ist Euer Leid, wohl verständlich sind Eure Sorgen. Aber die Zeit fordert Uebermenschliches an Kraft und Energie, und auch Ihr sollet nicht zurückstehen. Eure Kinder warten auf Euer Erzählen, verschließet nicht Euren Mund, wenn das Herz übervoll ist. Suchet noch dem Besten, Freudigsten, Hoffendsten, das in Eurer Seele lebt, und gebt Euren Kindern davon. Erzählet ihnen von lebenswahren Dingen, vom Krieg und Euren Sorgen, von Gottes Gerechtigkeit und seiner Offenbarung in der Not des Winters und der Fülle des Sommers. Sie werden Euch verstehen lernen, und Ihr werdet freudiger werden, weil Ihr Freude um Euch verbreitet.

Ihr Frauen aber, die Ihr vom Glück begünstigt seid, Ihr habt vor den anderen heute nichts anderes voraus, als mehr freie Stunden am Tage. Nutzet diese, lehret Eure Kinder, in ihrer Art die Größe der Zeit begreifen, in der wir leben. Lasset sie teilnehmen an den Werken allgemeiner Wohltätigkeit, lasset die Mädchen stricken und selbst ihre Gaben verteilen. Gern werden die Knaben ihr Taschengeld zurücklegen, um ihre Ersparnisse in Liebesgaben umzusetzen. Es bedarf ja nur eines Hinweises von Eurer Seite, einer kleinen Anregung, um die schönsten, edelsten Triebe zu fördern.

Aber in Euren gemeinsamen Feierstunden lasset Eure Kinder an Eurem Wissen teil haben, lernet, um ihnen geben zu können. Ihr braucht die Märchenbücher nicht, um sie ihnen vorzulesen. Gebt sie ihnen für Stunden, in denen sie sich selbst überlassen sind. Im Zusammensein mit Euch sollen sie erfahren, was nur Ihr ihnen sagen könnt, — keiner sonst. Darum, Ihr Frauen, nutzet die Zeit, in der edelste Begeisterung Eure Kräfte erhöht, Euren Glauben stärkt. Lehret Eure Kinder, was das Glück ihres Lebens zu steigern, das Leid zu mildern vermag: Liebe zu allem Schönen, Edlen, und den wahren Glauben, die innige, demütige Gottesfürchtigkeit. Lehret sie erkennen: Was das Leben *von* ihnen fordert, das fordert es *für* sie.

Glücklich seid Ihr zu preisen, Eure Kinder lehren zu dürfen, und nie bedurftet Ihr dieses Glückes mehr, Ihr Einsamen, denn jetzt.

Kameradschaftlichkeit.

Von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld.

Die Masse wird unter dem Führer zur wetteifernden Kameradschaftlichkeit.
Moritz Lazarus.

Gemeinsames Erleben weckt den Geist der Kameradschaftlichkeit. Menschen, die als Kinder bei Spiel und Arbeit treu zusammenhielten, bewahren sich die Erinnerung an das Glück ihrer Jugendzeit fürs ganze Leben, und wenn sie sich nach vielen Jahren einmal wiedersehen — jeder ist inzwischen ein anderer geworden, denn jeder ging seinen eigenen Weg —, dann liegt es wie Sonnenglanz auf ihren Zügen: wir waren gute Kameraden. Oder zwei Eheleute haben sich auch in Sturm und Wetter immer gut verstanden und in herzlichem Einvernehmen alles gemeinsam getragen. Wenn wir die Innigkeit ihres Verhältnisses so recht warm und lebendig darstellen wollen, dann rühmen wir: sie waren zwei gute, tapfere Kameraden. Das Wort hat in seinem Klang etwas von verhaltener Liebe, von Opfer-

freudigkeit und Hingabe: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit."

Dadurch wird auch der Krieg bei allem Leid, das er bringt, ein Quell des Segens: er weckt den Geist der Kameradschaftlichkeit. Mit klingendem Spiel ziehen die Truppen hinaus. Begeisterung glüht durch die jungen Herzen. Im Wetter der Schlacht wollen sie den Feind zu Boden werfen. Da schlingt sich ein Band um all die jungen Menschen: Kameradschaftlichkeit der Gesinnung.

Dann kommt der furchtbare Ernst. Ob sie in den Schützengräben liegen oder im Sturmschritt angreifen, ob sie einsam die Wacht halten oder schleichend die Stellung des Feindes erkunden, überall lauert der Tod ihnen auf, überall droht das Verderben. Da ist einer auf den anderen angewiesen. Aus der Kameradschaftlichkeit der Gesinnung wird die Kameradschaftlichkeit der Tat. Den Verwundeten helfen und dabei des eigenen Lebens nicht schonen, den Gefallenen die letzte Ehre erweisen und ihren Angehörigen in der Heimat mit einem teilnehmenden Worte die schwere Botschaft übermitteln — das sind Liebeswerke der Kameradschaftlichkeit da draußen auf dem Schlachtfeld.

Ich kann mir denken, daß solche Kameradschaftlichkeit auch einmal in loderndem Haß gegen den Feind aufflammt. Wenn der Kamerad, der neben dir gestanden und alle Gefahren und Entbehrungen mit dir geteilt hat, plötzlich von der tückischen Kugel getroffen wird und sein junges Leben lassen muß, dann packt dich wilder Grimm, und nur ein Gefühl lebt in deiner Seele: Rache für den gefallenen Kameraden! Wer sollte das menschlich nicht verstehen können? Ja, es liegt sogar trotz all des Düstern und Furchtbaren etwas Großes und Schönes in solchem Haß, der Vergeltung fordert für den Tod des Kameraden. Allerdings nur, solange der Kämpfende im Banne seiner Leidenschaft steht! Wenn Ruhe und Besonnenheit zurückgekehrt sind, dann nimmt sich echte Kameradschaftlichkeit selbst des Feindes an, sobald er hilflos geworden ist. Sie sieht dann nur den Menschen in ihm, der der sorgenden Liebe bedarf.

Solche Kameradschaftlichkeit ist durch den Krieg im deutschen Volke lebendig geworden, und wir wollen, daß sie uns auch im Frieden erhalten bleibt. Mancher hat sich in dieser Zeit wohl schon gefragt: wie wird es nach dem Kriege werden? In manchem sind wohl bange Zweifel aufgestiegen: es könnte wieder anders kommen. Ich halte die Furcht nicht für berechtigt. Gewiß werden nach dem Kriege alte Gegensätze wieder emporsteigen und alte Kämpfe mit neuer Heftigkeit entbrennen. Die Zeit des Burgfriedens ist dann vorüber. Aber die Form, in der die Menschen miteinander streiten, ist eine andere geworden. Der Geist der Kameradschaftlichkeit, der im Kugelregen des Schlachtfeldes seine Feuerprobe bestanden hat, wird auch in ruhigen Friedenstagen seine Kraft bewähren und uns über Religions- und Klassenhaß hinweg zu gemeinsamer Arbeit im Dienste des Vaterlandes verbinden. Und wenn je Böswilligkeit und Unverstand im deutschen Volke wiederkämen, um Zwietracht in die Herzen hineinzutragen, der Geist der Kameradschaftlichkeit würde sich flammend dagegen erheben. Was uns in der schweren Zeit des Krieges zusammengeführt hat, das muß uns auch in den sonnigen Tagen des Friedens zusammenhalten. Kameradschaflichkeit ist die innere Kraft, die uns hält und trägt als Kinder eines Volkes.

Unter den Flüchtlingen.

Von Bernhard Münz-Wien.

Es gibt einen vortrefflichen, weisen Spruch, der uns mahnt, nicht auf den Krug zu achten, sondern auf das, was in ihm enthalten ist. So einleuchtend und selbstverständlich dieser Spruch auch ist, kamen wir doch vor lauter Empfindsamkeit und vielem Aesthetisieren nicht dazu, ihn zu beherzigen und nach ihm zu handeln. Gewaltige, wuchtige Ereignisse erst konnten uns bestimmen, das Sein über den Schein zu stellen.

So bin ich durch den Krieg erst in die Lage gekommen, den Wesenswert der galizischen Juden, der Kaftanjuden, zu entdecken und sie zu bewundern. Ein Stück Neuland hat sich mir in ihnen und durch sie erschlossen. Als Vorstand einer großen Bücherei habe ich tagtäglich Gelegenheit, ihren überwältigenden Idealismus anzustaunen. Sie sind Märtyrer der aller Beschreibung spottenden bestialischen Kampfesweise des heiligen Rußland, das sich nicht darauf beschränkt, seine Heere mit denen der Feinde zu messen, sondern, eine Geißel Gottes, raubt und plündert, mordet und schändet und sengt und ganz besonders die Juden zum Ziele seiner Blindwütigkeit auserkoren hat. Um ihr und ihrer Familien Leben zu retten, haben sie den Wanderstab ergriffen, Haus und Hof, Geschäft und Beruf im Stiche gelassen und, von allen Mitteln entblößt, als Bettler ihren Einzug in die Kaiserstadt an der Donau gehalten. Aber sie haben nicht nur den Verlust von Hab und Gut zu beklagen, sondern im Drange und Wirrsal der Flucht sind ihnen Familienmitglieder abhanden gekommen, Eltern sind von ihren Kindern, Männer von ihren Frauen getrennt worden. Kummer und Sorge, Gram und Verzweiflung, Elend und Entbehrungen aller Art sind die unzertrennlichen Gefährten der Flüchtlinge, sie haben ihnen deutliche Spuren aufgedrückt, sie gebeugt, aber nicht — gebrochen, denn das Judentum ist von jeher eine Religion der Lebensbejahung, der Optimismus ist trotz aller entsetzlichen, unsagbaren Unbilden des Schicksals das unverwüstliche Erbteil seiner Bekenner: „Siehe, es schläft und schlummert nicht der Hüter Israels."

Das Gottvertrauen, das die Juden alle anderen Völker der Weltgeschichte überdauern ließ, verläßt sie auch nicht inmitten der Schrecknisse des furchtbaren Weltdramas, das sich vor unseren Augen abspielt; sie hoffen und harren und schöpfen Trost und Erhebung aus ihren heiligen Büchern, ihrem altehrwürdigen Schrifttum. Sie wallfahren zu den Bibliotheken und Lehrhäusern und bilden lebendige Mauern in denselben, daß die Diener Mühe haben, sich hindurchzuwinden und ihnen die erbetenen Bücher zu reichen. Die geräumigen Lesesäle vermögen die Zahl der Besucher nicht zu fassen; allein was ficht sie das an? Können sie nicht sitzen, so stehen sie stundenlang mit den schweren Folianten in den Händen und sie okkupieren auch die Vorräume. Alle Stände und Berufe und Altersklassen sind vertreten. Ergreifend ist es, daß auch rekonvaleszente Soldaten und Offiziere sich unter sie mischen.

Vergleichen wir diese „unzivilisierten" Juden mit jedem anderen Element im großen Mischmasch des Völkerlebens. Welcher zweite Volksstamm wird in einer Lage, wie sie jetzt das äußere Dasein dieser Juden kennzeichnet, einen solchen Anblick bieten, wie die galizischen Gäste unserer Gemeindebibliothek, welche nur von dem einen heißen Wunsch beseelt sind, in dem Aufgehen in geistiger Beschäftigung die Oede des Exils zu vergessen? Wenn man eine Klage von ihnen hört, so ist es die, daß die Bibliothekbenützung nicht

in noch weiterem Rahmen gehalten ist. Stundenlang warten sie mitunter, der bittersten Kälte trotzend, im Stiegenhaus auf die Oeffnung der Bibliothek, um nur ja rechtzeitig zur Stelle zu sein. Der Andrang zu den Brotverteilungsstellen kann diesen Ansturm nicht übertreffen. Das ist Kultur im Gegensatz zur Zivilisation.

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung nehme ich wahr, daß den Flüchtlingen die Forschungen der deutschen protestantischen Theologen keineswegs fremd sind, daß sie sich mit lebhaftem Interesse in die Arbeiten derselben über Bibelkritik und jüdische Geschichte vertiefen. Sie beschäftigen sich auch mit profanen Wissenschaften. Ein 84jähriger Arzt aus Przemysl schwelgt täglich in der Lektüre philosophischer Werke, die er nach einem System entwicklungsgeschichtlich studiert; Kaufleute, die sich in ihren kargen Mußestunden schriftstellerisch betätigt haben, bestürmen mich mit Fragen über die bedeutendsten Erscheinungen der letzten zwei Jahre auf religionsphilosophischem und völkerpsychologischem Gebiete; wieder anderen ist an der Erkenntnis der Fäden, die sich zwischen der Kabbala und der deutschen Mystik spinnen, gelegen. Ein Postbeamter aus Czernowitz sammelt mit Bienenfleiß Materialien zu einem Lexikon berühmter jüdischer Männer und Frauen, von dem bereits einige Lieferungen erschienen sind. Nicht wenige Flüchtlinge wollen es sich, da das Schicksal sie nun einmal nach Wien geführt hat, nicht nehmen lassen, die Geschichte der Juden in Wien oder gar die spezifisch Wienerische Note der Literatur kennen zu lernen. Das Hauptaugenmerk der letzteren ist auf Artur Schnitzler gerichtet.

Mit Bewunderung schaue ich zu diesen heimatlosen Greisen, Männern und Jünglingen empor, von denen die Goetheschen Worte gelten:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Den harten Prüfungen, den unsäglich schweren Heimsuchungen zum Trotze leben und weben sie im Reiche der Ideen, und das macht sie stark. Der Geist überwindet die Materie, und dieser Umstand berechtigt mich, für die vielverlästerten polnischen Kaftanjuden ungeachtet ihrer absonderlichen Aeußerlichkeiten das Epitheton zu reklamieren, das Ibsen in einem Brief an Georg Brandes vom 17. Februar 1871 den Juden verleiht, sie zum „Adel des Menschengeschlechts" zu zählen.

Kriegsbetrachtungen.

Von Dr. Felix Freudenthal-Berlin.

Seit Jahrzehnten gewöhnt und vielleicht verwöhnt, unser Vaterland als den hochragenden Friedensfels inmitten europäischer Brandungen und internationaler Stürme anzusehen, hat noch vor wenigen Monaten niemand ernstlich daran gedacht, daß plötzlich und unerwartet von vielen Seiten frevelhafte und gottvergessene Angriffe das nachgiebige, aber waffenstarke deutsche Volk zur Verteidigung seiner höchsten Güter herausfordern könnten. Was Tausende für einen wüsten Traum, für das Phantasiegebilde hysterischer Schwarzseher gehalten, weil ein derartiges Verbrechen an der menschlichen Kultur nichts als Wahnsinn bedeute, ist leider zu schnell zur grausen Wirklichkeit geworden; unabsehbare Schlachtfelder im Osten und Westen legen Zeugnis dafür ab, wie Deutschlands Söhne ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung, des Be-

rufs und des Parteistandpunkts begeistert ihr Leben dafür einsetzen, daß das vor kaum einem Menschenalter mit gewaltigen Opfern zusammengefügte Reich nicht wieder geteilt und zerstückelt, zerissen und zerfleischt werde. Alle Bemühungen unseres treusorgenden Kaisers — ungeachtet gewaltiger Vorbereitungen für die gebotene Verteidigung — dem Erdball die entsetzlichen Greuel eines blutigen Zusammenstoßes zu ersparen, sind an den Machinationen beutegieriger und scheelsüchtiger Widersacher gescheitert. Fürstliche Verwandtschaft und Schwägerschaft, Freundschaftsversicherungen und Rassengemeinschaft werden achtlos bei Seite gestellt, nur um uns zu demütigen und zu unterdrücken. Bildung, Fortschritt, Zivilisation, alles wird über den Haufen geworfen, Hekatomben unschuldiger, arbeitsamer und braver Familienväter werden dahingeopfert, lediglich um politische Wahnideen und staatsmännische Kombinationen zu befriedigen.

Soll man nun ernstlich sagen, die Vorsehung habe dies so beschlossen? Soll man wirklich wieder einmal den lieben Gott für die barbarischen Greueltaten der Kosaken mobil machen? Nein, nicht der himmlische Vater ist es, der für solche Untaten verantwortlich zu machen ist, sondern die kalt berechnende Nichtswürdigkeit fluchwürdiger Verbrecher im Diplomatenfrack und in Generalsuniform, die sich in unnatürlichem Bündnis zusammengetan haben, um Deutschlands Macht und Ansehen zu untergraben und zu vernichten. Wenn wir schurkische Banditen, die sich in dunkler Nacht vereinigt haben, um einen einzelnen schuldlosen Begüterten zu berauben und zu erwürgen, ohne Bedenken dem Henker überliefern, was müßte man mit jenen Hyänen in Menschengestalt beginnen, die, von keiner äußeren Not getrieben, die Völker aufeinanderhetzen, ihnen die furchtbarsten Waffen in die Hand drücken und dann von ihren bequemen und sicheren Polsterstühlen aus der Massenvertilgung zuschauen, die sie aus verblendetem Ehrgeiz oder anderen selbstsüchtigen Gründen heraufbeschwören. Kein Kerker wäre tief, keine Züchtigung wäre grausam, keine Todesstrafe hart genug, um diese Verbrecher entgelten zu lassen, was sie uns angetan.

Oder verdienen gekrönte Banditen ein anderes Los, als jene armseligen Schächer, die wenigstens die Entschuldigung des Hungers, der Unbildung, der Verwahrlosung geltend machen können? Großfürsten und Botschafter, Staatsmänner und Parlamentsredner, die in gewissenloser Agitation und mit schamlosen Lügen die wildesten Leidenschaften gegen uns zu entfesseln verstanden, müßten sie nicht alle aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen und mit dem Brandmal des Massenmörders gezeichnet werden?

Und wie haben sie es verstanden, mit Lug und Trug die Wahrheit zu verdrehen, die Tatsachen auf den Kopf zu stellen und den neutralen Staaten das Märchen aufzubinden, sie, Engländer, Russen, Franzosen und wie sie alle heißen, hätten ja kein Wässerchen getrübt, das böse „Germany" sei an dem Weltenbrand schuld, durch den jetzt zahllose Familien in Trauer versetzt, ihrer Söhne und Ernährer beraubt und an den Bettelstab gebracht werden! Hat doch wahrlich kein Deutscher, so hoch oder so tief er stehen möge, den Krieg herbeigewünscht, keiner ihn anders als ein schweres Unglück angesehen, das unserer wirtschaftlichen Entwicklung, unserer blühenden Industrie und unserem ausgedehnten Handel gewaltigen Schaden verursachen müßte. Als aber an unseren Grenzen die Legionen immer bedrohlicher aufmarschierten, als uns die furchtbare Gewißheit wurde, daß man es zum Krieg gegen uns trieb, da war hinwieder kein Deutscher kleinmütig genug, um jeden Preis dem uns in frivolster Weise aufge-

nötigten Kampf aus dem Wege zu gehen. Jede Meinungsverschiedenheit hörte auf, als es die Ehre der Nation und die Sicherheit unserer Grenzen gebot. Dieser Satz gilt heute wie vor hundert Jahren, als deutsche Feldherren und deutsche Soldaten es waren, die das Joch des Eroberers, unter dem unser Weltteil zusammengebrochen, abschüttelten.

Ein Verteidigungskrieg ist immer eine heilige Sache! Um ihn erfolgreich zu führen, bedurfte das deutsche Reich, eingeengt und stetig bedroht von starken mit einander verbündeten Militärmächten, andauernder Rüstung, ununterbrochener Waffenübung, scharfer und stets bereiter Angriffsmittel. Wahrlich, indem wir unsere Wehrmacht stärkten und für unser Rüstzeug bis ins kleinste Sorge trugen, haben wir nicht ödem „Militarismus" und uferloser Eroberungssucht gefröhnt, wie dies die Gegner gegen besseres Wissen verbreiten und die Urteilslosen, Unwissenden ihnen nachreden, sondern waren nur von dem einen Gedanken getragen, unser Vaterland zu schützen, unsere Kultur zu erhalten, unser Haus und unsern Herd gegen anstürmendes Barbarentum zu schirmen.

Bei alledem müssen wir als gottesfürchtige Menschen in tiefer Beschämung bekennen, wie wenig die herrschenden Religionen es bisher vermocht haben, den Rassenhaß und den grausamen Völkermord zu verhindern. Weder Kreuz noch Halbmond, weder Bibel noch Koran waren imstande, die Nationen mit einander zu versöhnen, ihre Interessen auszugleichen und den stets gepriesenen aber nie befolgten Wunsch „Die Waffen nieder" in die Wirklichkeit zu übertragen. Im Gegenteil: Gott wird ja sofort von jeder kriegführenden Partei angerufen, Kirchen und Bethäuser werden geöffnet, um den Himmel als Verbündeten zu gewinnen, und je mehr Menschenleben vernichtet werden, um so dankbarer ist der Sieger dem Allmächtigen, dessen Gnade diese Entscheidung herbeigeführt hat. In der Tat, etwas Schauriges und kaum Erklärliches liegt in unserer Natur. So sittlich hochstehend und human sich die Völker auch dünken, eine plötzliche Umwertung aller ethischen, sittlich-religiösen Begriffe setzt ein, wenn die Kanonen zu donnern beginnen. Gerade so wie die Gefühle der Brüderlichkeit, der Nächstenliebe, der Hingebung des Einen für Alle und Aller für Einen in solchen Zeiten bewunderungswürdig in die Erscheinung treten, ebenso zeigt sich (wahrscheinlich den Gedanken der Notwehr und der Selbstverteidigung neben den Affekten des Zornes und des Grimmes entspringend) selbst in den zartesten Gemütern eine wahrhaft diabolische Freude, je mehr Feinde auf den Schlachtfeldern verbluten, verhungern oder verdürsten, oder je mehr feindlicher Städte, Festungen und Schiffe durch unsere Armeen oder durch die Elemente vernichtet werden.

Frauen, die in Friedenszeiten über einen einzigen Totschlag Tränen vergießen und spaltenlange Zeitungsberichte darüber in tiefster Entrüstung lesen, vermögen ihrem Entzücken kaum Worte zu verleihen, wenn die Depeschen von zehntausenden erschlagener Russen und von untergegangenen englischen Matrosen erzählen. Gewiß, wir leugnen keinen Augenblick, daß solche Meldung auch uns mit Befriedigung erfüllt, nicht nur um des Sieges willen, der unserem Vaterland zuteil geworden, sondern auch weil wir darin eine gerechte Strafe für unsere Feinde erblicken. Doch vergessen wir nicht, daß auch unter den feindlichen Kämpfern viele Tausende sich befinden, die den Krieg verabscheuen, die nur gezwungen und eiserner Notwendigkeit gehorchend die Waffen gegen uns tragen, deren Verwundung und Tod Eltern und Geschwister, Ehefrauen und Verlobte nicht weniger tief berührt, als dies

bei uns der Fall ist. Weit entfernt von unangebrachter Weichheit, müssen wir doch mit Bitterkeit zugeben, wie es gerade der Fluch eines derartigen Gigantenkampfes ist, daß viele Gerechte mit den Ungerechten leiden, junge, tatkräftige, berufsfreudige Männer, die Hoffnung und Blüte der Völker, früh ins Grab sinken, während den Anstiftern und Drahtziehern, wenigstens auf dieser Welt, kein Haar gekrümmt wird.

Immer von neuem fragen wir uns, wird denn je eine Zeit kommen, in der internationale Streitigkeiten nicht durch Granaten und Bajonette, sondern durch Schiedssprüche und Vergleiche erledigt werden? Fromme Wünsche, unerfüllbare Utopien! Solange es Volksleidenschaften, Massensuggestionen und endemischen Nationalitätenhader geben wird, solange wird der Haager Friedenspalast ein wenig wertvolles Gebäude bleiben, gleichgültig, ob Monarchen oder Präsidenten die Leitung der Staaten anvertraut ist.

Auch Mord und Totschlag sowie alle sonstigen in den Strafgesetzbüchern aufgezählten Verbrechen würden wir alle gerne abschaffen, aber noch kein Sterblicher hat das Panacee entdeckt, welches zu wirklich paradiesischen Zuständen führen könnte. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Krieg. Einige praktische Schutzmittel mögen ja vorhanden sein, doch die Krankheit, der morbus bellicosus, bricht nach kürzerer oder längerer Zeit stets von neuem aus, weil heißblütige Patienten die ausgestandenen Leiden nur allzu rasch vergessen. Eines der wirksamsten Beruhigungsmittel bleibt immer noch Bildung und Unterricht, weil die Wissenschaft, soweit sie nicht zu nationalen Verhetzungen mißbraucht wird, den weitesten Kreisen über die Segnungen des Friedens und das Unheil des Krieges die Augen zu öffnen vermag, zumal wo auf das Moralische und Menschenvereinende mehr Wert gelegt wird, als auf das Konfessionelle und Trennende. Ob konfessionelle Unterweisung dasselbe Resultat herbeiführt, dürfte schon zweifelhafter sein. Lehrt uns doch die Geschichte, welche fürchterlichen Schandtaten im Namen Gottes verübt worden sind, und wie religiöser Fanatismus, bei aller äußerlichen Frömmelei, sich nie zurückhalten ließ, durch schmähliche Angriffskriege ganze Länder zu vernichten und ihre Bewohner auszurotten. Als weiteres „Heilserum" dürfte eine radikale Umgestaltung der europäisch-amerikanischen Presse wünschenswert sein, gewiß nur ein frommer Wunsch, doch für den Diagnostiker von erheblicher Bedeutung. Bekanntlich sind es ja nur zu häufig bestochene, voreingenommene Tagesblätter, die, der urteilslosen Menge ein Evangelium bedeutend und ihr Urteil beeinflussend, Nationen aufeinander hetzen, rohe Leidenschaften aufstacheln und in unverantwortlicher Weise der dauernden Aussöhnung im Wege stehen. Sie verstehen es meisterhaft, selbst verständigere Leute an ihrer empfindlichsten Stelle, an der nationalen Ehre, zu packen und durch fortgesetztes Schüren jene Flammen zu entfachen, die dann bald in gefährlichen patriotischen Explosionen das Unheil über die Völker herbeiführen.

Würde es zum Segen der Welt gelingen, dieser papierenen Hydra die Giftzähne auszubrechen, wir dürften auf dem Weg der Verständigung ein gut Stück vorwärts gelangen.

Andrerseits sollten auswärtige Angelegenheiten nicht allzusehr mit dem Schleier des Geheimnisvollen bedeckt werden, damit die Völker, die ja schließlich die Kosten für nicht mehr gut zu machende Fehler zu tragen haben, bei Zeiten von herannahenden Gefahren unterrichtet werden und durch ihre Sprachrohre, Parlamente und Versammlungen, Stellung zu den allerbedeutsamsten Tagesfragen nehmen können.

Endlich war man bisher der Ansicht, daß internationale Abkommen, also Schiedsverträge, Genfer Konvention usw. das Zusammenstoßen der Großmächte — von den kleinen erst gar nicht zu reden — verzögern und die Kriegsführung selbst zu einer humanen und den Verhältnissen entsprechend möglichst erträglichen gestalten würden. Alles dies hat sich als Kathederweisheit erwiesen, wie die russischen und bulgarischen Greueltaten nur zu deutlich dargetan. Krieg ist eben Krieg und verhetzte, durch Entbehrungen und Gefahren stark erbitterte Truppen, noch dazu wenn sie undiszipliniert und verroht sind, wie so viele unter unseren Feinden, lassen sich durch keine anderen Reglements und Verträge als durch die Militärstrafgesetze im Zaum halten.

Ueber die bewunderungswürdige, geradezu beispiellose Zähigkeit, Ausdauer und Tapferkeit der heldenmütigen deutschen Heere in diesem Riesenkampfe braucht hier kein Wort verloren zu werden. Stolz aber können wir vor allem auch auf unsere jüdischen Stammesgenossen sein, die es an Mut und Todesverachtung, an Begeisterung und Vaterlandsliebe, uneingedenk vielfacher Zurücksetzung in Friedenszeiten, mit jedem ihrer Kameraden aufnehmen. Jetzt zeigt sich am deutlichsten, wie in Zeiten der Gefahr die Deutschen aller Bekenntnisse fest und unzertrennlich zusammenstehen, und wie gerade die so häufig verdächtigten Israeliten eine Menge Blutzeugen dafür stellen, daß die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands ihnen gerade so Herzenssache ist, wie unseren christlichen Mitkämpfern. Gerade mit deutscher Erde verknüpft uns Juden ein unsichtbares, aber ganz unlösliches Band, das an Stärke und Kraft in keinem anderen Lande des Erdballs, wo Glaubensgenossen anzutreffen sind, sich wiederfindet. Diese in früheren Zeiten wenig erwiderte Liebe beruht zum großen Teil auf dem von uns hochverehrten unzerstörbaren deutschen Idealismus, auf deutschem Gemütsleben und deutscher Kultur, auf deutschem wissenschaftlichen Streben wie auf deutscher Poesie und jeder Art von deutscher Kunst. Deutsche Sprache hat unser jüdisches Innenleben befruchtet und gebildet.

So halten wir unentwegt und in unverbrüchlicher Treue zu der schwarzweißroten Fahne, in der festen Zuversicht, daß das jetzige Ringen um die Existenz und die Größe des Vaterlandes nur so enden kann, daß ränkevollen und beutelüsternen Feinden die Lust vergehen soll, in Jahrhunderten sich noch einmal zu einem neid- und haßgeborenen Bund gegen das deutsche Reich zu verbinden.

Nie wird uns der Krieg Selbstzweck sein. Wissen wir doch zu gut, daß mit jedem Deutschen, der dahinsinkt, ein wertvoller Kulturträger verloren geht, daß selbst die herrlichsten Siege zahllose Tränen und Trauer kosten, und daß Feldzüge, die Jahre hindurch geführt werden, für alle Teile Verarmung, Verrohung und einen verhängnisvollen Niedergang der Kultur zur Folge haben.

Darum hat ein deutscher Dichter schon vor langer Zeit mit Recht die Verse geprägt:

O, der Krieg, der Krieg! Was die Natur
Mit stillem Fleiß die langen Jahre schafft,
Zerstört ein Augenblick des blutigen Wahnsinns,
Es muß der blinden Habgier alles weichen!
Zu jedem Greuel sinkt die Welt hinab,
Es häuft der Mensch auf Leichen frische Leichen,
Und düngt mit Blut doch nur sein eigenes Grab.

Gott und Krieg.

Es wütet der Krieg, verheeret das Land,
Hat Dörfer und Städte zu Asche gebrannt,
Gedünget die Felder mit blutigem Rot,
Und wer darauf erntet — das ist der Tod.
Es fallen die Männer, es weinen die Frauen
Aus allen Ländern, aus allen Gauen.
Und was die Menschheit jahrhundertelang
Mit engen Banden so innig umschlang,
Die Wissenschaft und die Kunst, die Kultur,
Sie dienen dem einen Zwecke nur:
Die Mittel zu finden, den Feind zu vernichten;
Was die Künstler schaffen und was sie dichten,
Das ist getaucht in Blut und Galle.
In des heiligen Rechtes Tempelhalle
Da stürzen die Pfeiler, die Mauern wanken,
Als ob der Erde Grundfesten schwanken.
. . . . . .
Und ich in meiner einsamen Kammer,
Verzweifelnd über die Not, den Jammer,
Wenn auch dem Kriegsgetümmel so fern,
Ich liege und rufe zu Gott, dem Herrn:
„Gott, der Du bist so groß und gerecht,
Was hat denn verbrochen dies ganze Geschlecht?
Es stirbt und verdirbt der Menschheit Blüte,
Spricht nicht Dein Mitleid und Deine Güte?!
Gott, den wir als den Allgütigen loben,
Kannst Du es anseh'n und dulden dort oben,
Daß sich die Menschen vernichten, zerfleischen?
Welch tiefer Grund kann dies alles erheischen?
All dieses Grauen, all dieser Schrecken —
O! Laß mich den Zweck von dem allem entdecken!
. . . . . .
Ich habe gelegen die ganze Nacht
Und hab' bis zum hellen Morgen gewacht,
Und als der Morgen mir schaute ins Zimmer,
Da sann und grübelte ich noch immer;
Und ich erhob mich aus meinen Kissen
Und konnt's nicht begreifen und konnte nichts wissen.
Die Tage, die Wochen, die Monde versanken,
Mich quälten und plagten dieselben Gedanken. — —
Da ein Frühlingsmorgen herniederblaut,
Mich riefen Stimmen so lieb und vertraut
Hinaus in den Wald, auf die grünende Flur
In die neuerwachte, verjüngte Natur.
Und als dort alles so licht und klar,
Da ward es auf einmal mir offenbar.
Die Frage, die mich gequälet so lang,
Sie löste sich mir wie durch Sphärengesang.
In hellen Tönen hört' ich's erklingen,
In's Herz mir, tief bis in's Innerste dringen:

„Ihr kleinen Menschen, Ihr töricht Blinden,
Könnt Ihr's nicht fassen und nicht ergründen?
Blickt um Euch in der weiten Natur,
Seht überall seiner Weisheit Spur:
In seinem Reiche ist nichts verloren,
Aus dem Wintersturm wird der Frühling geboren.
Er läßt selbst das Kleinste nicht sinnlos vergehen,
Läßt Neueres, Besseres daraus entstehen.
Nur müßt Ihr gläubig auf Ihn vertrauen,
Dann werdet Ihr staunenden Auges es schauen;
Da wird es Euch knospen aus Leiden und Qualen,
Wie köstliche Früchte aus rauhen Schalen;
Aus dem, was Euch jetzt mit Grauen erfüllt
Der herrlichste Segen der Zukunft entquillt,
Und was Euch erscheint ohne Zweck und Sinn
Bringt der kommenden Menschheit den höchsten Gewinn!

Aus einem Feldpostbrief an Rabbiner Dr. Goldschmidt-Offenbach a.M.

Karpathen, den 31. März 1915.

.... Daß ich inzwischen zum „Leutnant" befördert worden bin, werden Sie wohl schon von meiner lieben Frau gehört haben. Meine besondere Freude als glaubenstreuer Jude können Sie sich wohl denken. Dabei machte ich nie ein Hehl aus meiner Religion. Am Tage meiner Beförderung hatten sich alle Offiziere des Bataillons selbst zu einer gemeinsamen Tasse Kaffee 2c. bei mir eingeladen. Daß meine Gefühle der Dankbarkeit sich nach oben richten, zu dem Allgütigen, der mir die Gnade erwiesen hat, mich durch alle Gefahren bis dahin zu erhalten, brauche ich Ihnen wohl nicht zu schreiben. Täglich rufe ich den Gott meiner Väter mit dem mir vertrauten „Schma Jisroël" an und bitte ihn, mich dem geliebten Vaterland bis zu dem ersehnten, ehrenvollen Frieden zu erhalten und dann meiner heißgeliebten Familie und dem großen Kreise meiner Freunde und Gönner wieder zuzuführen.

Hochgeehrter Herr Dr.! Vor 25 Jahren traten Sie als geistlicher Führer an die Spitze unserer Offenbacher Gemeinde. Ich selbst hatte die Freude, Sie fast die ganze Reihe der Jahre als Nachbar, als Gönner und als Seelsorger mir nahe zu wissen. Leider kann ich Ihnen heute nicht mit herzlichem Händedruck meine Gefühle und Glückwünsche zum Ausdruck bringen. Ebenso ist es mir versagt, innerhalb der Gemeinde zu Ihrer Ehrung beizutragen. Um so herzlicher sind aber deshalb meine Wünsche für Ihr ferneres Wohlergehen, die ich Ihnen aus dem Felde sende. Möge es Ihnen vergönnt sein, noch recht lange die Zierde Ihrer verehrten Familie sowohl wie unserer Gemeinde zu bleiben. Und wenn die Söhne unserer Offenbacher Gemeinde heute als stolze Bekenner unseres Glaubens im Felde ihre Pflicht erfüllen, dann wird bei ihnen manches Samenkorn aufgegangen sein, das Sie in unsere Herzen eingepflanzt haben.

Seien Sie mit Ihrer ganzen Familie herzlichst beglückwünscht und gegrüßt von Ihrem Sie sehr verehrenden

G. G.

Aus einem Feldpostbrief aus Ungarn.

Meine geliebten Eltern!

.... X. ist ein großes schönes Dorf mit zwei großen Dominien, wo es vor allem außer der äußerst sympathischen Sauberkeit der Haushaltungen mehrere jüdische wohlhabende Familien gab, bei denen ich sehr oft zu Gaste war. Da war zunächst Herr K. und Herr B., ersterer Ladenbesitzer und „Erwählter" im Dorf in Pajis und Chalad,

nebst sehr zahlreicher Familie, dabei aber ein sehr gescheiter, gutherziger lieber Mensch, ebenso wie seine Frau; letzterer Gutsbesitzer und Pächter von ca. 4000 Morgen, ein Gentleman, ein soz. Moderner, wie Herr K. sagte (Erinnerungen an „Pojaz"), dessen Familie zwar fromm, d. h. rituell lebte, aber doch weniger von Judentum wußte, wie ich selbst — so meinte Herr K. —, was sich z. B. schon darin äußerte, daß seine Familie im Gegensatze zu K.'s sehr schlecht deutsch verstand und nur ungarisch sprach; denn das ist das Interessante, hier wie in Polen sich Gleichbleibende: Deutsch ist die Sprache der Juden, und das geht soweit, daß die übrige Bevölkerung jeden einzelnen Deutschsprechenden, also auch alle unsere Soldaten, für Juden hielt. Mit beiden Familien habe ich sehr herzlich sympathisiert, weil es außerdem die einzigen Menschen im Dorfe waren, und zwar Menschen, mit denen man sich vernünftig über alles unterhalten konnte, und sie mußten mir beide versprechen, mich in Breslau aufzusuchen, und Herr K. nebst Frau verlangten außerdem des öfteren Nachrichten von mir. Wir waren bei ihnen Kinder im Hause. Ganz abgesehen von dem gemeinsamen Boden der Jüdischkeit liebten sie uns als Deutsche, d. h. als die ersehnten und begrüßten Befreier ihres Landes, das von den damals bereits über die Karpathen vorgedrungenen Russen bedroht war. Diese Juden sind glühende Verehrer unseres Kaisers (Vilmos csaszar) und natürlich echte Patrioten ihres eigenen Landes Ungarns. Ein Beispiel für die kluge Güte des Herrn K., der, wie gesagt, als Erwählter Respektperson im Dorfe ist und sein Jiches noch über seinen Erwerb stellt: K. sagt zum katholischen Geistlichen, er verzichte auf das Einquartierungsgeld zu Gunsten der Kirche, worauf die anderen, katholischen, Bewohner natürlich nicht anders können als dasselbe tun. Wenn die Summe auch klein war, so war es immer doch ein Zeichen von Opfersinn und als sichtbares Zeichen von paritätischem Empfinden ein Akt der Klugheit. Ueberhaupt leben die ungarischen Juden politisch gleichberechtigt und anerkannt neben und mit ihren katholischen Mitbürgern zusammen, wenn natürlich auch hier und da Antisemitisches sich regt, was in Oesterreich-Ungarn, dem Lande der Parteiungen, als nichts so besonderes auffällt, wie bei uns in Deutschland.

. . . . So unwahrscheinlich das klingen mag, ist es doch wahrscheinlich, daß wir von hier wieder in einigen Tagen verladen werden. Mir ist alles recht, wenns nur vorwärts geht. Dann war Ungarn doch jedenfalls ein sehr interessanter Zwischenakt. Wieder einmal ein ganz neuer Film. Denn daß kleine Kinder, fast Neugeborene, in jedem Hause übrigens mindestens eins, in der Krippe schlafen, kleine Schweinchen und und anderes Getier, um das neutestamentliche Bild zu vervollständigen, in der Stube mitwohnen, das Kind beim Baden in eine Fleischermulde voll Wasser in Sachen hineingelegt und dann in seine Kissen gehüllt und zum Trocknen auf den Herd des Hauses niedergelegt wird, was einen wahrhaft kindlichen Geruch verbreitet, sind alles Dinge, die zum mindesten neu sind, und einen Ausflug zu den k. k. Bundesbrüdern — zumal auf Staatskosten — schon lohnen.

Man lebt hier völlig sorglos. Am liebsten fülle ich meine freie Zeit mit Lesen aus, und ich freute mich daher gestern unheimlich, als ich Seite 113 bis Ende des ersten Bandes der Memoiren Napoleons von M. erhielt. Wenn auch der Anfang fehlt, werde ich mich bald darüber hermachen. Ich habe noch etwas sehr Wichtiges hier zu erledigen: Eine Geige zu probieren. Natürlich gibts hier überall solche Kästen, die besagte aber stammt von Zigeunern und zwar von ganz richtigen — waschechten wäre deplaciert, und da muß ich mal sehen, ob sich's lohnt.

Ich bitte, schickt mir doch recht bald etwas sehr gute Lektüre: Moltkes oder Bismarcks Erinnerungen oder etwas ganz neues. Diese geistige Auffrischung ist fast notwendiger als die körperliche, aber bitte nur Reklam, wenn möglich. Für die beiden ungarischen Wörterbücher und die pünktlich eintreffenden Zeitungen herzlichen Dank. Diese sind meine einzige gute Unterhaltung hier neben Hebbels Tagebuch, das ich mir neulich in Kisvarda kaufte und genoß.

. . . . . .

Euer dankbarer Sohn K.

Bücherschau.

Zur Besprechung eingegangen:

Einstädter Heinrich, Religions-Lesebuch für israelitische Schulen. Frankfurt am Main, J. Kauffmann 1914. 8°, 64 Seiten, geb. Mk. 1.15.

Tannenbaum. Dr. Eugen, Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden. Berlin, Neuer Verlag 1915. 8°, 192 Seiten, geb. Mk. 2.50.

Eckstein Rabbiner Dr. A., Der Völkerkrieg und das Alte Testament ein Vortrag. Anhang: Synagogale Rede Zur Feier des Kaiserlichen Geburtstages am 27. Januar 1915. Nürnberg, Friedrich Korn'sche Buchhandlung 1915. 8°, 36 Seiten, br.

Lamm's Jüdische Feldbücherei. Nr. 2 bis 3: Die Psalmen in deutscher Uebertragung von Dr. Michael Sachs, Mk. 1.20. Nr. 4: Makkabäa, Jüdisch-literarische Sammlung Mk. —.60. (In Taschenformat, und leichtem Leinenumschlag).

Die Psalmen (herausgegeben von Dr. B. May und J. B. Levy) hebräisch und deutsch nach den besten deutschen Uebertragungen. Frankfurt a. M. M. Lehrberger u. Co. Preis mit hebräischem Text Mk. 1.—; nur deutsch Mk. —.85. (In keinem Taschenformat und leichtem schwarzen Leinwandumschlag.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Aus dem Bericht über das Vereinsjahr 1914, gegeben in der Generalversammlung am 20. Januar 1914.

Genau heute vor einem Jahre traten wir in das zweite Vereinsjahr mit einem Bestande von 106 Mitgliedern ein. Am Ende des Jahres hatten wir 191 Mitglieder — 154 ordentliche und 37 außerordentliche. Wenn man bedenkt, daß ein großer Teil des Jahres schon in die Kriegszeit fiel, so muß dieser Zuwachs als ein erfreulich großer bezeichnet werden. Die Vereinsabende waren abwechslungsreich und interessant. Der Besuch unserer Versammlungen war durchweg ein guter. Mitgliederversammlungen wurden 10 abgehalten und dabei folgende Themata erörtert:

23. Februar 1914 Herr Dr. Lazarus: Die Stellung der Frau im Judentum.
18. März 1914 Herr Ref. Dr. Schlesinger: Der Antisemitismus.
8. April 1914 Herr Wechselmann: Das Judentum in der Musik.
29. April 1914 Herr cand. iur. Freundlich: Gabriel Rießer, seine Bedeutung für Vergangenheit und Gegenwart.
13. Mai 1914 Herr Fabisch: Zeitungsschau.
21. Oktober 1914 Herr Rabb. Dr. Levi: Moses Mendelssohn und seine Zeit.
4. November 1914 Herr Dr. Goldmann-Oppeln: Der Optimismus als Grundzug des Judentums.
17. November 1914 Herr Dr. Nellhaus: Die Krisen innerhalb des deutschen Judentums zu Beginn des 19. Jahrhunderts.
2. Dezember 1914 Herr S. Laqueur: Deutschtum und Judentum.
6. Januar 1915 Musikalisch-Deklamatorischer Abend.

Ferner wurden zwei öffentliche Vorträge abgehalen und zwar sprachen:
am 31. Januar 1914 Herr Rechtsanw. Kämpfer, Posen über: Jugend und Judentum und
am 9. März 1914 Herr Rabb. Dr. Goldmann-Oppeln über: Die Geschichte der liberalen Bestrebungen im Judentum.

Diskussionsabende fanden drei statt anschließend an folgende Referate:
4. März 1914 Herr Lewin: Die neuesten Ereignisse in der jüdischen Oeffentlichkeit.
15. April 1914 Herr Assessor Dr. Goldmann: Die Antitaufbewegung.
27. Mai 1914 Herr Cohn: Die Schöpfung.

Fünf gesellige Veranstaltungen fanden statt und zwar:
am 15. Februar 1914: Das Stiftungsfest;
am 21. März 1914: Purimfeier;
am 21. Juni 1914: Ausflug nach Kottwik sowie
am 12. Dezember 1914: Chanuka-Feier, die mit Rücksicht auf die Kriegszeit einen ernsten Charakter annahm.

Vom 1. Juni bis Ende August fielen die Sitzungen aus; dafür kamen wir während dieser Zeit wöchentlich einmal auf der Liebigshöhe gemütlich zusammen. Vom 1. September bis Ende Oktober, wo die volle Vereinstätigkeit wieder aufgenommen wurde, tagten wir zweimal im Monat in dem uns von der Synagogengemeinde Breslau gütigst zur Verfügung gestellten Zimmer der Religionsschule I.

An diesen Abenden wurden Vorträge gehalten von:

Fräulein cand. phil. Grünthal über: Heinrich Heines Stellung zum Judentum.

Herrn Dr. Nellhaus über: Die Teilnahme der Juden am Kriege 1870/71.

Herrn Berger über: Judentum und Deutschtum.

Herrn Curt Brinnitzer über: Der Anteil der Juden an der deutschen Kultur.

Außer diesen öffentlichen Veranstaltungen tagten noch:

1. Die Bibelgruppe,
2. Studiengruppe für religiöse Fragen.

Seit dem 7. Dezember 1914 tagen diese beiden Gruppen vereint öffentlich im Klassenzimmer der Religionsschule I als Bibelkursus.

In der letzten Generalversammlung wurde folgender Vorstand gewählt:

1. Vorsitzender: Herr cand. phil. Wolf, stellvertretender Vorsitzender: Herr Zahnarzt Engel,
1. Schriftführer: Herr Erhard Wechselmann,
2. Schriftführer: Herr Kurt Koeßler.
Kassenwart: Herr Alfred Berger.
Beisitzer: Herr Waldstein als Vertreter des „Liberalen Vereins d. S. G. B.", Fräulein cand. phil. Magda Grünthal, Herr Herbert Goldstein sowie Herr Ralph Lewin.

Am 17. Februar 1914 trat Herr Koeßler aus dem Vorstande aus. Für ihn wurde Herr Ralph Lewin 2. Schriftführer und Herr Referendar Dr. Goldmann wurde als Beisitzer zugewählt. Am 1. Mai sah Herr Wechselmann sich genötigt, das Amt als 1. Schriftführer niederzulegen. Er übernahm das Amt des 2. Schriftführers und Herr Lewin wurde 1. Schriftführer. Am 29. Juni wurde Herr Fabisch als Beisitzer zugewählt, sowie am 28. Oktober Herr Bayer für die Dauer des Krieges. Vorstandssitzungen wurden 11 abgehalten.

Unser wohlverdientes außerordentliches Mitglied, Herr Justizrat Berger, Königshütte, wurde einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt.

Es ist uns, dank den Bemühungen des Herrn Erich Bayer, gelungen, in den Räumen der Spinoza-Loge eine würdige Stätte zur Abhaltung unserer Vereinsabende zu finden.

Gleich zu Beginn des Krieges beschlossen wir, dem Roten Kreuz 50 Mark zu spenden. Unter Leitung von Fräulein cand. phil. Grünthal fand sich ein großer Teil unserer weiblichen Mitglieder zu gemeinsamen Strickabenden zusammen. Die Wolle wurde aus freiwilligen Spenden beschafft. Die fertigen Arbeiten wurden teils beim Nationalen Frauendienst abgeliefert, teils unseren im Felde stehenden Mitgliedern direkt als Liebesgabe zugesandt. Aus unseren Reihen sind über 50 zum Heeresdienst eingezogen, darunter unser 1. Vorsitzender Herr cand. phil. Wolf, sowie unsere Vorstandsmitglieder Fabisch und Dr. Goldmann. Fabisch wurde verwundet, doch ist er wieder hergestellt und befindet sich bei seinem Truppenteil. Zweimal haben wir bis jetzt unseren Mitgliedern im Felde Liebesgaben zugehen lassen; auch senden wir ihnen die Vereinszeitschrift.

Am 3. Februar sprach Herr Erich Berger über das Thema: „Der Bankerott der Parteien 1914." Vorzüglich behandelte der Redner den Niedergang der Zionistenpartei, der Sozialdemokraten und der Antisemiten. —

Am 16. Februar hielt in unserem Verein Herr Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor einen Vortrag über: **„Religiöse Fragen und Hoffnungen in ernster Zeit"**. Der Herr Redner legte in überaus fesselnder Weise die Hoffnungen und Grundstimmungen der deutschen Juden in den gegenwärtigen großen und ernsten Tagen dar. Den Dank des Vorstandes brachte Herr Berger zum Ausdruck. —

Am 24. Februar sprach Herr Curt Briennitzer über: **„Lessings Ideen und ihre Verwirklichung in der Gegenwart"**.

Als Ausgangspunkt für seine Betrachtungen wählte der Redner die Anschauungen, die uns in Lessings Nathan besonders klar vor Augen treten. Auch die gegenwärtigen Strömungen innerhalb der deutschen Judenheit wurden eingehend behandelt. Unser stellvertretender Vorsitzender Herr Goldstein, der die Versammlung leitete, dankte dem Redner. Herr Berger schloß sich ihm an und sprach einige das Thema ergänzende Worte.

Als nachträgliche Purimfeier war unsere Veranstaltung am 10. März, ein musikalisch-deklamatorischer Abend, gedacht. An den Darbietungen, die großen Beifall fanden, beteiligten sich Frl. Käthe Schottländer (Lieder zur Laute), Frl. Ruth Cohn und Herr Herbert Loewy (Gesang), Frl. Kretschmer und Herr Liebermann (Klavier), Herr Herzberg und Herr Arnold Nellhaus (Recitation).

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 7 und 8. Jahrgang 7. Juli u. August 1915.

Jahwe, der Gott des Zornes und der Rache.[1]

Eine Rede an die in den Kampf ziehende Jugend. Von Dr. J. Ziegler-Karlsbad.

Meine jungen Freunde! In einer schicksalsschweren Stunde soll ich einige Abschiedsworte an euch richten. Abschiedsworte soll ich sprechen, die nicht schmerzen und mit brennendem Weh eure Herzen erfüllen, — die Herzen, die auch so schon voll sind des Leids über den Kummer der Zurückbleibenden — sondern euch ermutigen, anfeuern, euch beseelen sollen mit Opfermut, Kühnheit und Todesverachtung im Dienste und zum Heile des geliebten Vaterlands.

Wo könnte ich diese Worte in reicherer Fülle schöpfen, wo sie reiner, abgeklärter, kräftiger finden als in der alten Bibel mit ihren Gestalten von urwüchsiger Frische und Naivetät, natürlicher Kraft und Einfachheit! Wo, wenn nicht in den Worten Jahwes, dieses alten Kriegsgottes, der zornig das rächende Schwert erhebt, an der Spitze seiner Kriegsreihen einherschreitet, um seine Feinde zu zermalmen und zu vernichten!

Wie sonderbar anders scheint doch unsere Welt in diesen Kriegszeiten geworden zu sein! Noch vor kurzem kannte sie nur den Gott der Liebe und Verzeihung, der Versöhnung und Erlösung, von dem die

[1]) Theodor Fritsch, der bekannte antisemitische Verlagsbuchhändler und Herausgeber des „Hammer" wurde dreimal vom Landgericht Leipzig „wegen Gotteslästerung und zwar wegen Beschimpfung des Gottes der Juden, Jahwe," bestraft. Er gab hierauf eine Schrift heraus: „Mein Beweismaterial gegen Jahwe," in der er in unwürdigster Weise über „Jahwe" — so lesen heute die meisten Bibelforscher das schwer verständliche Tetragramm JHWH — sich ausließ. Ueber dieses Buch holte das Landgericht Leipzig mehrere Gutachten ein, darunter auch eines von Professor Kittel. Dieser gab die Erklärung ab, daß Jahwe, die Gottesidee des Pentateuchs, mit der des heutigen Judentums sich gar nicht decke, und eine Lästerung Jahwes keineswegs identisch wäre mit Gotteslästerung nach unseren Begriffen. Darauf wurde angeblich das Strafverfahren gegen Fritsch's Jahwebuch niedergeschlagen. Die Hauptfrage bleibt uns: Ist die Gottesidee des Pentateuchs im Wesen tatsächlich nicht mehr die des heutigen Judentums, oder ist der Gott des Pentateuchs noch immer der Gott der Judenheit, selbst der liberalsten und fortgeschrittensten? Einen wichtigen Teil der Frage dürfte nach wie vor die Schilderung Jahwes als des Gottes der Rache und des Zornes bilden. Ist diese Gottesauffassung wirklich unwürdig und minderwertig, wie von vielen Seiten behauptet wird, nur mehr ein wertloser Rest des alten Donnergottes, den Israel als Nomadenvolk angebetet hat, der die Geringschätzung verdient, die ihm zuteil wird, oder hat sie auch heute noch ihre Berechtigung? Mit dieser Frage beschäftigt sich die hier veröffentlichte Rede.

geistige Menschheit ihr Gepräge erhielt. Ueberwunden war Jahwe, der Nomadengott des alten Israel mit seinem Zorne und seiner Rache, für minderwertig erklärt und geringgeschätzt, Zielscheibe des Spottes und des Hohnes in Schriften und Vorträgen. Und heute, welche Wandlung! Die flehenden Hände werden emporgehoben zum Gott des Zornes und des Eifers, Lieder und Gesänge werden angestimmt zu Ehren Gottes, der Rache nehmen wird für uns an den Heuchlern und Neidern, an den Wortbrüchigen und Treulosen, an den Rohen und Entmenschten.

So lasset mich zum Abschied einige Worte über diesen alten Gott Jahwe zu euch sprechen, daß ihr ihn verstehet, und er mit euch sei im Donner der Geschütze, in Not und Gefahr.

* * *

Die Menschen sprechen gar viel und gar oft über Religion, ohne daß sie sich immer darüber klar wären, was Religion eigentlich will. Wozu ist sie da, welchen Zweck hat sie? Ich antworte: Die Religion will nichts anderes als dem menschlichen Leben einen Sinn geben. Ob das menschliche Leben überhaupt einen Sinn habe, ist ja von Denkern und Laien oft gefragt und erörtert, ebenso oft verneint oder bejaht worden. Wir wollen in dieser kurzen Stunde diese Wunde der Menschheit nicht berühren. Eines aber ist mir sicher: hat das menschliche Leben einen Sinn, so nur dann, wenn es ein Korn ist, gestreut auf den fruchtbaren Boden jedes kommenden Geschlechts, bestimmt, für dieses gesegnete Früchte zu tragen. Ein solches Korn, eine solche Saat wird jedoch jedes menschliche Leben nur durch Veredelung. Indem ihr dem Wohlwollen, dem Edelsinn, der Nächstenliebe, der Verträglichkeit und Gerechtigkeit, dem Gemeinsinn und dem Pflichtgefühl, der Heimats- und Freiheitsliebe, der Versöhnlichkeit und Eintracht mehr Platz einräumt in euerem Denken und Handeln, als etwa dem Hasse, dem Neide, der Tücke und Gewalt, wird euer Leben veredelt und hat so erst einen Teil der Ewigkeit an sich. Sonach ist die Veredelung der Sinn jedes menschlichen Lebens. Nun ist aber Religion im Wesen nichts anderes als Veredelung. Daher hat die Religion nur das eine Ziel, jedem menschlichen Leben durch Veredelung einen Sinn zu geben. Ihr habet mich wohl verstanden?

* * *

Dieses Ziel, dem menschlichen Leben durch die Veredelung einen Sinn zu geben, kann die Religion nur dann erreichen, wenn sie im Stande ist, auf das menschliche Leben einen tiefen, nachhaltigen, mächtigen und dauernden Einfluß auszuüben. Denn vergesset nicht, unser Leben wird nicht vom Edelsinn, sondern von der Ichsucht, von der Gemeinheit beherrscht:

„Ueber das Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage."

Goethe.

Die Macht der gemeinen Ichsucht in unserem Dasein zu brechen, ja selbst nur umzubiegen, dazu gehört ein geradezu ungeheuerer Einfluß auf das Leben. Sonach hat die Religion nur ein Streben: auf das Leben zu wirken, das Leben zu beeinflussen, nicht oberflächlich, sondern tief und einschneidend. Jedoch auf das Leben kann nur das Leben wirken, nur das Leben kann das Leben beeinflussen. Was nie gelebt, hat dem Leben nichts zu sagen; auch der Tote wirkt nur, solange sein Leben in uns weiter lebt. Wenn daher die Religion auf das Leben wirken will, **muß sie selbst Leben sein, Leben atmen.** Das heißt: bei allem Hochflug ihrer Ideale soll sie sich nie außerhalb des Menschtums bewegen. Das Menschtum aber, das

Leben, es bewegt sich nur in Gegensätzen, deren Aufeinanderstoß die Funken schafft, die Licht und Kraft und Wärme geben, also wieder Leben. Gram und Freude, Liebe und Groll, Härte und Milde, beide müssen da sein, beide gehören zum Leben, wie Licht und Schatten, wie Tag und Nacht, Frost und Hitze zur Natur wesentlich gehören. Selbst der beste Mensch hat irgend ein Stückchen Schlechtigkeit an sich, das schönste Geschöpf irgend etwas häßliches, durch die das Gute und Schöne erst recht an ihnen zur Geltung kommen. Kann der Mensch nur lieben, ohne je zu grollen und zu zürnen? Kennt das Leben nur Liebe? Und darf die Religion, die Leben sein und auf das Leben wirken soll, nur Liebe kennen, ausschließlich Liebe sein? Muß sie nicht oft zum Zorne greifen, um als lebendige Macht auf den Menschen einzuwirken?

* * *

Und die Religion ist Gott und das Verhältnis des Menschen zu Gott. Was ich euch daher von der Religion gesagt habe, gilt auch von Gott. Soll die Gottheit, diese erhabenste Idee, zu der dies Menschengeschlecht im Laufe der Jahrtausende sich emporgearbeitet hat und sich noch weiter emporarbeiten muß bis ans Ende der Jahrtausende, das Leben beeinflussen, nicht oberflächlich, sondern tief und übermächtig, dann muß sie selber lebensvoll sein, Leben atmen, dann darf sie nicht ein Schemen nur, ein Schatten sein, sondern muß aus der Tiefe des menschlichen Gemüts emporquellen und muß wie das Leben selbst lieben und zürnen, helfen und strafen, verwunden und heilen!

Was ist aber Rache? Nichts anderes als tätiger Zorn! O, ich meine nicht die kleinen Nadelstiche der kleinen, niedrigen, nie befriedigten Rachsucht, nein, die nicht. Ich meine die heilige erhabene Rache jenes heiligen, großen Zornes, der so nahe steht der großen heiligen Liebe, der aus der göttlichen Liebe heraus über die Menschheit hereinflutet, und da, hat er sein Opfer getroffen und gestraft, sofort wieder umschlägt in große, heilige, erbarmende Liebe. Ich meine den majestätischen Zorn und die gewaltige Rache Jahwes im fünften Buche Moses Kapitel sechs, Vers 5 und 12 und 15: „Lieben sollst du Jahwe deinen Gott mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und deinem ganzen Vermögen . . . . . hüte dich an Jahwe zu vergessen, der dich hinausgeführt hat aus Aegypten, aus dem Hause von Sklaven . . . Denn ein eifervoller Gott ist Jahwe dein Gott in deiner Mitte, es könnte sein Zorn gegen dich entbrennen und dich vertilgen von der Oberfläche des Erdbodens." Und jenen großen Zorn Jahwes meine ich, der nach der Strafe wieder zu Erbarmen und Liebe wird, wie ihr darüber lesen könnet im dreißigsten Kapitel des fünften Buches Moses: „Und wenn dereinst alle diese Strafworte über dich gekommen sein werden . . . . und du zu Jahwe deinem Gott zurückkehrst und auf seine Stimme horchst . . dann führt Jahwe, dein Gott, deine Gefangenen wieder heim und liebt dich wieder . . . und wird dir Gutes erweisen mehr als deinen Vätern und dich zahlreicher machen als deine Väter gewesen sind."

Ist dieser Zorn, ist diese Rache — der Zorn und die Rache einer großen heiligen Liebe — nicht groß und erhaben? Ist das nicht tief menschlich, aus dem Innersten der Menschennatur herausgegriffen und doch zugleich Postulat des höchsten Idealismus, der Umkehr des rächenden Zornes zur erbarmenden Liebe?!

Begreifet ihr jetzt, warum kein Volk so tief beeinflußt wurde von seiner Gottesidee, wie gerade das jüdische? und warum auch wir, trotzdem unser Gottesideal in vielem ein

anderes geworden ist, von dem Gott der Liebe, der auch zürnen, ja selbst hassen und Rache nehmen kann, nicht lassen wollen? Weil nur ein Gott des Lebens auf das Leben wirken kann, und weil wir unter Religion nicht ein Spiel der Phantasie, sondern den tiefen Ernst und Sinn des Lebens ver- verstehen. Und begreifet ihr jetzt, warum die Christenheit, insbesondere die protestantische infolge ihrer größeren Vertrautheit mit der Bibel, bei großen nationalen Ereignissen, bei entscheidenden Kämpfen, in Gefahr und Drangsal gerade aus der alten Bibel Mut und Ausdauer sich holte, im Jahwe Israels Kraft und festes Ausharren? So oft die Weltgeschichte mit ihren gewaltigen Fittigen auf Deutschlands Fluren sich niedersenkte, so oft der dröhnende Schritt ungeheueren Weltgeschehens durch seine Lande ging, zog es den Deutschen hin zu den markigen, menschlichen Gestalten der alten Bibel, daß sie ihm zum Vorbild wurden, zog ihn hin von dem Gott des sterbenden Duldens und Leidens zu Jahwe dem Urmächtigen, dem Kraft- und Lebensvollen, der mit gezücktem Schwerte steht vor den Pforten der Gerechtigkeit, der Treue und Wahrheit, daß nicht eindringen Lüge und Niedertracht, zu beschmutzen die köstlichen Pflanzungen seiner Gotteswelt. Wahrlich, der Zorn, der Eifer und die Rache Gottes bezeugen nicht die Minderwertigkeit, sondern die lebensvolle Kraft und Vollwertigkeit der israelitisch-jüdischen Gottesidee; sie bilden das unentbehrliche Komplement, die notwendigen Modifikationen des großen Attributs von der Liebe Gottes zur Menschheit.

* * *

Und abermals steht die Menschheit vor folgenschweren Ereignissen, entfesselt ist der Kampf der reinen Gotteswelt gegen gemeine Unwelt, ein Kampf, wie ihn nie zuvor die Jahrhunderte gesehen. Eitle Ruhmsucht der Franken, der Angelsachsen Selbstsucht und Neid, des Romanen Treubruch und des Slaven rohe Gewalt, sie alle vereinten sich, um aufstrebende Arbeit, ehrliches Mühen, redliches Trachten, Recht und Wahrheit niederzuringen und in den Staub zu treten. Da schallt im wilden Sturme der Ruf Jahwes auch euch entgegen: eilet, ihr meine Heerscharen, zu streiten wider Lüge und Mord, wider Meineid und Gewalt, schützet meine Welt vor der Welt der nackten Ichsucht und Habgier, werdet voll vom Geiste meines heiligen Zornes, werdet Rächer der Schändung meines großen Wollens, auf daß wieder Liebe und Frieden einziehen in Städte und Weiler, in Hütten und Paläste, und ihr, so mein Strafwerk vollbracht ist, die Palme des Friedens der Menschheit entgegenreichet zum Siege meiner Welt.

So ziehet denn hinaus, meine jungen Freunde, in den tosenden Kampf fürs Vaterland, für Recht und Wahrheit! Umgürtet euere Lenden zum Streite!

Ziehet hinaus mit Jahwe, dem Gott des großen Zornes und der heiligen Rache. Kehret heim mit Jahwe, dem Gott der Liebe, des Erbarmens und des Friedens!

Hat sich der Jugendgottesdienst bewährt?

Von Rabbiner Dr. Gelles-Lissa, Kgl. Schulinspektor.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist das religiöse Leben der deutschen Juden in neue Bahnen gelenkt worden. Der strenge Konservativismus, das starre Festhalten am Ueberlieferten, das die Judenheit und mit ihr das Judentum durch alle Stürme der Zeiten sicher hindurch geführt hatte, begann sich in Einseitigkeit umzuwandeln gerade auf einem Gebiet, das am allerwenigsten den Stillstand verträgt, auf dem des Gottesdienstes. Wiewohl ein Blick in das Gebetbuch jedem, der darin zu lesen verstand, sofort zeigte, zu welch' verschiedenen Zeiten und unter welch' veränderten Umständen die meisten Gebete entstanden waren, duldete man doch nicht oder erst nach vielen heißen Kämpfen Reformen im Gebetbuch, die notwendig wurden, als der Gottesdienst selbst ein neues Gewand anlegte. Nur in einem Punkte herrschte innerhalb der deutschen Judenheit glückliche Harmonie, in der Erkenntnis, daß die Jugend dem Gottesdienst nicht entfremdet werden dürfe. Die Gefahr der Entfremdung war nämlich in greifbare Nähe gerückt, als mit dem Besuch der höheren Schulen den jüdischen Kindern die Möglichkeit genommen war, am Sabbat Vormittag die Synagoge aufzusuchen.

In den meisten Gemeinden Ostdeutschlands griffen die Schüler zur Selbsthilfe. Damals dauerte der Vormittagsunterricht nur bis 12 Uhr, weil auch am Nachmittag unterrichtet wurde. So gingen wir Gymnasiasten — ich nenne ein Beispiel aus meiner Heimatstadt Krotoschin — am Sonnabend um 12 Uhr mit den Büchern vom Gymnasium direkt nach dem Beth-Hamidrasch, und dort fand ein regelrechter Mussafgottesdienst statt. Ein Mitschüler versah das Amt des Vorbeters, ein anderer las aus der Thora vor usw. Bis zum Jahre 1901 hielt sich dieser Gymnasiasten-Gottesdienst; dann ging er ein, weil das religiöse Bedürfnis und Verständnis unter den Schülern nachließ, und der damalige Rabbiner kein einziges Mal einer solchen Andacht beiwohnte. Er hätte sich dort durch die Fürsorge des Rabbiners erhalten lassen, wie er in ähnlicher Gestalt noch heute in vielen Gemeinden der Provinz Posen besteht. Schon einige Jahre vorher aber war ein Jugendgottesdienst in moderner Gestalt, der am Nachmittag eines jeden vierten Sabbats stattfand, eingeführt worden. Dieser Nachmittag-Jugendgottesdienst, der zum Inhalt das Minchahgebet und die Predigt hatte, ist der gleiche gewesen, der heute zu den regelmäßigen, gottesdienstlichen Einrichtungen fast einer jeden Gemeinde gehört. Ob sich nun dieser Gottesdienst bewährt hat, wollen wir jetzt untersuchen.

Welchem Zweck dient der Jugendgottesdienst? Es wäre eine falsche Auffassung, wollten wir antworten, er sei Selbstzweck und wolle die Schüler ein Mal im Monat — in den meisten Gemeinden findet er nur ein Mal im Monat statt — im Gotteshaus versammeln, um ihnen Gelegenheit zu geben, zu beten und eine Predigt zu hören. Die Veranlassung, die der Einführung des Jugendgottesdienstes zu grunde liegt, beweist, daß der Kindergottesdienst nur als Mittel zum Zweck gedacht war: er sollte die Kinder anleiten, am Gottesdienst der Erwachsenen später mit Verständnis teilnehmen zu können und sollte ihnen *den* Gottesdienst ersetzen, dem sie infolge des Schulbesuches fern bleiben mußten.

Welchen Gottesdienst ersetzt nun der Jugendgottesdienst? Der Inhalt der Gebete zeigt, daß er *nur* an die Stelle des Minchahgottesdienstes vom Sabbat tritt. Keinen anderen ersetzt er sonst. Selbst

der Schüler, der an jedem Sabbat den Jugendgottesdienst besucht, kann aus ihm nicht im geringsten lernen, wie er einem Gottesdienst am Freitag Abend, an den Feiertagen, vor allen Dingen aber am Werktag folgen soll. Und die Kenntnis gerade des werktäglichen Gottesdienstes erscheint mir am notwendigsten, damit all die Schüler, die in die traurige Lage kommen, ihren Vater oder ihre Mutter zu verlieren und ihnen das Kaddischgebet nachzusagen, imstande sind, im Trauerjahr den Gottesdienst zu besuchen, ohne sich durch die Langweile aus ihm vertreiben zu lassen, die in der Unkenntnis der Gebete und ihrer Reihenfolge wurzelt.

Aber selbst diejenigen, die den Jugendgottesdienst als Selbstzweck ansehen, müssen doch nachdenklich werden, wenn man ihnen folgende Tatsache vor Augen hält: Die Kinder beten nicht. Die 6-, 7- und 8jährigen können noch nicht beten, und die älteren wollen nicht so recht. Und niemand kann sie dazu zwingen. Während meiner Studienzeit war ich Religionslehrer an der Religionsunterrichtsanstalt I der Synagogen-Gemeinde Breslau, die an jedem Sabbat einen Jugendgottesdienst veranstaltet. Ich kann mir keine Religionsschule und keinen Jugendgottesdienst denken, die schöner wären als in Breslau. Wir waren ca. 15 Lehrer und standen während des Jugendgottesdienstes unter den Schülern, um ihnen zu zeigen, was gebetet wird. Und jeden Sabbat machten wir trotz Orgel, trotz schönem Gesang und erbauender Predigt die gleiche Erfahrung, die Kinder kamen, weil sie von uns dazu angehalten wurden, aber gebetet haben nur die wenigsten. In den Klein- und Mittelgemeinden, wo der Rabbiner keine Hilfskräfte zur Seite hat, ist es nicht anders. Während er aber hier durch seine Autorität die Schüler und Schülerinnen aller Klassen zum Besuch des Jugendgottesdienstes veranlassen kann, sah ich in der Großstadt selten Sekundaner, niemals Primaner. Der Besuch der Sekundaner und Primaner aber erhöht die technische Schwierigkeit des Jugendgottesdienstes, die in der Forderung der Predigt liegt. Wie kann eine Predigt gleichzeitig einem 6jährigen Schüler und einem 19jährigen Oberprimaner etwas bieten? Das ist einfach ein Unding! Um solches fertig zu bekommen, muß man entweder an einer großen Selbsttäuschung leiden oder ein Kunstreiter über Kanzelhindernisse sein. Ein wirklicher Prediger löst nur die halbe Aufgabe. Entweder gibt er etwas den Schülern der höheren Klassen oder den ganz kleinen Kindern.

Wie erreichen wir also den Zweck, an den bei Einführung des modernen Jugendgottesdienstes gedacht war? Wie bringen wir die Kinder so weit, daß sie allen Gottesdiensten mit Verständnis folgen können? Man antworte nicht, dazu sei der Religionsunterricht da. Wer die geringe Anzahl der Religionsstunden und den großen Umfang des Pensums kennt, kann unmöglich vom Rabbiner verlangen, daß er die wenigen Stunden mit dem Unterricht der Gebete und ihrer Verwendung im Gottesdienst ausfülle. Woher soll er dann die Zeit nehmen, um die Schüler mit der jüdischen Geschichte, mit der Glaubenslehre, mit den Grundlagen der hebräischen Grammatik und mit den wichtigsten Abschnitten der heiligen Schrift im Urtext bekannt zu machen? Weiß doch außerdem ein jeder, daß der Unterricht gerade in den gottesdienstlichen Gebeten eine Zeitverschwendung ist, wenn er nicht durch den Besuch des Gotteshauses unterstützt und gefördert wird. Wie ermöglichen wir es also, daß die Kinder, die nur im Unterricht und nicht auch im Elternhaus mit den gottesdienstlichen Gebeten vertraut gemacht werden, dennoch einem jeden Gottesdienst folgen können?

Der Vorschlag, den ich mache, wird nur in Mittel- und Kleingemeinden durchgeführt

werden können, weil dort der Rabbiner mit den Kindern durch den Unterricht und den Verkehr im Elternhaus in Fühlung steht. In der Großstadt hat der Rabbiner kaum die Möglichkeit, meiner Anregung Folge zu geben.

Ich verlange, daß die Knaben in jeder Woche einem anderen Gottesdienst beiwohnen, so daß sie am Ende eines Monats vier verschiedene Gottesdienste kennen gelernt haben: Am ersten Sabbat des Monats soll am Nachmittag der bisherige Jugendgottesdienst von Knaben und Mädchen gemeinsam besucht und somit fernerhin beibehalten werden. Desgleichen sollen Schüler und Schülerinnen in der darauf folgenden Woche den Freitag Abendgottesdienst aufsuchen. Die Knaben, die bereits Bar Mizwah sind, sollen in der dritten Woche am Sabbat-Ausgang-Gottesdienst teilnehmen und in der vierten Woche Sonntag Morgen zum werktäglichen Gottesdienst erscheinen. In diesem Cyklus sollen die Besuche des Gottesdienstes wechseln. Es wird natürlich dem Lehrer überlassen bleiben, ob er gerade den Sabbat-Ausgang-Gottesdienst oder einen anderen wählt. In jedem Fall lernen so die Knaben durch die Erfahrung, wie der Gottesdienst am Abend und Morgen eines Werktages verläuft, und wie er sich am Freitag Abend gestaltet. Da an den jüdischen Feiertagen in all' den Gemeinden, in denen der Rabbiner einen wirklichen Einfluß besitzt, die jüdischen Schüler die höheren Schulen nicht besuchen, sondern im Gotteshaus erscheinen, erhalten sie auch Kenntnis vom Feiertagsgottesdienst und dem am Sabbat Vormittag, der ja dem Festtagsgottesdienst sehr ähnelt.

In dem vorgeschlagenen Cyklus hat der bisherige Jugendgottesdienst seine Daseinsberechtigung — wenngleich sich die Gedanken, die den Inhalt der Predigt bilden, besser durch den Unterricht vermitteln lassen. Bleibt er aber der einzige Kindergottesdienst, so wage ich daran zu zweifeln, daß er sich bewährt hat und den Erwartungen entspricht, die man bei seiner Einführung gehegt hat.

Krieg und Religion.

Von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld.

Ertrage Du's, laß schneiden Dir den Schmerz
scharf durchs Gehirn und wühlen hart durchs Herz —
das ist der Pflug, nach dem der Sämann sät,
daß aus der Erde Wunden Korn entsteht.
Korn, das der armen Seele Hunger stillt —
mit Korn, o Vater, segne mein Gefild!
Reiß Deinem Pflug erbarmungslos den Pfad,
doch wirf auch ein in seine Furchen Saat!

Ferdinand Avenarius.

Vor wenigen Wochen sagte mir ein einfacher, ehrlicher Mensch: ich habe durch den Krieg meinen Glauben verloren. Denn wenn es einen Gott gäbe, dann dürfte er die furchtbaren Schrecken des Krieges in der Welt nicht zulassen. Der eine spricht es aus, und tausende und abertausende tragen es still im Herzen. Seitdem der Krieg über uns gekommen ist, sind sie andere geworden. Das alte Gottvertrauen ist in ihnen gestorben.

Ich kann diesen jähen Wechsel in der religiösen Weltanschauung menschlich durchaus verstehen. Wer durch persönliches Wohlergehen Zeit seines Lebens gewohnt war, in Gott nur den gütigen Vater zu verehren, der wird es mit seinem religiösen Glauben nicht in Einklang bringen können, wenn eines Tages das Bild sich ändert und die lachende, sonnige Welt plötzlich in einem Flammenmeer zu versinken droht. Der Glaube an den nur barmherzigen Gott muß in dem Augenblick zusammenbrechen, in dem soviel er-

barmungslose Härte die Menschen heimsucht, und niemand ist imstande, das Leid zu hemmen. Da streckt der Zweifel seine furchtbaren Krallen nach uns aus: wo ist der Gott, der ein solches Unglück wollen kann? Zeigt uns das göttliche Wesen, aus dessen Natur heraus wir das verstehen könnten! Wie eine schwere Anklage steigt's aus Millionen Menschenherzen empor: wir glauben nicht mehr an sein gütiges Walten.

Und doch: es ist ein Gott, der große, gewaltige Gott, vor dem ich mich ehrfurchtsvoll beuge. Ich sehe ihn im Wetter der Schlacht; ich höre ihn aus dem Donner der Geschütze. Er lebt, er ist da; wir spüren den Hauch seines Odems. Freilich kein Gott, wie die naive Gläubigkeit ihn sich vorstellt! Kein Gott, wie er aus den längst verklungenen Tagen der Kindheit in unser Leben hineinleuchtet, den Guten immer helfend und die Bösen immer strafend! So hatten wir es ja wohl in unserer Jugend gelernt. Millionen werden darin umlernen müssen. Der Gott, der auch aus den Stürmen des Krieges zu uns spricht, ist ein Gott des Lebens, der nüchternen, schaffenden Wirklichkeit. Wir begreifen ihn nur im Leben selbst. Die Summe des ewigen Schaffens in Natur und Geisteswelt ist für uns die einzige Offenbarung seines Wesens, ein gewaltiger Strom, der von Ewigkeit her durch die Jahrtausende flutet und sich doch an jedem Tage wieder neu bildet und verjüngt. So erleben wir Gott als den ewig Seienden und zugleich als den ewig Werdenden. Er ist immer derselbe, ob er sich uns im lachenden Sonnenschein offenbart oder im zerstörenden Unwetter, im Keimen der Pflanze oder im Sterben des Baumes, im Aufstieg der Völker oder im Niedergang der Nationen, in der Freude des Glückes oder im Schmerz des Leides. Von Ewigkeit her spricht er aus allem Geschehen in der Welt zu den Geschlechtern der Menschen, und in jedem Erlebnis, das er uns schickt, liegt für uns eine Aufgabe.

Fragt doch nicht: warum ist der Krieg ins Land gekommen? Grübelt doch nicht: wie durfte die Gottheit das geschehen lassen? Ihr müßt die Frage anders fassen, müßt eurem Denken eine andere Richtung geben: vor welche neue Aufgabe sind wir von Gott durch den Krieg gestellt worden? Mit furchtbarem Ernst greifen die Ereignisse der Gegenwart in unser Schicksal hinein als ein lebendiges Stück des schaffenden Lebens der Zeit. Auch aus dem Krieg spricht Gott zu uns wie aus allen Schicksalsschlägen, die uns heimsuchen. Auch der Krieg ist nach Gottes Willen für uns zum Schicksal geworden, an dem wir unsere sittliche Kraft erproben sollen. Sieh zu, daß du die Probe bestehst! Und wenn du vielleicht auch niemals begreifen wirst, warum es gerade so hat geschehen müssen, erkenne du nur die Aufgabe, die du im Krieg zu erfüllen hast! Laß du dich nur durch den Krieg erziehen zur stillen Selbstverleugnung und zur helfenden Liebe! Laß du nur an ihm deine Seele wachsen, damit sie Kraft gewinne für die ernsten Aufgaben des Lebens! Laß du nur an ihm deinen Willen stark werden, damit er deinen inneren Menschen läutere und dich opferfähiger mache im Dienste des Ganzen! Wenn der Krieg so auf dich wirkt, dann ist er bei allem Leid, das er dir bringt, doch auch ein Segensquell für dich geworden, ein Stück lebendig schaffendes Leben der Zeit in deinem eigenen Leben. Er hat religionsbildende Kraft für dich gewonnen. Aus ihm spricht Gott zu dir, und du hast begriffen, was er von dir fordert.

Aus meinem Kriegstagebuch.

Von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.

V.

Auf der Reise durch die Armee.

Was man für gewöhnlich heute unter Reisen versteht: einen Fahrschein lösen, den fahrplanmäßigen Zug besteigen und sich von ihm nach dem gewünschten Ziele tragen lassen, das gibt es in den okkupierten Gebieten nur in der Etappe. Im Operationsgebiet sind die Verkehrsmöglichkeiten mannigfaltiger zwar, aber minder bequem. Bald muß man sich als lebendige Ware in einen Güterwagen verladen lassen, bald rollt man auf der luftigen Lowre einer Feldbahn dahin. Wo keine Schienen laufen, muß es ein leichtes Dogcart oder ein behäbiger ausgedienter Landauer tun; und versagen auch die, so geht es auf Schusters Rappen weiter. Glücklich, wer einem barmherzigen Auto begegnet, so es nicht gerade ein Post- oder Lastauto ist, worin er, zwischen Fässern oder Briefsäcken unsanft hin- und hergeworfen, tieferschüttert seinen Weg zurücklegt. In den weichen Polstern eines Personenkraftwagens mit dem Winde um die Wette jagen, als gäbe es keine Hindernisse mehr in Raum und Zeit, ist natürlich das Ideal einer Reise durch die Armee.

Wäre er von diesem Ideale nicht zumeist weit entfernt, so könnte man den „Armeerabbiner" um seinen Posten beneiden. Wie wenigen ist es ihm möglich, zum mindesten im Stellungskriege, aus eigener Anschauung durch tausend Eindrücke ein Bild von dem Ganzen einer Armee zu gewinnen, ein Gesamtbild zugleich von der friedlichen Ordnung, die sich auf den Stätten kaum verrauschter Kämpfe hinter der Front allenthalben erhebt. Durch zahllose Dörfer und Städtchen führt meine Straße. Greise Männer humpeln am Stock vorüber. Frauen und Mädchen sitzen über einer Handarbeit schwatzend an den Fenstern, vor den Türen, oder waschen Soldatenwäsche in langen überdachten Brunnenhäusern, Kinder singen, vielleicht ein aufgefangenes deutsches Lied, oder machen gleich den Posten vor dem durcheilenden Wagen Front, preußisch stramm die Hand an die Schläfe. In einem anderen Dorfe ist alles Leben erstorben. Die Häuser, auch die Kirche und die Schule sind Trümmerhaufen, über die lautlos Katzen schleichen, nach Mäusen zu jagen. Vor einer ehemaligen Mauer steht ein Spalierobstbaum und breitet seine dürren Aeste aus: sie tasten ins Leere. Aber vor den Häusern ist der Schutt entfernt und der Unrat, der in Frankreich schon im Frieden dort zu finden war. Wieder in einem anderen Flecken sind zwar keine Einwohner zu sehen; aber statt ihrer haben unsere Feldgrauen sich häuslich darin eingerichtet und die Oede mit Humor in Wort und Bild verkleidet. „Berliner Tor" steht in großen Lettern auf einer Scheune am Eingang, und eine Tenne hat die neue Bestimmung erhalten „hier werden Franzosendrescher ausgebildet." Guirlanden schlingen sich über die Straße, ein Vorgärtchen mit Laube ist neben der und jener Haustür angelegt, und hinter dem Hause wird ein sauber gepflegter Gemüsegarten sichtbar. Daß Ordnung und Sauberkeit nicht allein für den oberflächlichen Blick da ist, sondern bis auf die Haut geht, dafür bürgen die in keinem Unterkunftsort fehlenden Militärbadeanstalten. Zwischen Dorf und Dorf breiten sich links und rechts der Landstraße weite Wiesen und Felder, vielleicht gedüngt mit Menschenblut. Einsam steht ein Kreuz von Holz am Rain. Im Herbst und über den Winter lag hier rings alles wie ein Riesengrab. Aber im Frühling prangten die Wiesen in frischem Grün, und dazwischen leuchtete, wie von

edelstem Safte getränkt, der rote Mohn. Schlanke Pferde sah man in Hürden grasen, und ein kleiner Franzosenjunge trieb wohlgenährte deutsche Kühe mit dem Stecken auf die Weide. Ueber die Aecker zog der Landsturmmann, der hier zum Landmann wurde, den Pflug und streute, als hätte er's von Jugend an getan, mit weit ausholender sicherer Hand in die Furchen den Samen. Wie mancher mag dabei in Sorgen und Sehnen der Heimat gedacht haben; wer weiß, ob er ernten wird, was er gesät? Und nun naht die Erntezeit, keine fröhliche, aber doch eine stillgesegnete. Schon ist das üppige Gras auf den Wiesen gemäht, zu Bergen von Heu geschichtet, auf Wagen geladen und nach der Heimat geschafft. Wer dieses friedliche Arbeiten auf den sonnigen Wiesen gesehen hat, dahinter die Berge mit ihren dunklen Tannenwäldern, der konnte meinen, selber daheim zu sein. Auch die Fahrstraßen gewinnen ein verjüngtes Gesicht. Der ungewöhnlich große Verkehr hatte im Bund mit anhaltendem Regen sie durch zahllose Löcher entstellt. Nun werden sie von gefangenen Russen, gelegentlich sogar Franzosen unter Aufsicht bajonettbewehrter Posten mit grobem Kies belegt, gegossen und mit der Dampfwalze geglättet, die weit zuverlässiger als die vielgenannte russische arbeitet. Diese wirtschaftliche Ordnung läßt uns die Größe der militärischen Organisation, von der sie doch nur einen Ausschnitt darstellt, bewundernd ahnen!

Die Feldgottesdienste der Gesamtorganisation einzuordnen ist für den jüdischen Feldgeistlichen nicht leicht. Ohne auf die Erfahrungen etwaiger Vorgänger sich stützen zu können, ohne ein Fuhrwerk zu besitzen, das ihn jederzeit rasch zu dem gewünschten Ziel brächte, muß er allein und selbständig seine Tätigkeit innerhalb einer weitgedehnten Armee disponieren, immer gefaßt, seine Dispositionen wieder abzuändern, sobald die militärischen Interessen es fordern. Nebenher läuft der Besuch der Kriegs- und Feldlazarette, der Soldatenfriedhöfe, der Gefangenenlager, die Nachforschungen nach Vermißten und — die große Korrespondenz, die mit allen diesen Liebesdiensten verknüpft ist. Aber der gute Wille und die Uebung überwinden schließlich alle Schwierigkeiten, und das Bewußtsein erfüllter Pflicht und die rührende Dankbarkeit der Kameraden selbst wie ihrer Angehörigen sind der schönste Lohn.

Wenn ich über den Wagen, den ich benutze, selbst verfüge, lasse ich ihn vor jedem Lazarett, an dem wir vorbeikommen, halten und frage im Geschäftszimmer nach jüdischen Kranken oder Verwundeten. Ist einer eingeliefert — was sich aus dem Hauptbuch leicht nachweisen läßt, — so suche ich ihn auf, plaudere mit ihm, gebe ihm zu lesen, nehme seine Wünsche entgegen und schreibe über sein Befinden an seine Lieben. Findet sich keiner, so geht die Fahrt sogleich weiter; für einen Besuch von Bett zu Bett, wie ich ihn als „Divisionspfarrer" ehedem täglich machen konnte, reicht leider die Zeit nicht. Bei dringenden Fällen werde ich telephonisch benachrichtigt und von jedem Todesfall sogleich in Kenntnis gesetzt. Beerdigungen gefallener Kameraden finden zumeist im Bereich des feindlichen Feuers statt. Tief hat sich mir die Beisetzung eines jungen jüdischen Medizinstudierenden ins Gedächtnis geprägt. Er war eine Zeitlang als Sanitäter bei einem Feldlazarett tätig gewesen, aber sein Tatendrang ließ ihm keine Ruhe, bis er sich als Infanterist zur Front gemeldet hatte. Hier wurde er ein Opfer seines tollkühnen Mutes. Einige hundert Schritt hinter dem Schützengraben, vor dem er gefallen war, wurde er auf dem Soldatenfriedhof beigesetzt. Ich hielt ihm im Beisein der Kameraden, die er geführt hatte, und mehrerer Offiziere die Grabrede. Nach mir sprach ein Leutnant und rühmte die seltenen, militärischen und menschlichen Tugenden, durch die der jäh Abgerufene sich

die Schätzung und Liebe aller, die ihn kannten, erworben habe. Dann wurden Kränze niedergelegt, und jeder trat heran, die drei Schaufeln Erde auf den Sarg zu werfen. Wie oft mögen diese kampferprobten Männer schon am offenen Grabe eines Kameraden gestanden haben! Härter sind sie gewiß geworden, aber nicht stumpf. — Das zeigt die liebevolle Sorgfalt, mit der sie diese Soldatenfriedhöfe anlegen und einfriedigen, jeden Hügel bepflanzen und manchen mit einem Holz- oder Steindenkmal von erstaunlich künstlerischem Geschmack zieren. Wo es in meiner Macht liegt, sorge ich dafür, daß das Grab eines Glaubensbruders statt mit dem üblichen Birkenkreuz mit einer Denktafel versehen wird. Wird mir ein bestimmtes jüdisches Kriegergrab bezeichnet, so versäume ich natürlich nicht es aufzusuchen und ein stilles Gebet davor zu verrichten. Oft sind es „Massengräber", in denen der Gesuchte ruht. Das Wort mag für die daheim einen schaurigen Klang haben. Mit Unrecht. Auch die Massengräber werden pietätvoll gepflegt. Ich meine, die Eltern und Gattinen, die sähen, wie man hier ihre Toten ehrt, würden nicht mehr verlangen, daß man sie in ihrer Ruhe störe und ausgrabe, um sie nach der Heimat zu überführen, so begreiflich der Wunsch auch ist, das Teuerste, was uns das Leben nahm, in unserer Nähe gebettet zu wissen. Mühselig und fast stets ergebnislos sind die Nachforschungen nach Vermißten im Felde selbst. Stunden und Tage habe ich auf den Friedhöfen und Schlachtfeldern schon gesucht, ob es sich um Mannschaften oder Offiziere, Juden oder Christen, Franzosen oder Deutsche handelte — wie gern gibt man dem in bangen Zweifeln sich Verzehrenden selbst die schmerzlichste Gewißheit! Aber da die Unglücklichen meist schon seit dem Herbste vorigen Jahres vermißt werden, so könnte nur ein außergewöhnlicher Zufall entdecken, was die gewissenhaften Erkundigungen der Behörden nicht ermitteln konnten. — Gelegentlich war ich auch in einem russischen Gefangenenlager. Der Lagerarzt hatte mir gesprächsweise von einem intelligenten Russen erzählt, der infolge seiner deutschen Sprachkenntnisse zum Dolmetscher „ernannt" war. „Ein Jude?" fragte ich. „Jawohl, der einzige russische Jude." Ich ließ mich durch die lange luftige Baracke führen, wo die stämmigen blonden Söhne aus „Väterchens" Reich mit ihrem stumpfen breiten Gesicht an einem langen Tische saßen, mit dem Schnitzen seltsam exotischer Vögel beschäftigt. Sie arbeiten nicht wenig, aber sie essen noch mehr; soviel Brot man ihnen auch über ihre Ration hinaus zusteckt, sie sind nicht satt zu bekommen. „Wildmann!" ruft der Arzt und räumt uns, als der Gerufene sich meldet, sein Zimmer ein. W., stämmig und blond, wie seine Landsleute, aber von ungleich intelligenterem Gesichtsausdruck, erzählt auf mein Befragen, in nicht ganz einwandfreiem Deutsch, seine kurze Kriegs- und Leidensgeschichte. „Und wie geht's Ihnen jetzt?" „Ibberrgutt" versetzte er strahlend. Als ich ihn schließlich fragte, ob er noch besondere Wünsche habe, wußte er nur einen zu nennen: er wünschte sich einen jüdischen Kalender, damit er wisse, wann die hohen Feiertage seien. Wenn sich doch alle Wünsche unserer Brüder im Osten so leicht erfüllen ließen!

Aber alle diese Besuche können, wie gesagt, nur nebenher gemacht werden. Das Hauptziel der Armeereise bleibt die Abhaltung der Feldgottesdienste.

Vor hundert Jahren und heute.

Von Ella Seligmann-Frankfurt a. M.

Vor mir liegt ein Buch*), ebenso belehrend für den kulturhistorisch Interessierten, wie reizvoll für denjenigen, der sich gern einspinnen läßt in den stimmungsvollen Zauber der „alt-berliner Zeit."

Der Verfasser versteht es aus einer reichen Fülle von Briefen und Tagebuchblättern, aus vielfach ungedrucktem Material, ein psychologisch-feines, anschauliches Bild des Berliner Gesellschaftslebens jener Tage zu geben, dessen Radien in dem berühmten Salon der Henriette Herz zusammenlaufen. Im Briefwechsel mit Börne, Humboldt, Schleiermacher lernen wir die Seele dieser geistvollen und anmutigen Frau kennen.

Im ersten Teil dieses Buches gleiten kaleidoskopartig die geistigen Größen, die um die Wende des 18. Jahrhunderts in Berlin auftauchten oder dort dauernd lebten, an uns vorüber, immer in Beziehung zu dem auserlesenen Kreis jüdischer Frauen, die wir in den Salons der Henriette Herz, der Rahel und anderer mehr, finden. Beinah zu groß und verwirrend fast ist die Fülle der Gesichte, die sich vor uns auftut. . . . .

Es geht mir heute eigentümlich bei der Lektüre jedes Buches, das mich überhaupt fesseln kann. Die rein objektive Betrachtung fehlt, und ich bringe alles in Beziehung zu dem unerhörten Erlebnis unserer Tage. Aber ich glaube, so wie mir, geht es fast allen, denen es überhaupt möglich ist, ihren Geist durch Lesen für kurze Zeit abzulenken von den Geschehnissen da draußen. Im Unterbewußtsein bleibt uns immer der eine schreckensvolle Gedanke, „es ist Krieg", und alles, was uns sonst gefesselt und erhoben, es ist untergegangen in dem einen furchtbaren Wort.

Der Krieg lastet so allgewaltig auf unserm Empfinden und Bewußtsein, daß wir vieles erst jetzt mit sehendem Auge erblicken und gegen anderes blind und unempfänglich sind.

Wenn wir die Bibel, die Psalmen heute lesen werden wir anders als sonst ergriffen, durch die gleichen Gefühle, gleichen Gedanken, die die frommen Psalmsänger und begeisterten Propheten beseelt haben, wie heute uns. Jetzt erst vermeinen wir sie ganz zu verstehen in ihrem demütigen Flehen zu Gott, in ihren wilden, himmelstürmenden Klagen.

So fand ich auch in dem vorliegenden Buche packende Beziehungen, sowohl zu den allgemeinen Fragen unserer schicksalsschweren Zeit als auch im besonderen zu den Problemen, die das Judentum unserer Tage bewegen. — —

Man schrieb das Jahr 1806. Die Schlacht bei Jena und Auerstädt war geschlagen. Die Kriegsnot lastete mit eiserner Schwere auf Deutschland. Die führenden, großen Geister Deutschlands verzweifelten fast an seinem Bestand.

Damals schrieb der berühmte Theologe Friedrich Schleiermacher an seinen Freund Ehrenfried von Willich**): „. . . . . Sehe ich weiter in's Große, so bin ich wieder ruhig. Die Verfassung von Deutschland war ein unhaltbares Ding; in der preußischen Monarchie war auch viel zusammengeflicktes, unhaltbares Wesen; das ist verschwunden; ob und wie der Kern sich retten wird, das muß erst über seine Güte ent-

*) Henriette Herz, Ihr Leben und ihre Zeit. Herausgegeben von Hans Landsberg. Weimar 1913. Gustav Kiepenheuer Verlag. VII und 487 S. 8°. Mk. 6.— in Halbperg., Mk. 10.— in Ganzleder. — Mit 8 Porträts in Lichtdruck.

**) Briefe Schleiermachers: Henr. Herz und ihre Zeit, S. 386.

scheiden. Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schönen Gestalt wieder sich bilden wird; wann aber — und ob nicht erst noch nach weit härteren Trübsalen und nach einer langen Zeit schweren Druckes, das weiß Gott. Ich fürchte nichts als nur bisweilen einen schmählichen Frieden, der einen Schein — und nur einen Schein — von Nationalexistenz und Freiheit übrig läßt. Aber auch darüber bin ich ruhig; denn wenn sich die Nation diesen gefallen läßt, so ist sie zu dem Besseren noch nicht reif, und die härteren Züchtigungen, unter denen sie reifen soll, werden dann nicht lange ausbleiben."

Und in einem Brief Schleiermachers an Henriette Herz vom Februar 1807: „Die Schicksale der Menschen, liebe Jette, mußt Du etwas im Großen ansehen. Dann wirst Du in der jetzigen Zeit nichts anders finden, als was uns die Geschichte überall darbietet, daß auf Erschlaffung Zerstörung und sterbender Kampf folgt, während dessen, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andre streitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes sich entwickeln."

Wenn Schleiermacher heute wieder unter uns weilte, dann würde er voll frohgemuten Stolzes sehen, wie Deutschland, dieser „Kern von Europa", sich entwickelt hat zu einem einzigen machtvollen Ganzen.

Und sind nicht in diesen Tagen die Worte Schleiermachers wie eine leuchtende Wahrheit in unserer Seele aufgegangen, daß durch den furchtbaren Kampf alles Hohe und Kraftvolle und Edle in den Menschen frei werde und zur Entfaltung gelange?

Ja, auf Erschlaffung ist „Zerstörung und sterbender Kampf" gefolgt.

Mit gerechter Sorge sahen wir auch bei einem Teil der deutschen Jugend sich mehr und mehr jenes blasse Aesthetentum entwickeln, jenes blut- und saftlose Gebilde, das wir mit Dekadenz bezeichnen. Fertig sein mit Gott und Religion, mit allem Erhabenen und Großen, das uns die Vergangenheit in Kunst und Ethik geschenkt, Originalitätssucht um jeden Preis, sich loslösen von allen alten überkommenen Werten, aber nicht im stande sein neue Tafeln an Stelle der zerbrochenen zu setzen!

Und nun der alles umwertende Kampf und die stolzen Siege, und wie durch ein reinigendes Gewitter vernichtet all' das Haltlose, Schwache, Uebersättigte bei unserer deutschen Jugend.

Das deutsche Schwert gezogen zu kühnem Kampf; wiedergefunden der alte Gott: „wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten" so klingt das niederländische Dankgebet aus überströmender Seele.

Auch bei unserer weiblichen Jugend dasselbe auf Sichselbstbesinnen, das Sich zurückfinden zu vielfach vergessenen — oft fast verspotteten — Hausfrauentugenden. Der lang verachtete, belächelte Strickstrumpf ist fast zum Symbol geworden, ohne den sich keine deutsche Frau, kein deutsches Mädchen mehr blicken lassen mochte in diesen vergangenen trüben Wintertagen. In ein einziges, großes, nimmermüdes Heer von Helferinnen haben sich die deutschen Frauen verwandelt, im „Nationalen Frauendienst" verbunden.

Nicht mehr Frauenbewegung heißt es jetzt. Die deutschen Frauen haben in dieser Zeit an sich selbst vergessen, nur dienen wollen sie, — nichts fordern.

Wir wollen nicht selbstgerecht sein. Derselbe Opfermut, dieselbe Begeisterung wie heute hatte wohl auch in der Zeit der deutschen Freiheitskriege um 1813 die deutschen Frauen erfaßt, aber damals waren es naturgemäß nur einzelne Frauen, die wirklich zielbewußte Arbeit taten und denen es zum Bewußtsein kam, daß ohne ein straffes Zusammenhalten aller verfügbaren Frauenkräfte nichts Großes für unser Vaterland ge-

leistet werden konnte. Eine Rahel Lewin wurde die erste bewußte Vorkämpferin der Frauenbewegung.

Welcher gewaltige Unterschied aber zwischen den deutschen Frauen jener vormärzlichen Tage und den Frauen, die heute im Nationalen Frauendienst vereint arbeiten! —

In anderer, ruhiger Zeit wollte es uns manchmal beinah wie mit schmerzlicher Wehmut überkommen, daß dieser stille, feine Frauentypus vergangener Tage, wie er uns aus verblaßten Pastellbildern noch anblickt, fast verloren gegangen ist in dem Wirren und Hasten unseres modernen Lebens. —

Eine Henriette Herz war der vornehme Frauentypus jener Tage. Sie wollte nur ihr Sehnen nach persönlicher Kultur befriedigen, nur ihr inneres Erleben bereichern. Sie lebte in Schöngeisterei, Wissenschaft und Freundschaftskultus, wenn sie auch in späteren Jahren gern und willig Jüngeren und Bedürftigen von ihren reichen Wissensschätzen mitteilte.

Heute aber wissen wir, daß wir nicht mehr das Recht haben unserer persönlichen Kultur zu leben, wie es unsere Urgroßmütter, die Frauen um 1800 getan haben. Von ihnen haben nur wenige die Kraft gefunden sozial zu arbeiten. Was heute eisernes Gesetz der Notwendigkeit geworden ist, das hat uns Gertrud Bäumer beim Deutschen Frauenkongreß 1912 in einem Vortrag über „die Bedeutung der Frauenbewegung für die persönliche Kultur" gesagt.

„Die Frau von heute kann es einfach nicht mehr fertig bringen, Herz und Hand, Einsicht und Willen von den großen Aufgaben fernzuhalten, die ihrer heute draußen warten. Sie muß verkümmern und versteinern an der besten Kulturkraft, die sie besitzt, an ihrer Liebe, wenn sie im stande ist, sich einen geborgenen Kreis für ausschließliche Selbstkultur, aller Not und allem Kampf anderer zum Trotz zu sichern, wenn sie es über sich vermag nicht miterleben und mit durchmachen zu wollen, was anderen zum Schicksal wird. — — — — Wir müssen zu dem Schlusse kommen: allein in der geistigen Abgeschlossenheit des Hauses, in der die Frau der alten Zeit anmutig-tätig zur Harmonie des persönlichen Wesens reifte, kann heute die weibliche Kultur nicht geboren werden, deren unsere Zeit bedarf." Wenn Gertrud Bäumer schon auf dem Frauenkongreß 1912 begeisterten Widerhall für ihre Ausführungen fand, wieviel mehr noch wäre das heute der Fall! Wir können uns bei diesem gewaltigen Geschehen, das so ganz außer uns liegt, gar nicht mehr hinein denken in die Interessenwelt jener Frauen — weltenfern liegt sie uns.

Und ebenso weltenfern liegt heute unseren deutschen Jünglingen, die leuchtenden Auges und ernsten Mutes hinausziehen auf das blutige Schlachtfeld, jener thränenreiche, matte Liebesschmerz, der aus Ludwig Börne's Briefen an Henriette Herz spricht. — Auch ihre Kenntnis vermittelt uns Hans Landsberg in seinem Buch. — — —

Wenn ich anfangs sagte, daß ich in dem vorliegenden Buche auch Fragen berührt finde, die uns als Juden heute besonders beschäftigen, so möchte ich als Beleg einige Sätze aus dem Tagebuche der Henriette Herz anführen:

— — — — „Das Kind, besonders aber die Mädchen, wurden gar nicht eigentlich im Glauben ihrer Väter unterrichtet, wurden aber angehalten, die Formen desselben zu beachten, d. h. sie mußten all die unzähligen Gebräuche beobachten, welche er oder vielmehr die Rabbiner vorschrieben. Das Mädchen mußte in hebräischer Sprache beten, ohne daß es verstand, was es betete, und ich erinnere mich wohl, mit Andacht und Inbrunst zuweilen so gebetet zu haben, besonders aber, wenn es gewitterte, was mich immer sehr ängstigte, dann sagte ich geschwind viele, irgendwelche Gebete hinter-

einander her. Jetzt tun die Judenkinder dies freilich nicht mehr, denn die Gebete sind in's Deutsche übersetzt worden, aber — frömmer sind sie deshalb nicht: ihre Eltern, die noch auf jene Weise erzogen worden, warfen die ihnen lästigen Beobachtungen der jüdischen Gebräuche, worin allein ihre Religion bestand, beiseite, sobald sie ihre eigenen Herren wurden, es trat nichts an die Stelle, und so lebten sie fort ohne Gedanken an Gott, als höchstens in Zeiten der Not. Die Kinder wurden nun auf dieselbe Weise erzogen, man wollte sie nicht lehren, was man selbst nicht glaubte, und so wurden und werden sie in keinem Glauben erzogen — keine Andacht erfüllt ihr Gemüt, und sie können nicht beten zu Gott, wenn ihr Herz gedrückt ist und geängstigt von unendlicher Qual. —"

Spricht nicht Henriette Herz mit dieser Klage über die Erziehung der damaligen Kinder genau das aus, was die heutigen Führer und Anhänger des Liberalen Judentums mit Sorge in die Zukunft schauen läßt, weil sie es als Mangel am Judentum erkannt haben, und was sie bessern möchten mit aller Kraft? Das ist es ja, was sie dem Judentum unserer Tage wieder neu zuführen möchten: das persönliche Verhältnis zu dem Unendlichen, was den Psalmendichter rufen läßt, „wie der Hirsch nach frischem Wasser, so lechzt meine Seele nach Dir, o Gott," die persönliche Frömmigkeit, die in ihrem Glauben Trost und Erhebung findet, und die in dem Judentum, wie es Henriette Herz und ihre Zeit kennen gelernt hat, nicht zu ihrem Recht gekommen ist.

Und sie ist auch im gegenwärtigen Judentum, teils durch die kühle Gleichsetzung der Religion mit Sittlichkeit, teils durch die Veräußerlichung der Religion in den vielfach seelenlos geübten Formen nicht zu ihrem Recht gekommen. Dieser klar erkannte Mangel ist es, der der neuen liberalen Bewegung Lebensberechtigung und Zukunft gibt.

Wir sehen es heute mehr als je mit schmerzlichem Verständnis. „Die Vernunft, welche die Gebildeten sich zur Stütze und Hilfe nehmen, reicht nicht hin, sie zu tragen in schweren Leiden."*)

Nicht nur unsere tapferen Helden da draußen haben wieder beten gelernt in höchster Not, auch wir Daheimgebliebenen suchen in unserem hilflosen Jammer unseren Gott, wir brauchen einen lebendigen Quell, unsere dürstenden Seelen daran zu laben.

Erfüllt es uns nicht heute noch mit tiefstem Schmerz, daß die geistig hochstehenden Töchter Moses Mendelssohns, Dorothea und Henriette, daß eine Rahel Lewin und auch Henriette Herz in ihrem Alter die Taufe genommen? Es ist nur aus dem einen Beweggrund zu verstehen, daß sie, berauscht von der neuen Kultur, die ihnen zuerst durch französischen Geist und dann durch den Verkehr mit deutschen Denkern und Dichtern übermittelt wurde, die alten, für sie überlebten Formen des gesetzestreuen Judentums ganz abschüttelten und dann in ihrer Religion nichts fanden, was sie an Stelle der toten Formen setzen konnten.

Ihre Seelen dürsteten nach Gott, nach einem Gott, den sie nie kennen gelernt, und nur so kann eine Henriette Herz schreiben, nachdem sie die Taufe genommen: „Glücklich der, dem später im Leben wenigstens noch das schöne Licht des Glaubens im Innern aufgeht, und der nicht stirbt, ohne von jenem erhebenden, beglückenden Gefühl der Andacht durchdrungen gewesen zu sein; Gottes Gnade sei es Dank, daß auch mir dieses Glück ward."

Treibt dieser Dank nicht uns späten Enkelinnen noch die Schamröte in's Gesicht?

Ein Mahnruf soll es uns sein, der mit Flammenschrift in unserer Seele brennt, daß wir an unseren Kindern gut machen wollen, was frühere Geschlechter gesündigt.

*) Tagebuch von Henr. Herz.

Nie war ein Erdreich lockerer, alles Hohe und Edle und Wahre, was unsere Religion uns gibt, in sich aufzunehmen, als heute die Seelen unserer Kinder.

„Wie der Hirsch nach frischem Wasser, so schreit unsere Seele nach Gott."

Daß es der Gott unserer Väter sei, dafür laßt uns Mütter heilige Sorge tragen.

Heimatdorf. Zur ersten Wiederkehr des Todestages Ludwig Franks am 3. Septbr.

Von Leonie Meyerhof-Frankfurt a. M.

Es war im Mai. Weißrosa Schaumkränze von Apfelblüten umgaben das weiträumige, reinliche Dorf. Aus den ländlichen Gärten quoll Fliederduft, über ihre Zäune hingen die gelben japanischen Laternchen des Goldregens.

In diesem traumhaft üppigen Jahr, wo das Blut der edelsten Jugend den Boden des Vaterlandes düngt, gedeiht neben dem Schrecklichen das Schöne in unerlebter Pracht.

Es hielt mich nicht länger: ich mußte die Heimat des toten Freundes kennen lernen, Ludwig Franks — eines der ersten und teuersten Opfer dieses endlosen, furchtbaren Krieges. Seine alten Eltern riefen mich zu sich. Sie wollten die Freundin des Sohnes sehen, von der er daheim seit Jahren gut und herzlich erzählt hatte.

Zwischen Wiesen und Gehölz ging die Wagenfahrt von der letzten Station Dinglingen aus durch maienlaues leises Regengetröpfel eine Stunde lang dahin. Ein Dorf erschien, ein zweites. Ein schimmernder kleiner Weiher, darin sich das weißrosa Rund eines blühenden Bäumchens spiegelte, deutlich, ruhig, wie eine zweite Wirklichkeit — ein gestieltes weiches Bällchen, wie für Kinderhände. Und wieder Wiesen . . . Dann — fern, dumpf — ein Donnern . . . Gewitter? Nein: das ferne Herübergrüßen der Kanonen aus den Vogesen; es rollt über den Rhein, über die weiten Wiesenflächen heran bis zu den Ohren der beraubten Eltern, ein Gruß vom Kriege, der ihnen den Stolz ihres Alters genommen hat.

Aber sie klagen nicht. Der liebe Alte, hoch und stattlich wie der hingeopferte Sohn, sitzt mir gegenüber im Wägelchen, meine Hand in der seinen, und wir plaudern von dem Unvergeßlichen, Unverschmerzbaren, der uns nach seinem Tode zusammengeführt, als ob wir uns von je gekannt hätten. Und als das Wägelchen vor dem schönen alten Fachwerkhause in Nonnenweier vorfährt, da umarmt mich die alte Mutter, aus deren bleichem Greisinnengesicht die Züge des Sohnes mich anblicken, wie eine Verwandte.

Auch sie klagt nicht. „Es kommt vom Himmel," sagt sie einfach. Und mit den schnellen, sicheren Bewegungen, die ich am Sohne gekannt, eilt sie hin und her, dem Gaste aufzuwarten.

Leise drängt sich die Sonne durch den letzten verschwebenden Regenschleier, spiegelt sich in dem Kaffeegeschirr, beleuchtet das große Bild des Sohnes, das an der Wand hängt, — auch daheim in meinem Besitz als verkleinerte Nachbildung. Er sitzt vorgebeugt, mit dem gütigen aufmerksamen Ausdruck, mit dem er einem Bericht zu folgen pflegte.

Und nun die größte Ehrung des Gastes: ich darf in Ludwigs Zimmerchen wohnen! Ehrfürchtig tret' ich ein. Er hat das kleine Viereck mit modernen, bequemen Möbeln ausgestattet. Ueber dem Bette hängen — garnicht sozialdemokratisch! — die Klassenmützen aus der Gymnasialzeit, die Soldatenmütze und die Achselklappen aus dem militärischen Dienstjahr 1894—95, und ein Rapier aus den Studentenjahren.

Hier hat der Führer der Sozialdemokratie gewohnt, wenn er einkehrte bei den vergötterten Eltern!

Im Wohnzimmer freilich hängt ein Bild von einem Parteitag — die Köpfe der Abgeordneten, kaum erkennbar in flüchtiger Wiedergabe. Sonst nur Familienbilder . . .

Es klopft. Familienmitglieder kommen, mich zu begrüßen. Sie alle sprechen von Ludwig Frank. Jener Knabe war sein Liebling; mit den Kusinen hat er sich geneckt, von den Alten sich erzählen lassen. Drunten im Gärtchen hat er gern gesessen, sich an der neuerbauten Laube, an der Rosenwölbung über der Eingangstür gefreut . . . Wenn er einkehrte, war er nicht der berühmte Mann: er war der Sohn des Dorfes Nonnenweier, der alten Kameraden aufhalf und daheim blieb im Leben der Heimat . . . Aber sie ist ja auch so schön! Wohlhäbig und reinlich winden sich die breiten Straßen, prangt das hübsche Rathaus. Ich muß einmal Umschau halten, und der liebe Alte läßt es sich nicht nehmen, mich zu begleiten.

Die Blicke Begegnender folgen uns . . . „Na, Samjel, hascht B'such?" schallt es jeden Augenblick herüber. Und mit einem Schalksgesicht ruft mein neuer alter Freund befriedigte Antwort zurück. Ein Bauer, die Hacke über der Schulter, bleibt plaudernd bei uns stehen. „Weischt: eine Freundin meines Ludwig selig —" „Haja — vom Ludwig . . ."

Dem ganzen Dorfe hat der Ludwig gehört. Das ganze Dorf war stolz auf ihn, ist es noch heut. Das ganze Dorf betrauert ihn, erzählt von ihm.

„Schau — dort hat das Haus gestanden, wo der Bäcke-Schakob gewohnt hat . . . Wie der Ludwig ein Kind war, und wir ihn nicht finden konnten — wo war er? Auf des Bäcke-Schakobs Speicher. Da saß er auf einem alten Sester*) und las. Nie hat er genug haben können vom Lesen. Und wenn's ein alter Kalender war . . ."

Wir kehren beim Posthalter ein, der uns hergefahren hat, und in dessen Wirtsstüble ein Glas Bier getrunken werden muß. Wie oft hat der den Ludwig gefahren! Am schönsten war's wenn der Ludwig die Eltern überraschen wollt' — und der Vater kam ahnungslos daher auf der Landstraße . . . Hui — der Ludwig herausgesprungen aus dem Wägele und dem Vater Samuel um den Hals gefallen . . . Nachher schneidet der Posthalter mir aus seinem Garten einen großen blaßlila Fliederstrauß. Was tut man nicht für eine Freundin vom Doktor Ludwig Frank! Und wir bringen der lieben Alten den Strauß mit zum Sabbatschmuck des Wohnzimmers, wo sie schon die Leuchter aufgestellt hat zur Freitagabend-Feier, und das Gebetbuch zurechtgelegt, das sie fromm küßt, bevor sie es öffnet, und nach erledigtem Gebet, als ihr Gatte aus dem Gotteshause heimkehrt zu Tisch . . .

Am Sabbat begleite ich meinen Freund, den „Onkel Samuel", in die Synagoge . . Sie ist nicht so klein, wie ich sie mir vorgestellt. Wunderlich ist die Frauenschul: die Sitze sind mit dem Rücken gegen die Männerschul angebracht, wohl um Holz und Arbeit für eine doppelte Schranke zu sparen. So sitzen die jüdischen Frauen von Nonnenweier wohlbewahrt vor einem verwirrenden Ausblick auf die druntensitzenden Männer . . . Die Rosch-hachodesch-Predigt ist fertig von Karlsruhe herübergeschickt und wird vom Kantor, manchmal unter sichtlicher und hörbarer Mühe, abgelesen, wobei sich der kurzsichtige Vorleser krampfhaft auf die Kanzel niederkrümmt. Sonst aber verläuft der Gottesdienst nach alter Art würdig und ernst.

Daheim darf ich die Zuschriften der Großen des Landes nach dem Heldentode des gefeierten Sohnes, darf die ihn betreffenden, gesammelten Zeitungsausschnitte lesen . . . .

*) Sester = ein Getreidemaß.

Und plötzlich öffnet sich die Tür — aus einem jugendlichen Männergesicht blicken mich die großen lebendigen Augen des Verewigten an; und mit dem schalkhaften Lächeln des Vaters sagt Ludwig Franks jüngster Bruder: „Hab's schon gehört, daß Sie hier sind! Jeder im Dorfe hat mir's zugerufen!"

An jedem Sabbat kam der gute Sohn von Straßburg herüber zu den Eltern, bis — — ja, bis das Vaterland auch ihn zu den Fahnen rief. Augenblicklich wird er in Braunschweig zum Infanteristen ausgebildet. Auch darüber jammern die Eltern nicht. Still verbirgt eins vor den andern die heimliche Sorge. Gottergeben tragen, was der Himmel schickt — das ist die ernste Lebensweisheit dieser aufrechten Menschen.

Nur aus einem solchen Hause konnte ein Mensch wie Ludwig Frank hervorgehen: stark, aufrecht, ehrenhaft, zielbewußt und treu. So, wie nun der Jüngste neben der Mutter sitzt, die alte Arbeitshand wortlos liebkosend, so saß wohl auch der ältere Bruder da, wenn er heimkehrte aus seinen politischen Kämpfen und Aufregungen zu der warmen Friedensstätte der Heimat, des Elternhauses. Es sieht alles so einfach, so selbstverständlich aus. Und es ist doch so viel Selbstbezwingung, so viel Liebe, so viel Ehrfurcht und Schonung darin, so viel natürlicher Anstand den Tatsachen des Daseins gegenüber in dem Verhältnis dieser schlichten Menschen zueinander.

Ehe der Sohn scheidet, empfängt er den Segen der Eltern. Das Haupt des zu Segnenden muß nach alter Sitte bedeckt sein; und so schlägt die Mutter dem Dasitzenden einen Zipfel ihrer Schürze über das Haar. So wird es auch bei dem Andern geschehen sein, ehe sie ihm die Hände aufs Haupt legte — denn ohne den Elternsegen ging er niemals fort zu seiner Tagesarbeit in der Großstadt.

Alle Angehörigen der Familie besuchen wir, der „Onkel" und ich. Die Tante bleibt daheim; und stubenbleich, wie ihr liebes Gesicht, finde ich auch die Gesichter der übrigen alten Frauen der Familie — liebe, kluge Gesichter darunter. Sie gehen nicht aus, die alten Frauen von Nonnenweier. Keiner Städterin Haut sieht so weiß und geschont aus wie die der jüdischen Greisinnen von Nonnenweier . . .

In der Stube jeder dieser Familien hängt eine große Photographie vom Ludwig. Sie reden nicht viel darüber, aber das Bild redet selber, und der Blick, der darauf haftet.

Auf den breiten sauberen Dorfstraßen begegnen uns sabbatlich promenierende jüdische Familien, viele jüngere Ehepaare mit ihren gutgekleideten Kindern. Denn es ist viel Wohlhabenheit im Dorfe. Friedlicher Abendschein, müßiges Schlendern. Auch junge Mädchen, manche nach der letzten oder doch vorletzten Mode gekleidet, wandeln in Reihen, die Arme ineinandergehakt — die jungen Männer fehlen auch hier. Und schwarze Kleider erzählen von den unvermeidlichen Verlusten . . .

Auch am Rhein, einen Uferpfad im Gehölz entlang, bei schmetterndem Vogelgesang, bin ich spaziert. Gewaltige Weiden spiegelten ihr blasses Grüngrau in den Buchten und Lachen des ausgetretenen Flusses. Dumpf und fern rollte jener unheimliche Vogesengruß, uneingedenk der Sonntagsruhe . . . . Der begleitende Onkel blickte befremdet umher. Nie war er hier gewesen in den 74 Jahren seines Nonnenweierer Daseins . . . Denn wer im Dorf geht je spazieren? Ein einziger Mensch, der sein Fischernetz aus dem Rhein zog, begegnete uns auf diesen Wegen, in die die schmale Zeile des blauen Sonntagshimmels zwischen den Waldbäumen hindurch auf uns niederlachte . . .

Das ist Nonnenweier, die Heimat eines starken und gütigen Menschen, der sein blühendes vierzigjähriges Mannesleben aus-

goß am 3. September 1914, in der Ganzheit seines Wollens für das geliebte Land, dessen würdiger Sohn er war. Er hat der Heimat, den Eltern nicht Lebewohl gesagt, ehe er zum Sterben auszog, um dieses feste, einige Wollen nicht zu erweichen und aufzulösen durch Rücksicht und Liebe. Weil er weich war gegen das, was er liebte, mußte er hart sein gegen sein treues, hingebendes Herz.

Zwei Kriegsonette.

Von Erwin Seligmann.

I.

Soldatengrab.

Rings wuchert üppig junge, grüne Saat,
Ein Birkenkreuz steht weiß und licht im Feld;
So frühlingsfreudig ist es hingestellt,
Und drunter ein gefallener Soldat.

Als Grabschrift schrieb ein treuer Kamerad
Das karge Liebeswort: „Hier ruht ein Held!“ — —
Nun ist er ausgelöscht von dieser Welt,
Nichts blieb von dem, was er erlitt und tat.

Und doch du lebest. Denn dein Blut so rot,
Es sickert, sickert heimlich unterm Sand
Und düngt für uns das Korn zu neuem Brot.

Treu sanken viele hin fürs Vaterland,
Doch deine Treue dauert übern Tod. — — —
Ein weißes Kreuz in grünem Felde stand.

II.

Und Sommer auf den Feldern . . .

Nun ist die Saat der Tränen aufgegangen,
Die Saat von Not und Tod, von Blut und Leichen,
Die Halme hängen schwer, die ährenreichen,
In üpp'gem Grün die Sommergärten prangen.

Doch überm Felde weht ein graues Bangen,
In schwarzem Schwarm die Krähen gierig kreischen,
Und aus den Dörfern flammts in Feuerzeichen:
Auf diesen Wegen ist der Tod gegangen.

Die Sense rauscht, die Aehren brechen nieder
Und decken euch mit reichem Leichentuche.
Dann stehen Stoppeln nur. Nun friert ihr wieder.

Der Lebenssegen kam vom Todesfluche.
Es klingt wie altgeliebte Kinderlieder
Wie die Geschichten aus dem Märchenbuche.

An meinen Sohn im Felde.

Märchenschöne Sabbatstille,
Und von draußen tönt kein Laut.
Nur ein fernes Kinderlachen,
Sehnsuchtweckend süß-vertraut.

Mahnend an stillsel'ge Tage,
Da auch mein Kind froh gelacht,
Da mit heißer Mutterſorge
Ich sein junges Haupt bewacht.

Träumend schließe ich die Augen,
Und die Jahre gleitend fliehn,
Schleierfein gewobne Träume
Still durch meine Seele ziehn.

All' das grausame Erleben
Sinkt in wesenlosen Schein,
Und in golden-ferne Zeiten
Spinnen mich die Träume ein.

Und ich seh' ein Lockenköpfchen
Und zwei Augen tief und groß,
Eingebettet sitzt mein Bübchen
Auf dem weichen Mutterschoß.

Doch die Kraft wächst und der Wille,
Scheu des Knaben Stolz erwacht,
Und er stürmt ins volle Leben,
Das mit tausend Freuden lacht.

Und der Knabe wird zum Jüngling,
Er entgleitet meiner Hand,
Immer hat er heimgefunden
In sein heil'ges Kinderland.

— — — — — — — — — —

Ausgeträumt sind meine Träume, —
Und der Jüngling ward zum Held
Hartgeschmiedet auf der Walstatt,
Auf dem blutgetränkten Feld.

Herbstlich färbten sich die Blätter,
Als des Abschieds Stunde schlug.
Wieder blüht die Herbstzeitlose,
Und des Kampfs noch nicht genug.

Noch hast Du nicht heimgefunden—
Doch mir bleibt der Hoffnung Glück:
Einmal schlägt die Friedensstunde,
Einmal kehrst Du mir zurück!

Fest halt ich Dich dann im Arme
Mein geliebter, junger Held. — — —
Und nun mög' Dich Gott beschützen
In der weiten, fremden Welt.

Wie Er bisher Deine Schritte
Treu behütet Tag und Nacht,
So mög Er Dich weiter schirmen!
— — — — — — — — — —
Schweig mein Herz! — Ein Helfer wacht!

Bücherschau.

Jelski, Dr., Aus großer Zeit. Predigten. gehalten im Gotteshause der Jüdischen Reform-Gemeinde in Berlin, Berlin, Louis Lamm 1915. 8°. 167 Seiten, geb. 5 Mk.

Die Sammlung enthält 17 Predigten, die größtenteils während der ersten Kriegsmonate gehalten wurden und die Stimmung jener ersten sturmerregten Zeit wiederspiegeln. Der Prediger spricht u. a. über: „das große Erlebnis", „die Umwertung aller Werte", „die Furcht und die Gottesfurcht", „das Weltgericht", „Weckruf der Zeit", „Vision und Wirklichkeit", „Jugend und Militarismus", „das Babel der Gegenwart", „das Leben ein Kampf". Man ersieht schon aus diesen Ueberschriften, wie sich der Redner bemüht, eine große Zeit im religiösen Lichte festzuhalten. Der Gedankeninhalt der Reden ist überall durchsichtig, klar und ansprechend, der Stil schlicht, der Gesichtspunkt interessant, der Standpunkt weit und frei. Zahlreiche Zitate aus Bibel und der talmudischen Literatur wie auch aus deutschen Dichtern und Denkern beleben die Darstellung und bezeugen die umfassende Bildung des Autors. — Die letzen vier Reden bilden einen Anhang und sind Gelegenheitsreden zur Konfirmation, zur Erinnerung an Sigismund Stern, den Begründer der Reform-Gemeinde und an der Bahre des Predigers Moritz Levin. Besonders hervorzuheben ist die Rede zur Erinnerung an S. Stern, die einen wertvollen Beitrag zur Charakteristik dieses Mannes und zur Entstehungsgeschichte der Reform-Gemeinde bietet.

Festschrift zur Einweihung des neuen Krankenhauses der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt am Main. J. Kauffmann 1914. Gr. 8°. 70 Seiten. Auf glattem Velinpapier. Mit 6 Abbildungen. Preis 2 Mark.

Den ersten und wichtigsten Teil dieser vornehm ausgestatteten Festschrift bildet eine wertvolle und äußerst interessant geschriebene, auf eigenen historischen Forschungen beruhende Darstellung der Geschichte der jüdischen Krankenpflege in Frankfurt am Main von Sanitätsrat Dr. med. W. Hanauer. An sie schließt sich auf den letzten 10 Seiten eine eingehende Baubeschreibung des großartigen Neubaus von den Architekten und Aerzten des Krankenhauses.

Die Psalmen, herausgegeben von Dr. B. May und J. B. Levy, Frankfurt am Main. Lehrberger u. Co. 1915.

Kein besseres Büchlein wüßten wir unserem jüdischen Soldaten im Felde und den zuhause um sie bangenden Müttern, Gattinen und Vätern zu empfehlen. „In der ganzen Weltliteratur steht dieses Buch (die Psalmen) einzig da. Wo immer der Ernst des Lebens an uns herantritt, da richtet sich das religiöse Gefühl an den Psalmworten auf." Die deutsche Uebertragung ist — im Gegensatz zu der Zunz'schen Bibel und den von ihr beeinflußten Uebersetzungen — frei und modern. Die besten, dichterisch wertvollsten Uebersetzungen wurden benutzt. Sehr zu begrüßen sind die hinzugefügten prägnanten und orientierenden Ueberschriften zu jedem Psalm. Das handliche Büchlein wird vom

Verlag mit und ohne hebräischen Text ausgegeben. Der deutsche Text ist 224 Seiten stark und kostet für sich allein 85 Pfg. Wir empfehlen das prachtvolle Büchlein als herrliche Festgabe für unsere Soldaten im Feld.

Lamm's Jüdische Feldbücherei Nr. 6: **Feldbibel** für den Völkerkrieg 1914—15. 87 S. Preis 60 Pfg.

Eine sehr geschickte Zusammenstellung bedeutungsvoller Bibelstellen für die Kriegszeit. Das Büchlein wird eine erhebende und erbauliche Lektüre, ein Quell des Trostes und der Kraft in Stunden des Leidens und der Gefahr, in Todesnot und Kampfessturm sein. Aus der Thora, den Propheten und den übrigen heiligen Schriften ist das Geeignetste und Eindruckvollste ausgewählt.

Samuel, Rabbiner Dr. S. Bibel und Heldentum. Fünf Kriegsvorlesungen gehalten in den Akademischen Kursen zu Essen im Wintersemester 1914/15. Berlin, Louis Lamm 1915. 8°. 76 Seiten. Preis 1 Mk. (elegant. Karton 1,50 Mk.)

„Aller Aufruhr der Gefühle, alles Wogen der Gedanken, sie suchten und fanden Zuflucht in der Welt der Bibel. Diese erhob sich vor uns in ihrer reckenhaften Größe, ihre Worte tönten mit ehernem Munde, ihre Farben glühten in unerhörtem Glanze; ihre Lehre klang nie so deutlich: mit Gott durch Kampf und Sieg!"

Diese Worte der Vorrede bilden das Grundmotiv der 5 Vorlesungen, deren Themata sind: Die Bibel gehört einem heldenhaften Volke an; — Geschichte und Gesetzgebung stellen die Kriege dieses Volkes unter sittliche Ideen; — Die Propheten weisen Krieg und Frieden ihren Platz im Weltenplane Gottes an; — Psalmen und Neues Testament schmieden der Seele der Frommen eine undurchdringliche Rüstung; — Der kriegerische Geist der Bibel ging seine herrlichste Verbindung ein mit deutschem Heldensinn.

Die Vorlesungen, gewidmet dem Andenken des Neffen des Verfassers, der den Heldentod fürs Vaterland starb, atmen vaterländische Begeisterung und edlen jüdischen Adelsstolz. Ohne aufdringlichen, wissenschaftlichen Apparat verraten sie in jedem Satz den gediegenen Forscher und Gelehrten von weitem und tiefem Blick. Wahrheitsmutig, kraftvoll, in lapidarem gedrungenem Stil geschrieben, werden sie ein bedeutungsvolles Dokument der großen Zeit bleiben.

Rabbinischer Humor aus alter und neuer Zeit. Eine Sammlung von Anekdoten und „guten Wörtchen", von Dr. P. J. Kohn. Berlin, Louis Lamm, 1915. Preis ungeb. 2 Mk.

Für Anekdoten, aus denen uns wirklicher Humor entgegensprudeln, sind wir immer dankbar, und so auch für diese Sammlung. Ihr Leserkreis wird freilich nur ein beschränkter sein können; denn nur derjenige, der in Bibel, Talmud und Midrasch zu Hause ist und seinen Siddur genau kennt und noch einiges von jüdischer Literatur und Liturgie weiß, nur der wird diese Sammlung verstehen und genießen. Denn die beigefügten Uebersetzungen und Erläuterungen sind dem Kundigen entbehrlich, dem Unkundigen aber nicht ausreichend — ganz abgesehen davon, daß Witz und Humor nicht gut Erläuterungen vertragen.

Manche der Anekdoten sind recht harmlos; die meisten dagegen werden wir gern genießen. Die Rabbiner und Bachurim darin gehören im allgemeinen dem Osten an; es ist auffallend, wie schlecht der Herausgeber auf die „heutigen Rabbiner", die „akademisch gebildeten", die „Doktoren" zu sprechen ist. Ob der Verfasser, der sich selber als „Dr." auf dem Titelblatt vorstellt, die Selbstverspottung nicht herausgefühlt hat, als er schrieb: „Von S. R. Hirsch, dem berühmten Frankfurter Rabbiner, soll der treffende (sic!) Ausdruck herrühren: Seitdem die deutschen Rabbiner Doktoren werden, liegt das Judentum krank darnieder." (Doktoren=Aerzte).

Uebrigens ist der Preis für ein ungebundenes Bändchen von 126 Seiten einfachsten Drucks zu hoch. K.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Zu einer Zeit, da man sich im deutschen Vaterlande rüstete, die 100. Wiederkehr jener Tage zu begehen, die unsere Väter von fremdem Joche befreiten, scharte sich eine kleine Anzahl junger Leute um den Senior der liberalen Bewegung in unserer Stadt.

Ein religiöser Mittelpunkt sollte der jüdischen Jugend geschaffen werden, eine Feste des religiösen Freisinns zu Schutz und Trutz.

Mit feinem Gefühl gingen die Gründer des jüd.-liberalen Jugendvereins zu Werke, als die die Herren Sanitätsrat Dr. med. Carl Reich und Alfred Berger bezeichnet werden können.

Der Verein zählt heute 200 Mitglieder, von denen gegen 70 im Felde stehen.

Sagt nicht allein die Tatsache, daß der jüd.-liberale Jugendverein Breslau seine Tätigkeit seit den kritischen Augusttagen aufrecht erhielt, genug? Keine Bewegung arbeitete zu jener Zeit! Jene denkwürdige Vorstandssitzung, die „über die weitere Tätigkeit im Kriegsjahre 1914" Beschluß fassen sollte, kann wohl als die bedeutsamste aller dieser Sitzungen betrachtet werden. — Es soll nicht verschwiegen sein, daß der größte Teil der anwesenden Vorstandsmitglieder wider die Aufnahme der Arbeit war. Ganz allein, aber felsenfest in seiner Anschauung, begründete unser „getreuer Ekkehard", Herr Alfred Berger, in kurzen, prägnanten Worten, was ihn zur Wiederaufnahme der Tätigkeit und zum Durchhalten der Arbeit veranlaßte.

Männer wie Dr. Zivier, fürstl. Archivar zu Pleß, Rabbiner Dr. Dienemann, Ratibor, Rechtsanwalt Kämpfer, Posen, sowie die Rabbinen Dr. S. Levi, Breslau, und Dr. J. Goldmann, Oppeln, sprachen begeistert zur liberalen Jugend.

An dieser Stelle sei auch des Herrn S. Laquer gedacht, in dem uns ein großer Gönner erstanden ist, und dem jetzt, da er von Krankheit und Leid heimgesucht ist, die besten Wünsche auf baldige Wiederherstellung gelten.

Besonders in Oberschlesien haben sich Gönner gefunden, denen keine Mühe und Arbeit für uns zu viel ist und die, trotz ihrer exponierten Stellungen eine wirksame Tätigkeit in unserer Mitte entfalten.

Herr Justizrat Berger, Königshütte, der gleich Herrn Sanitätsrat Dr. Carl Reich, Ehrenmitglied unseres Vereins ist, findet, trotz seiner beruflichen Inanspruchnahme, Zeit, für uns zu wirken und zu schaffen. Leider weilt er nur selten in unserer Mitte.

Herr Rabbiner Dr. Felix Goldmann, Oppeln, arbeitet mit nie erlahmender Kraft. Im letzten Vereinsjahr hielt er bei uns drei Vorträge, und jetzt, da wir eine Diskussionsabteilung begründet, hat er die Leitung übernommen. 14tägig arbeitet diese Gruppe, und immer ist ihr Leiter anwesend. Mit beredten Worten versteht der Leiter die verschiedenen Ansichten in den erregten Diskussionen zu beschwichtigen, und in trefflicher Weise gelingt es ihm, die Gemüter seiner Zuhörer zu fesseln und für unsere gute, gerechte Sache zu entflammen.

Besonders erwähnen will ich noch die Mitgliedschaft unseres Breslauer Stadtverordnetenvorstehers, des Herrn Justizrat Dr. Heilberg, sowie die der Herren Prof. Dr. Wohlauer und Fabrikbesitzer John Levi. Herr Levi arbeitet unermüdlich für uns. Ihm verdanken wir auch unsere „musikalisch-deklamatorischen Abende," die immer glänzend besucht waren. —

Die sich an die Vorträge anschließenden Diskussionen beweisen, mit welchem Interesse man den Ausführungen der Redner lauscht. — Immer und immer ergreift dann Herr Alfred Berger das Wort. Sei es zur Ergänzung oder Richtigstellung. Den Dank findet er in dem Emporblühen und Gedeihen unserer ganzen Organisation, die als sein eigenstes Werk angesehen werden kann und in deren Idealen er aufgeht.

In der Stunde, da ich diese Zeilen schreibe, läuten die Dome meiner Vaterstadt den „Sieg von Lemberg."

Vor mehr denn 10 Jahres-Dekaden öffneten sich den Juden in Deutschland die Tore des Ghetto.

Unsere Glaubensgenossen in Galizien begrüßen die Erlösung vom Tyrannen, der sengend, mordend und raubend durch das Land zog. . . .

Möge der heutige Sieg zum schnellen Ende dieser Verderben speienden Zeit beitragen, damit wir unsere Brüder, die auf dem Schlachtfelde ihr Leben für das Wohl des Vaterlandes alle Zeit einzusetzen bereit sind, bald wieder auf heimatlicher Scholle begrüßen können.

Breslau, Juni 1915. Curt Brienitzer.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Unter Leitung des 2. Vorsitzenden, Herrn Goldstein, fand am 21. April eine Mitgliederversammlung statt, in der über einen Antrag, der von Herrn Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln eingebracht war, beraten wurde; ferner wurde die Sommertätigkeit des Vereins geregelt. Der Vorschlag des Herrn Dr. Goldmann, der die Gründung einer Diskussionsabteilung anregte, wurde angenommen. Diese Abteilung hat unter persönlicher Leitung des Herrn Rabb. Dr. Goldmann bereits 4 Sitzungen abgehalten, in denen eingehend Entstehung, Wesen und Aussichten des Zionismus behandelt wurden. Es soll jetzt über das Wesen des Judentums gesprochen werden. Die Versammlungen dieser Abteilung erfreuen sich eines regen Zuspruchs, und es ist zu erwarten, daß durch diese Tätigkeit begeisterte liberale Juden erzogen werden, die es auch verstehen, den vielen Gegnern unserer Bewegung erfolgreich entgegenzutreten.

In der Versammlung am 5. Mai, mit der unsere Wintertätigkeit schloß, sprach Herr Fürstlicher Archivar Dr. Zivier-Pleß über:

„Uebersicht der Geschichte der Juden in Polen."

In dem fesselnden Vortrage zeigte der Herr Redner, wie zuerst die Juden von den Fürsten ins Land gerufen wurden, weil sie Geld mitbrachten und den Handel belebten, wie nach kurzer Zeit die Einwanderer zu Macht und Ansehen gelangten und wie da der Klerus begann, Haß und Feindschaft gegen sie zu predigen und wie sich daraus die Judenunterdrückungen und -verfolgungen entwickelten. Ueberaus interessante Einzelheiten aus der Geschichte der polnischen Juden vervollständigten den Vortrag. Von Herrn Justizrat Berger-Königshütte war ein Telegramm eingetroffen, das in hübschen Versen seine Anerkennung unserer Vereinstätigkeit zum Ausdruck brachte. Herr Sanitätsrat Dr. Reich dankte dem Verein für seine Tätigkeit zugleich auch im Auftrage des Vorsitzenden der Jüdisch-liberalen Vereinigung Deutschlands, Herrn Justizrat Breslauer-Berlin. Einige Schlußworte unseres Vorsitzenden folgten. Hoffentlich bringt uns das kommende Vereinsjahr mit neuer Arbeit auch neue Erfolge. E. B.

Jüdisch-liberaler Jugendverein Berlin.

Vom J.-L. J. war zuletzt im Mai-Juni-Heft die Rede. Damals wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß bald weiteres über das Vereinsleben zu berichten sein werde. In der Tat hat der J.-L. J. im vergangenen Frühjahr noch zwei recht anregende Vortragsabende für seine Mitglieder abgehalten. In dem einen referierte der Vorsitzende Herr Dr. Steinthal. „Aus schweren Kämpfen der jüdischen Vergangenheit" war das Thema seines Vortrages, in dem er an der Hand der Schrift des Josephus eine belehrende und fesselnde Darstellung des „Jüdischen Krieges" gab. Dem Andenken Gabriel Rießers galt der zweite Abend. Fräulein Schönberger schilderte Rießers Leben und Wirken, sie zeichnete ein lebensvolles Bild der Persönlichkeit, die für die deutschen Juden bis zur Gegenwart Bahnbrecher und Wegweiser geworden ist. — Außerdem fanden noch mehrmals bis in den Sommer hinein gemeinsame Spaziergänge einer Anzahl von Mitgliedern statt. Verbot der Krieg und der durch ihn bedingte Burgfriede eine ins Breite gehende agitatorische Tätigkeit des Vereins, so kam er andrerseits dem inneren Zusammenhalt der Mitglieder zugute. Den im Felde stehenden Mitgliedern wurden wiederholt Liebesgaben übersandt. Von den männlichen Mitgliedern sind nur noch ganz wenige in Berlin zurückgeblieben, wie von Anfang des Krieges an der zweite, so steht nunmehr auch der erste Vorsitzende im Heeresdienst, seinen mehrjährigen Schriftführer aber hat der Verein durch den Heldentod verloren. Seiner ist noch an anderer Stelle dieses Blattes besonders gedacht.

Trotz der Erschwerung der Vereinstätigkeit soll diese alsbald nach den Feiertagen im Rahmen des Möglichen wieder aufgenommen werden, die Wanderungen schon früher. Es wird dann auch wieder an dieser Stelle berichtet werden. W. B.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 9 und 10. **Jahrgang 7.** **Septbr. u. Oktbr. 1915.**

Freudigkeit.

Von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld.

Nur das, was aus uns selbst entsprungen ist, ist treu und fest, nimmt zu und begleitet uns bis ans Ende. Seneca.

Krieg und Freudigkeit! Klingt das nicht wie ein unversöhnlicher Gegensatz? Und doch ist auch im Kriege Freudigkeit nötig. Allerdings Freudigkeit von der rechten Art! Als im verflossenen Jahre unsere Truppen ins Feld rückten, da sahen wir an den Wagen der Züge, die täglich an uns vorüberrollten, mit groben Strichen gezeichnete Spottbilder unserer Gegner. Das alles war sicherlich gut gemeint, aus dem Geiste der unerfahrenen Jugend heraus, die mit fröhlicher Sorglosigkeit die Dinge ansah. Im Jubelsturm der Begeisterung glaubte man spielend den Sieg erringen zu können. Seitdem sind Monate ins Land gegangen, und immer noch rollen neue Züge an uns vorüber, die unsere Soldaten ins Feld bringen. Eins aber habe ich an all diesen Zügen nicht mehr gefunden: Spottbilder vom Feinde, die der Uebermut zeichnet. Denn übermütig sind sie heute nicht mehr, die jungen Menschen, die für das Vaterland ihr Leben einsetzen. Zu viel Ernstes und Schweres haben sie inzwischen schon gesehen und erlebt. Ausgelassene Lustigkeit kommt da nicht mehr auf.

Und doch sage ich noch einmal: auch zum Krieg ist Freudigkeit nötig. Nicht leichter Sinn und sorgloser Uebermut, sondern jenes Frohsein, das von innen herauswächst, jene prachtvolle, gesunde Heiterkeit der Seele, die vielleicht das köstlichste Gut ist, das unsere Truppen im Felde besitzen. Wir lesen so oft von dem unverwüstlichen Humor, der den Leuten draußen den furchtbaren Ernst des Krieges um so vieles leichter und erträglicher macht und ihnen über alles Schwere hinweghilft. Wißt ihr, woraus dieser Humor seine Kraft gewinnt? Aus dem Bewußtsein der Ueberlegenheit, mit dem die Menschen draußen ihrem Schicksal gegenüberstehen. Es ist das sichere Gefühl: du kannst mich doch nicht unterwerfen. Herzensfreudigkeit, die ihren Frohmut nicht verliert, weil sie sich innerlich stark weiß! Mag selbst das Schwerste kommen, solche Herzensfreudigkeit versagt nie. Vor wenigen Tagen fuhr ich auf der Straßenbahn. Neben mir stand ein blutjunger Mensch im bürgerlichen Kleid, die Brust mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Ich unterhielt mich mit ihm. Er war fröhlich und guter Dinge. Aus seinem ganzen Wesen sprach frischer, heiterer Lebensmut, und erst als er ausstieg, bemerkte ich: er hatte nur noch ein

Bein. Da wallte es heiß in mir auf. Ich war im Innersten erschüttert. Aber als ich dann wieder seinen ungebrochenen Lebensmut sah, die selbstverständliche, natürliche Heiterkeit seines Wesens, da wußte ich: der Mann steht über seinem Schicksal. Er trägt einen goldenen Schatz in sich: die rechte Freudigkeit, die das Herz jung erhält.

Und ein junges Herz ist immer zugleich ein arbeitsfrohes Herz. Aus der inneren Freudigkeit wächst der Wille zur Arbeit, und das Bewußtsein der geleisteten Arbeit schafft wiederum innere Freudigkeit. Pflichttreue und Frohmut des Herzens gehören zusammen. In einem Brief aus dem Felde hat mir ein früherer Schüler ein schlichtes Erlebnis mitgeteilt: nach tagelangem, nervenzerreibendem Warten im Schützengraben mußte er in stockfinsterer Nacht mit seinen Kameraden hinausziehen, um ein Stück des Annäherungsgrabens an den Feind fertig zu schaufeln. Es war ein stürmisches Wetter. Der Wind peitschte ihnen Schnee und Regen ins Gesicht. Und doch mußte die Arbeit fertig werden, und jedem wurde sein Teil zugewiesen. Aber wieviel sie auch schafften, der Graben wollte die vorgeschriebene Tiefe nicht erreichen, und die müden Glieder versagten fast den Dienst. Da meinte einer: wir wollen es uns leichter machen. Laßt uns flache Erdplatten abstechen und bis zur vorgeschriebenen Höhe übereinanderlegen. Das geht sehr schnell, und wir kommen zur Ruhe. Der Vorschlag fand bei den meisten Beifall, denn die abgespannten Nerven sehnten sich nach Rast. Nur einer widersprach, ein schlichter Arbeiter, ein Mann aus dem Volke: es ist uns befohlen worden, den Graben zu schaufeln. Er soll Schutz bieten gegen den Feind. Wie ihr es jetzt machen wollt, ist die Arbeit nutzlos, denn die dünnen, übereinandergeschichteten Erdplatten halten keine Kugel ab. Und wenn zufällig gerade an meiner Arbeitsstelle ein Kamerad verwundet oder gar tödlich getroffen würde — ich müßte mich als den Mörder betrachten, und mein Leben lang könnte ich nicht wieder froh werden. Unverdrossen schaufelte er weiter mit jener Ruhe der Selbstverständlichkeit, die durchhält, weil sie stark ist in sich. Da gingen auch die anderen ganz still wieder ans Werk, und sie rasteten nicht eher, als bis die Arbeit vollendet war. Der eine, der aus der selbstsicheren Freudigkeit seiner Seele die eigene Pflichttreue geschöpft hatte, gab auch ihnen durch die Macht seines Vorbildes die Freudigkeit ihrer Seele wieder.

Aus meinem Kriegstagebuch.

Von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.

VI.

Unsere Feldgottesdienste.

Im Bewegungskriege ist der Feldgottesdienst auf den Zufall angewiesen. Unmittelbar vor oder nach dem Gefecht glückt es dem Geistlichen vielleicht, die Truppen zu einer kurzen, dafür umso eindrucksvolleren Andacht zu versammeln; im übrigen muß er seine Tätigkeit auf die Seelsorge an den Verwundeten und den Liebesdienst an den Sterbenden und Verstorbenen beschränken. Dagegen gibt der Stellungskrieg wie dem gesamten militärischen Leben, so auch dem religiösen Ruhe und Regel. Nach einem Stundenplan, der nur geringen Schwankungen unterliegt, kann hier im Westen der Feldgeistliche nun schon länger als ein Jahr seine „Diözese" nicht viel anders als im Frieden versehen. Das trifft zunächst freilich nur auf den christlichen Feldgeistlichen zu, der es als Divisionspfarrer mit einem räumlich eng be-

grenzten Gebiete zu tun hat, in das er sich meist noch mit zwei Hilfsgeistlichen teilt. Der Feldrabbiner aber ist das einzige „geistliche Oberhaupt" einer ganzen Armee, und wenn diese gar, wie in meinem Falle, eine Doppelarmee darstellt, so grenzt die strenge Durchführung einer Gottesdienstordnung auch bei einem langen Stellungskriege nahe an das Unmögliche. Um überhaupt durchzukommen, bin ich genötigt, meine Gottesdienste, wenn sie nicht gerade in der Etappe stattfinden, divisionsweise abzuhalten. Ich vereinbare sie nach Ort und Stunde jedesmal etwa eine Woche vorher telephonisch oder persönlich mit dem zuständigen Adjutanten des Divisions- bezw. Korpskommandos, und dieses gibt, vorausgesetzt, daß die Gefechtslage die Abhaltung eines Feldgottesdienstes gestattet, die entsprechende Mitteilung durch Tagesbefehl bekannt. Die Gottesdienste in der engeren 5. Armee ermöglichen mir in der Regel, am Abend wieder an meinem Standort zu sein. Ich setze dann ein bis zwei Tage aus, um die Lazarette zu besuchen und neue Vereinbarungen zu treffen. Mache ich dagegen die Rundreise durch die benachbarte Armee-Abteilung von Strantz, so findet mich jeder Tag bei einer anderen Division. Es leuchtet ein, daß ich mich nicht auf eine Freitag-Abend- oder Sabbat-Vormittag-Andacht versteifen darf. Sabbat oder Wochentag, Vormittag oder Nachmittag — außer der Nacht gibt es keine Zeit, die für den religiösen Zweck nicht in Frage käme. Auf diese Weise erhalten alle jüdischen Mannschaften der Armee alle sechs bis acht Wochen (abgesehen von den Feiertagen) Gelegenheit zum Besuch eines jüdischen Feldgottesdienstes. Die Zahl derer, die an keinem einzigen teilgenommen, obwohl sie seit Beginn des Krieges im Felde stehn, dürfte dennoch nicht gering sein. Die Schuld liegt in den seltensten Fällen bei ihnen; sie ist vielmehr in dem Umstand zu suchen, daß der betreffende Divisionsbefehl durch irgend einen Zufall oder infolge der Nachlässigkeit eines untergeordneten Organs nicht weit genug oder nicht rechtzeitig durchdringt — eine Klage, in der die Feldrabbiner aller Armeen, ja die Feldgeistlichen aller Konfessionen übereinstimmen. Von einem mangelnden Entgegenkommen der höheren militärischen Stellen kann nicht die Rede sein. Die Mannschaften werden zur Teilnahme am Gottesdienst nicht „befohlen"; sie wird ihnen freigestellt. Da ist es von Wichtigkeit, daß von oben ausdrücklich und nachdrücklich Wert gelegt wird auf religiöse Betätigung. Wiederholt haben Regimentskommandeure und Divisionsadjutanten unsern Feldgottesdiensten beigewohnt, um, wie sie mir nachher erklärten, dadurch ihre Achtung vor jeder echten Religiosität zu bekunden. Einzelne Divisionen haben aus freien Stücken einen jüdischen Hilfsgeistlichen zugelassen, damit die jüdischen Soldaten wie ihre christlichen Kameraden alle vierzehn Tage ihre öffentliche Andacht haben. Und es spricht gewiß für eine lebhafte Anteilnahme, wenn mich ein Divisionsgeneral einmal erfreut beglückwünschte, weil ich die für einen normalen Gottesdienst ungewöhnliche Zahl von 200 Betern ihm melden konnte.

Wo wir unsere Gottesdienste halten, ist nicht leicht zu sagen. Ueberall, nur im Schützengraben nicht. Aus Neugier — ich muß es gestehen — bin ich in diese weltberühmte Behausung der eigentlichen Helden des Krieges einmal hinabgestiegen, aber zur Versammlung der weithin verstreuten Glaubensbrüder eignet sie sich nicht. Wir kommen an einem möglichst zentral gelegenen Orte hinter der Feuerlinie zusammen. Günstigenfalls gibt ein Rathaus, ein Schulhaus oder ein Soldatenheim einen Saal als Betraum her. Weniger angenehm ist schon das gewöhnlich niedere, enge Mannschaftsquartier, ein „bombensicherer" Unterstand oder ein Keller, wo Kopf an Kopf im Schein der

Kerzen sich drängt. Auch eine Autohalle, eine Scheune oder Schenke müssen gelegentlich als „Synagoge" dienen. Dem ziehe ich doch bei weitem die Kirche oder Kapelle vor, wo nicht ein Zelt für kirchliche Andachten errichtet ist. Nur konfessionelle Engherzigkeit könnte an einem jüdischen Gottesdienste in einem christlichen Gotteshause Anstoß nehmen. Ich meine vielmehr, wir sollten dankbar die Weitherzigkeit anerkennen, mit der diese katholischen Kirchen auch uns Juden eingeräumt werden. War er nicht unser, der das herrliche Wort gelehrt hat: „Haben wir nicht alle einen Vater, hat nicht ein Gott uns erschaffen?" Man könnte einwenden, daß der Gottesdienst in Ermangelung eines geeigneten geschlossenen Raums am zweckmäßigsten im Freien stattfände. In der Tat haben wir uns manchenorts gleich den christlichen Feldgemeinden an einem Platz im Freien zusammengefunden, im Schatten einiger Bäume während der Sommermittagsglut, im herbstlich kühlen Abendwinde unterm Sternenhimmel, einmal auch am frühen Morgen so dicht hinter den feindlichen Stellungen, daß uns nur ein kleines Gehölz ihnen verbarg und wir nicht singen durften, um nicht ihr Feuer auf uns zu lenken. Aber so stimmungsvoll eine solche Andacht mitunter sein mag, sie ist zu vielen Störungen ausgesetzt und macht die innere Sammlung nicht leicht; an vielen Orten ist zudem jede größere Vereinigung im Freien wegen der Fliegergefahr verboten. Und Synagogen? Ja natürlich, wo eine steht und groß genug ist, benutzen wir sie mit Freuden! Ich denke an einen Freitag-Abendgottesdienst, den ich nach drei Monaten strengsten Dorf- und Feldlebens in der schmucken Synagoge zu Sedan hielt — nur stellte sich hinterher zu meiner Betrübnis heraus, daß diese hochgeschichtliche Stadt gar nicht mehr zu meinem Sprengel gehörte! Im Bereich unserer Armee habe ich auf französischem Boden bisher nur 3 temples israélites entdeckt; der eine eine richtige Synagoge mit Spuren des Krieges am Portal in dem arg beschossenen St. Mihiel; auf der Kanzel, wo sonst mehrmals im Jahre der Rabbiner von Verdun stand, stand an einem Freitag-Abend ich und predigte einer kleinen deutschfeldgrauen Zuhörerschaft. Die beiden anderen sind hergerichtete größere Stuben in Mietshäusern, eine in Longwy, zu Füßen der ausgestorbenen Festung, und eine in Thiaucourt; bei der letzteren fand ich kürzlich den Fußboden zum Schutze gegen Fliegerbomben mit Sandsäcken belegt. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß unsere Militärbehörden Vorsorge getroffen haben, damit kein Unberufener diese Räume betrete. Es hatte etwas Ergreifendes für mich, die Thorarollen in ihrem friedlichen Schrein zu sehn, aufgerollt an der Stelle, wo der französische Vorbeter, schon unter dem Donner der Kanonen, Ende August oder Anfang September vorigen Jahres sie seiner Gemeinde verlesen hatte.

Ein Jahr bin ich nun im Felde und bin in dieser Zeit weit über zweitausend jüdischen Kameraden aus allen Teilen unseres Vaterlandes begegnet. Es haben sich bestimmte Feldgemeinden herausgebildet, die sich um eine Kerntruppe gruppieren, und ich weiß im voraus mit einiger Gewißheit, welche Gesichter ich da und dort sehen werde. Manch einer der Getreuen fehlt eines Tages: er ist verwundet oder gefallen. Aber immer wieder treten neue hinzu. Die Zahl der Teilnehmer ist schwankend. Ich habe schon Gottesdienste mit weniger als „zehn erwachsenen männlichen Personen" gehalten; durchschnittlich sind es 30—40. Natürlich sind alle Waffengattungen und alle Mannschaftsgrade vertreten; es sind auffallend viele Unteroffiziere und Feldwebel, gelegentlich ein Offiziersstellvertreter oder Offizier und fast stets ein Arzt oder ein Beamter. Oft kommen die Mannschaften, Gewehr über der Schulter, die Patronentaschen am Gürtel, weither aus

den Schützengräben, um nach dem Gottesdienste geradewegs dahin zurückzukehren. Längst hat sich eine feldmäßige Liturgie eingeführt. Am Freitag-Abend zwar bleibt es bei der üblichen, sodaß nicht einmal der Kiddusch fehlt, aber am Vormittag müssen wir sie bis auf die wichtigsten Stücke kürzen, die das nun allgemein verbreitete und bewährte Feldgebetbuch enthält. Meldet sich auf meine Frage ein geschickter Vorbeter, so tritt er an den nie fehlenden Tisch, andernfalls versehe ich seine Stelle. Im Mittelpunkt der Tagesandacht steht die Vorlesung der Sefer Thora, die ich in einer kleinen tragbaren heiligen Lade bei mir führe und feierlich aus- und einheben lasse. Aus dem laufenden Wochenabschnitt wird ein Stück gelesen und dazu nacheinander ein Kohen, ein Levi und weiterhin jeder aufgerufen, dem ein besonderer, freudiger oder schmerzlicher Anlaß den Wunsch eingibt. Einigen ist der stolze Dank für die göttliche Erwählung Israels nur noch eine dunkle Erinnerung von der Barmizwa her; viele aber sprechen die berocho sichtlich bewegt. Im Anschluß an die Thoravorlesung halte ich eine Ansprache — Predigt wäre zu viel gesagt. Ich stehe auf keiner Kanzel und trage keinen Talar. In das gleiche Feldgrau gekleidet wie meine Zuhörer, die Dienstmütze auf dem Kopfe (der offizielle Südwester ist gar zu unförmig!), den Tallis um die Schultern, spreche ich als Kamerad zu Kameraden. Vorher wohl durchdacht, aber nicht ausgearbeitet, schmucklos schlicht in der Redeweise, einfach im Vortrag, ist solch eine „Feldpredigt" nichts weniger als ein Kunstwerk; je knapper und kerniger sie ist, desto besser. Es sind Männer, ganze Männer, zu denen wir da sprechen. Der Krieg hat sie handeln gelehrt und — schweigen. Je mehr einer von dieser eisernen Zeit erlebt hat, desto weniger ist er geneigt, davon zu reden; und die am meisten reden, haben am wenigsten erlebt. Mir ist selbst bisweilen bange, wenn ich „das Wort ergreifen" soll, hier im Feld, wo nur die Tat gilt. Wird das Wort auch meine Zuhörer ergreifen? Ich war betroffen, zu beobachten, wie ruhig sie die Seelenfeier ließ, die sonst — und ganz gewiß in diesem Jahr — doch die ganze Gemeinde erschüttert. Der Krieg hat ihr Herz gegen die Schrecken des Todes gehärtet. Und dennoch sind sie so empfänglich und so dankbar für jedes Wort wie niemals vorher! Alle wollen sie hören, etwas Anderes, Höheres, Schöneres als was im ewigen Einerlei des Dienstes an ihr Ohr schlägt, etwas, was sie für die Stunden der drückenden Enge entrückt, was ihr Denken anregt, ihr Gemüt befreit, ihren Willen stärkt, nichts Philosophisches und nichts Apologetisches, etwas allgemein Menschliches, was Güte und Freude, was Heimatsluft und Friedenshoffnung atmet und dabei doch weder der kriegerischen noch der besonderen jüdischen Note entbehrt. Der Gefahr, sich zu wiederholen, die im Kriege besonders groß ist, weil alles sich um eines dreht, begegnet der Prediger am besten dadurch, daß er sich wie im Frieden an die heilige Schrift hält. Sie sagt ja im Grunde auch nur ein und dasselbe; aber sie ist in der gedanklichen Darstellung dieses Einen, in seiner Beleuchtung durch Einzelschicksale und Volksgeschichte so unerschöpflich, daß der Geübte, ihr getreulich folgend, immer neue Seiten der Betrachtung, immer neue Beziehungen zu den Fragen und Geschehnissen findet, die unsere Zeit gewaltig bewegen. Haphoch bah wahaphoch bah dechollo bah; schlage die Thora auf, wo du willst: es steht alles darin. Die Ansprache mündet in ein Gebet für Kaiser und Reich und schließt mit dem Priestersegen, der hier die Kämpfer zu neuem Kampfe weiht. Dann erhält der Vorbeter wieder das Wort, bis am Ende der Rabbiner mit einer kurzen Erklärung zum Kaddisch überleitet. Es ist kaum eine ergreifendere Ehrung der gefallenen Helden zu ge-

denken, als dieses von der ganzen Gemeinde gemeinsam gesprochene Gebet. Bisweilen lasse ich seinen tiefen Eindruck in einem ins Deutsche übertragenen Psalm milde verklingen oder aber, wenn die Beteiligung groß genug ist, machtvoll in ein patriotisches Lied austönen. Die Freude an der aktiven Teilnahme der „Laien" (eine altjüdische Regel) tritt dabei recht deutlich in die Erscheinung. Das ist im ganzen der Verlauf unseres etwa einstündigen Feldgottesdienstes. Im einzelnen finden Abweichungen statt, hauptsächlich in Rücksicht auf die Zusammensetzung der Gemeinde. Ueberwiegt die Zahl der religiös Vorgebildeten, bleibt das Gebet hebräisch, im andern Falle übertrage ich geeignete Stücke, auch wohl den verlesenen Thora-Abschnitt in die Muttersprache.

Nach einer Pause verteile ich die mitgebrachten jüdischen Zeitungen und Zeitschriften, deren neueste Nummern uns Feldrabbinern von den Schriftleitungen und Vereinen freundlicherweise jedesmal in mehreren Exemplaren zugesandt werden. Da ist ein Fragen und Drängen, daß die sonst auch hier streng gewahrte militärische Disziplin für Augenblicke ins Wanken kommt. Liberale, konservative, zionistische, Abwehrschriften — im Handumdrehen ist alles vergriffen. Glücklich noch der Rheinländer, der sein Kölner, der Schlesier, der sein Breslauer, der Hamburger und Frankfurter, der das Blatt seiner Heimatstadt erhascht. Nicht selten muß ein Exemplar für eine Kompagnie ausreichen. Von den Festschriften, die der Verband der deutschen Juden zu Chanukka, Pessach, Schowuos und Rosch haschonoh den jüdischen Kameraden durch ihre Feldrabbiner in vielen Tausenden von Heften hat überreichen lassen, habe ich nicht eines übrig behalten. Daß dieser Eifer aber nicht etwa bloß jene Lesewut ist, mit der man im Stellungskampfe den ärgsten Feind, die Langeweile totschlägt, beweist der Umstand, daß ein Vorrat von 200 Psalmenbüchlein (hebräisch und deutsch in der höchst brauchbaren Feldausgabe von Dr. B. May und J. B. Levy), ein Festgeschenk der Gemeinde Frankfurt a. M., binnen drei Tagen gänzlich erschöpft war. Gestatten es Zeit und Raum, so bleibe ich nach dem Gottesdienst mit meinen Kameraden noch eine Weile gemütlich beisammen. Dann lasse ich mir von ihren Erlebnissen und Erfahrungen im Felde erzählen, oder erzähle selbst von meinen eigenen. Religiöse und politische Fragen werden aufgeworfen und erörtert, bis alle Meinungen immer wieder auf den Wunsch sich einigen: ginge es nur bald vorwärts zum entscheidenden Siege und zum Frieden!

Gern würde ich auch die französischen Glaubensgenossen zu einem Gottesdienst heranziehen. Allein der Zufall will, daß im Bereiche unserer Armee mit einer Ausnahme größere Städte und damit jüdische Gemeinden nicht vorhanden sind. Nur in Longwy habe ich, mit bereitwilligst erteilter Genehmigung des Etappen-Kommandanten, einen freilich sehr schwach besuchten Gottesdienst für die jüdische Zivilbevölkerung gehalten. Doch suche ich in Montmédy regelmäßig eine jüdische Familie auf und habe mit dort einquartierten jüdischen Kameraden an ihrem gastlichen Tisch schon manchen schönen Freitag- und Festtag-Abend verbracht; daß unsere Wirte mit derselben glühenden Liebe an ihrem französischen Vaterland hängen wie wir an unserem deutschen, hat dem häuslichen Frieden noch niemals Abbruch getan. Zum Versöhnungstag habe ich den Juden in einem russischen Gefangenenlager, die am Gottesdienst nicht teilnehmen konnten, auf ihre Bitte Feldgebetbücher geschickt. Als Dank erhielt ich einen Brief des diensttuenden Offiziers, eines Christen; er spricht darin seine Bewunderung für die Religiosität dieser Leute aus, die er dadurch noch besonders erfreut hat, daß er in jedes Büchlein einen

frommen deutschen Spruch als Widmung schrieb.

Die Höhepunkte in unserm feldgottesdienstlichen Leben bezeichnen naturgemäß die religiösen Feiertage, die ja nun alle der Reihe nach von uns hier draußen begangen worden sind. Da war Chanukka: in einem kahlen Schulraum eines ärmlichen Dorfes strahlten von sechs Menoras die traulichen Kerzen: jeder im Raum hatte sein Lichtlein gezündet. Vom Harmonium begleitet, erscholl das liebe Moos-zur aus 50 Makkabäerkehlen, und am Ende empfingen die Helden von heute wie die Kinder von ehedem ihre Bescherung, eß- oder kleid- oder rauchbare Dinge aus den schier unerschöpflichen Liebesgaben, mit denen mich gute Freunde aus der Heimat zu diesem Zwecke überschüttet hatten. Und nach dem trüben drückenden Winter kam Pessach, das Frühlings- und Freiheitsfest. Die Lenden gegürtet, wie die Heerscharen Israels beim Auszug aus Aegypten, so saßen unsere Feldgrauen, Mann bei Mann an den festlich beleuchteten Sedertischen. Vor jedem stand ein Glas, gefüllt mit Wein, ein jeder erhielt sein Stück vom „Brot des Elends". Nur „Bitterkraut" fehlte (durfte es nicht fehlen?); aber umso eifriger griffen alle nach der Wonne der Kleinen — charoses! Ein 15½ jähriger Kriegsfreiwilliger als Jüngstes fragte ohne Stocken: ma nischtano? Warum ist dieser Abend so anders als alle anderen? Und „der Hausherr" erwiderte: Hätte Gott uns nicht so wunderbar errettet, so wären wir und unsere Kinder heute Knechte. Und dann erklangen die alten wunderbaren Melodien der ewig jungen Befreiungsnacht. Am andern Abend aber konnte man im Schein des Vollmonds aus der Kirche in Grandpré einen Zug gerüsteter Streiter ziehen sehn, jeder mit einem großen Paket ungesäuerter Brote über der Schulter. Neuen Entbehrungen schritten sie entgegen, aber als freie, aufrechte Männer zum Kampfe für ein heilig' Heimatland. Was uns bis heute nichts als geschichtliche Erinnerung aus altersgrauer Vorzeit war, wird uns mit einem Male unmittelbares Erlebnis in diesen weltgeschichtlichen Tagen. Wen hätten diesmal die Bilder des Grauens nicht gepackt, die Jeremias Klagelieder von den Trümmern Jerusalems am Tischo bo Aw vor unsern Augen entrollen? Massenmord, Verwüstung und Plünderung, gräßliche Martern an Greisen und Kindern, an wehrlosen Frauen und Vertriebenen, Hunger und Pest im Gefolge des Schwertes — es sind keine Bilder mehr, es ist tagtäglich Wirklichkeit, und wieder sind es unsere Brüder und Schwestern, die die Geißel des Krieges am furchtbarsten trifft. Und jeder sonnige Sommertag, der über den Wiesen und Wäldern aufging, war uns ein unbegreiflicher Widerspruch: so viel Licht, so viel Wärme, so viel Schönheit ist in der Welt; warum so viel Menschen-Jammer? Allmählich kündete der Herbst sich an und mit ihm die „ehrfurchtgebietenden Tage". Vor einem Jahr hatte ich sie, kaum im Felde angelangt, mit wenigen Betern in einer kleinen Dorfstube notdürftig begangen. Diesmal konnte ich allein zu Neujahr in sechs Gottesdiensten, die sich auf zwei Armeen verteilten, 1500 Kameraden, zum Versöhnungstag in dreien die Hälfte versammeln. Schon die Masse — es war kein Gottesdienst unter 200 Teilnehmern — hebt und trägt. Wir hatten aber auch das Glück, fast überall einen Berufsvorbeter zu finden, der die unvergleichlichen Gebete in vertrauten Weisen würdig vortrug. Wo die vom Verband der deutschen Juden eigens herausgegebenen kleinen Festgebetbücher Lücken aufwiesen, half der größere Machsor nach, und es dürften wesentliche Stücke weder in den Abend-, noch in den Morgenandachten gefehlt haben. Natürlich, der Zauber, den die Heimat gerade über diese höchsten Feiertage breitet, ist unersetzlich. Unsere Umgebung nu-

tete, trotz aller getroffenen Vorsorge, nichts weniger als Heimat an. In Grandpré mußten wir noch die Kirche mit einem Trupp Franzosen teilen, die am Vormittag in den Argonnen gefangen genommen waren. Sie saßen, ein Teil mit dem antik wirkenden Stahlhelm auf dem Haupt, von Bajonetten flankiert, lautlos im dunklen Hintergrund der weiten Halle, während vorn, in den Chorstühlen, beim flackernden Licht der Kerzen mancher betete, der noch vor Stunden den blutigen Sturm mitgemacht hatte. Und in die stille Andacht hinein tönte das Krachen der Bomben, die französische Flieger auf den nahen Bahnhof abwarfen. In Ch. war in der Nacht vorher die Kirche von feindlicher Artillerie in Trümmer geschossen worden. Uns blieb nur eine leere dunkle Scheune, in der sich 200 Mann drängten. Aber inniger als wir, werden auch unsere Lieben daheim nicht gedankt haben: schehechejonu dem, der uns am Leben erhalten hat, inbrünstiger können auch sie nicht gebetet haben: Unser Vater, unser König, vereitle den Plan unserer Feinde. Die höchste Steigerung brachte dann der Jomkippur. Die Armee-Abteilung von Strantz konnte ich an dem einen Tage begreiflicherweise nicht bereisen und hatte deshalb vorher telephonisch und persönlich bei den unterschiedlichen Divisionen um Beurlaubung der jüdischen Mannschaften nach Metz oder — wo diese nicht gewährt werden konnte — um Befreiung vom Dienste nachgesucht. Aber in unserer engen Armee hatte ich zu Kol-nidre, zu Mußaph und Neïla je einen Gottesdienst für mehrere Divisionen angesetzt; an eine Vereinigung aller an einem Platze war wegen der Entfernungen nicht zu denken. Was das für ein gewaltiger Tag ist, wie er die Seele bis in ihre tiefsten Tiefen erschüttert und zugleich erlöst und versöhnt, haben nicht wenige hier wohl zum ersten Mal empfunden. Es war wie ein zweites Offenbarungsfest; es war, als ständen wir, ringsum Wüste, am Fuße eines Gottesberges, reumütig die schwere Schuld der ganzen Welt bekennend, und durch den Donner der Geschütze erklang uns das ewige Wort von Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Aber ausklang der Tag, als hätten wir neue Tafeln statt der zertrümmerten vom Sinai empfangen, in den stolzen Kampfruf des „höre Jsrael", einen Ruf zu friedlichem Kampfe für die Erkenntnis des einzigen Gottes und der einigen Menschheit. O, das alte Volk der Gottesstreiter lebt noch. Seine Propheten sind nicht mehr. Aber es selbst ist der Prophet geworden, der in sternenloser Nacht von hoher Warte begeistert schaut und kündet den messianischen Völkermorgen.

Die Bedeutung der Feldgottesdienste erschöpft sich nicht darin, daß sie einen mehr oder minder glücklichen Ersatz für die heimatlichen Gottesdienste oder für die Heimat überhaupt bieten. Es ist körperlich und vielfach auch geistig die Elite unserer reiferen männlichen Jugend, der bestimmende Faktor unserer Zukunft, was wir Feldrabbiner hier um das Banner des Judentums scharen. Zwar zur Vaterlandsliebe brauchen wir diese Jugend nicht erst zu mahnen. Die vaterländische Pflicht von ganzem Herzen zu erfüllen, ist ihr etwas so Selbstverständliches, daß man kaum mehr begreift, wie Deutscher und Jude sein jemals irgendwem ein theoretisches Problem sein konnte; in der Praxis ist beides eins. Nur das kann man sagen, daß unsere jüdischen Soldaten — mit geringen Ausnahmen — sich der doppelten Verantwortung bewußt sind, die sie als Deutsche und als Juden tragen. Sie wissen, daß sie wie in den ihnen mit Recht zugesprochenen intellektuellen Fähigkeiten, so auch in persönlichem Mute, in strammer Disziplin als Untergebene und als Vorgesetzte hinter den andersgläubigen Kameraden zum mindesten nicht zurückstehen dürfen, und wie hervorragend sie dies Wissen auch durch die Tat bewähren,

davon zeugen viele Tausende Eiserner Kreuze. Aber das ist ja hinreichend bekannt und vielfach auch außerhalb des Kreises unserer Glaubensgemeinschaft anerkannt worden. Die Bedeutung unserer Feldgottesdienste liegt vielmehr zunächst darin, daß die jüdischen Soldaten sehen und spüren, für sie wird ebenso gut gesorgt wie für die anderen. Ihre Achtung vor sich selbst als Juden — die Voraussetzung der Achtung anderer vor ihnen — fordert den jüdischen Gottesdienst als ein Recht. Wie die Protestanten und Katholiken, so wollen auch sie ihren Feldgeistlichen haben. Es sind nicht wenige, die ohne tieferes, religiöses Bedürfnis, lediglich um ihre Zusammengehörigkeit zu bekunden, mit uns beten. Es herrscht denn auch in diesen Feldgemeinden eine Einmütigkeit, die das vielgebrauchte Kaiserwort wahr macht: es gibt hier keine Parteien mehr. Liberale, Orthodoxe, Zionisten, „Assimilanten", sie mögen ihr Judentum noch so verschieden denken, sie fühlen sich als Juden einig. Ohne in Kontroversen sich einlassen zu können und zu mögen, lernen sie als Kameraden persönlich einander kennen und schätzen. Dabei kommen nicht allein die Parteien sich näher, sondern auch die sozialen Klassen, der Reiche und der Arme, der Akademiker und der Handwerker, der Großstadtjude und der Jude vom Lande. Bei den meisten kommt unser Gottesdienst aber doch gleichzeitig einem heißen Drange nach Religion entgegen, der gar nicht selten erst im Felde aus langem Schlaf erwacht ist. Ich rede allerdings von dem Soldaten der Front, nicht der Etappe; die beiden trennt eine Welt, in jeder Hinsicht. Nur die wirklich den Kampf kämpfen, die täglich und stündlich dem Tod ins Angesicht blicken, erfahren eine religiöse Wiedergeburt. Sie stellt sich ganz einfach als der Glaube an einen lebendigen Gott dar, aber es ist ein tiefer, inniger weil eben erlebter Glaube. Es ist nicht schwer ihn in die jüdischen Formen zu kleiden, die ja zumeist als traute Kindheitserinnerungen im Herzen bewahrt geblieben sind. Und wenn auch unter diesen Gläubigen keine Lust zum Grübeln besteht, so doch ein umso größeres Bedürfnis zu lernen und zu wissen, was Judentum, jüdische Geschichte und jüdische Religion eigentlich sei.

Es ist zu hoffen, daß die jüdischen Feldgottesdienste für die vielen, die an ihnen teilgenommen, mehr bleiben als bloße Kriegserinnerungen, daß sie zu ihrem Teil ein neues jüdisches Geschlecht heranbilden helfen für die nahenden Zeiten des Friedens. Wieder werden die Parteien aufleben und einander bekämpfen, aber es wird ein Kampf mit edleren Waffen sein. Sie alle werden sich fest zusammenschließen und niemand wird mehr gleichgültig abseits stehen, wenn der alte Judenhaß wieder sein Haupt erhebt. Was uns aber das wichtigste scheint: das neue Geschlecht wird seine Kraft nicht mehr in der Abwehr erschöpfen; weiterbauen wird es, wozu es in eiserner Zeit den Grund gelegt: jüdisches Wissen und jüdische Frömmigkeit. Mit der gleichen Zuversicht sehen wir der Zukunft unseres deutschen Vaterlandes und der Zukunft unseres deutschen Judentums entgegen.

Feldpostbrief aus dem Osten.

X., den 6. August 1915.

Meine Geliebten!

Das waren ein paar unvergeßliche Tage! Seit ich Euch das letztemal aus P. schrieb, habe ich — zum ersten Mal im Krieg — eine Verfolgung der Russen mitgemacht. Ich teilte Euch mit, daß ich als Befehlsempfänger bei der reitenden Abteilung war.

Am nächsten Morgen waren die Russen über die Studzianka zurückgegangen, und wir folgten ihnen. Ich kam von der Abteilung

als Meldereiter zum Brigadestab, und wir ritten voraus. Am Flusse mußten wir warten, bis die Pioniere eine Brücke gebaut hatten, die Russen hatten die alte natürlich verbrannt. Dann ging es hinüber nach Wladimir-Wolynsk zu. Die Ulanenpatrouillen sausten über die Aecker hin und her; Infanterie schwärmte aus und ging vor, lange Reihen von dunklen Flecken im grünen Hafer. Und hinten leuchten weiß die Türme der Stadt. Meldung, daß noch feindliche Patrouillen darin sind. Plötzlich geht eine dunkle Wolke über die Stadt hin. Greller Lichtschein, Feuergarben. Die Kosaken fliehen und haben die Stadt angezündet. Ungeheure Rauchmassen quellen zum Himmel, dick und grau. Wir jagen noch ein paar Schuß in die Stadt und hinter dem fliehenden Feinde her. . . . . — Auffahren, schießen und wieder aufprotzen. Weiter. Kavallerie mit flatternden Lanzenfähnchen im blinkenden Sonnenschein.

Die Stadt brennt. Wir stehen am Lug. Die Brücke verbrannt. Menschenmassen sammeln sich drüben und jammern; retten Tische und Betten aus dem Flammengezüngel. Wir reiten durch den Fluß. Bis zu den Knien im Wasser. Nun der Einzug. Langsam brennt es aus. Nackt starren Kamine und Häusergerippe. Glühend heiß die Luft. Aschenstaub fliegt.

Jammernde Menschen. Fast lauter Juden. Wir sollen löschen, aber dazu ist keine Zeit. Nun zieht es durch die Stadt, lange Kolonnen; Wagen, Reiter, Fußgänger, quellen über die Notbrücke. Weiß leuchtet die Kirche, deren Turm Spuren unsrer Schüsse trägt. Hinter der Stadt liegt eine neue große Kaserne. Dort werden wir einquartiert und ruhen nun, wo gestern noch Kosaken schliefen. In der eroberten Stadt schlafen wir sicher und sanft. . . . .

Am nächsten Morgen gehts weiter nach dem ebenfalls grade eroberten X. Wir wohnen in einem sauberen Häuschen und haben es hier sehr gut. Geschossen wird nicht; die Russen sind mindestens 10 km weit weg. Wir stehen nur für den Fall, daß sie das Städtchen angreifen sollten. —

Gestern Abend ging ich hier durch die Straßen, da sah ich in allen Häusern viele Kerzen brennen. Da wußt' ich, es ist Freitag Abend. An einem Hause ging' ich vorbei, da klang gerade „Lecho Dodi". Ich ging hinein, es lockte mich unwiderstehlich, mal wieder einen Freitag-Abendgottesdienst zu erleben. Erst starres Entsetzen der Betenden, die eingeprügelte Angst vor Militär und Obrigkeit. Als ich aber „Gut Schabbes" sagte, beruhigten sie sich und wurden freundlich und zuvorkommend. Natürlich war es schmutzig, aber die Gesichtstypen vor allem interessant. Durch die starren, versteinerten Gesichter spricht der Adel des Schmerzes, der Sehnsucht und des Ideals. Ihr Auge lebt. Sie sprechen gebrochen deutsch, sind aber klug und vorsichtig; luden mich zum Essen ein. Widerstrebend blieb ich. Messer und Gabel kennen sie wohl, benutzen sie aber nicht. Es waren Flüchtlinge, bei denen ich war. Die Kosaken haben ihre Häuser verbrannt, unsre Soldaten ihre Pferde und Wagen requiriert. Sie erzählen ihre Tragödie gelassen, wie etwas selbstverständliches. Regen sich nicht mehr auf. Sie sind das Leiden gewöhnt. — Wenn sie etwas verkaufen, so müssen sie verdienen. Ein schlechtes Geschäft ist ihnen entwürdigend. Lieber lassen sie sich alles wegnehmen; das muß man eben tragen und kann man nicht ändern. Und tragen's mit stoischem Gleichmut. Lange Schule des Leidens. Wir sind als Befreier begrüßt. Hoffen, daß das besetzte Land nur österreichisch oder deutsch bleibt. — . . . Der Brief soll fort, da ich eben Gelegenheit habe ihn zu befördern. Darum für heute Schluß.

Innigst Euer E.

Gebet einer Mutter für ihren Sohn im Felde.

Vater im Himmel!

Ich flehe zu Dir. Schütze mein Kind! Nur schwer formen Worte sich auf meinen Lippen. Mein Herz betet. Aber stumm bleibt mein Mund. Du hörst mein Flehen, o Gott, auch ohne Worte. Und Du schaust nieder auf mich, so verstehend, so gütig, so milde.

Ist das Erhörung? Wirst Du bei ihm sein im Schlachtengebraus, im Dunkel der Nacht, wenn der Tod schreitet durch das ferne, fremde Land? —

Ich weiß nicht, wo Deine Sonne ihm leuchtet, wo der Nachttau ihm die müden Glieder feuchtet, ich blicke in die Ferne, über Länder und Berge und Flüsse. Ich finde ihn nicht. Aber Du siehst ihn, mein Gott. Schütze ihn mir. Schenke ihn mir auf's Neue, wie Du ihn einst mir geschenkt in ferner, seliger Zeit.

Erhöre mich, Gott, erhöre mich!

Zunz und das Berliner Provinzialschulkollegium.

Von Ludwig Geiger.

Leopold Zunz, der große Gelehrte, war, nachdem er eine zeitlang Prediger in Berlin, dann jahrelang 1823—31 Redakteur der Spenerschen Zeitung, gleichfalls in Berlin, gewesen, endlich ein paar Jahre lang Prediger in Prag, stellungslos. Aus seinem Tagebuch geht hervor, daß von verschiedenen Seiten Anregungen an ihn herantraten, sich als Lehrer und Prediger an manche Orte zu melden, daß er aber bei seinem Stolz und seinem Unabhängigkeitssinn vielleicht auch bei seiner Vorliebe für Berlin, obgleich er oft genug bekannte, daß er wenig oder nichts von der Residenz habe, Bedenken trug, diesen Anregungen nachzugehen. Endlich bot sich ihm die Möglichkeit einer größeren Wirksamkeit in Berlin.

Die jüdische Gemeinde Berlins wollte ein Schullehrerseminar begründen und Zunz zur Leitung berufen. Ueber dieses Schullehrer-Seminar, das nicht einmal ein Jahrzehnt lang bestand, existiert eine größere Literatur; ich habe in meiner „Geschichte der Juden Berlins" ausführlich darüber gehandelt, bin in meinen verschiedenartigen Veröffentlichungen über Moritz Veit mehrfach darauf eingegangen, M. Holzman hat eine höchst wertvolle Geschichte der Anstalt geschrieben; Zunz Rede zur Eröffnung des jüdischen Seminars 1840 ist in den gesammelten Schriften, Band II, Berlin 1876, Seite 126 bis 134 gedruckt.

Die im folgenden mitgeteilten Aktenstücke sind durchaus neu und unbekannt. In dem „Buche Zunz" (Eigentum der Zunz-Stiftung in Berlin), einem höchst eigenartigen Werke, einem Mittelding zwischen Chronik und literarischen Notizen findet sich Seite 71 eine Notiz, daß Zunz im Jahre 1838 ein Gesuch an das Berliner Schulkollegium gerichtet habe. Ich wandte mich, nachdem ich von dieser Notiz Kenntnis genommen hatte, an das Provinzialschulkollegium in Berlin und erhielt in dankenswertester Weise die Abschrift der folgenden Schriftstücke. Leider fehlt bei dem ersten die Hauptsache, nämlich der Anhang zu dem ersten Schreiben, die 11 Beilagen, in denen sich Zunz über seine Verhältnisse und Bildung ausspricht. Es fehlt gleicher Weise eine Mitteilung über den Erfolg des Schreibens. Wahrscheinlich ist jedoch, daß Zunz's Gesuch Erfolg hatte, d. h., daß

die Prüfung, um die er bat, mit ihm angestellt und von ihm bestanden wurde. Denn das Bestehen der Prüfung war die notwendige Voraussetzung zu der Uebernahme der Leitung des Seminars.

Die Prüfungssache wird angedeutet bei Holzman, Geschichte der Lehrerbildungsanstalt in Berlin 1909 S. 41. Aus dieser Andeutung geht hervor, daß der unten abgedruckte Bericht statt einer eigentlichen Prüfung galt. Zunz hatte wie aus derselben Quelle zu entnehmen ist, am 11. Juni 1838 um Dispensation von der Prüfung gebeten. Dieses Gesuch war am 22. September 1838 abschlägig beschieden worden. Unser Bericht hatte die Folge, daß am 1. Juli 1839 dem Gemeindevorstand seitens des Provinzialschulkollegiums mitgeteilt wurde, daß es gestattet sei, Zunz provisorisch zum Leiter des zu errichtenden Seminars für Lehrer zu bestellen. Ueber die Wirksamkeit des Zunz'schen Seminars sei kurz auf Holzman a. a. O. S. 43 bis 73 verwiesen.

Das erste Schreiben lautet:

An ein Königl. hochlöbliches Schulkollegium der Provinz Brandenburg.

Hochwohlgeborene, hochzuehrende Herren!

Durch den jüdischen Gemeinde-Vorstand hierselbst, welcher mir die Einrichtung und Direktion eines Seminars zur Bildung jüdischer Lehrer angetragen hat, benachrichtigt, daß ich mich, zur Befähigung für diese Stelle, vorschriftsmäßig, nach der Weisung eines königlichen hochlöblichen Schulkollegium einer pädagogischen Prüfung zu unterziehen habe, ersuche ich ein hochlöbliches Schukollegium hiermit:

Dasselbe wolle behufs der in Rede stehenden Anstellung mich zu einer solchen Prüfung zuzulassen, beschließen.

Ueber meine Verhältnisse und Bildung habe ich in beigefügtem Anhang von elf Beilagen (A—L) und zwei literarischen Blättern — um deren Rückgabe ergebenst gebeten wird — begleitet mich auszusprechen mir erlaubt.

Mit aller schuldigen Hochachtung
eines hochlöblichen Schulkollegii
ganz ergebenster
gez. Zunz.

Berlin, den 18. Dezember 1838.
(Alte Schönhäuserstraße 31).

Weit wichtiger als dieses Schreiben ist das zweite. Es ist nicht etwa eine Schilderung des von Zunz geleiteten Seminars, sondern der bisher bestehenden Talmud-Thora-Anstalt, die, wenn sie wirklich etwas leisten sollte, einer gründlichen Reform unterzogen werden müßte. Das höchst merkwürdige von echt liberalem Geiste getragene von wahrhaft pädagogischem Sinne erfüllte Schreiben lautet:

Bericht

über das sogenannte Jüdische Seminar-Talmud-Thora zu Berlin, auf Befehl des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums der Provinz Brandenburg abgestattet am 28. März 1839 von Dr. L. Zunz.

Institute unter dem Namen Talmud-Thora (Gesetzstudium) hat es seit alten Zeiten in fast jeder größeren jüdischen Gemeinde gegeben. Da einerseits jeder Israelit verpflichtet ist täglich sich mit dem Gesetz zu beschäftigen, — welches allerdings vermittelst gewisser Rezitationen im Gottesdienste für den Unkundigen erleichtert worden —, auch die Gemeinden für die Belehrung der Jugend zu sorgen haben, andererseits die Unterstützung der Weisen und der Lehrer verdienstliches Werk ist; so ward es früh Gebrauch, Lehrer, die arme junge Leute im Talmud unterrichten, mittelst Beiträge zu unterhalten, oder auch, wie es bei Kirchen, Klöstern und Stipendien geschah, durch Vermächtnisse feste Anstalten zu gründen, wo Talmudlehrer besoldet und Talmudstudiosen

unterrichtet und unterstützt wurden. Die Ausführung der letztwilligen Bestimmungen, die Aufsicht über derartige Anstalten: liegt bald dem Gemeindevorstand, bald dem Ortsrabbiner, zuweilen den Familienmitgliedern des Erblassers oder einem Verein Talmud-Thora ob. Die Inspektoren (Gabaim), welche im Auftrage der Berechtigten den Talmudlehrer ernennen, die Studenten zulassen, und von der Vollziehung der testamentlichen oder statutenmäßigen Vorschriften sich zu überzeugen haben, werden auf eine bestimmte Zeit dazu gewählt und beziehen ein Gehalt. So ist denn auch das hiesige Talmud-Thora, unter der Inspektion vier sogenannter Gabaim, eine aus Legaten und freiwilligen Beiträgen bestehende Stiftung des vorigen Jahrhunderts, in welcher ursprünglich nur Talmud gelehrt, nachdem aber das isolierte Talmudlernen einging und es an armen Studenten (Bachurim) fast gebrach, Knaben auch in Pentateuch, Schreiben und dergl. unterrichtet wurden. Vor etwa elf Jahren beabsichtigten die damaligen Inspektoren, aus der Anstalt eine eigene Knabenschule zu machen, fanden sich jedoch im Oktober 1829 bewogen, diese Schöpfung mit der bestehenden Gemeindeschule (Rosenstraße 12) zu verschmelzen, im Talmud-Thora hingegen fortan nur erwachsenen Schülern, die sich dem Lehrerstande widmen, zuzulassen. Seitdem heißt die Anstalt Seminar, läßt außer Talmud und Bibel noch in anderen Elementar-Gegenständen unterrichten, und ist so, fast unvermerkt, einer veränderten Richtung gefolgt. Aber ohne legale Anerkennung, ohne Leitung, bei beschränkten Mitteln und geringer Teilnahme konnte sie aus der abgestorbenen Form zu keiner frischen erblühen, und das Institut durchschlich ein trauriges Dasein, welchem vermittelst einer kräftigen Organisation ein Ende zu machen, die Aeltesten und die Inspektoren einmütig beschlossen. Fast alle Zöglinge, die die Anstalt besuchten, waren arme, unwissende, junge Leute aus dem Großherzogtum Posen, oft auch in den talmudischen Elementen Anfänger. Manche haben die Lehranstalt wieder verlassen, anderswo ihr Heil versucht, oder sich dem Handel ergeben, oder ein Handwerk angetreten. Lehrer sind nur wenige geworden. Wer aber von den nach Berlin gekommenen Zöglingen dieser Art mehr — geistige oder pekuniäre — Kräfte besaß, besuchte ein Gymnasium, oder wandte dem pädagogischen Fache den Rücken. Die Lehrer taten, unter den ungünstigen Umständen, wohl noch mehr als ihre Pflicht. Zu einem wirklichen Seminar sind mithin in dieser Anstalt nur einige Ingredienzien zu finden: Man hat erwachsene Schüler aufgenommen, sie zu Lehrern heranzubilden, und zuweilen einige Uebungen im Unterrichten mit denselben angestellt. Sonst aber ist man über die Grenzen einer Schule nicht hinausgekommen, in der Deutsch und Hebräisch, einige Elementar-Fächer, sogar Schreiben und Rechnen gelehrt wird, und steht zum Teil noch auf dem Boden des alten Talmud-Thora, das gänzlich unvorbereiteten Schülern 12 Stunden wöchentlich den Talmud und die rituellen Kompendien lehrt. Auf diese Weise ist die Anstalt weder Talmud-Thora, noch Schule, noch Seminar.

Ganz diesen Stand der Dinge bot mir die Prüfung dar, welche ich auf höhere Verfügung am 26. ds. Mts., in Gegenwart des Herrn Direktors Diesterweg mit den vorhandenen sechs Schülern vorgenommen habe. Dieselben sind:

1. Salomon Moses Cohn (Sohn eines Posamentiers in Nakel), 20 Jahre alt, seit Oktober 1836,
2. Löbel Guttsmann (Sohn eines Kaufmanns in Rübeil), 20 Jahre alt, seit Juni 1836,
3. Itzig Gabriel (Sohn eines Bäckers in Nakel), 20 Jahre alt, seit Oktober 1836,

4. Philipp Sternberg (Sohn eines Schneiders in Obersitzkow), 21 Jahre alt, seit April 1837,
5. Marcus Henschel Guttmann (Sohn eines Arendators in Bramin), 18 Jahre alt, seit April 1837,
6. Aron Hirschfeld (Sohn eines Handelsmannes in Dirschau), 18½ Jahre alt, seit Juni 1837.

Geprüft in deutscher und hebräischer Sprache, Geschichte und Geographie, Geometrie und Rechnen ergab sich:

Nr. 1 ziemlich, hat Anlagen, schwach im Hebräischen;
„ 2 ungefähr wie der vorhergehende, er lernt auch französisch und englisch;
„ 3 ohne Anlagen, wird zu einem Gewerbe übergehen;
„ 4 noch in allen Gegenständen zurück;
„ 5 noch zurück;
„ 6 hat Verstand, antwortet sicher, nimmt Privatunterricht und wird wohl ein Gymnasium besuchen.

Demnach sind die beiden vorgeschrittenen Zöglinge (1 und 2) noch weit davon entfernt, lehren zu können, obgleich sie 20 Jahre alt und im dritten Jahre ihrer Lernzeit sind, wie denn namentlich alle im Deutschen schwach sind, und die meisten wenig hebräische und talmudische Kenntnisse besitzen, fast in Allem auf dem Standpunkt von Elementarschülern.

Die Mittel der Anstalt emporzuhelfen sind: Anstellung eines befähigten Direktors; Aufnahme vorbereiteter Subjekte; zwei Klassen mit festem Lehrplan. Beide erstere sind einleuchtend: Ohne bevollmächtigte Direktion ist die Anstalt nicht aus der verlassenen Lage zu reißen, und viel Gutes wird unterbleiben müssen. So wie aber das Institut gehoben wird, melden sich auch bessere Schüler. Für die Folge müßte der aufzunehmende Seminarschüler Neigung und Beruf zum Lehrfach und genügende in den Kreis biblischer und jüdischer Studien gehörende Kenntnisse besitzen, außerdem deutsche und lateinische Schrift lesen und leserlich schreiben, deutsch Diktiertes ohne grobe Fehler nachschreiben können und die vier Species im Rechnen inne haben. Die Unterstützung sollte mehr als einen Taler ausmachen, den jetzt ein Schüler monatlich erhält, und ein abgehender Seminarist Gelegenheit haben, einige Zeit an hiesigen Schulen Unterricht zu erteilen.

Gegenwärtig werden sämtliche Schüler in einer Klasse, wöchentlich 40 Stunden, unterrichtet, nämlich Bibel 7, Talmud 12, Hebräisch 2, Deutsch nebst Deklamation 4, Geschichte samt jüdischer Geschichte 3, Geographie 3, Naturgeschichte 2, Geometrie 2 = zu 34 Lehrstunden: Ferner Schönschreiben 2, Rechnen 2, Zeichnen 2. Damit aber Neueintretende gehörig angeleitet, die Fortgeschrittenen nicht aufgehalten, damit alle einer Stufe der Ausbildung sicher zugeführt werden, ist ein fester Lehrplan mit regelrechten Kursus, und — für die Folge — die Teilung in zwei Klassen, eine obere und eine untere, notwendig. Ferner muß die dem Talmud gewidmete Stundenzahl abgekürzt, dafür aber Latein eingeführt werden. Das Talmudlernen hat in Italien, Frankreich, England, Deutschland, und in einem großen Maße selbst in Polen, längst aufgehört die Sache der Schule, überhaupt des Volkes zu sein. Nur der künftige Rabbiner, der Gelehrte, hie und da ein Frommer, beschäftigt sich mit dem Talmud; allen übrigen ist er fremd, und selbst wer als Knabe darin Unterricht hatte, läßt ihn liegen. Talmudische Schriften haben keinen Absatz. Jüdische Lehrer finden nicht wegen talmudischer Gelehrsamkeit, sondern wegen tüchtiger Kenntnisse und gehöriger Bildung in Deutschland eine Anstellung. Der rohe Talmudgelehrte müßte verhungern. In der Tat hat auch dieser Stand der Dinge die Talmud-Thora-Anstalten in die Bahn der Seminarien geschlendert, und das hiesige Se-

minar büßt mit seiner kläglichen Existenz dafür, daß es selbigen nicht anerkannte. Obwohl daher der Talmud, sowohl als unabweislicher Bestandteil der jüdischen Theologie, als vermöge statutarischer Feststellung seinen Platz im Lehrplan behalten muß, so darf doch sein, zu dem übrigen Bildungsstande nicht passendes, Uebergewicht wißbegierige Jünglinge nicht zurückschrecken. Je seltener die jüdischen Schullehrer aus den Gymnasien und Universitäten kommen, je öfter sie nichtsdestoweniger — insonderheit an kleineren Orten — mehr vertreten sollen als den eigentlichen Lehrer, desto unentbehrlicher wird ihnen eine gründlichere Bildung, die Kenntnis jener Sprache, die so viele andere Kenntnisse aufschließt — schon damit nicht ein großer Teil der jüdischen Gymnasial-Jugend des Lehrers der Gemeinde spotte. Sollte der fähige Seminarist erst andere Gelegenheiten, Latein zu lernen, aufsuchen müssen, so wird er die Anstalt gar nicht besuchen, oder sie bald verlassen; sie selbst wird an Ruf und Wirksamkeit zugleich einbüßen, und sich auf die minder Begabten beschränken müssen. Da nun derjenige junge Mann in das Seminar eintreten wird, dem zur Erwerbung einer — meist in andere Kreise führenden — Gymnasialbildung Mittel oder Neigung fehlt, so kann es für die Gemeinden nur vorteilhaft sein, wenn die Anstalt, zum Teil wenigstens, die gelehrte Schule ersetzt, und ihnen vollkommen ausgestattete Lehrer vorbereitet. Solchen werden sie auch bessere Gehalte bewilligen, so daß hierdurch auch die Aussicht des Seminaristen sich verbessert. Durch niedrig stehende Lehrer wird nur religiöse Anarchie, Mißachtung des Lehrstandes gepflegt, und keinem der vorhandenen Uebel abgeholfen. Unter den Juden in Preußen gibt es keine Hierarchie, und die Rabbiner werden nicht geprüft und nur von den Gemeinden angestellt; der Schullehrer ist allein den Staatsbehörden, keiner Stufenreihe jüdischer Hierarchen untergeordnet. Schon in dieser Hinsicht sollte die größtmögliche Ausbildung des Lehramts-Kandidaten empfohlen werden.

Ferner muß der Anleitung zum Unterrichten, den praktischen Uebungen, den homiletischen, eine angemessene Zeit eingeräumt werden; die vorgeschrittenen Zöglinge müssen, nach Einsicht des Direktors, öfter selbst Unterricht erteilen. Der regelmäßige Besuch jeder Klasse dauere 2 Jahre, die gesamte Lehrzeit 4 Jahre. Nach Beendigung derselben muß der amtsfähige Kandidat einen öffentlichen religiösen Vortrag halten können, im Talmud und im Unterrichten hinlänglich geübt und fähig sein zu dem vollständigen Unterrichte in Religion, Bibel, Biblischen Geschichte, hebräischen Grammatik, deutscher Sprache, Rechnen; in den übrigen Gegenständen muß er wenigstens dem Elementar-Unterricht genügen. Der neue Kursus und der Eintritt der Zöglinge geschehen nach Ostern. Indeß wird es bei einer ersten Organisation, ohne vorbereitende Schule, nicht angehen, irgend einen Plan in aller Strenge zu befolgen, noch weniger die Grenzen eines Kursus genau anzugeben.

Die Lehrgegenstände und deren Verteilung gibt folgende Tabelle:

Fächer —	II. Untere Klasse	I. Obere Klasse	Bemerkungen
Bibel	4 St.	4 St.	Zu II: Pentateuch mit Raschi. Zu I: Propheten, Sprüche ꝛc.
Talmud	8	8	
Religion	1	2	Zu II: auch biblische Geschichte; in I: Homiletische, praktische Uebungen.
Hebräisch	3	2	
Deutsch	3 od. 4	2 od. 3	Nach dem Bedürfnis halbjährlich zu bestimmen.
Latein	3	3	
Mathematik	3 od. 2	3 od. 2	Geometrie und Arithmetik.
Naturkunde	2	2	
Geographie	3	4	Beide Fächer halbjährlich in 1 Stunde abwechseln.
Geschichte			In I auch jüdische Geschichte.
	30 St.	30 St.	

Für Rechnen, Schönschreiben, Zeichnen und Französisch findet keine Klassenteilung statt, und nehmen an diesem Unterricht nur diejenigen teil, die ihn gebrauchen und verlangen. Derselbe muß daher in Extra-Stunden erteilt werden. Dies gäbe noch 8 Lehrstunden. Die Unterrichtszeit betreffend, so mögen, wie bisher, auf den Sonntag 2 Stunden für Talmud oder für Bibel kommen, da religiöser Vorschrift gemäß, täglich im Gesetz gelehrt werden soll. Die folgenden vier Wochentage werden vormittag von 8—12, und Nachmittag von 2—4, am Freitag nur vormittag von 8—12 unterrichtet — zusammen 30 Lehrstunden. Die Extra-Stunden müssen Nachmittags 1—2 oder 4—5 fallen.

Sobald die vorgesetzte hohe Behörde einen Direktor bestätigt und bevollmächtigt haben wird, wird der erste notwendige Schritt getan sein. Aber das Vorwärtskommen ist auch der Anstalt dringend nötig, daß nicht der Eifer derer, die an ihr teilnehmen, erkalte, und das sogenannte Seminar gänzlich verfalle, zum Nachteil der Kräfte, die es bilden könnte und zu noch größerem Schaden einer zahlreichen Klasse, für die viel Gutes bereitet werden dürfte.

Indem ich mir schließlich erlaube, auf mein Buch: „Die gottesdienstlichen Vorträge" (Seite 449 ff.; 455, 456, 475) zu verweisen, wo das Geschichtliche des vorliegenden Themas zum Teil beleuchtet wird, füge ich nur noch die ergebenste Bitte hinzu, ein Königliches Hochlöbliches Schulkollegium wolle die werdende Anstalt mit seiner Einsicht und seinem Wohlwollen unterstützen.

* * *

Das vorstehende Schreiben soll mit keinem großen Kommentar beschwert werden. Nur eine allgemeine Bemerkung und einige besondere Notizen scheinen mir notwendig. Die erste ist, daß Zunz der neu zu begründenden Anstalt eine Mittelstellung zwischen einem Volksschullehrer-Seminar und einer höheren Schule anweist. Er denkt sich eine Lehranstalt, die nicht bloß Volksschullehrer auszubilden hat, sondern Männer, die auch befähigt sind in kleineren Gemeinden ein höheres Element darzustellen: daraus ergibt sich seine Forderung praktischer, homiletischer Uebungen und namentlich die Forderung der Einführung des Lateinischen als obligatorischen Lehrgegenstandes.

Die besonderen Notizen beziehen sich auf Verschiedenes. Zunächst seien die höchst eigenartigen Bemerkungen über den Talmud hervorgehoben, die für Zunz's Auffassung ungemein charakteristisch sind. Sodann muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß Zunz mit sicherem, pädagogischen Blicke das Grundübel der alten Anstalt erkennt: die Unfähigkeit der jungen Leute im Unterrichten. Man kann vermuten, wenn er es auch nicht ausdrücklich sagt, daß Zunz, wie es später wirklich durchgeführt wurde, an eine organische Verbindung des Seminars mit der bestehenden Knabenschule oder eine neu zu gestaltende Uebungsschule denkt, die für die Seminaristen zu ihrer praktischen Ausbildung bestimmt ist. Dagegen ist es höchst seltsam, daß er, wenn man auch gelten lassen will, daß französisch nicht als obligatorischer Unterrichtsgegenstand angesehen wird, das Zeichnen als fakultativ hinstellt, ein Umstand, der nur begreiflich wird durch Zunz Fremdheit den Bedürfnissen der Volksschule gegenüber.

Von den erwähnten Persönlichkeiten sind die der Schüler gänzlich unbekannt. Bei dem erst angeführten Cohn ist nicht an den wohlverdienten Jugendlehrer dieses Namens zu denken, dieser hieß Raphael, während der hier angeführte Salomon Moses heißt; Raphael Cohn war ein Schüler des späteren Zunz'schen Seminars und hat seines Lehrers und Meisters Zunz stets mit Achtung und Verehrung gedacht. Der letzt genannte Aron Hirschfeld hat sich, wie ich glaube, später

mannigfach bekannt gemacht, doch kann ich Näheres nicht über ihn sagen.

Sind nun die angeführten Schüler heute im ganzen vergessen, so sind die von der Königlichen Behörde zur Anwesenheit bei der Prüfung abgeordneten Männer um so bekannter. Der eine, Otto Schulz, geboren 1782, gestorben 1849, war seit 1826 Königlicher Provinzialschulrat und Mitglied des Schulkollegiums der Provinz Brandenburg, als pädagogischer Schriftsteller zu seiner Zeit hochgeehrt, wenn auch nicht immer zum Segen des Schulwesens wirkend. Besonders unerfreulich ist für sein Andenken der unerquickliche Streit mit dem Seminardirektor Adolf Diesterweg, der als zweiter hier erwähnt ist. Dieser, geboren 1790, gestorben 1866, seit 1832 Direktor des Seminars für Stadtschulen, ist der eigentliche Begründer des Volksschulwesens in Preußen. Ein hochverdienter, freisinniger, tatkräftiger Mann, der in lebhaftester und energischster Art auf die Erziehung und Bildung der Schüler an Stelle der Abrichtung drängte und der durch sein praktisches und theoretisches Wirken sich die außerordentlichsten Verdienste erworben hat.

Was endlich die Stellen betrifft, die Zunz aus seinem Meisterwerke: „Die gottesdienstlichen Vorträge" anführt, so sind es die trefflichen Abschnitte in dem letzten Kapitel „die Gegenwart", in denen Zunz die Notwendigkeit der deutschen Predigt und die Verpflichtung zu Reformen des Gottesdienstes erörtert. Manche Leser dieses Blattes werden in der Lage sein, die herrlichen Worte nachzulesen; denen, die nicht dazu imstande sind, sei wenigstens die Gelegenheit geboten, die letztere Stelle sich einzuprägen, die gerade für den Charakter dieses Blattes im höchsten Grade geeignet ist. Sie lautet folgendermaßen:

„Aber das Licht soll fortan nicht von Babylon, sondern von Deutschland hervorgehen, — diesem unserm Vaterlande, dessen Bewohner Geduld und Energie, Einsicht und Biederkeit in wunderbarer Mischung vereinigen, und wo, gleichen Schrittes mit gesetzlicher Freiheit und wahrhafter Gesittung die Emanzipation der Juden, die bürgerliche wie die geistige unaufhaltsam vorwärts rückt. Glaubensverfolgung, Geistesdruck und Verfall halten nicht mehr stand den Kräften der jungen Zeit, in denen ich auch für Israel Bürgschaften des Fortschrittes erblicke und die Hoffnung auf gute Schulen, fähige Vorstände, einsichtsvolle Rabbiner, auf Bildungsanstalten, verbesserten Gottesdienst, einträchtig das Gute fördernde Gemeinden. Denn nicht in Aeußerlichkeiten besteht die Reform, sondern in dem göttlichen Geiste der Frömmigkeit und der Erkenntnis, in dem Worte des Lehrers und Rabbiners, das voll ist dieses Geistes, in der Anstalt, die das Wort zur Tat macht, der Lehrschule und dem Gotteshause. Die rechte Tat bleibt nicht aus, wenn Geist und Wort wirken; wenn im Innern die Reform vorgearbeitet hat, wird die äußere Form leicht gefunden. Die Verbesserung des synagogischen Gottesdienstes, in welcher zunächst jene Form zur Anschauung kommt, läßt sich aber auf drei Tätigkeiten zurückführen: Einführung des Neuen, Abänderung des Bestehenden, Wiederherstellung des rechten Gebrauchs. In der ersten macht sich das Allgemeine gegen das Besondere geltend; in der zweiten das Gewordene gegen das Alte; in der dritten aber das Ehemalige, als das Rechte, gegen das Bestehende als gegen den Verfall."

Zunz's Ausführungen sind wohl geeignet, auch heute noch, 75 Jahre nach ihrer Niederschrift, allgemeines Interesse zu erwecken. Sie sind vortrefflich geschrieben, von liberalem Geiste durchweht und erfüllt von der Erkenntnis des für den jüdischen Lehrer Nützlichen und Notwendigen.

Kriegseltern.

Von Leonie Meyerhof.

Heute waren es drei Tage, daß Herr und Frau Ferdinand Cron — bereits in der dritten Generation heißt die Familie nicht mehr Cohn — ihr ostpreußisches Kriegskind im Hause hatten. Eine langaufgeschossene Vierzehnjährige mit sehr festgeflochtenen braunen Zöpfen, von backfischlicher Magerkeit, aber von vielversprechenden geradnasigen Gesichtslinien, angenehm erleuchtet von erstaunten graublauen Augen. Echt ostpreußisch hieß sie Steputat, Christa-Marie Steputat. „Ausgerechnet Christa-Marie!" hatte Herr Ferdinand Cron gemurmelt, halb amüsiert und halb unbehaglich, als Frau Lea Rosenreich ihm die Angelegenheit vorgetragen hatte. Denn eigentlich war es diese Frau Rosenreich gewesen, eine der vermögendsten Vorstandsdamen des jüdischen Frauenvereins, die sich die ostpreußische Kriegswaise hatte kommen lassen. Allein gerade am Tage ihrer Ankunft hatte Dr. Heymannsohn eine Blinddarmreizung bei Frau Rosenreich festgestellt und eine schleunige Ueberführung der Patientin in seine Klinik angeordnet. Vor ihrer Uebersiedelung nun sah sich Frau Rosenreich genötigt, ihre Freunde Ferdinand Crons telefonisch zu sich zu bitten; denn hatten sie nicht gelegentlich ihre Sehnsucht nach einer Kriegswaise geäußert? So war den Crons die Sache mit dem Kriegskind ein wenig unvermittelt gekommen; aber — wenn auch nach dem Wechseln einiger beklommener Blicke — sie hatten wacker zugegriffen und das Mädchen mit den erstaunten Augen und dem unterstrichen christlichen Namen aus Frau Rosenreichs elegantem weißlackiertem Fremdenzimmer geholt, wo es beträmt auf seinem dürftigen Köfferchen gesessen, und es liebevoll-selbstverständlich mit sich heimgenommen.

„Aber so ein schönes Zimmer, wie Frau Rosenreichs ihres, können wir dir nicht bieten!" hatte Frau Fanny Cron sich entschuldigt.

Ein paar kurze, ungeduldig wiegende Kopfbewegungen ihres Gatten hatte Frau Fanny sich richtig übersetzt: „Sich entschuldigen — auch noch!" Aber so war sie nun einmal . . . . Und zu derartigen leicht übersetzbaren Aeußerungen stummer Ungeduld hatten sich am ersten Tage von Ferdinands überraschender Vaterschaft noch mehr Gelegenheiten ergeben. Denn von seiten des braunbezopften Kindes wurden diese ersten vierundzwanzig Stunden so reichlich mit Tränen begossen, daß er als verwöhnter bisher kinderloser Ehemann ein paarmal ängstlich seinen vor Feuchtigkeit zu schützenden Parkettboden betrachtete. Und was die neue Mama betraf, so hatte sie den ganzen Tag Anordnungen zu treffen, die ihm, unvorbestraft wie er war, zur guten Hälfte überflüssig erschienen. In der Zwischenzeit ging sie auf den Fußspitzen zwischen ihrem und ihres Schützlings Zimmer besorgt und ergriffen hin und her, immer im Zweifel, ob sie zu oft oder zu selten ihr gutes, plötzlich mütterlich gewordenes Gesicht in die Tür des zum „Jungmädchenstübchen" gewordenen Fremdenzimmers hinein steckte. Sollte sie trösten oder nicht? Das war die Frage. „Laß sie doch in Ruh'!" sagte Ferdinand, und diesmal hatte er Recht, wiewohl der Ratschlag weniger seiner Einsicht in die seelischen Bedürfnisse der Kriegswaise, als seinem eigenen Bedürfnis nach der gewohnten häuslichen Behaglichkeit entsprang.

„Na das kann ja nett werden — Gott soll schützen, was e Ueberschwemmung!" Das war sein Epilog zum ersten Tage seines Vater-Daseins. „Christa-Marie — hm hm hm!" Damit tauchte er aufseufzend in die frischbezogenen Kopfkissen; schon dem morgi-

gen Tage mit Bangen entgegensehend . . Am peinlichsten hatte es ihn getroffen, daß das Ostpreußenkind auf keine seiner gutgemeinten Anreden anders als durch Ja, Nein oder einen neuen Tränenguß geantwortet hatte. Welcher Ausblick in die Zukunft für einen an schlagfertige Unterhaltung gewöhnten Mann von praktischen Beziehungen zu den Weltdingen!

Aber Frau Fanny Cron hatte ihrem ungeduldigen Manne einen erträglichern Verlauf des zweiten Tages geweissagt. Und wirklich: er setzte hoffnungsvoller ein und verlief vor allen Dingen trockener. Frau Fanny vermochte mit der Ueberschlanken das Thema des Unterrichts und der künftigen Schule zu traktieren; auch wurde Ferdinands Versuch einer Neckerei, auf moderne Mädchenbildung abzielend, mit einem flüchtig aufzuckenden Lächeln nicht undankbar quittiert. Nachmittags freilich trat eine vorübergehende Stimmungstrübung ein, da die etwas feierliche Vorsitzende des Vereins zur Unterbringung von Kriegswaisen, Frau Regierungsrat Fosterding, erschien und unter möglichster Vermeidung von Herablassung gegen das Ehepaar Cron, sowie mit einem mißglückten Anlauf zu aufmunternder Bemutterung der Verwaisten gegenüber die gleichen Bildungsgegenstände im allgemeineren Sinn beleuchtete. Erst gegen Abend erholte Christa-Marie sich von der „unjemietlichen" Dame. Auf diese ihre Bezeichnung hin wagte Ferdinand einen Uebergriff auf das Gebiet des ostpreußischen Dialektes und redete seine Pflegebefohlene mit unverkennbar badischer Betonung als „trautse Marjell" an. Die Wirkung war überraschend: die heimatliche Ausdrucksweise in süddeutscher Aussprache erschien der kleinen Ostpreußin etwa wie ein Löwe mit einem Lammsschwänzchen und versetzte sie in einen so kräftigen Lachanfall, daß das Zimmer wie in einem befreienden Sonnendurchbruch plötzlich erhellt wurde. Alle Drei lachten, daß die Wände klangen. Umsomehr erschrak das unvorbereitete Elternpaar, als die neue Tochter allmählich in ein noch heftigeres und leidenschaftlicheres Weinen überging.

„Ihre Nerven — ihre armen, erschütterten Nerven!" flüsterte die verstehende Fanny erläuternd und mitleidig ihrem schon wieder kopfschüttelnden Ferdinand zu. Und plötzlich fühlte sie sich umschlungen und geküßt. In einem Ansturm unentwirrbarer Gefühle suchte Christa-Marie das zärtliche Frauenherz, das sich ihr so warm darbot, und schluchzte sich an diesem geduldigen Herzen wieder ruhig. Und von Zucken und Schlucken unterbrochen fragte die flüsternde Mädchenstimme:

„Da— darf ich — Ta— Tante sagen?"

Ob sie durfte?! Tante Fanny war hingerissen. Aber nun zeigte Ferdinand sich mit einem Male eifersüchtig und wollte Onkel Ferdinand sein; und siehe da: seine Ernennung ließ kaum eine Sekunde auf sich warten. Auch an seinem Halse hing Christa-Marie, nur daß sie da schon nicht mehr weinte. Am Himmel dieses Backfischgemütes wechselten Sonne und Wolken mit märchenhafter Schnelligkeit. Onkel Ferdinand war bis auf den Festungskern erobert, sobald er die kühlen festen Zöpfe über seine Hände fallen und die erhitzte feuchte Mädchenwange an seinem Ohr brennen fühlte. Nur eine kleine Störung in dem Genuß, mit dem er sich den eben wachgeküßten Vatergefühlen hingab, bedeutete es, als ihm plötzlich mitten drin einfiel: „O weh — gerade heute bin ich nicht frisch rasiert . . ."

Als an diesem zweiten Abend die Kriegseltern allein blieben, schauten sie einander lächelnd und aufatmend an. Ferdinand schritt, die Hand mit der Abendzigarre in bekräftigenden Gesten bewegend, auf dem Teppich hin und wider und erörterte die inneren und äußeren Vorzüge der langen Christa-Marie mit einer Energie, die entschlossen schien, nicht

die kleinste Sommersprosse zuzugeben, falls etwa Fanny eine solche als Schönheitsfehler heranziehen werde. Nein, das Mädchen war scharmant, einfach scharmant — — oder vielmehr reizend, denn man brauchte ja nun die Fremdwörter nicht mehr, am wenigsten in Augenblicken der Begeisterung.

„Glaubst du, sie weiß, daß wir Juden sind?" fragte Fanny fast nüchtern aus einem nachdenklichen Stillschweigen heraus.

Mit einem Ruck unterbrach Ferdinand seine temperamentvolle Wanderung und meinte:

„Du vergißt, daß sie aus Lea Rosenreichs unverkennbarer Jüdischkeit zu uns gekommen ist, mei' Gold —"

Und heute legte er sich mit dem Wohlgefühl eines Mannes schlafen, der sich mit voller Berechtigung auf den nächsten Tag freuen darf.

Ueber dem dritten Tage der Cron'schen Kriegselternschaft ging überhaupt eine besonders helle Sonne auf. Die Morgenzeitungen brachten einen glänzenden Tagesbericht. Wie eine Fanfare dröhnte der Name Hindenburg darüber hin; siegreich waren seine Heere in Polen eingedrungen, und die Zahl der Gefangenen schwoll mit der der Extrablätter im Verhälnis von 10,000 zu 1 überwältigend an . . . .

Froh und einig saßen Onkel Ferdinand und Tante Fanny mit ihrem Schützling beim Frühstück. Christa-Mariens Wortkargheit war heute ins Gegenteil umgeschlagen, so daß Fanny nicht ohne Besorgnis die noch sehr merkbare Nervosität des Mädchens bei sich feststellte und vorsichtig ablenkte, wenn das Plappermäulchen auf die ostpreußisch-russischen Schreckerlebnisse geraten wollte. Immer wieder zog sie ihre Hand — und mahnte durch Blicke ihren Ferdinand zu gleichem Tun — aus dem zärtlichkeitssuchenden Griff der seidenglatten Mädchenhände, um die Braunzöpfige zur Fortsetzung des Frühstücks zu veranlassen.

Von der Beschreibung der aufgeregten Kühe auf dem heimischen Landgut beim Einmarsch der Russen lockte die listige Fanny ihr neues Kind mit bewundernswerter Diplomatie hinweg zu Frau Rosenreichs weißlackiertem Jungmädchenzimmer. Herzig war es doch gewesen — nicht? Und in ihrem jetzigen Stübchen bei Crons hatte Christa-Marie nun ein stilloses Gemengsel von Eichen- und Kirschbaummöbeln.

„Ach — weeißer Lack — Quatsch!" bemerkte Christa-Marie respektlos. „Ich habe bei allem Unjlück noch riesijes Jlück jehaabt . . . . So jut wie ihr zu mir seeid — —" Ein Regenschauer rückte nahe, dem Fanny vermittels eines Gelée-Brotes zu begegnen suchte. Die Regenböe verwandelte sich sofort in einen Hagelsturm von Küssen.

Mit ihren leuchtenden Blauaugen zwischen ihren Beschützern hin und herblickend, als überschaue sie ein neugewonnenes Reich, ergriff Christa-Marie abermals Fannys linke und Ferdinands rechte Hand, lehnte sich in ihren Stuhl zurück und fragte triumphierend, als ob sie ihr letztes und wichtigstes Argument ausspiele:

„Wißt ihr auch, warum ich noch janz besonders froh bin, nich zu Frau Rosenreeich jekommen zu seein?"

„Nun —?"

„Weeil —" erwiderte Christa-Marie glückstrahlend, „weeil Frau Rosenreeich eeine Jiedin is!"

Ein Augenblick tötenden Schweigens. Christa-Marie fühlte die Lockerung der beiden Hände, die von den ihren umschlossen auf dem Frühstückstisch lagen, zu gleicher Zeit. Ihre Augen wurden groß und erschrocken, ihre Züge entspannten sich, die Kinnlade fiel herunter. Was hatte sie gemacht? Die beiden ihr schnell lieb gewordenen Gesichter, in denen sie forschte, hatten ihren Ausdruck

auf rätselhafte Weise verändert. Onkel Ferdinand sah unbehaglich, verletzt, geärgert, — Tante Fanny ernst und bekümmert aus, wie jemand, der eine Hoffnungslosigkeit überwunden hatte und nun unvorbereitet in sie zurückgeworfen wird.

Beide öffneten den Mund, um etwas zu sagen; aber nur Tante Fanny sagte wirklich etwas. So war es auch das beste. Und sie sagte es mit möglichst beherrschter, ja sanfter und dennoch leicht zitternder Stimme:

„Ist dir das so wichtig? Wir dachten, es käme nur auf ein gutes, menschliches Herz an, nicht auf konfessionelle Vorurteile. . . . . Du bist *auch bei uns* in ein jüdisches Haus gekommen."

Zwei Augenpaare blickten gespannt auf das erbleichende und erstarrende Mädchengesicht, das in dieser Minute erschreckend mager erschien.

Christa-Marie erhob sich, stieß mit dem Magen an die halbvolle Kaffeetasse und brachte das damastene Tischtuch in unmittelbare Gefahr, der Tante Fannys rasch zugreifende Hand wirkungsvoll entgegenarbeitete. Das Mädchen blickte weder rechts noch links; sie schob ihren Stuhl so hastig zurück, daß er wackelte, und durchstürmte im Laufschritt langbeinig das Zimmer. Krachend schloß sich die Stubentür hinter ihren fliegenden Zöpfen.

„So . . Naja . . . Da hascht's . . . Da hascht deine Christa-Marie!" sagte Ferdinand mit einem niederschmetternden Seitenblick auf seine Gattin, als ob in ihr der Urquell alles Antisemitismus zu suchen und gewaltsam zuzuschütten sei. Er erhob sich, zündete mit fliegenden Händen seine Morgenzigarre an und begann einen eilfertigen Zornmarsch hin und her über den Teppich. Aber der traurig-enttäuschte Ausdruck ihres milden Gesichtes kehrte die Wetterfahne seiner Entrüstung nach einer andern Himmelsgegend. „Da gibt man sich nun alle Mühe — schont, tröstet, bringt jede Art Opfer —"

„Na — na —" begütigte sie halb mechanisch.

„Etwa nicht —? Und so eine unreife, gedankenlose Gans . . . Jawohl: Gans. Hat keine Ahnung von Religionsgeschichte — vom Rassenproblem —"

Hierüber mußte Fanny mitten in ihrem Kummer lächeln.

Ferdinands Geist drehte sich im Entrüstungswirbel wie eine Windhose.

„Du kannscht noch lachen —! 's isch himmelschreiend! So lang der anständige Jude mit seinem heimlichen Judentum herumgeht, wie mit einem unsichtbaren Buckel —"

Und dann brach der eigentliche Kummer tief aus dem Innersten heraus in den Worten:

„*Onkel* Ferdinand — jawoll! Hat sich 'was mit der Onkelschaft!"

Sie tat sich selber leid. Aber er ihr noch mehr. So stand sie auf, ging zu ihm hin und küßte ihn erst auf das eine Ohrläppchen und dann auf das andere, wie er es so gern hatte. Darauf schickte sie sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Wohin —? Doch nicht zu dem engherzigen Ding? Untersteh' dich!"

„Ja," sagte sie trotz seines drohenden Tones unerschrocken. „Zu Christa-Marie . . Mit der Kriegselternschaft sind doch auch Enttäuschungen und Erziehungsmühen verbunden —"

„Mit der Kriegselternschaft ist es aus!" erklärte er gebieterisch. „Der dürre Stecken —" gestern war sie eine reizvolle Mädchenknospe gewesen — „kann meinethalb Abschied nehmen und um Verzeihung bitten — dann muß sie unverzüglich aus dem Hause . . . Jedenfalls hat *sie* den ersten Schritt zu tun," fügte er nach kurzem Besinnen hinzu.

Sie aber lächelte von neuem und ging, ihm über die frischrasierte Wange streichend,

mit ihrem Schlüsselkörbchen am Arm an ihm vorbei aus dem Zimmer und wußte, er werde nichts ernstliches unternehmen, sie zurückzuhalten. Ganz leise klopfte sie an die Tür des Stübchens, worin die Eichen- und Kirschbaummöbel sich vertrugen; und obwohl niemand herein sagte, trat sie über die Schwelle.

Da kauerte Christa-Marie, zu einem erstaunlich bescheidenen Häufchen zusammengerutscht, vor ihrem geöffneten Köfferchen mit dem eingedrückten Deckel und hielt die nette Trauerbluse, die Tante Fanny ihr gekauft, gegen Lippen und Augen gedrückt und weinte in den zarten Stoff hinein, daß es ein Jammer war um das edle Gebilde der Mode. Ihre paar Bücher und ruinierte Pappschachteln lagen schon im Grunde des Koffers, recht schlampig hineingeworfen, und ihre übrige geringfügige Habe war auf und zwischen den Eichen- und Kirschbaummöbeln systemlos umhergestreut, so daß Frau Fanny schon eine Art von Eiertanz aufführen mußte, um in die Nähe der Zimmerbewohnerin zu gelangen.

Bei einem solchen Anblick gewann die gute Haushälterin, die in Fanny steckte, die Oberhand, und sie sagte bedauernd und vorwurfsvoll:

„O — die gute Bluse —!"

Im nächsten Augenblick flog die gute Bluse in die Ecke, und Christa-Marie um den Hals ihrer Tante Fanny. Da schluchzte sie herzbrechend. O — sie wollte fort, fort! Wohin? Ja, das wußte sie nicht. Aber Tante und Onkel könnten ihr ja nie, nie verzeihen, sie hatte Tante und Onkel doch „zu jräßlich beleeidigt", und sie hatte nie gedacht, daß Onkel und Tante Juden — d. h. sie sagte: Israeliten, weil das ihrer Meinung nach weniger aggressiv klang — wären, und daß Juden überhaupt so wären — und — und —

„So —?' Ja wie denn ‚so'?"

„Na — Jott — eben: ‚so!' So jut — und so feein — und — und — ieberhaupt —"

„Du hast also geglaubt —"

„Ach was — jejlaubt! Jarnuscht hab' ich jejlaubt! Es is ja jar keein Unterschied! Sonst hätt' ich doch was jemerkt in diesen dreei Tagen —"

Und Tante Fanny, die sich eigentlich eine wunderschöne, lehrreiche Rede ausgedacht hatte, die anfangen sollte: „Du willst also bei den Juden nicht bleiben", sagte einstweilen garnichts, sondern klopfte mit ihrer Grübchenhand auf den langen Rücken ihrer Pflegetochter, bis das Schluchzen nachließ. Dann endlich schlug sie vor, zu Onkel Ferdinand zu gehen.

„Aber ich schäm' mich doch so jräßlich —!" wandte Christa-Marie ein und biß auf das Ende eines ihrer braunen Zöpfe.

Trotzdem traten sie gleich darauf zärtlich umschlungen ins Frühstückszimmer ein. Hier stand Onkel Ferdinand in Positur, die linke Hand im Schlafrockaufschlag, die rechte auf einem Exemplar von Lessings „Nathan dem Weisen", das er sich als Beleg zu einer beabsichtigten oratorischen Leistung zurechtgelegt hatte. So stand er da, ein moderner Demosthenes, oder auch zu seinem künftigen Standbild Modell posierend.

Allein auch er verzichtete auf seinen Vortrag, als er die noch ein letztes Mal aufschluchzende Christa-Marie vor sich sah und ihre langen Arme an seinem graustoppeligen Nacken spürte. Er begnügte sich damit, sie zu küssen und ganz leise und zärtlich in ihr Ohr zu wispern:

„Du — Dummerle —!"

Und das war die ganze Bekehrungspredigt zum reinen Menschentum, die in dieser harten Kriegszeit der Onkel Ferdinand Cron vom Stapel ließ; und der Nathan blieb auf dem Tische liegen. Ohne Lessings Beihilfe, ja ohne den mindesten Aufwand von Mühe oder Pathos war es den Kriegseltern Cron

gelungen, das reine Kindergemüt ihrer Kriegstochter von einem alten, nie nachgeprüften Vorurteil zu reinigen. Und es ist vorauszusetzen, daß ihnen im Laufe der Zeit noch ähnliche Erfolge auf die gleiche Art gelingen werden.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Breslau, Ende September 1915.

Wiederum hat unsere Jugendorganisation einen sehr schweren Verlust erlitten. Der Heimgang unseres hochverehrten außerordentlichen Mitgliedes

Herrn Siegfried Laqueur

reißt in unsere Reihen eine tiefe Lücke.

Mit beispielloser Treue und nie erlahmender Rührigkeit arbeitete der jugendliche Alte, wie er sich selbst stets nannte, für unsere Bestrebungen und hat durch seine reichen Erfahrungen gerade auf dem Gebiete des jüdischen Liberalismus vorbildlich gewirkt.

So oft es seine Zeit gestattete, nahm er an unseren Versammlungen teil, stets beteiligte er sich dann an der freien Aussprache und riß jedesmal durch die Frische seiner Ausführungen uns, die Jungen, mit sich fort. Unvergessen werden seine Worte über Deutschtum und Judentum und seine Ansprache bei der Chanukka-Feier bleiben. Noch in letzter Zeit trug er sich mit dem Gedanken, bei uns einen Vortrag zu halten. Nun ist er, der begeisterte Führer der Jugend, von uns gegangen, ohne daß er sein Vorhaben ausführen konnte.

In unserem Kreise wird sein Name ob der Lauterkeit seiner Gesinnung und der Schlichtheit seines Wesens stets in Ehren genannt werden.

Der Vorstand des
Jüdisch-liberalen Jugendvereins
zu Breslau.

* * *

Der ungemein rührige Jüdisch-liberale Jugendverein zu Breslau versendet folgendes Programm:

Was wir wollen.

Der Jüdisch-liberale Jugendverein zu Breslau will ein Sammelpunkt sein für alle diejenigen unter unserer jüdischen Jugend, die in unerschütterlicher Treue festhalten an einem lebendigen, positiven, religiösen, freien und aufrechten Judentum.

Wir wollen lebendiges Judentum!

Wir wollen daher, daß der jüdischen Religion ihre Entwicklungsfähigkeit gewahrt werde, damit sie ihren Einfluß auf das lebende Geschlecht nicht verliere und der Aufgabe gerecht werde, für alle Zeiten einen bedeutungsvollen Faktor in der Geschichte der Kulturmenschheit darzustellen. Wir wurzeln fest in dem echten jüdisch-religiösen Boden und wollen den Zusammenhang mit der Vergangenheit erhalten. Wir wollen daher alles religiös Wertvolle und Lebendige pflegen; erstarrte Formen und Vorschriften aber sollen möglichst so ausgestaltet und verinnerlicht werden, daß sie echtes und warmes religiöses Leben dort wieder erwecken, wo die unmöglichen Forderungen einer unjüdischen Starrheit das echte religiöse Leben erstickt und religiöse Gleichgiltigkeit oder gar Widerspruch und Abneigung großgezogen haben.

Wir wollen positives Judentum!

Darum erstreben wir für die jüdische Jugend einen Religionsunterricht, der das Kind mit Wissen vom Judentum und Liebe zu seiner religiösen Gemeinschaft erfüllt und es nicht in einen Gegensatz zu seinem Elternhause bringt.

Wir erstreben Förderung der Wissenschaft des Judentums, damit die Liebe zur jüdischen Religion sich auf sichere Kenntnis der Literatur und Geschichte unserer Gemeinschaft aufbauen kann.

Wir erstreben stärkere Heranziehung des weiblichen Geschlechtes zu allen Aufgaben des religiösen und sozialen Judentums.

Wir wollen religiöses Judentum!

Wir bekämpfen daher alle Bestrebungen, die den religiösen Charakter des Judentums verleugnen und in Verkennung seiner vieltausendjährigen Geschichte und ihrer

Lehren es auf eine rein nationale Basis stellen wollen.

National gehören wir mit ungeteiltem Herzen unserem Vaterlande an. Ebenso wie wir gute Juden sind, sind wir gute Deutsche.

Wir wollen ein freies Judentum!

Wir achten daher die Anschauung der überzeugten Orthodoxen und wollen keinen, der ehrlich den streng gesetzestreuen Standpunkt verficht und demgemäß lebt, zu unserer Ansicht bekehren. Wir bekämpfen aber den Indifferentismus, den Feind jeder Religion, den unversöhnlichen Feind des liberalen Judentums. Wir bekämpfen das Mitläufertum der Orthodoxie, die traurige Schar derer, die sich selber über allen Glauben und alle Vorschriften hinwegsetzen, anderen aber die Orthodoxie unduldsamer Weise aufzwingen wollen.

Wir wollen ein aufrechtes Judentum!

Wir treten ein für alle Bestrebungen, die eine völlige Gleichberechtigung der Juden und des Judentums herbeizuführen suchen. Wir kämpfen daher gegen den Antisemitismus in jeglicher Gestalt sowie gegen das Taufjudentum.

Wer darum ein lebendiges, positives, religiöses, freies Judentum ersehnt,

Wer dem Judentum seine Eigenart, seine Kraft, seine Stellung und Bedeutung in der Geschichte der Kulturmenschheit erhalten will,

Wer die Zukunft unseres Judentums sichern will,

der mache seinen Willen zur Tat, indem er seinen Beitritt zum Jüdisch-liberalen Jugendverein erklärt und an allen seinen Veranstaltungen regen Anteil nimmt.

Der Vorstand des
Jüdisch-liberalen Jugendvereins
zu Breslau.

* * *

Am 31. August begann unser Verein sein neues Semester.

Schon vor einem Jahre kostete es unendliche Mühe, all die Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellten, zu überwinden. — Und heute, zu einer Zeit, da wir bereits im zweiten Kriegsjahre leben, war die Frage der Eröffnung und der Arbeits-Fortführung weit schwieriger.

Aus der Reihe unserer Vorstandsmitglieder eilte Herr Ralph Lewin, des Vereins erster Schriftführer zu den Fahnen. Außerdem ist ein großer Teil unser arbeitenden Mitglieder eingezogen. — Und dennoch gelang es mit einer vortrefflich besuchten Versammlung, der auch unsere beiden Ehrenmitglieder, die Herren Sanitätsrat Carl Reich sowie Justizrat Berger, Königshütte, beiwohnten, das neue Arbeitsjahr zu beginnen.

— Aus der Reihe der zahlreich erschienenen Gäste sei es mir gestattet, die Herren Dr. Lewkowitz, Dozent am hiesigen Jüd. Theol.-Seminar, und Geh. Justizrat Amtsgerichtsrat Glogauer zu nennen.

An diesem Tage sprach Herr Dozent Dr. J. Elbogen, Berlin, über

„Die Bedeutung des jüdischen Gottesdienstes auf die religiöse Entwicklung der Menschheit".

Die Versammlung leitete das Mitglied des Vorstandes Herr Alfred Berger. Dieser gedachte in trefflichen Worten des auf dem Felde gefallenen Herrn Curt Fabisch. Schlicht und einfach erzählte er von der unerschütterlichen Treue dieses Mannes, die er bis in die letzten Tage seines jungen Lebens, auch vom Schauplatze des Todes, zum Heile unserer guten Sache bewies. Als sichtlichen Dank für seine aufopfernde Treue und Hingebung hat der Vereinsvorstand beschlossen, unsern Curt Fabisch zum immerwährenden Mitgliede in unserm Verein zu ernennen. Sein Name wird somit für alle Zeiten mit dem Jüd.-lib. Jugendverein zu Breslau verknüpft sein.

Hiernach ergriff der Redner des Abends, Herr Dr. Elbogen das Wort und führte aus, daß die jüdische Religion die erste gewesen sei, die den Unterschied zwischen Priester und Laien aufhob, und wo jeder, der die genügende Befähigung hat, den Gottesdienst ohne vorherige Weihe leiten kann.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 11 und 12. Jahrgang 7. Novbr. u. Dezbr. 1915.

Judentum, Weihnachtsfest, Messiasglaube.

Von Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld.

Der Besuch des Gottesdienstes an den Sabbaten läßt in der Mehrzahl unserer Gemeinden manches zu wünschen übrig. So bedauerlich dies ist, so müssen wir doch gerechtermaßen zugeben, daß hier vielfach durchaus kein Mangel an gutem Willen, durchaus keine religiöse Gleichgültigkeit vorliegt. Es sind vielmehr die wirtschaftlichen Verhältnisse, die die Juden zur Entweihung des Sabbats zwingen und es ihnen zur Unmöglichkeit machen, regelmäßige Besucher des Gotteshauses zu sein. Jedesmal, wenn der Hinderungsgrund fortfällt, indem ein christlicher Feiertag auf den Sabbat trifft, ist auch der Besuch der Synagoge ein gehobener. Das haben wir schon häufig beobachten können; und demnächst, am ersten Weihnachtstage, werden wir Gelegenheit haben, unsere Beobachtung zu wiederholen.

Die Entstehung des Christentums, auf die das Weihnachtsfest hinweist, galt uns früher als ein Blümlein Rührmichnichtan. In der jüdischen Geschichtsstunde pflegte man über diesen ungeheuer wichtigen Vorgang geflissentlich hinwegzugehen und glaubte mit solcher Vogelstraußpolitik der jüdischen Jugend zu nützen und sie für ihr späteres Leben vor der Gefahr des Abfalles zu bewahren.[1]) Und doch müßte gerade dieser geschichtliche Vorgang mit möglichst großer Ausführlichkeit im Unterricht besprochen werden und dem jüdischen Religionslehrer die erwünschte Gelegenheit bieten, die Herzen der ihm anvertrauten Jugend mit Treue gegen das Judentum zu erfüllen. Auch dürfte es zweifelhaft sein, ob wir Rabbiner recht daran tun, wenn wir das Weihnachtsfest, weil es das Fest eines andern Bekenntnisses ist, im Gottesdienst grundsätzlich mit Stillschweigen übergehen, ob nicht im Gegenteil ein Zusammenfallen dieses Festes mit dem Sabbat, wie in diesem Jahre, uns Veranlassung geben sollte, auf die Vorgänge in grauer Vorzeit hinzudeuten, um auf die zahlreichen Gotteshausbesucher, die über jene Vorgänge im Unklaren sind, aufklärend einzuwirken und ihre Liebe zum Väterglauben zu stärken. Und für die jüdischen Zeitschriften sollte von Rechts wegen kein Jahr vorübergehen, in

[1]) Auch die jetzt im Gebrauche befindlichen Lehrbücher gehen über Jesus und die Entstehung des Christentums mehr oder weniger kurz hinweg. So fertigt S. Müller in seiner „Jüdischen Geschichte in Charakterbildern" (1913) den Gegenstand in einem Nebensatze ab.

dem wir beim Herannahen des Weihnachtsfestes uns nicht immer von neuem Rechenschaft ablegten über die Ereignisse, die damals zu einer Spaltung im Schoße des Judentums führten, und über die schwerwiegenden Gründe, die unsere Vorfahren zur Ablehnung der neuen Bewegung veranlaßten. In der Schule, im Gotteshaus und in der Presse müssen wir dem Vorwurf, der uns unaufhörlich gemacht wird, mit allem Nachdruck begegnen, als hätten wir aus Unverstand oder gar aus Eigensinn uns geweigert, eine höhere Stufe der Religion zu erklimmen, und uns dadurch um unsere Daseinsberechtigung gebracht.

In jenen alten Tagen, deren Gedächtnis das Weihnachtsfest Jahr für Jahr heraufbeschwört, lastete auf Juda ein unerträglicher Druck: Rom schrieb Juda die Gesetze vor. Eine dumpfe Stimmung lag über dem ganzen Lande. Schlimmer konnte es nicht mehr kommen, es konnte nur besser werden. Und hatten denn nicht die Propheten Israels von einer schöneren Zukunft geträumt? Hatten sie nicht Tage des Glücks verkündet, Tage des Ruhmes, des Friedens, der Freude? O sie mußte bald kommen, hoffte man, die Erfüllung der prophetischen Träume, sie mußte bald kommen, die Erlösung. Und als nun aus den Reihen des Judentums Jesus von Nazareth hervorging, dem kein verständiger Jude unserer Tage seine Ehrerbietung versagen wird, da begnügte sich ein Teil seiner Zeitgenossen nicht damit, in ihm einen Verkünder wahrer, reiner, jüdisch-religiöser Gedanken zu erblicken: nein, sie sahen in ihm den melech hamoschiach, den königlichen Gottesgesalbten, von dem die Propheten verkündet, er würde einst die Welt erlösen von Schrecken und Gewalt, von Not und Uebel, von Sünde und Vergehen, von Kampf und Streit.

Welche Verdienste nun das Christentum, die Tochter des Judentums, sich durch Ueberwindung des Heidentums erworben hat, das ist bekannt und bedarf hier keiner weiteren Erörterung. Uns beschäftigt hier nur die eine Frage: Warum haben unsere Vorfahren sich mit aller Leidenschaft dagegen gesträubt, in dem vom Christentum verehrten Manne den Messias, den Erlöser zu erkennen und anzuerkennen? Darauf lautet die einfache, aber bestimmte Antwort: Weil er, nach ihrer festen Ueberzeugung, diejenigen Merkmale nicht besaß, die den Erlöser als solchen sollten erkennen lassen. Und was für Merkmale sollten dies sein? In kurzen Worten bemerkt hierüber Maimonides am Schlusse seines Werkes Mischneh Thorah: „Du mußt nicht glauben, der messianische König sei daran zu erkennen, daß er Zeichen und Wunder tut, daß er Naturgesetze aufhebt, daß er Tote zum Leben erweckt und dergleichen.“[2]) „Er wird sich vielmehr dadurch kundgeben, daß er die Welt zur Besserung und zur Veredelung führt, daß er die ganze Menschheit dahin bringt, daß sie einmütigen Sinnes dem ewigen Gotte dient.“[3]) „Wenn der wahre Messias kommt, dann wird es keine wirtschaftliche Not mehr geben, nicht Neid und Mißgunst unter den Menschen, nicht Streit und Krieg zwischen den Völkern. Dann wird die Welt aufatmen von allem Leid und Elend, das auf ihr gelastet, und das Reich Gottes wird auf Erden gegründet sein.“[4])

Und wenn wir nun unsere Welt betrachten, nicht wie wir wünschten, daß sie sei, sondern wie sie in Wirklichkeit ist, wenn wir insbesondere sehen, wie die Völker nach

[2]) Mischneh Thorah, 4. Teil, Abhandlung „Ueber die Könige“, Kap. 11, 3.

[3]) daselbst, Kap. 11, 4.

[4]) daselbst, Kap. 12, 5.

wie vor unter dem Fluche des Krieges seufzen, wie sie sich heute noch genau so, wie vor Jahrtausenden, in grundlosem Hasse zerfleischen: dann dürfen wir, ohne das Verdienst und die Bedeutung anderer Bekenntnisse im entferntesten leugnen zu wollen, offen bekennen: Unsere Vorfahren sind nicht kurzsichtig und nicht verblendet gewesen. Dann dürfen wir, ohne einer anderen Religion zu nahe zu treten, die Auffassung des Judentums dahin aussprechen: Bis auf den heutigen Tag ist der Messias, von dem die Propheten Israels geträumt haben, noch nicht erschienen; bis auf den heutigen Tag ist noch kein Erlöser auf Erden gewandelt.

Wird er jemals erscheinen, wird er einst auf Erden wandeln? Wird es einem Menschen, und besäße er die glänzendsten Eigenschaften des Geistes und des Gemütes, jemals gelingen können, alles Böse auf Erden, den Neid und die Eifersucht, den Haß und die Mißgunst, den Streit und den Krieg gleichsam mit einem Zauberstabe verschwinden zu machen? Es scheint, als sei diese Aufgabe selbst für den größten aller Menschen zu hoch, zu schwer, zu erhaben. Kein einzelner Mensch wird uns je erlösen; die ganze Menschheit wird ihr eigener Erlöser, ihr eigener Messias sein müssen. Was der einzelne Mensch nicht vermag, der Gesamtheit der Menschen wird es gelingen können.[5])

Und wenn wir auch gerade im gegenwärtigen Augenblick von dem erhofften Ziele weiter entfernt zu sein scheinen, als wir je gefürchtet, so wollen wir doch unsern Messiasglauben in alle Ewigkeit nicht aufgeben, unsern Glauben an die Aufwärtsentwicklung der Menschheit zu allgemeiner wirtschaftlicher, geistiger und sittlicher Wohlfahrt durch dauernden Frieden. Diesen Glauben werden wir, trotz des furchtbaren Völkerkampfes, in unsern Herzen bewahren, auf daß wir nach Beendigung des Krieges noch den Mut und die Spannkraft besitzen, wieder treu zu arbeiten an dem Werke des Friedens und der Gesittung, an dem Werke gegenseitigen Sichverstehens und gegenseitigen Vertrauens. Wir werden den Glauben des Judentums bewahren, daß einst der Menschheit die Stunde der Erlösung schlagen wird, indem auf der ganzen Erde das Hohe und Göttliche den endgültigen Sieg erringt über das Niedere und Ungöttliche.

[5]) Der veränderten Auffassung des Messiasglaubens, der Auffassung, daß kein einzelner Sterblicher im Stande sein werde, die messianische Zeit, das Gottesreich auf Erden, herbeizuführen, wird in den neueren Gebetbüchern Rechnung getragen, indem die Stelle am Eingang des Hauptgebets: umëwi goël („er bringt den Erlöser") umgewandelt ist in: umëwi gëulloh („er bringt die Erlösung"), siehe die Gebetbücher von Geiger, Vogelstein, Seligmann, der nordamerikanischen Rabbiner.

Unsere Feiertage.

Von L. Meyer-Lünen.

Unsere Feiertage? .... Haben wir deutschen Juden denn noch Feiertage? — Tage der Feier, d. h. Tage der Ruhe und Weihe, wer von uns kann sich ihrer noch erfreuen! Der Sabbath ist längst zum Alltag geworden. Mehr als einmal habe ich im Religionsunterrichte, wenn ich mit den „Kleinen" die Schöpfungsgeschichte durchnahm, auf meine Frage, welcher Tag der Woche der Ruhetag sei, die Antwort erhalten: „Der Sonntag". Ist das zu verwundern? Die jüdische junge Welt kennt mit wenigen Ausnahmen keine Sabbathruhe mehr, wohl aber sieht sie, daß am Sonntag

die Geschäfte ruhen. Wer außer Rabbinern, Kantoren, Synagogendienern, Lehrern an jüdischen Schulen und — Rentnern kann den Sabbath noch halten? Kaufleute, Händler, Handwerker, sie, die den größten Teil der jüdischen Bevölkerung Deutschlands ausmachen, müssen sich am Sonntag der Arbeit enthalten, und an zwei Tagen der Woche zu ruhen, das können sie sich nicht erlauben, es würde ihnen auch wohl nicht behagen. Muß ich nachweisen, daß auch die Angehörigen anderer Berufe wohl eine Sonntags-, aber keine Sabbathruhe haben? Wohl kaum.

Mancher von den vielen, die den Sabbath nicht halten können, besucht wenigstens hin und wieder am Sonnabend die Synagoge, aber Sabbath hat er durch die Beteiligung am Gottesdienste noch nicht. Alltag verläßt er, wenn er aus seinem Hause geht, Alltag findet er wieder, wenn er zurückkommt. Aber eine Freitagabendfeier — höre ich einwenden — können doch fast alle haben, wenn auch gar mancher dabei auf den Synagogenbesuch verzichten und sich auf den häuslichen Teil der Feier beschränken muß. Wohl, aber der Freitagabend ist nur ein kleiner Teil des Sabbaths, und er entbehrt in hohem Maße seiner Weihe und gibt uns seine Labung nicht ganz, wenn wir wissen, daß am nächsten Morgen wieder Arbeit unser wartet. Der Kaufmann, der am anderen Tage angestrengt im Geschäfte tätig sein muß, und sein Sohn, der am Sonnabend 4 oder 5 Schulstunden hat, sie haben beide nicht den rechten Freitagabendgenuß. Ach, was ist uns vom Sabbath noch übrig geblieben!

Und die Feiertage im engeren Sinne des Wortes? Im nächsten Jahre beginnt das Pesachfest am Montagabend der Karwoche. Wer von uns — von wenigen Ausnahmen abgesehen — die Tage des Festes den Vorschriften des Religionsgesetzes entsprechend begehen wollte, wäre gezwungen, sich in einem Zeitraum von acht Tagen (vom Dienstag bis zum Dienstag) an sieben Tagen der Arbeit zu enthalten. In Gegenden mit vorwiegend katholischer Bevölkerung allerdings nur an sechs Tagen; der Karfreitag ist in diesen ein Arbeitstag. Aber auch da wäre die Fülle der Feiertage eine schier erdrückende Last, die zu dem Ausrufe veranlassen könnte: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage." Von all unsren heiligen Tagen werden aber auch allgemein nur noch die Neujahrstage und der Versöhnungstag gefeiert; an den übrigen ist wohl noch Gottesdienst, in den jüdischen Häusern jedoch verspürt man vom Geiste der Feiertage kaum einen Hauch. Eine Ausnahme findet statt, wenn ein jüdischer Feiertag mit einem gesetzlichen Ruhetage zusammentrifft; dann erhält er seine Feiertagsweihe wieder. Dann sieht man in der Synagoge eine zahlreiche Beterschar, im Hause ist feiertägliche Ruhe, und Festtagsstimmung herrscht in der Gemeinde.[1])

Daß der jetzt herrschende Zustand nicht gut ist, wer wollte das leugnen! Darum wird auch an Sabbathen und Festtagen in der Synagoge gegen die gepredigt, die nicht da sind; darum ermahnen die Lehrer im Religionsunterrichte die Schüler, die von der Religion geweihten Tage, so weit es ihnen möglich ist, zu heiligen; darum erzählen schreibselige Leute, die sich berufen fühlen, Jugendschriften zu verfassen, wie schön die heiligen Tage im Hause des Großvaters begangen worden sind. Aber heute ist's anders als zu Großvaters Zeiten. Damals hatte man die Sonntagsruhe noch nicht, damals hielt der Daseinskampf die Menschen noch

[1]) Daß es in unserem Vaterlande Gegenden gibt, in denen alle oder doch fast alle Juden die Sabbathe und Feiertage halten können, kann für mich nicht in Betracht kommen; dafür ist die Zahl dieser Juden im Vergleich zur Gesamtzahl der jüdischen Bevölkerung Deutschlands zu gering. Der Verf.

nicht so in der Fron wie heute. Religiös gesinnt ist auch heute noch die deutsche Judenheit; des sind die wenigen Tage Beweis, an denen der Gottesdienst allgemein zahlreich besucht wird. Leider findet aber der religiöse Sinn unsrer Erwachsenen und unsrer Jugend nicht mehr genügende Befriedigung. Es ist Gefahr, daß er verkümmere oder in Bahnen gelenkt werde, die vom Judentum abseits führen. Was soll geschehen? Fernerhin ermahnen? Gewiß. Aber es wird nur wenig helfen, wenn nicht noch etwas anderes geschieht, und das ist: Der Sabbath muß auf den Sonntag verlegt werden, auch einige Feiertage müssen verlegt und andere aufgegeben werden. Indem ich diese Forderung erhebe, überhöre ich nicht die Lehren, die die Geschichte der Reformbewegung mir zuruft. Heute fordert die Not der Zeit gebieterisch die vorgeschlagene Aenderung. Auch nicht leichten Herzens mache ich den Vorschlag. Ich höre das Dichterwort: „Laß stehn das Haus, laß stehen!" Aber das alte Haus soll ja an einer anderen Stelle wieder aufgebaut und die alten Erinnerungen sollen in den neuen Bau mit hinübergenommen werden. An die liberalen Rabbiner Deutschlands wende ich mich mit der Bitte, die Aenderung vorzubereiten. Ich wende mich an sie als an die Führer der deutschen Juden auf religiösem Gebiete, von denen man erwarten darf, daß sie den Mut haben, teures, heiliges Vatergut, das aber nicht mehr Kindeserbe werden kann, aufzugeben, um uns das Beste, unser Judentum, zu erhalten. Dieses Aufgeben, es soll zugleich ein Geben sein. Ihr liberalen Rabbiner, gebt uns Feiertage!

Organisation.

Von Stadtrabbiner Dr. Behrens-Göttingen.

Fr. Naumann spricht einmal davon, daß der Sieg der deutschen Waffen der straffen Organisation entspringt, die im Heere, in der Verwaltung wie in dem großen Netze der Kriegshilfe mustergültig ausgebildet ist. Das deutsche Volk ist dazu in langer Friedensarbeit erzogen worden, und sorgfältig ward die Vorbereitung der Rüstungen gepflegt. Sie verbürgt die Versammlung und den sicheren Aufmarsch der Heere, sie bewirkt, daß in vollendeter, bewunderungswürdigen Ruhe die wehrhaften Männer zu den Fahnen eilen, und jede Störung dem höchsten, gewaltigsten Ernst der Nation fern bleibt. Das ist wiederum eins von den Erlebnissen, die sich einem jeden unauslöschlich einprägen. Im Getriebe von Handel und Wandel ist Organisation nicht minder notwendig. Je größer der Anteil der Juden an allen Aeußerungen des nationalen Lebens ist, um so mehr gehen sie auf in einer Entwickelung, für die ihr reiches Talent unendlich viel geleistet und geschaffen hat. Merkwürdig genug aber ist es, daß eine der fruchtbarsten Schöpfungen modernen Geistes am wenigsten dort sich fühlbar macht, wo wir seiner am ehesten bedürfen, in der Zusammenfassung unserer religiösen, gemeindlichen Arbeit. Seit einem Menschenalter sind alle Versuche gescheitert, die darauf abzielten, eine Organisation der preußischen Juden zu begründen.

Man mag einwenden, daß Zeit und Stunde schlecht gewählt seien, diese Frage aufs neue aufzurollen. Wer den Frieden will, muß den Krieg bereiten, sagt der Römer, aber auch die Umkehrung gilt, daß der Krieg die Zukunft des Friedens sichert. Die Jahre, die den gegenwärtigen Ereignissen vorangingen, waren erfüllt von leiden-

schaftlichen Kämpfen der deutschen Judenheit. In alle freiwilligen Verbände — denn etwas anderes besitzen wir nicht — wurde ein starker Parteigeist hineingetragen. Wir meinen nicht, daß er von Ueberfluß wäre. Der Streit ist der Vater aller Dinge, ohne seine Vorläufer würden wir nicht ans heiß ersehnte Endziel kommen, das nicht aus dem Auge zu verlieren ist. Was in einem Volk von Millionen möglich ist, sollte das nicht in unserm verhältnismäßig so kleinen Kreise erreichbar sein? Es ist tief bedauerlich, daß an soviel unerquicklichen Widerständen der Geist der Einigkeit zerschellte.

Dennoch wird man sagen dürfen, daß die Organisation kommen muß. Eine jede Fraktion wird eben zu Entgegenkommen sich bequemen müssen. Mögen die Gemeinden noch so musterhaft verwaltet und geführt werden, das allein genügt auf die Dauer nun und nimmer. Wir bilden doch darüber hinaus eine große Gesamtheit, die eine gemeinsame Vertretung nicht entbehren kann. Die Abwanderung vom Lande, die jeder Eindämmung Trotz zu bieten scheint, legt die religiöse Versorgung und das religiöse Leben dort nahezu lahm. Alle noch so gut gemeinten Bestrebungen leiden daran, daß es bald an Mitteln fehlt bessernd einzugreifen, bald an der nun einmal notwendigen Macht und Autorität, die ganze Arbeit machen kann.

Wir blicken nicht ohne ein Gefühl des Neides auf die Einrichtungen der süddeutschen Bundesstaaten, die sich durchaus bewährt haben, während die Reste der jüdischen Organisation in den neuen Provinzen Preußens grau vor Alter geworden sind und der modernen Entwickelung des Lebens und der jüdischen Gemeinden sich nicht anzuschmiegen vermögen.

So bleibt die Frage und die Aufgabe, die die Zukunft zu lösen haben wird. Wir werden nach dem Kriege, so vertrauen wir, diesem Gedanken uns erneut zuzuwenden haben, wir werden dann auf manchen zu Tode gehetzten Vorschlag verzichten dürfen. Es mag schwierig sein, für die widerstreitenden Interessen eine gemeinsame Formel zu finden, aber es gibt soviel Berührungspunkte auf allen Linien, daß man um ihretwillen nicht die Wiederaufnahme der Arbeit vertagen sollte.

Ob die Regierung geneigt sein wird, auf unsere Wünsche einzugehen, vermag niemand zu sagen, aber sie wird sich der Einsicht nicht verschließen, daß ein einheitliches Programm Berücksichtigung, Prüfung und Würdigung verdient, insbesondere, wenn es sich um die vielumstrittenen Fragen des Religionsunterrichts an den öffentlichen Schulen, Stellung der Beamten, Wahlhandlungen und Vertretung der preußischen Judenheit handelt. Durch die von Staatswegen zu ergreifende Behandlung dieser Rechtsmaterien helfen wir volle Gleichberechtigung erstreiten. Darin dürften alle einer Meinung sein. Es ist schlechterdings nicht abzusehen, warum gerade das jüdische Religionsbekenntnis auf jede staatliche Unterstützung verzichten soll. Eine grundsätzliche Forderung der Gerechtigkeit ist es durchaus, daß viel mehr als bisher Staat und Kommune nach dem Maße der steuerlichen Leistung der Juden zu dem jüdischen Kultusbudget beitragen. Der Wille dazu scheint vorhanden.

Bei aller Anerkennung der hervorragenden Arbeit, die gerade die Gemeinden im Interesse ihrer Beamten geleistet haben, ist vielfach ein wesentlicher Wunsch unberücksichtigt geblieben. Zweifel und Mißverständnisse haben Gegensätze und Zwiespältigkeiten geschaffen, die wahrlich nicht unüberbrückbar sind. Die Rabbiner haben den natürlichen, in sich begründeten Wunsch, bei den Beratungen der Gemeindeverwaltungen herangezogen zu werden. Nicht als bloße Gutachter mögen sie gelten, sondern als ratende, tatende Mitarbeiter, wozu

sie doch vor allem nach dem Maße ihrer täglichen Arbeit, Erfahrung und Bildung berufen sind. Wenn einmal solche Wandlungen sich vollziehen, so ist daraus kein Schade für die Gesamtheit zu befürchten, sondern ein erhöhter Mut und Wille und reichere Betätigungsfreude aller Beteiligten.

Der Krieg hat gezeigt, daß gar manche Schwierigkeit zu beheben ist, deren Rätsel sich einst verlor im Dunkel langer Beratungen. Zeigen wir, daß wir daraus gelernt haben. Weder der Oppositionsgeist kleiner Fraktionen, der zum Verneinen beständig sich berufen fühlt, noch die Furcht vor Hierarchie und Herrschsucht dürfen den Weg der Organisation aufhalten. In ihr können alle Schattierungen des religiösen Lebens sich binden, ohne auf die eigene Geistesrichtung zu verzichten. Der Liberalismus wird jedenfalls die Mitarbeit an dieser Aufgabe um seiner selbst willen nicht aufgeben. Aber selbst eine weitere Zersplitterung der Kräfte im Judentum, wovor uns Gott bewahre, wird ihn nicht zertrümmern und in seinem Wesen nicht beirren, um ihn werden sich die deutschen Juden, als um ihren natürlichen Wortführer, weiter scharen. Es versteht sich, daß zu einer vollen Durchführung unserer Wünsche auch die Anerkennung der Wissenschaft vom Judentum gehören wird. Wir haben in den letzten Jahren unter Führung von Prof. M. Rade in Marburg Stimmen vernommen, die von Gerechtigkeit und Wohlwollen gegen uns zeugen. Hoffen wir, daß auch die höchste Form der Einbürgerung und des Verständnisses unserer Ideale sich uns erschließe, indem die Pforten der Hochschulen der unbefangenen Forschung der jüdischen Wissenschaft sich auftun.

Relatives Judentum.

Von Dr. Felix Goldmann-Oppeln.

Es wäre eine Schmach für unsere Zeit, wenn die Versöhnung und das Schwinden der schroffen Gegensätze nichts sein sollten wie eine vorübergehende Erscheinung, wenn wirklich, wie man oft behauptet, so mancher das Ende der Kriegszeit sehnlichst erwartet, um dort wieder beginnen zu können, wo er – der Größe der Zeit weichend — aufhören mußte. Es wäre besonders bedauerlich und schimpflich für die Judenheit, wenn nicht auch bei ihr die Erlebnisse des vergangenen Jahres zum Frieden und zum dauernden Ausgleich eingewirkt hätten, wenn der jetzige friedliche Zustand bei den Parteien nicht fortwirken und erhalten bleiben sollte. Nicht als ob es nicht nach dem Kriege auch Kämpfe geben wird, ja geben soll! Sagt doch des Propheten Wort schon, daß „es für die Böse wichter keinen Frieden gebe", und so werden wir uns weiter wehren müssen gegen Abfall und Abgefallene, gegen Indifferentismus und seine Förderer, überhaupt gegen alle das Judentum zerstörenden Einflüsse. Auch die Gegensätze zwischen orthodox und liberal, zwischen nationaljüdisch und religiösjüdisch werden nicht schwinden, aber auf den Aufwand an Kräften und Zeit, auf die Formen des Streits wird die Zeit eingewirkt haben, sie wird und muß jede überflüssige Kraft- und Zeitvergeudung, persönliche Kampfesweise, unsachliche Behandlung des Gegners, überhaupt alles Gehässige und Zerklüftende beseitigen, und die Einigkeit, die unter den Vertretern aller Sonderrichtungen jetzt besteht, möge das segensreiche Geschenk dieses Krieges sein, der außerhalb unseres Vaterlandes der Judenheit so unendlich viel Sorge und Elend gebracht hat.

Einen gangbaren, praktischen Weg zu diesem Frieden weist ein Schlagwort, das bis-

her im jüdischen Leben eine große Rolle gespielt hat. Es wurde und wird viel mit dem Begriffe „positives Judentum" gewirtschaftet. Freilich wird er polemisch und aus politischen Beweggründen, darum auch fast stets falsch verwendet. Manche Richtungen geben diese Bezeichnung geradezu als objektives Merkmal ihrer Parteigrundsätze aus. Orthodoxie und Nationaljudentum pflegen nur zu oft zu versichern, daß ihr Judentum — und nur dieses — ein positives sei, während das der Liberalen lediglich bedingt und relativ genannt werden dürfe. Sobald es übrigens zu Streitigkeiten zwischen Orthodoxen und Zionisten kommt, müssen sich auch die letzteren denselben Vorwurf gefallen lassen.

Gegen diese Einteilung wehrt man sich auf liberaler Seite mit vollem Rechte. Denn sie geht von ganz falschen Grundlagen aus. Ob nämlich einer ein positiver oder nur relativer Jude ist, wird wirklich nicht durch die Parteiflagge bedingt, unter der er segelt, sondern einzig und allein durch seine Persönlichkeit und durch seine individuelle Stellung zum Wesen des Judentums. Es ist davon abhängig, worauf die jüdischen Gefühle des einzelnen sich gründen, ob auf inneres Bedürfnis und Erlebnis oder äußere Anregung, was sein jüdisches Empfinden wach erhält und ihm neue Nahrung gibt. Es kommt — kurz gesagt — darauf an, ob sein Judentum ein selbständiges Gebilde oder ob es ohne die Einflüsse der Umgebung nicht denkbar ist. Man wird also sehr bald erkennen, daß es positives und relatives Judentum innerhalb jeder Partei in buntem Durcheinander geben wird.

Was ist aber Judentum? Judentum war und ist Religion und wird es ewig bleiben! Ueber sein Wesen in den großen Zügen kann kein Streit sein: es ist der Glaube an den einen, ewigen Gott der Liebe und Gerechtigkeit, das Bekenntnis zu seiner Sittenlehre. Daß natürlich in diesen kurzen Sätzen eine Welt von Einzelfragen verborgen liegt, daß dadurch Meinungsverschiedenheiten in reicher Fülle entstehen müssen, ist selbstverständlich. Es sei auch, um das Wichtigste zu berühren, betont, daß der Begriff Judentum vieles in sich aufgenommen hat, was nur in losem Zusammenhange mit der Religion steht. Unsere Gemeinschaft hat eine lange Geschichte hinter sich, und manche gemeinsamen Merkmale und Neigungen, manche geschichtliche Erinnerungen und Einrichtungen sind fast so alt wie die Religion selber, manche vielleicht noch älter. All das berührt aber den Kern der Sache nicht, und mag das Judentum auch neben der Religion alles nur erdenkliche aufweisen, ohne Religion ist es ein leeres Nichts, ein bloßes Wort, eine Unmöglichkeit, wenn nicht ein innerer Widerspruch.

Objektiv steht das Wesen des Judentums fest! Als subjektives Judentum kann man nun die Gestalt bezeichnen, die dieses objektive Gebilde in den unendlich vielen, so unendlich verschiedenen Einzelseelen annimmt. Dort wirken die Gaben, die Temperamente, die Interessen und Hoffnungen der verschiedenen Naturen neben dem Bildungsgrad und den Vermögensverhältnissen, so daß es keine zwei Juden geben wird, bei denen die subjektiven Anschauungen vom Inhalt und der Bedeutung des Judentums genau übereinstimmen. Es wird bei manchen — erfreulicherweise bei vielen — dem objektiven Judentum ziemlich gleichen, bei vielen anderen werden aber nebensächliche Dinge den Kern überwuchern, und viele mögen mit ihm wenig mehr gemein haben als den bloßen Namen.

Das subjektive Judentum wird natürlich dann dem objektiven ähneln, wenn dieses das ganze Denken und Fühlen des Menschen beherrscht. So war es im Mittelalter, als die Religion noch den Mittelpunkt des gesamten Geisteslebens bildete und die Juden

zudem von allen anderen Kulturerscheinungen abgeschlossen waren. Heute ist es anders. Die Religion hat ihre absolute Macht verloren, vielerlei Einflüsse, wissenschaftliche, künstlerische, soziale und philosophische, Lehrsätze und Meinungen anderer Religionen dringen auf den einzelnen ein und tragen zum Aufbau der Anschauungen bei, die sein Judentum ausmachen. Und die nicht sonderlich hohe Denkkust des Durchschnittsmenschen ist die Ursache, daß daneben auch das politische Schlagwort einen umfangreichen Beitrag liefert.

Daß nun das subjektive Judentum ein Gebilde ist, in welchem nichtjüdische Faktoren stets erkennbar sind, ist selbstverständlich, da wir in der Welt und mit ihr leben. Es wäre auch — abgesehen von der Politik — noch von keinem Schaden, solange alle diese Dinge den festen Bestandteil, das objektiv-religiöse, umranken und es tragen. Oft stehen sie aber in einem ausgesprochenen Gegensatze zur jüdischen Religion, so daß ein Nebeneinander in ehrlichen Seelen nicht denkbar ist. Ohne hier untersuchen zu wollen, ob der Widerspruch ein wirklich vorhandener und berechtigter ist, stehen sich so beispielsweise naturwissenschaftliche und religiöse Weltanschauung gegenüber, und zwischen Judentum und Monismus, ganz zu schweigen von pessimistischen und egoistischen Systemen ist tatsächlich die Möglichkeit eines Ausgleichs nicht gegeben.

Und so bleibt in solchen Fällen nichts übrig, als ein Judentum ohne Religion, ein Judentum ohne Judentum, in welchem irgend eine nebensächliche Erscheinung eine Hauptrolle spielt. So wohlgemeint und aufrichtig, ja so nützlich für die praktischen Aufgaben der Judenheit dieses angebliche Judentum in Einzelfällen sein mag, ein Recht sich so zu nennen und einen positiven Wert als solches besitzt es keinesfalls.

In einem Zeitalter wie dem unsrigen, da die Religion nicht mehr die absolute Herrscherkraft besitzt und eine Kulturerscheinung ist wie viele andere auch, da große Mengen ihr entfremdet sind und sie als fossil und unmodern empfinden, muß natürlich das subjektive Judentum üppig wuchern. Es ist aber auch klar, daß es unter dem Einfluß von herrschenden Zeitströmungen in vielen Menschen aus gleicher Veranlassung und unter gleichen Voraussetzungen entsteht, und darum auch gleiches Aussehen gewinnt. Man kann daher große Gruppen erkennen, in denen das subjektive Judentum die ganz gleiche Schattierung aufweist. So gibt es weite Kreise, die in der Sozialpolitik das Wesen ihres Glaubens erblicken, und das soziale Judentum, das nichts anderes verlangt als die praktische Betätigung der Nächstenliebe den schwergedrückten Glaubensgenossen gegenüber ist heute eine ansehnliche Macht. So ist auch, in Anlehnung an die nationale Strömung des neunzehnten Jahrhunderts, das nationale Judentum entstanden, von dessen Ausdehnung an dieser Stelle kein Wort gesagt zu werden braucht.

Die beiden bisher erwähnten Gruppen lehnen sich nun an die soziale Grundlage unserer Religion und an das starke, historische Zusammengehörigkeitsbewußtsein, also gewiß an Dinge an, die auch im objektiven Judentum stecken und Bedeutung haben. Daß dies allein aber das Judentum nicht ausmacht und daß sie nur relativen Wert besitzen, da sie abhängig sind von der leiblichen und seelischen Judennot, ist leicht einzusehn. Sie haben aber wenigstens das eine für sich, wenn sie auch ihre Kräfte aus der Außenwelt und ihren Zeitströmungen holen, daß sie sich auf wertvolle Teile jüdischen Lebens und jüdischer Lehre stützen. Daneben aber gibt es noch recht viele Schattierungen relativen Judentums, die sich auf nichts an-

derem als Aeußerlichkeiten oder auf politischen Momenten aufbauen.

Wer nimmt nicht alles emphatisch die Bezeichnung eines „guten Juden" für sich in Anspruch! Es gibt ein gewisses Pietätsjudentum, das seine Kraft abergläubischen Vorstellungen entnimmt. Das Trotzjudentum verdankt seine Entstehung dem übermächtigen Antisemitismus. Eine andere Richtung kann man „Verwaltungsjudentum nennen, das besonders dort blüht, wo auf den allgemeinen Gebieten des Staats und der Kommunen sich nicht genügend Spielraum für den Betätigungsdrang und den Ehrgeiz der intellektuellen jüdischen Kreise findet, wo sie infolgedessen — gewiß mit großem Eifer und vortrefflichem Erfolge — sich der Verwaltung jüdischer Gemeinden und Vereinigungen zuwenden. Jeder von allen diesen Menschen mag noch so tüchtig und achtbar, seine Arbeit nützlich und schätzenswert sein; es soll auch nicht übersehen werden, daß auf diesem Wege Männer den Weg in ihre Gemeinschaft gefunden haben, die heute eine Zierde des religiösen Judentums bilden. Aber zu Juden im positiven Sinne macht die Verwaltungs- und Vereinstätigkeit allein noch lange nicht!

Auch innerhalb der wirklich religiösen und darum positiven Richtungen des Judentums blüht übrigens das relative Judentum in üppiger Pracht. Wo wären der Eifer und die Begeisterung so manches Orthodoxen und Konservativen, wenn es nicht eine liberale Welt gäbe, von der man sich unterscheiden, die man also bekämpfen muß. Und das Judentum vieler Liberaler ist nichts weiter als der Gegensatz zu Orthodoxie und Zionismus. Man lösche einmal hüben wie drüben all das „Feuer jüdischer Begeisterung", das nicht innerlich in den Seelen aufgelodert ist, sondern sich durch Reibung mit dem Gegner und dessen Anschauungen entzündet hat, und man wird staunend sehen, wie sehr selbst in den religiösen Parteien das jüdische Leben getragen wird von nur relativem Judentum.

Es sind vorhin nur die großen Abteilungen dieser Erscheinung berührt worden, nur jene, die als geschlossene Massen gleicher Anschauung im öffentlichen Leben unterschieden werden können. Natürlich gibt es noch hunderte von anderen Theorien über das Wesen des Judentums, die das Seelenleben, die Interessen und Liebhabereien ihrer Träger getreulich wiederspiegeln. Es ist nach dieser Richtung hin sehr interessant, moderne jüdische Zeitschriften und jungjüdische Bücher zu lesen, zu beobachten, wie meist recht jugendliche Menschen sich quälen, um Zerrbilder vom Judentum zu entwerfen, die alles enthalten, was Zeit und Mode als wertvoll preisen, nur nichts vom Geiste des positiven Judentums. Und da gewöhnlich die Sicherheit der vorgetragenen Lehrmeinungen im umgekehrten Verhältnis zu dem Wissen und der Erfahrung ihrer Vertreter steht, sind die Keime zu Streitigkeiten schon unter den annähernd gleichen Richtungen vorhanden. Man denke an die verschiedenen Phasen des Kampfes zwischen dem „Alljudentum" und dem Nationaljudentum! Und daß von der Seite dieser subjektiven Eigenbrödler her die heftigsten Angriffe gegen das wirklich religiöse Judentum geführt werden, besonders wenn es in liberaler Gestalt auftritt, war vor dem Kriege eine so selbstverständliche Erscheinung, daß man sich garnicht mehr darüber erregte.

Subjektivismus in der jüdischen Religion ist nun ganz gewiß keine neue Erscheinung, er tritt nur zeitweise stärker hervor. So bietet, um ein Beispiel herauszugreifen, die Religionsphilosophie — so sehr man auch die Fülle des durch sie hervorgerufenen Denkens schätzen muß — als Ganzes genommen genau dasselbe Bild. Stellte doch auch sie, mit Ausnahme ganz weniger Männer und Schriften, nichts dar wie den fortgesetzten

Versuch, das Wesen des Judentums mit der gerade herrschenden Zeitphilosophie in Einklang zu bringen, mit anderen Worten, das objektive Judentum zu Gunsten von herrschenden Anschauungen zu verdrängen. Die Unterschiede zwischen einst und heute sind aber trotzdem gewaltig. In der Blütezeit der Religionsphilosophie bemühte sich der gebildete Mensch ernstlich, durch eigenes Denken zur Klarheit zu gelangen. Er hatte an den Problemen der Weltweisheit ebensolches Interesse wie an denen der Religion, und sein Interesse war getragen von Ehrfurcht. Schon das kann man von den Vertretern des heutigen Subjektivismus kaum behaupten. Noch weniger aber trifft der Vergleich nach anderer Richtung zu. Denn die damaligen relativen Juden haben die Formen der Religion, sowohl die der Gemeinschaft wie des Hauses, durchaus geachtet und sie persönlich ausgeübt. Und mag sich auch unser liberales Empfinden gegen solchen veräußerlichten Kult der leeren Zeremonie energisch sträuben, so steht doch das eine fest: sie haben dem Judentum wenigstens einen festen Halt gelassen, der auf dem Boden seines ureigenen religiösen Wesens erwachsen war.

So bedeutete die Religionsphilosophie keine direkte Gefahr, wohl aber ist es der Subjektivismus unserer Tage, der relatives Judentum in jeglicher Gestalt zur Herrschaft erhoben hat. Denn jedes relative Judentum ist doch im Grunde weiter nichts als ein Versuch, sich mit der Gemeinschaft, zu der man nun einmal gehört, äußerlich abzufinden. Und nicht nur darum, weil es nicht aus innerem Triebe, sondern durch äußeren Zwang entstanden ist, muß man in diesem Judentum eine gewisse Gefahr erblicken. Weit schwerer wiegt noch, daß es seinen Inhalt der oberflächlichen Halbbildung unserer Tage — soweit es sich nämlich um die Abweisung der religiösen Idee handelt — verdankt; und diese weiß weder den Wert von Zeiterscheinungen richtig abzuwägen noch auch historisch zu denken, sie überschätzt die Wichtigkeit individueller Empfindung und individuellen Denkens, sie weist darum auch im Gegensatze zu wahrer Bildung erhebliche Selbstüberschätzung und das Gefühl unfehlbarer Sicherheit auf.

Der innerliche Zusammenhang zwischen dem unreligiösen Zionisten und dem „Trotzjuden" oder liberal sich nennenden vom gleichen Schlage ist ja ein so unendlich enger, auch wenn sie sich noch so bitterböse bekämpfen. Was würde wohl — leider wird uns ja die Freude nicht so bald beschert sein — aus dem Judentum dieser Alljuden, dieser nationalen, zionistischen, sozialen und pseudoliberalen werden, wenn plötzlich die Lösung aller jüdischen Probleme da wäre, wenn das Judentum in allen Ländern die gleiche Stellung einnähme wie andere Religionen, wenn aller Antisemitismus schwände und nirgends mehr in aller Welt ein Jude seines Glaubens wegen bedrängt und verfolgt würde! Die Antwort ist sehr einfach. Das Judentum aller dieser Leute, die es nicht in sich, sondern an sich verspüren, würde spurlos verschwunden sein! Dann müßte eben alles relative Judentum kraftlos in sich zusammenfallen, und vielleicht wird man aus diesen Gedankengängen heraus begreifen, warum man aus rein innerjüdischen Gründen die volle Gleichberechtigung wünschen muß. Sie ist darum das wichtigste Ziel gerade von innerjüdischen Gesichtspunkten, weil sie einen großen Reinigungsprozeß im Gefolge haben würde. Bei Durchführung der Gleichberechtigung würden wir gewiß eine große Menge von Begeisterung schwinden sehen, und das Judentum würde eine große Zahl von Anhängern verlieren. Aber historisch denkende Menschen schwören nicht auf die Zahl, und trotz der Verminderung der Judenheit würde das Juden-

tum, nur auf sich selbst und seine innere Kraft gestellt, unendlich viel gewinnen.

Trotz der Schärfe der Gegensätze ist nun der Weg zum Frieden nicht gar so steil. Denn dieses relative Judentum mag zwar kraftvoll und stark erscheinen, es ist aber im Grunde recht schwach; weder führt es im Durchschnitt zu einschneidenden praktischen Konsequenzen, noch sitzt es sonderlich tief in den Seelen, so sehr es sich auch in Wort und Schrift, in „Gesinnungstüchtigkeit" und Verketzerung des Gegners aufspielt. Für einen beträchtlichen Bruchteil unserer künftigen geistigen Führer, unsere jungen Akademiker, steht es nun einmal fest, daß die Frage, ob das Bekenntnis zum Judentum nationale oder liberale Gestalt annimmt, einfach von der studentischen Verbindung abhängt, die sie „keilt" und gewinnt. Und da dem so ist, ist die Fortdauer der Versöhnungsära kein so ganz unerreichbares Ziel. Die Gegensätze sind gar nicht so schlimm. Die Zionisten sind — und dieser Krieg hat es gewiß bewiesen und alle Sorgen verscheucht — gut deutschnational, trotz Schekelzahlen und Hedadrufen. Und bei nur zu vielen, die sich „liberal" nennen, reicht die Hingabe an das religiöse Ideal nicht weit, oft nicht einmal zum Besuche des Gotteshauses, geschweige denn zu religiösem Denken und zur Erweckung des religiösen Empfindens. Sie stehen sich wirklich sehr nahe, diese relativen Juden alle, zum allermindesten in der Negation, denn Hedadrufen, Schekelzahlen und Oelbaumpflanzen — Dinge, gegen deren Nützlichkeit an sich nichts gesagt sein soll — haben ebensowenig etwas mit dem Wesen des Judentums zu tun wie die Abgabe eines liberalen Zettels bei der Repräsentantenwahl oder die Einreichung einer entrüsteten antisemitischen Beschwerde.

Nun darf freilich nicht übersehen werden, daß in vielen Einzelfällen das Relative oft zum Positiven führt. Etwas tiefer denkende Menschen, deren geistige Nahrung nicht allein aus dem Schlagwort der Volksversammlung und dem Leitartikel der Parteizeitung besteht, werden gewiß früher oder später das Phrasentum durchschauen, hinter dem sich die innerliche Unsicherheit des relativen Judentums jeder Schattierung verbirgt. Sie werden die positiven Werte unserer Gemeinschaft erkennen und sich ihnen zuwenden.

Damit zeigt sich klar der Weg, der beschritten werden muß, wenn die Erkenntnis der Kriegszeit nutzbar gemacht werden soll für den Frieden in der Judenheit. Die wirklich positiven, die religiösen Elemente allein können den Ausgleich schaffen, wenn sie nicht abseits stehen und das Feld anderen überlassen, sondern wenn sie um die Führung kämpfen und Einfluß in ihren Sonderkreisen gewinnen. Um sie alle schlingt sich ja, so verschieden ihre Parteibezeichnung auch lauten mag, ein unsichtbares aber dennoch starkes Band der Einheit, und würden sie ihre Richtungen beherrschen und leiten, so wäre alles erreicht, was man billigerweise — ohne Utopien nachzujagen — erwarten kann. Würde allen Führern das eine gemeinsam sein, daß sie wirklich positive, religiöse Juden wären, so würde auch fast von selber für das Aufhören persönlicher Gehässigkeit und überflüssiger Kraftvergeudung um lächerlicher Kleinigkeiten willen gesorgt sein; das Schamgefühl vor der Welt, der Sinn für die Würde des Judentums müßten dann eine gewaltige Stärkung erfahren, und die Höhe erreichen, die wir jetzt leider nur zu oft vermissen. Es liegt eben im Wesen der Herrschaft wahrer Religion, daß sie den Frieden mit sich bringen muß! Die verschiedenen Richtungen im Judentum mögen auch später ihre Meinungen verfechten und für ihre Auffassungen Anhänger zu gewinnen suchen. Wenn dies aber stets im Gedanken an den Oberbegriff des positiven, religiösen Judentums, ohne

den das Wort ein leeres Nichts ist, geschieht, ist alles gewonnen, und das möge der Erfolg dieses Krieges sein, der in so hohem Maße schlummerndes religiöses Gefühl erweckt und religiöses Denken gefördert hat.

Das relative Judentum kann nur schwinden, wenn ihm seine Grundlage entzogen wird. Es baut sich auf dem Haß der Welt, auf der Judennot auf, und leider wird darum für unabsehbare Zeit sein Bestand gesichert sein. Darum darf man aber doch nicht, wie es nationale und viele orthodoxe Kreise tun, den Antisemitismus entweder für ein Fatum, einen Teil der Weltordnung, den Menschenkraft nicht ausmerzen kann, oder für einen nicht unwillkommenen Bundesgenossen ansehen, ohne den alles auseinanderfallen würde. Es wäre nicht nur unwürdig, sondern auch ein Zeichen von innerer Fäulnis, wenn das Judentum zu seiner Erhaltung dieses Mittels und des daraus entspringenden jüdischen Eifers bedürfte. Einem Judentum, das sich nur so und nicht aus eigener positiver Kraft erhalten kann, brauchte man keine Träne nachzuweinen, wenn es aus der Welt verschwände. Und einer solchen Begriffsverwirrung energisch entgegenzutreten, ist nicht nur der erste und wichtigste Schritt auf dem Wege zu positivem Judentum, sondern auch eine dringende Aufgabe des Liberalismus.

Noch nie ist der Liberalismus dem Beispiele anderer Parteien gefolgt, noch nie hat er sich für alleinseligmachend ausgegeben, noch nie verkündet, daß nur das Bekenntnis zu ihm wahres Judentum bedeute. Und hat er schon in Friedenszeiten seinen freien Blick und seine Großzügigkeit bewiesen, so ist es in den Tagen, die wir durchleben, erst recht der Fall gewesen. Wertvoll und wahrhaft groß wird aber diese Friedensliebe sein, wenn sie sich nicht wie bisher allein auf die Vornehmheit der Gesinnung, auf die Nachgiebigkeit des Starken und auf taktvolle Rücksichtnahme gründet, sondern auf nachdrückliche Betonung des einigenden, positiven religiösen Gedankens. Und in dem Maße wird der Liberalismus fortschreiten und siegen, wie es ihm gelingt das relative Judentum — innerhalb und außerhalb seiner Reihen — zum Schwinden zu bringen.

Zur Frage des Jugendgottesdienstes.

Von Dr. phil. F. Wachsner-Berlin.

Die Juli-Augustnummer dieser Zeitschrift brachte einen Artikel des Herrn Dr. Gelles, Lissa über den Jugendgottesdienst. Auf Grund der Tatsache, daß die Kinder immer nur den Minchagottesdienst des Sabbats kennen lernen und sich nicht gehörig beteiligen, kommt Verfasser zu dem Schluß, der Jugendgottesdienst habe sich in seiner bisher üblichen Form nicht bewährt. Abhilfe sei dadurch zu schaffen, daß man den Kindern Gelegenheit biete, jede Woche einen anderen Gottesdienst zu besuchen, sodaß sie im Laufe des Monats auch den Abend- und Morgengottesdienst kennen lernen.

Ich möchte dem Verfasser darin durchaus beipflichten, daß sich auch nach meinen Beobachtungen der Jugendgottesdienst nicht bewährt, glaube aber die Gründe dazu doch etwas tiefer suchen zu müssen.

Anknüpfen möchte ich dabei an eine Bemerkung des Verfassers: „Die Kinder beten nicht. Die 6-, 7- und 8jährigen können noch nicht beten, und die älteren wollen nicht so recht", heißt es in seinem Artikel. Zu diesem Satze stehen die Erfahrungen des mit seinen Schülern einigermaßen vertrauten Lehrers aber auch die jeder Mutter in strikten Widerspruch. Anderenfalls wäre ja der ganze

Jugendgottesdienst als Versuch am untauglichen Objekt von vornherein überflüssig. Das Gebet des Kindes steht dem der Erwachsenen an Innigkeit nie nach, es hat sogar vor diesem etwas voraus: die absolute Ehrlichkeit. Das Kind äußert seine Wünsche schlicht und kurz in der Sprache, die ihm Gott anerschaffen, es ist von der Kraft seines Gebetes tief durchdrungen, selbst wenn es noch keine eigenen Worte findet. Das wird aber mit einem Schlage anders, sowie die klugen Erwachsenen kommen und das Kind „beten lehren". Das religiöse Empfinden des Kindes ist zu unmittelbar, ein Jugendgottesdienst mit den wenn auch gekürzten hebräischen Gebeten der Erwachsenen wirkt auf sein unverdorbenes Gemüt im günstigsten Fall als eine Art mystischer Zauberei. Nichts ist geeigneter, das religiöse Empfinden des Kindes gründlich zu zerstören und ihm das Beten für alle Zeiten zu verleiden, nichts entfremdet ein Kind so bald dem Geist der Religion, als das unverstandene, seiner Gemütsverfassung nicht entsprechende, also heuchlerische Gebet, das sich nach Form und Inhalt an den Gottesdienst der Erwachsenen anschließt.

Nun aber zu den älteren, die da nicht beten wollen. Sehr richtig sagt der Verfasser von ihnen, niemand könne sie dazu zwingen. Und doch hindert ihn diese Einsicht nicht, selber den Versuch dazu zu machen. Ich meine, der oberste Grundsatz jeder Religion, und ganz besonders des Judentums ist doch der, daß man aus seinem Herzen keine Mördergrube machen darf. Wenn ein vierzehnjähriger Bengel nicht beten will, wenn er nicht das geringste Bedürfnis dazu empfindet, so wäre es unreligiös und dazu zwecklos, ja zweckwidrig, auf äußere Mittel zu sinnen, die ihm den Besuch des Gottesdienstes schmackhafter machen.

Die Natur hilft sich selbst, und nach einigen unangenehmen Jahren finden sich die räudigen Schäflein schon zu ihrem Gott zurück — vorausgesetzt natürlich, daß ihnen nicht schon im Kindesalter jedwede religiöse Betätigung durch Zwang künstlich lächerlich gemacht wurde. Ich wenigstens mache seit Jahren immer wieder die Beobachtung, daß gerade die meiner Schüler, die von früher Jugend an zur Innehaltung der religiösen Formen der Erwachsenen angehalten wurden, religiös (leider vielfach auch moralisch) minderwertig werden, wohingegen sich bei denen, die sich als Kinder ihrem Gotte hingeben durften, wann, wo und wie es ihnen Bedürfnis war, ein reges religiöses Interesse ausbildet, was seinen Höhepunkt nicht zuletzt darin findet, daß sie als erwachsene Juden bei jeder Gelegenheit gegen die Veräußerlichung unserer religiösen Betätigung eintreten.

Man muß eben doch das Seelenleben des Kindes und heranwachsenden Menschen möglichst weit berücksichtigen, wenn man sich damit beschäftigt, die Wege zu ermitteln, die die praktisch-religiöse Erziehung zu beschreiten hat. Unter dieser Voraussetzung kommt man dahin, daß man einen Jugendgottesdienst für die Kinder bis etwa zum 12. Lebensjahr überhaupt ablehnt. Die religiöse Erziehung auch junger Kinder ist zwar in hohem Maße von dem Beispiel der Erwachsenen abhängig, allein das gemeinsame Gebet liegt der Kindesnatur garnicht. Das Kind kann nur unter vier Augen mit seinem Gott verkehren, eine fromme Scheu verschließt seine Lippen in Gegenwart anderer. Darum hüte man sich, seiner natürlichen religiösen Betätigung entgegenzuarbeiten. Der Wert des freien deutschen Gebetes in kindlicher Sprache ist durch nichts zu ersetzen, jede besondere gottesdienstliche Maßnahme ist ihm gegenüber ein minderwertiges Surrogat. Das schließt indessen nicht aus, daß man Kinder, wenn sie sich wirklich für den Gottesdienst

der Erwachsenen interessieren, auf ihren Wunsch gern in die Synagoge mitnimmt, ihnen alles erklärt, was sie wissen möchten und sie daselbst verweilen läßt, solange es ihnen Freude macht.

Aber auch für die reifere Jugend müssen wir auf Grund der angeführten psychologischen Erwägungen den Grundsatz weitgehendster Freiheit in der religiösen Betätigung geltend machen, besonders, da ja aus dem Jüngling alsbald ein Mann werden soll, der religiöse Freiheit als eins seiner heiligsten Rechte betrachten muß. Als Selbstzweck kann der Gottesdienst im Entwicklungsalter nicht auftreten, wohl aber als dienendes Glied den Religionsunterricht wirksam ergänzen. Daher besuche der Religionslehrer im Rahmen seines Unterrichtes (vergl. meine Ausführungen „Zur Verbesserung des jüdischen Religionsunterrichtes" in Jahrgang 5, Nr. 6/7 und Jahrgang 6, Nr. 3 und 5 dieser Zeitschrift) mit seiner Klasse die verschiedenen Gottesdienste der Gemeinde und mache das dort Gesehene und Gehörte in den nächsten Unterrichtsstunden wieder zum Gegenstand eingehender Besprechung nach der sprachlichen und vor allen Dingen geschichtlichen Seite hin. Nichts darf unverstanden bleiben, da gerade diese Altersstufe dazu neigt, unverstandene Dinge ohne weiteres wegwerfend zu beurteilen. Durch Klarheit zur Wahrheit! Durch Einblick in den Werdegang unseres Gottesdienstes zur Erkenntnis seines Wertes durchzudringen, das ist eine hohe Aufgabe, die den heranwachsenden Menschen reizt, ja begeistern kann. Allmählich wird er dann auch persönlich dem Gottesdienst immer näher kommen und, wenn er erst erwachsen ist, wird er nicht gleichgiltig am Gotteshaus vorübergehen. Natürlich wird dieser Klarheit die Einsicht folgen, daß uns der Gottesdienst nur dann erbauen kann, wenn er sich den Forderungen der Gegenwart immer mehr anpaßt. So wird die religiöse Unterweisung in dem angedeuteten Sinne zur Quelle religiösen Fortschrittes des Einzelmenschen, wie auch der Gesamtheit.

Nie aber wollen wir vergessen, daß die gottesdienstliche Betätigung nur ein kleines Gebiet der Religion darstellt und daß sie wertlos ist, wenn sie nicht in tiefem religiösen Empfinden begründet ist. Das aber ist eine zarte Pflanze, die schon im jungen Kinde ihre Wurzeln schlägt und die stirbt, sobald der Erwachsene sie unvorsichtig berührt um sie nach seinen, ihr unnatürlichen Gesetzen zu ziehen.

Den Müttern.

Von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld.

Sieh, von all den Liedern nicht eines gilt dir, o Mutter!
Dich zu preisen, o glaub's, bin ich zu arm und zu reich.
Ein noch ungesungenes Lied ruhst du mir im Busen,
Keinem vernehmbar sonst, mich nur zu trösten bestimmt,
Wenn sich das Herz unmutig der Welt abwendet und einsam
Seines himmlischen Teils bleibenden Frieden bedenkt.

Eduard Mörike.

Ich glaube, das innerste Wesen des Mutterherzens ist mit zwei Worten gezeichnet: opfernde Liebe. So stark und so fest ist sie mit dem Mutterherzen verwachsen, daß beide eins geworden sind. Sie gibt ihm seine Weihe; sie verleiht ihm Tiefe und Kraft. Wir alle, die wir das Glück einer reichen, schenkenden Mutterliebe an uns selbst erfahren haben, tragen die Erinnerung an sie als heiligstes Gut durchs ganze Leben. So weit wir zurückdenken können, ist sie immer der Sonnenschein gewesen, der erquickend und wärmend in unser Herz hineinfiel. Und darin liegt ihre Größe: Mutterliebe ist selbst-

los — alles für die Kinder, nichts für sich. Zur Heldengröße aber wächst sie empor, wenn sie sogar die Kinder, an denen ihre Seele hängt, im Dienste eines noch wertvolleren Gutes hingibt und doch tapfer und stark bleibt und nicht verzagt. Das ist eines der gewaltigen Erlebnisse dieses Krieges: der willensstarke Opfermut, mit dem unzählige Mütter ihr Liebstes dem Vaterlande weihen. Wohl wird heimlich manche Träne geweint, und in mancher Nacht bleibt der Schlaf dem sorgenden Mutterauge fern, aber bewundernswert ist dennoch die stille Tapferkeit, die wir bei all den Müttern erleben. Nichts von kleinmütiger Verzweiflung und wortreichen Klagen, sondern still und stolz, so haben sie es auf sich genommen, die tapferen Heldinnen, die daheim geblieben sind. Einer unserer großen Heerführer im Osten erzählt aus seinen Lebenserinnerungen, als junger Soldat sei er vor fünfundvierzig Jahren nach Frankreich gezogen. Alles sei so schnell gekommen, daß er von seiner Mutter nicht mehr Abschied nehmen konnte. Da habe sie ihm einen Brief geschrieben, ein letztes Lebewohl. Und in diesem Briefe stand das Wort: „Daß du wiederkommst, ist nicht nötig; aber daß du deine Pflicht tust, ist nötig!" Das Wort habe ihn durchs ganze Leben begleitet, und es sei auch in dem gegenwärtigen Kriege der Leitstern seines Handelns geblieben. — Mir scheint, in diesem Worte liegt die höchste Offenbarung opfernder Mutterliebe. Vor solcher Größe müssen wir uns beugen. Ich gebe zu: nicht alle Mütter können sich zu solcher Auffassung erheben, aber heldenhaft tragen doch die meisten das Schwere, das der Krieg ihnen auferlegt. Ich kenne Mütter, die zwei Söhne verloren haben. Innerlich werden sie es nie verwinden. Und dennoch haben sie in ihrem tiefen Schmerz zugreifend und stützend anderen zu helfen gesucht. Sie sind im Dienste der sozialen Fürsorge die tüchtigsten Mitarbeiterinnen geworden. Aus dem Reichtum ihres Herzens gaben sie dem Vaterlande das Beste hin: selbstverleugnende, opfernde Liebe.

Ich habe mich oft gefragt, woraus solche Liebe wohl ihre Kraft schöpfen mag, und ich finde immer nur die eine Antwort: aus ihrem Glauben. Fassen wir das Wort zunächst rein religiös. Etwas von religiösem Glauben lebt wohl in jeder Mutter. Gewiß sind die Glaubensvorstellungen verschieden — bei manchen mögen sie dürftig und armselig sein —, aber das Mutterherz bleibt doch der natürliche, ursprüngliche Quell, aus dem wie aus verborgenen Tiefen der gesunde Gottesglaube hervorströmt. Denn wer das allmähliche Werden und Wachsen der jungen Kindesseele Jahre hindurch mit soviel hingebender Liebe beobachtet und täglich neue Wunder entdeckt, ein ständiges Zunehmen an geistigem Leben, der kann sich der Gewißheit gar nicht verschließen: es gibt noch eine höhere Macht, aus deren Schöpferkraft allein wir all die tausend Wunder verstehen lernen. — Und wenn du die Gottheit auch niemals zu erkennen vermagst, du erlebst sie doch täglich aufs neue in dem werdenden Geistesleben deines Kindes. Oder irre ich mich? Könntest du einen der wunderbarsten und ergreifendsten Vorgänge jemals als etwas selbstverständliches hinnehmen, als eine Entwickelung, die keiner Erklärung bedarf? Seichte und oberflächliche Naturen mögen so urteilen, das Mutterherz aber mit seiner sorgenden, sehenden Liebe muß in dem geistigen Reifen des eigenen Kindes eine lebendige Offenbarung Gottes erleben. Der Gottesglaube muß in der Mutter wachsen, und je mehr er wächst, desto mehr wird er zum unerschütterlichen Zukunftsglauben, zum freudigen Vertrauen: das, was ich als Bestes in der Seele meines Kindes allmählich groß werden sah, die geistigen und sittlichen Triebkräfte seines inneren Menschen lassen mich hoffnungsfroh dem Morgen entgegenharren.

Und etwas von der religiösen Kraft und Innigkeit dieser gläubigen Zuversicht lebt auch in dem nationalen Zukunftsglauben, der das stille Heldentum unserer Mütter im gegenwärtigen Kriege stützt und trägt. Sie sind durchdrungen von der Daseinsberechtigung und der Daseinsnotwendigkeit des deutschen Volkes, und sie sagen sich: es muß sein für die kommenden Geschlechter, damit die Kinder und Enkel unangefochten auf der heimatlichen Scholle leben und deutsches Wesen und deutsche Art ungehemmt entfalten können, damit eine wirtschaftlich starke und freie Nation sich im Wettbewerb der Völker behauptet und nicht die Ohnmacht eines zerstückelten Vaterlandes tausenden den Wanderstab in die Hand drückt, weil die Heimat sie nicht mehr ernähren kann. Das kommt nicht jeder einzelnen Mutter so klar zum Bewußtsein, aber unbewußt ist es der feste Untergrund, auf dem ihr ganzes Denken sich aufbaut. Unsere Mütter glauben an ihr Volk und an ihr Vaterland, und aus diesem Glauben wächst ihre Größe. Vaterland ist für sie kein toter Begriff, kein inhaltloses Wort, sondern lebendiger Zukunftsglaube voll Tiefe und Kraft. Darin offenbart sich der Reichtum des Mutterherzens: es erweitert den Glauben an die Seele des eigenen Kindes zum weltbezwingenden Glauben an die Seele des ganzen Volkes. Ein solcher Glaube schafft Heldenmütter, denn er macht opferfähig im Dienste der Idee.

Chanukafest in Feindesland.

Von Dr. Willy Cohn (im Felde).

Auch dieses Fest heißt es nun zum zweiten Male in Feindesland begehen. Wie rasch doch die Zeit vergangen ist, läßt man nun rückschauend den Blick schweifen! Und eine wundersame Stimmung befällt uns, wenn wir uns in den Zauber jenes Festes hineinträumen. Einen Augenblick denken wir an die Zeiten zurück, in denen wir friedlich im Heimatsort die Feier begingen und im Gotteshaus das alte, ewig junge Lied des „Schirm und Schutz in Nacht und Graus" sangen! Das ist nun vorüber! Wirklich? Nein, schöner ist die Feier wieder auferstanden hier im Kriege, vielleicht nicht nach außen, aber im Innern jedes Einzelnen von uns. Ist es nicht eine wundersame Erfüllung, daß es uns vergönnt ist, nun selbst im feldgrauen Ehrenkleid vor dem Feind zu stehen und mit dem Bewußtsein unserer Pflicht zu tun: Deutsche Juden dürfen zeigen, daß der Geist Juda Makkabis noch in ihnen steckt? Nur wenige in den längst vergangenen Tagen des Friedens hatten sich das träumen lassen.

Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagt ein alter Weiser, und mit dem unsagbaren Leid, das er bringt, bringt er aber auch eine seelische Wiedergeburt, schafft Tatmenschen.

So lange es gesunde Jungen geben wird, werden sie gern von Kriegstaten erzählen hören! Als wir in die Schule gingen, hörten wir niemals so schön in der Religionsstunde zu, als wenn uns von den Taten jenes Makkabäergeschlechtes erzählt wurde. Und da wir nun Männer sind, leuchten sie uns als Beispiel voran.

Unserer jetzigen Zeit gelten Worte wenig, Taten alles. Drum heißt es sich kurz fassen. Aber doch läuft das Herz, der Mund über von all' dem, was uns gerade an diesem Feste bewegt.

Zu fühlen glaube ich, wie in der Stunde, zu der das Weihefest seinen Einzug hält, alle die Tausende jüdischer Soldaten in Ost und West, in Serbien und auf See der Gedanke durchzucken wird: Nun kannst Du zeigen, daß Du würdig der Väter bist, daß die Jahrhunderte unseren Arm und unseren Geist nicht schwächer, sondern stärker gemacht haben! Nur die wenigsten werden in jener Stunde den Leuchter anzünden können, wie es einst Sitte im väterlichen Hause war. Aber was tuts? Im Herzen fühlen sie alle das Gleiche: die Erfüllung phantastischer Träume.

Das Jauchzende, Jubelnde des Liedes, paßt es nicht zu all' den Liedern, die heute deutsche Soldaten zu singen gewohnt sind? Klingt nicht aus ihm die Zuversicht auf den endlichen Sieg, der unserm deutschen Volk beschert sein wird?

Das läßt sich nicht sagen, das muß man erleben und fühlen!

Und wenn am letzten Tage des Weihefestes das letzte Licht angesteckt war, und der Leuchter in vollem Glanze dastand, da pflegte man im häuslichen Kreise sich die Hand zu drücken, mit dem Wunsche, das nächste Jahr das Fest wieder gesund im Kreise der Lieben zu verleben.

Vor uns allen liegt die ungewisse Zukunft! Soldatenlos!

Wer weiß, wem es vergönnt sein wird, im nächsten Jahre die Feier zu Haus zu begehen? Doch nur wenige geben sich solchen Stimmungen hin, zum Nachdenken ist nicht die Zeit! Das paßt auch wenig in das siegesfrohe Leuchten des Chanuckafestes! Aber überzeugender als je klingt der Dank zu Gott, daß er uns eine solche Zeit hat erleben lassen!

Feldpostbrief aus dem Westen.

Am 21. Oktober 1915.

Sehr verehrter Herr Henle!

Wenn ich seit vielen Monaten nichts von mir hören ließ, so bitte ich sowohl Sie als auch Ihre verehrte Frau Gemahlin, mir das nicht falsch auszulegen. Sie dürfen nicht glauben, daß ich ihrer vergessen hätte; — — wie könnte das je geschehen, — haben Sie doch durch ihr unvergeßliches Wirken dafür gesorgt, daß mir die gottesdienstliche Betätigung des Judentums lieb geworden ist. Und Ihre spätere rege Anteilnahme an der Jugendorganisation der liberalen Vereinigung empfinde ich fast als eine mir persönlich erwiesene Güte, weil mir die Jugendorganisation ja stets eine Herzensangelegenheit war. Und über all' diese Dinge, nicht über meine Erlebnisse im Felde, möchte ich Ihnen heute schreiben.

Ihnen ist ja bekannt, daß es vor einigen Jahren mein glühender Wunsch war, Rabbiner zu werden, und daß ich noch heute nicht ganz versöhnt bin mit dem Schicksal, das mir die Erfüllung dieses Wunsches versagte. Wenn Sie sich diese Tatsache vor Augen halten, können Sie sich vielleicht vorstellen, wie mir am letzten Neujahrsfeste zu Mute war, als unser Feldgeistlicher, Herr Rabbiner Dr. Baeck, mitteilte, am Jomkippur hätte er bei einem andern Teil der Armee zu sein, und er bäte mich, für ihn den Gottesdienst in unserer Division zu übernehmen. Nur mit Beklemmung konnte ich den Auftrag annehmen, denn ich war mir der Schwere und des Ernstes bewußt, den er enthielt. Es ist mein Stolz und meine Freude, daß mir die Feier so gut gelang. Einliegend schicke ich Ihnen die Gebetfolge, die Sie sicherlich interessieren wird, und zu der ich mir einige kurze Bemerkungen erlauben möchte.

Es war mir klar, daß meine Feier zugleich Mussaf- und Neilah-Gedanken zu enthalten hatte. Sie sehen das an dem trotz des Sabbaths gesprochenen Owinu Malkenu und an dem von mir verfaßten Schlußgebet. Bei der Abfassung der deutschen Gebete — es handelt sich um das Einleitungsgebet, das Gebet vor der Totenfeier und das Schluß-

gebet, — war ich bestrebt, alle Gedanken nur in knappster Form zu bringen, die Ausführung dagegen dem Sinnen meiner Kameraden und Mitbeter zu überlassen. Das nicht von mir verfaßte, sondern nur einheitlich zusammengestellte Gebet „Um Sieg und Frieden u. s. f." habe ich stark gekürzt; in der mir vorliegenden Uebertragung des Un'sanneh tokef habe ich dagegen nur eine Aenderung vorgenommen; Us'schuwoh u. s. f. stand in dem mir vorliegenden Wortlaut wie folgt übersetzt: „Buße, Gebet und Liebeswerke aber wenden jedes Unheil von uns ab." Das scheint mir nicht der Inhalt des Versöhnungstages, und so schrieb ich: „Buße, Gebet und Liebeswerke aber erlösen uns von all' unseren Sünden." Der letzte Satz in diesem Gebet ist natürlich auch von mir. — Mit der Voranstellung dieses deutschen Un'sanneh scheine ich übrigens einen besonders glücklichen Griff getan zu haben, ebenso auch mit den von mir gewählten Psalmen.

Und in dem hebräischen Teile, verehrter Herr Henle, kamen die altehrwürdigen Tempelmelodien zu Ehren, die ich von Ihnen ja Note um Note kenne, und die in so hohem Maße geeignet sind, wirkliche Weihestimmung zu erwecken. Sie haben an jenem Tage wohl nicht daran gedacht, daß Ihre Weisen in den verödeten Kirchen Frankreichs erklingen könnten, daß Ihre überragende Kunst in weiter Ferne feldgrauen Glaubensbrüdern die Weihe unseres heiligsten Tages bringen würde! Natürlich wählte ich überall die einfachsten mir bekannten Melodien.

Wenn ich aber mit so großer Freude erfüllt war, so ist es nicht allein deshalb, weil ich einmal im Leben meinen inneren Beruf mit so schönem Erfolg ausüben durfte, sondern hauptsächlich, weil dieser Erfolg auch ein Sieg der von mir stets so eifrig vertretenen liberalen Sache ist. Alle meine Mitbeter, aus welchen jüdischen Kreisen sie auch waren, haben mir auf das Herzlichste gedankt für die erhebende Andachtsstunde, die ich ihnen mit Gottes Hilfe schenken durfte.

Und so reiche ich Ihnen voll Dankbarkeit die Hand, der Junge dem Alten, denn Sie haben den größeren Teil an dem Gelingen unserer Feier. Sie werden sich sicher freuen, daß Ihr Wirken hier draußen in Kampf und Sturm so schöne Früchte gezeitigt. Sie haben, der Alte mit dem Jungen, Seite an Seite für das gleiche Ziel gestrebt: nehmen Sie meinen Bericht als ein Zeichen dafür, daß wir auf dem richtigen Wege sind. G B

An meine Kinder.*)

(Gedichtet am 11. bis 12. Februar 1915).

Als ich hinauszog, für das Vaterland
Zu streiten wider Tücke und Verrat,
Da sprangt ihr frohbewegt um mich herum —
Und jauchztet eurem tapfern Vater zu.
Euch freute wohl der kriegerische Schmuck,
Die neuerrungene Würde eures Vaters.
Verborgen blieb dem kindlichen Gemüt,
Was es bedeutet, wenn von Weib und Kindern
Der Gatte, Vater zieht in Kampf und Tod. —
Doch später, wenn ihr reifer, klüger seid,

*) Aus der Zeitschrift „Im deutschen Reich" mit Genehmigung der Frau Hedwig Saul abgedruckt. Der Verfasser, der im Osten den Heldentod für sein geliebtes deutsches Vaterland starb, war ein begeisterter Anhänger unserer liberalen Bewegung. In dieser Monatsschrift hat er im Januarheft 1914 zu einer tapfern und würdigen „Abwehr" das Wort ergriffen. Das Andenken des edlen, warmfühlenden, tapfern Mannes wird in unserem Kreise gesegnet sein.

Und wenn vielleicht im Osten mein Gebein
Fern, einsam unter schlichtem Holzkreuz bleicht —
Dann wird ein Graun euch, ein Entsetzen packen,
Und jener Stunde werdet ihr gedenken,
Da er von euch den letzten Abschied nahm.
Dann tröst' euch die Gewißheit, daß er freudig
Begeistert sich den Reihen angeschlossen,
Die kämpfen sollten für des Reiches Ruhe.
Und wollt ihr wissen dann, warum ich einst
So freudig, so begeistert mitgezogen,
Ich, dem ein süßes Weib das Leben krönte,
Dem eurer Kindheit erste, holde Blüte
So schön, so lieblich doch entgegenprangte? —
Ich sag es euch. Nun merkt es wohl und segnet,
Der einst von euch hinwegzog, euren Vater! —
Mich zogs hinaus, weil ich ein Deutscher bin!
Nie hab' ich anders je gefühlt, gedacht
Als deutsch mit jeder Faser meines Herzens.
Dem Schüler schon ging eine Ahnung auf
Vom edlen Goldgehalt des deutschen Wesens.
Es jubelte mein kindlich Herz, wenn es
Von deutschen Siegen, deutscher Größe hörte.
Es war erschüttert bis ins Innerste,
Wenn jäher Sturz das deutsche Volk betroffen.
Das ging so tief, ging so ins Mark hinein,
Daß es ihm ward zum eigenen Erleben:
Zumal ergriffen war mein kindlich' Herz
Vom kläglichen Geschick, das furchtbar hart
Das herrliche Geschlecht der Staufer traf,
Vernichtend ihren kaiserlichen Stamm.
So tief erfaßt' es mich, daß ich — gesteh'
Ichs nur — der Schulbank noch nicht ganz entwachsen,
Ein Erstlingsschauspiel ihrem Sturze weihte.
Nun kam ein Kampf: nicht mit dem deutschen Heer,
Nicht gegen Deutschlands stolze Macht allein —
Nein! Gegen deutschen Volkes deutsche Art,
Bewußt und boshaft, teuflisch eingeleitet.
Ein Kampf, der unsre Frauen, unsre Kinder
Durch Hungers grause Not verderben sollte.
Ein Kampf — nicht ritterlich mit blanker Waffe
Nein! mit dem tück'schen Gifte der Verleumdung,
Gemeiner Lüge, ruchlosem Verrat,
Kurz: jeder Niederträchtigkeit verschwistert.
Vernichten wollt' er, was in langer Friedensarbeit
Das neu erstand'ne deutsche Volk geschaffen:
Die hohe Blüte unsrer Wissenschaft,
Die Schöpfungen begeistrungsvoller Kunst,
Die Segnungen verfeinerter Kultur,
Das herrlich-stolze Schaffen deutscher Geister,
Den Frohlaut deutscher Dichtung und die Blüte
Des Wohlstands, den ein fleißig Volk geschaffen,
Die Segnungen, die Fleiß in brüderlichem

Verein mit hoher Geisteskraft geschaffen.
Ja, ausgelöscht, vom Erdenrund getilgt
Sollt' werden deutsches Wesen, deutsche Art!
Es war ein Kampf, dem Herzen in der Brust,
Dem Denken im Gehirn, dem Blut der Adern
In höllisch-geiler Bosheit angesagt.
Zu welchem Zweck? — Um Krämer zu bereichern,
Geldhungrigen bequemen Raub zu sichern.
Aufflammt es da in heil'gem Volkeszorn.
Wie sollt' ich anders da wohl fühlen, denken,
Als meines Volks begeisterteste Söhne,
Mir, dem so heilig stets die deutsche Art?
Wie sollt' es nicht im tiefsten mich empören,
Daß man das deutsche Wesen so verlästert,
Ja Schuld ihm gab die gräßlichsten der Greuel,
Mit niedriger Verleumdung seinen Adel
Hinab in Staub und schmutz'ge Pfütze zog.
Drum war es mir Befreiung, nicht Beschwerde,
Als mich das Los den Kämpfern zugesellte,
Die rächen sollten Tücke, Lug, Verrat,
Verteid'gen deutschen Geistes herrlich Wirken,
Verteid'gen deutschen Wohlstands reiche Blüte,
Vorkämpfer sein für Weib und Kind und Heimat,
Sie schützen gegen asiat'sche Horden,
Die Tigerbrut, die uns're Ostens Fluren
Mit Frevel über Frevel schon geschändet;
Welch hehres Glück! — Drum zog ich freudig aus,
Ein Deutscher, Deutschlands Grenzen zu beschützen. —
Und noch ein zweites trieb mich in den Kampf.
Ein Jude bin ich, allzeit treu ergeben
Dem Stamm, aus dessen Blute ich entsprossen.
In Friedenszeiten sprach wohl der und jener
Verächtlich von der Juden Art und Wesen,
Man schalt ihn feig, unkriegerisch, schalt ihn
Des Lebens hohen Zielen abgewandt,
Gemeinem Nutzen nur ergeben, selbstisch,
Ja, schalt ihn — dieses war der härteste,
Der ärgste Schimpf, er traf wie Peitschenhieb —
Fremdling auf jenem Boden, den die Väter
Mit ihrem Schweiß schon, ihrem Blut gedüngt. —
Jetzt griff mir tief ans Herz die Not der Zeit.
Ein Wille eint, ein einz'ger heil'ger Drang,
Eine Begeistrung, Juden und Germanen.
Daß deutsch wir sind — nicht braucht es des Beweises.
Die Wahrheit liegt jetzt sonnenhell zutage,
Da froh, aus eig'nem Trieb die Juden sich
Um ihres Vaterlandes Fahnen scharen.
Mir zu gewinnen — sei's, wenn fällt das Los,
Auch mit dem eig'nen Blut — das Vaterland,
Das mir wie meinen Brüdern, leider, leider
Gar vielfach ein Stiefvaterland gewesen,
Das war mein fester, wohlerwogner Wille.

Jetzt wird sichs zeigen, daß wir niemals unwert
Der Vaterlands gewesen, das wir lieben,
Daß es zu unrecht uns hintangesetzt,
Und daß wir tapfer sind, wenns gilt, den Feind
Zu schlagen, wie einst vor Jahrtausenden
Der edle Heldenstamm der Makkabäer. —
Und gegen wen geht heut der Kampf?
Sinds nicht
Die alten tiefverruchten Feinde Judas,
Die grausamen Bedrücker uns'rer Brüder,
Die Feinde der Kultur, des Rechts, der Freiheit,
Die heute Deutschlands Feinde sind? Ein Haß
Eint heute — endlich! endlich! — Freiheitsfreunde,
Kulturvorkämpfer, Deutsche mit den Juden.
Uns allen blüht ein gleichgeartet Schicksal:
Ein Unsieg bringt uns allen Untergang
Ein Sieg befreit, erhebt, beglückt uns alle.
Denn welche Schonung, welch Erbarmen soll
Der Jude von der Mörderbrut erwarten,
Die jetzt im eig'nen Lande jüdisch Blut
Vergießt in Strömen, jüdischen Frau'n und Kindern
Die ärgste Schmach antut? —
Drum zog ich aus,
Ein deutscher Jude, in den heil'gen Kampf.

Offiziersstellvertreter Saul.

Bücherschau.

Binjamin Segel, Der Weltkrieg und das Schicksal des jüdischen Volkes. Berlin, Georg Stilke, 1915. 8°. 144 Seiten.

Dieser Krieg, so meint der Verfasser, habe unter anderen Merkwürdigkeiten auch die, daß er tief in das Schicksal der Gesamtheit des jüdischen Volkes eingreife, wie kein Krieg je zuvor. Darum haben wir Juden allen Anlaß, zu ihm nicht nur vom allgemein menschlichen Standpunkt, nicht nur als Bürger der Kriegführenden oder der neutralen Staaten, sondern außerdem auch noch als Juden Stellung zu nehmen, und uns von seinen Ursachen, wie von seinen unvermeidlichen Folgen Rechenschaft zu geben. Als galizischer Jude aus Lemberg, ganz nahe der russischen Grenze, aus nächster Nähe die Vorgänge vor und unmittelbar nach Ausbruch des Krieges beobachtend, andrerseits durch langjährigen Aufenthalt in Deutschland innig vertraut mit jüdischer Kultur und deutschem Wesen, glaubt der Verfasser, manches sagen zu können, was für die Juden der neutralen Länder von Wichtigkeit ist und fühlt in sich die moralische Verpflichtung, angesichts des niederträchtigen Verleumdungsfeldzugs gegen Deutschland, angesichts der plötzlichen Apotheose Rußlands, als ein Kämpfer für Wahrheit auf den Plan treten zu müssen.

Das Buch hebt den Schleier hinweg von den russischen Greueltaten, es zeigt wie die Russen in Galizien und der Bukowina gehaust haben; es spricht vom Wesen des deutschen Militarismus, von den geheimen Motiven, die Frankreich und England zum Krieg getrieben haben und kommt zu dem Schlusse: „Streitet, so viel ihr wollt, ob es möglich sei, den Krieg überhaupt zu vermeiden, — daß es möglich war, diesen Krieg zu vermeiden, unterliegt keinem Zweifel. . . Dieser Krieg wird geführt, damit die Revenuen der englischen Plutokratie nicht vermindert würden. Ströme von Blut müssen fließen, damit sich der Goldstrom in die City von London stets in unge-

minderter Kraft ergieße. Es ist im wahren Sinne des Wortes ein Goldkrieg." „Wir Nichtdeutschen, die wir lange unter den Deutschen gelebt und die Seele dieses Volkes aus seinen Schöpfungen idealer und realer Natur, aus den Aeußerungen seines sozialen Lebens und seiner Arbeit kennen gelernt, haben die Pflicht, unsere Stimme laut zu erheben und gegen die Verleumdungen zu protestieren, die jetzt eine Welt von Feinden gegen dieses Volk schleudert. Insofern wir Juden sind, erfüllen wir nur das klare und schlichte Gebot der Bibel: „Du sollst nicht untätig dastehen, wenn das Blut deines Nächsten vergossen wird." Der Talmud bezieht das nicht nur auf das Vergießen des leiblichen Blutes, sondern, nach dem alten Sprachgebrauch, auch auf Verleumdung und Beschimpfung. Wir dürfen nicht zugeben, daß eine unsaubere und verlogene Legende das wahre Wesen und den innersten Charakter dieses Volkes vor der Welt verdunkeln."

Getragen von stärkstem ethischem Pathos, voll leidenschaftlicher Wahrheitsliebe und tapferem Wahrheitsmutes, voll dramatischer Lebendigkeit, voll Herz und Geist hält das Buch den Leser vom ersten bis zum letzten Wort in spannendster Aufmerksamkeit und wird über den Krieg hinaus seine Bedeutung behalten als bedeutsames Zeugnis aus großer Zeit, als die Stimme eines weltbürgerlichen Juden zur Ehre der Wahrheit.

Binjamin Segel, Morija und Golgatha. M. Poppelauer, Berlin. 8°. 24 S.

Diese kleine Schrift ist ein erweiterter Abdruck des gleichnamigen Aufsatzes in „Ost und West". Sie ist eine der besten Apologien des Judentums, die ich kenne. Unter Anlehnung an den von Gott verhinderten Opfertod Isaaks auf Morija und den von Gott gewollten Opfertod auf Golgatha behandelt die Schrift tief und schön den religiösen Gegensatz zwischen Judentum und Christentum und gibt so Antwort auf die Frage, warum die Juden nicht Christen werden können.

Leutnant Sender, Blätter der Erinnerung für seine Freunde. Aus seinen Feldpostbriefen zusammengestellt von Dr. M. Spanier, Hamburg 1915. M. Glogau jr. 80 Seiten.

Aus diesen nicht in dem Gedanken an Veröffentlichung geschriebenen Feldpostbriefen des für das Vaterland gefallenen Helden leuchtet eine so echte, starke, vornehme, liebenswürdige Persönlichkeit hervor, daß sich beim Lesen dieses Büchleins das Wort des Dichters auf die Lippen drängt: „Ja, der Krieg verschlingt die Besten!" Wie sich deutsch glühende Vaterlandsliebe mit jüdischem Empfinden und jüdischer Pietät in eins verschmilzt und wie aus dieser Verbindung eine wunderbare in sich geschlossene Persönlichkeit erwächst, das zeigt — allen antisemitischen und zionistischen Theorien zum Trutz — die lebendige Persönlichkeit, die aus diesen Briefen vor uns hintritt.

Das prachtvolle Büchlein, das mit einem Bild des Gefallenen geschmückt ist und einen poetischen Gruß von Jakob Loewenberg „An Gottfried Sender" an der Spitze trägt, sei vor allem der jüdischen Jugend als herzerhebender Lesestoff, aber auch den Aelteren intra et extra muros wärmstens empfohlen.

Zur Besprechung eingegangen:

B. Gottschalk, Der jüdische Jugendgottesdienst nach Theorie und Praxis. Preisschrift der Maybaum-Stiftung. Berlin 1915. M. Poppelauer. 8°. 57 Seiten.

J. Wohlgemuth, Dr., Der Weltkrieg im Lichte des Judentums. Berlin 1915. Verlag des Jeschurun. 8°. 165 Seiten.

Hermann Cohen, Deutschtum und Judentum. Mit grundlegenden Bemerkungen über Staat und Internationalismus. 3.—8. Tausend. Erstes Stück der Sammlung „Von deutscher Zukunft". Gießen 1915. Alfred Töpelmann. 8°. 48 Seiten.

Dr. Emil Levy, Feldrabbiner der 2. Armee. Feldbericht über die hohen jüdischen Feiertage im A. H. Qu. 1915.

Bericht über die Lehranstalten der jüdischen Gemeinde zu Berlin, herausgegeben vom Vorstand der jüdischen Gemeinde. Teil I: Knabenschule; Lehrer-Bildungsanstalt; Mädchenschule; Elementarschule des 2. Waisenhauses. Teil II: Die Religionsschulen.

Doris Wittner, Die Geschichte der kleinen Fliege. Ein Heine-Roman. Leipzig 1915. Grethlein & Co. 8°. 437 Seiten. Mit Titelzeichnung von Hermann Struck. Preis 4.— Mk., geb. 5.— Mk.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Unsere mit so großem Erfolg begonnene Wintertätigkeit konnten wir trotz weiterer Einziehungen unserer Mitglieder glücklich fortsetzen. Besonders erfreulich ist das ständige Wachsen unseres Vereins, welches durch das mit großem Beifall aufgenommene Werbeblatt bestens unterstützt wird.

Am Dienstag, den 21. September, sprach Herr Dr. phil. Krakauer, Breslau, über „Adelsmenschentum bei Ibsen und Jesaja". Der Redner behandelte besonders die Lösung des Problems des Adelsmenschen in „Rosmersholm" und bei Jesaja und verstand es durch seine interessanten Ausführungen die Zuhörer zu fesseln. Den Worten des Vortragenden folgte reicher Beifall.

Zu der darauffolgenden Versammlung, am 12. Oktober, hatten wir Herrn Offizierstellvertreter Dozent Dr. Lewkowitz, Breslau, für einen Vortrag über „Gegenwartsaufgaben des jüdischen Liberalismus" gewonnen. Die von 90 Personen besuchte Versammlung eröffnete Herr Erich Bayer und erteilte zunächst Herrn Berger das Wort, der unserem dahingeschiedenen außerordentlichen Mitglied, Herrn S. Laqueur, einen herzlichen Nachruf widmete und der großen Verdienste dieses Mannes um unseren Verein gedachte.

Hierauf ergriff der Redner des Abends das Wort zu dem angekündigten Vortrag. Herr Dr. Lewkowitz sprach zuerst von der Einigkeit in den ersten Monaten des Krieges, von dem Aufhören aller Unterschiede der Parteien und Religionen. Durch die lange Dauer des Krieges tauchen dann wieder antisemitische Strömungen auch unter den Soldaten auf, und besonders der Vorwurf der Feigheit und der Drückebergerei wird immer wieder gegen uns erhoben. Gegen alle diese Vorwürfe müssen wir uns mit aller Entschiedenheit verteidigen und unsere Liebe zu unserem Vaterland draußen und daheim durch die Tat beweisen. Redner sprach sodann von dem Ostjudenproblem und betonte, daß es unsere Pflicht sei, in weitesten Kreisen aufklärend über diese Menschen zu wirken und darauf hinzuweisen, daß der polnische Jude nur durch die unmenschliche Behandlung der russischen Regierung auf einer so tiefen Kulturstufe stehen geblieben sei. Zum Schluß behandelte Herr Dr. Lewkowitz die religiösen Ziele und Aufgaben besonders des liberalen Judentums.

Den Ausführungen folgte stürmischer Beifall, und der Leiter des Abends eröffnete hierauf, nach nochmaligem Dank, die Aussprache. In der Diskussion sprachen erst Herr Berger, der auf das Verhältnis zwischen deutschen und polnischen Juden einging, und darauf Herr Sanitätsrat Dr. Reich, welcher die Ausführungen der Vorredner durch einige sehr interessante Beispiele ergänzte.

An diesem Abend traten mehrere Damen und Herren dem Verein bei.

Zu unserer dritten Versammlung am Dienstag, den 2. November, hatte sich unser außerordentliches Mitglied, Herr Rabbiner Dr. Goldmann aus Oppeln, zur Verfügung gestellt. Die glänzend besuchte Sitzung eröffnete der stellvertretende Vorsitzende, Herr Bayer; er begrüßte zunächst die Anwesenden und gedachte sodann mit ehrenden Worten des im Westen gefallenen Mitgliedes Herrn Herbert Meth, derselbe war durch seine auswärtige berufliche Tätigkeit verhindert, an unseren Veranstaltungen teilzunehmen, aber noch aus dem Felde erhielten wir von ihm Briefe, die für sein großes Interesse für unsere Ideen Zeugnis ablegen.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 1 und 2. Jahrgang 8. Januar u. Februar 1916.

Deutschtum und Judentum.

Von Dr. Caesar Seligmann-Frankfurt a. M.

Deutschtum und Judentum. Diese Ueberschrift schließt verschiedene Möglichkeiten der Problemstellung ein. Entweder man faßt Deutschtum und Judentum als mehr oder minder schroffe Gegensätze auf, zu dem Zwecke, die Unvereinbarkeit beider zu erweisen. Das kann von zwei entgegengesetzten Parteistandpunkten aus geschehen. Von dem deutsch-nationalen, um die These von der Unvereinbarkeit des Deutschtums mit dem Judentum zu verfechten mit der Absicht, die Judenheit aus dem deutschen Leben auszuschließen. Oder von dem jüdisch-nationalen, um die Unvereinbarkeit des Judentums mit dem Deutschtum zu behaupten und gegen Assimilation und Assimilanten zu wettern. Die Einen wollen um der Reinheit des Deutschtums willen das Judentum, die Andern um der Reinheit des Judentums willen das Deutschtum ausschließen.

Man könnte auch versucht sein, Deutschtum und Judentum als inkommensurable Größen anzusehen. Deutschtum ist vorwiegend Nation, Judentum nur Religion. Deutschtum ist ein Komplex von nationalen, geographischen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Momenten; Judentum ist die Religion der jüdischen Deutschen, die nur in ihrer Religion, in sonst nichts von den christlichen Deutschen verschieden sein wollen. Mit dem Christentum also, aber nicht mit dem Deutschtum könne man das Judentum vergleichen.

Ein nachdenkliches Eindringen in das geschichtliche Werden des Deutschtums und des Judentums aber zeigt, daß offenkundige kulturelle, geistige Beziehungen zwischen Beiden bestehen. Und sollten nicht die geistigen, die idealen Momente die *wesentlichen* sein? Zum mindesten für den idealistischen im Gegensatz zum materialistischen Geschichtsphilosophen? Für den, der sich zu dem Dichterwort bekennt, daß der Geist es ist, der sich den Körper baut?

Diesen dritten Weg geht *Hermann Cohen* in seiner Schrift: „Deutschtum und Judentum." *)

Das ist das charakteristische an Cohens Schrift, daß sich dem weltüberschauenden Blick des idealistischen Philosophen die Wesenheit anders offenbart als dem gewöhnlichen Auge.

*) Von deutscher Zukunft 1. Stück. Deutschtum und Judentum. Mit grundlegenden Betrachtungen über Staat und Internationalismus von Prof. Hermann Cohen, Geh. Regierungsrat. 3.—8. Tausend. Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen, 1915. (Preis 1 *M*.)

Wie unter den Händen Midas alles, was er berührt, sich zu Gold verwandelt, so wandelt sich unter seinem Tiefblick jedes Problem zu einem philosophischen. Deutschtum und Judentum erscheinen gleichsam losgelöst von ihrer zufälligen Erscheinung in ihres Wesens Kern. Nicht äußere, politische, soziale, selbst sittliche Eigenschaften vermögen im letzten Grunde die Eigenart originalen Nationalgeistes auszudrücken, sondern nur diejenigen idealen Werte, die aus der tiefsten Tiefe des Geistes selber hervorgehen. Diese tiefsten Schöpfungen sind: Philosophie, Religion und Kunst.

Daß in diesen drei Momenten eine gegenseitige Beeinflussung von Judentum und Deutschtum stattfand, aus der eine innere Uebereinstimmung hervorging, zeigt uns Cohen. Zuerst wie das Deutschtum durch das Judentum auf dem Wege über den jüdischen Hellenismus, der in das Christentum einmündete, in seinem tiefsten Gedankenleben beeinflußt wurde. Und dann, wie schon in den ältesten Zeiten des Aufenthalts der Juden auf deutschem Boden, in größerem Maße aber seit Moses Mendelssohn und durch seinen gewaltigen Einfluß auf die Umgestaltung des deutschen (ja des ganzen modernen) Judentums, deutsche Kultur in die Seele der Juden einzog.

Auf dem Untergrunde dieser geschichtsphilosophischen Nachweise entwickelt Cohen eine fast überreiche Fülle tiefer grundlegender Gedanken und Forderungen, die eine besondere Nüance erhalten durch das große ethische Pathos seiner Persönlichkeit. Der sittliche Rythmus, der machtvolle Ernst, die Würde und Vornehmheit, die Wucht und der Enthusiasmus, die in ihm leben, lassen Cohen geradezu wie einen der alten Propheten erscheinen. Und er ist in der Tat, gegenüber aller materialistischen und beschränkt-nationalistischen Geschichtsauffassung, der Prophet des deutschen und des jüdischen Idealismus. In ihm wird zugleich das klassische Zeitalter Herders und Lessings, Goethes und Schillers und das klassische Zeitalter der jüdischen Propheten lebendig. Er verkörpert in seiner Persönlichkeit die ideale Verbindung besten deutschen und besten jüdischen Wesens und erscheint so als Nachfolger und Fortsetzer Mendelssohns.

In diesem Persönlichkeitsmomente liegt für uns eine fast noch höhere Bedeutung als in den einzelnen Ausführungen der Schrift. Denn so bedeutungsvoll und fruchtreich auch die wissenschaftlichen Darlegungen der Schrift sind, noch bedeutsamer ist für uns die Persönlichkeit Cohens selbst für die Lösung des Problems „Deutschtum und Judentum."

Denn es gibt noch eine letzte Stellungnahme zu unserm Problem. Diese stellt nicht Deutschtum und Judentum als zwei Größen außerhalb unser, gleichsam objektiv, vor uns hin, sondern wendet die Frage und verwandelt sie in das subjektive Problem: Wie verhalten sich im Subjekt, in der lebendigen Persönlichkeit des deutschen Juden oder jüdischen Deutschen diese beiden Elemente seines Seins „Deutschtum und Judentum" zu einander? Sind die beiden Quellen, aus denen unsre Persönlichkeit zusammengeflossen ist, zu einer Einheit in Fühlen und Wollen in der Gemütsverfassung und der ganzen seelischen Struktur geworden, oder leiden wir an innerer Zerissenheit und seelischer Disharmonie?

Auf diese Frage gibt es keine theoretische sondern nur eine lebendige Antwort. Diese lebendige Antwort sind wir alle, die wir uns als wahrhafte deutsche Juden fühlen, die wir einer restlosen Einheit beider Momente uns bewußt, oder vielmehr — psychologisch richtiger ausgedrückt, die wir uns keines Widerstreits in uns als Deutsche und Juden bewußt sind. Diese lebendige Antwort sind, überzeugungskräftig für Jedermann, die hervorragenden geschichtlichen Persönlichkeiten, in denen Deutschtum und Judentum

zu einer wunderbaren Harmonie zusammenschmolzen, ein Moses Mendelssohn, Gabriel Riesser, Berthold Auerbach, Hermann Cohen.

Was mühen wir uns mit theoretischen Behauptungen und Widerlegungen, wo das Leben allein das entscheidende Wort zu sprechen hat und längst gesprochen hat? Gibt es etwas nur in uns, was uns von unsern andersgläubigen Mitbürgern unterscheidet als die Religion? Muß die Wirklichkeit des Lebens nicht Jeden, der sehen will, und vor allem uns selbst von dem tiefen unlösbaren Verwachsensein unseres Ich mit dem Deutschtum überzeugen? Unser überwallendes Vaterlandsgefühl, das in diesen Sturmzeiten des Krieges sich über alle Bitterkeiten der Zurücksetzung emporgerungen hat, unser Heimatgefühl auf deutscher Erde, unser Denken, unser Wollen, unser Hoffen, unser Sehnen, alle Notwendigkeiten unseres Lebens wurzeln im deutschen Vaterland.

Was fragen wir darum ängstlich nach der Meinung derer, die ihre Meinung sich aus Vorurteil, Haß und Neid und allen bösen Instinkten der verderbten Menschennatur gebildet haben? Nicht wie diese, die nicht überzeugt sein wollen, uns einschätzen, sondern wie wir selber uns einschätzen, nicht welche Stellung Andre uns geben, sondern welche Stellung wir uns selber geben, darauf kommt es an.

In dieser Selbstachtung, die unbekümmert um grundlosen Haß den Weg der Gradheit und Gerechtigkeit geht, sei uns Deutschland ein Erzieher. Hat das deutsche Volk nicht in diesem Weltkrieg und in langsamer stiller Wühlerei schon Jahre zuvor das tausendjährige Schicksal des jüdischen Volkes erfahren? Haben sie sich nicht auch gegen Deutschland und Deutschtum zusammengerottet von Ost und West, von Süd und Nord bis zu den fernsten Inseln des Weltmeers, um seine Ehre in Schmach zu verwandeln? Keine Verleumdung, keine Schmähung, keine Ausgeburt wildesten Hasses, kein Wahnsinn, deren sie uns nicht beschuldigt hätten.

Gab es nicht Momente, da wir als Deutsche fast an uns selber irre wurden? Da wir in der Flut des Hasses und Neides zu versinken drohten?

Aber Deutschland ist unter dem Haß der Welt nicht seelisch zusammengebrochen sondern setzt der Verachtung der Völker seine große, gerechte Selbstachtung entgegen. Den aus Furcht und Neid, aus Unverstand und Dünkel erwachsenen Verleumdern räumt es nicht das Recht ein, über es zu Gericht zu sitzen. Unbekümmert um das Schmähen und Wüten schreitet es schweigsam und stolz, selbstbewußt und stark durch die Geschichte.

Aber wir deutsche Juden? Nicht als Deutsche sondern als Juden! Die wir, seitdem das Christentum Weltmacht geworden, dasselbe tragische Schicksal tragen wie das deutsche Volk in diesem Kriege. Horchen wir nicht angstvoll hinaus, was die Zukunft uns neue Enttäuschungen bereiten wird? Spähen wir nicht furchtsam nach den Schatten der Zukunft? Tasten wir nicht voll innerer Unsicherheit nach der Meinung Anderer über uns? Zittern wir nicht vor der nach dem Krieg wieder aufflammenden Judenfeindschaft nach dem der Burgfriede aufgehoben sein wird? Fürchten wir deutsche Juden Gott und sonst nichts auf der Welt? Haben wir als Deutsche die stolze Selbstachtung, als Juden den aufrechten Mut der alten Propheten und der Makkabäerhelden?

Gegen die Menschenfurcht und gegen die Zukunftsfurcht und gegen die Feindschaftsfurcht, gegen diese ganze Lebensfurcht, die vor lauter Horchen und Sorgen und Spähen und Tasten, die vor lauter „in der Meinung Anderer leben" nicht zur Unbefangenheit des eigenen Selbst, nicht zur Selbstverständlichkeit unseres Seins, so wie wir sind, kommen läßt, gegen dieses Irrewerden am eigenen Wert müssen wir uns, um unserer inneren Aufrecht-

heit und Ungebrochenheit willen, mit männlicher Tapferkeit wehren.

Ist das ein Zustand, daß das ganze Judentum sich als ewigen Angeklagten vor die Schranken des Gerichtshofs all · Menschen geladen betrachten soll? Ist das ein erträgliches Leben, daß wir uns alle sollen verantwortlich fühlen müssen bei irgend einer Schlechtigkeit, die ein Jude begeht, als wenn wir selbst, als wenn das Judentum etwas verbrochen hätten? Ist das zu ertragen, daß das Judentum belangt wird bei jeder Minderwertigkeit eines Juden, die das Judentum so wenig angeht wie die Minderwertigkeit eines Christen das Christentum?

Möge man die Bösewichter als Böse-wichter brandmarken, möge man in satter Selbstgerechtigkeit sich berufen fühlen, den Richter gegen alle sittlichen und sozialen Schäden zu spielen und alle schlimmen Auswüchse des Kriegs und des Friedens zu geißeln — das Judentum muß uns turmhoch erhaben stehen über aller Flut der Verleumdung, an das Judentum sollten uns die Wogen des Hasses nicht reichen dürfen. Wie wir satt sind, jedem Mordbuben zu versichern, daß wir keine Mörder von Religionswegen sind, so sind wir satt, das Judentum gegen all die Gehässigkeit zu verteidigen, die Dummheit und Bosheit nicht müde werden, immer neu zu erfinden.

Haben sich Etliche unter uns im Kriege wie im Frieden vergangen, wars etwa darum, *weil* sie Juden sind, oder *obschon* sie Juden sind? Was in aller Welt hat das Judentum mit der Minderwertigkeit der Minderwertigen zu tun?

Ist's etwa unsere Religion, die sie zu Niederträchtigen macht? Die ihnen den Freibrief zu jeder Sünde ausstellt oder die Vollmacht gibt, böse zu sein? Das Judentum, das als Religion Bringer und Träger der sittlichen Kultur, der Gerechtigkeit und Liebe auf Erden ist?

Oder ist es etwa unsere Abstammung, die uns zu Sündern macht? Unser Stamm, aus dem nicht nur die Psalmisten und Propheten sondern auch der Heiland des Christentums und Maria, Petrus und Paulus hervorgegangen sind?

Hasset die Missetat, hasset die Niedertracht, hasset die Sünde, hasset das Böse, hasset alles, was hassenswert und verächtlich ist und brandmarket es, wo ihr es an einen Menschen unter jedwedem Volke und in jedweder Religion wahrnehmet. Aber verkehret nicht Tag in Nacht, Licht in Finsternis! Lästert den reinen Quell nicht, daß er schuld an dem schlüpfrigen Unrat trage, der dem Bach aus tausend unreinen Kanälen zugeflossen! Bürdet der Religion nicht auf, was gegen der Religion Gebot geschieht! Teilt die Menschen meinethalben — wenn anders solche Teilung nicht Wahnsinn ist — ein in schwarze und weiße Schafe, aber rühmt euch nicht, daß alle Christen von Natur, von Abstammung, von Religions wegen weiß und alle Juden schwarz seien.

Haben wir's, als Deutsche, in diesem Weltkrieg nicht an eigenem Leib und eigner Seele erfahren, wie erbärmlich, wie verdammenswert, wie voll Lug und Trug solche verallgemeinernde Scheidungen sind? Die Völker der Erde ringsum teilen die Welt ja auch in zwei Teile ein, in Deutsche und Nichtdeutsche. Die Deutschen sind die Barbaren, die Hunnen, die Brandstifter, die Kindermörder, die Brunnenvergifter, die Kirchenschänder, die Teufel, von denen alles Böse der Welt kommt. Die Nichtdeutschen, einschließlich der Russen, Japaner, Gurkhas, Senegalneger — die Rasse macht auf einmal gar nichts mehr aus — sind die Engel vom Himmel, fromm und gerecht wie die Heiligen der Legenden.

Hinweg mit dieser abscheulichen Abschätzung der Menschen nach Wertmessern, die die Sophistik erfunden, um ihre bösen Instinkte

mit wohlklingenden Namen zu verbrämen. Nicht weil Deutschtum und nicht weil Judentum es verdienen, werden sie gehaßt, sondern weil sie gehaßt werden, müssen sie es verdienen. Die Verleumdungen gegen das Judentum, wie sie in jedem Geschlecht in anderem Gewande auftreten, sind nichts anderes als das Modegewand, mit dem sich die Nacktheit des Hasses drapiert, um salonfähig zu erscheinen. Wenn Juden und Deutsche Engel vom Himmel wären, der Haß wäre auch dann nicht verlegen um Gründe und Rechtfertigungen.

Darum nützt es auch nichts, Haß und Vorurteil überzeugen zu wollen. Haß ist taub und hört nicht auf Gründe. Vorurteil ist blind und sieht nicht, was es nicht sehen will. So muß man Haß und Vorurteil der Menschen hinnehmen wie Regenschauer, wie Herbstnebel und Eiswind und muß sich mit Unempfindlichkeit gegen sie wappnen, mit Selbstachtung, mit Reinheit des Gewissens.

Um unser Recht, wo es uns vorenthalten wird, wollen wir kämpfen; für unsere staatsbürgerliche Stellung, wo sie angetastet wird, wollen wir eintreten mit aller Furchtlosigkeit und Kraft; für unsre Ehre, wo sie in den Staub getreten wird, wollen wir tapfer fechten. Aber das haben wir, bei Gott, nicht nötig, auf ein Zeugnis über die sittliche Würdigkeit des Judentums und der Judenheit zu warten. In uns tragen wir das Bewußtsein unseres Wertes, der keiner Bescheinigung bedarf.

Nicht daß wir so selbstgerecht wären und uns alle rein dünkten in unseren Augen. Wenn wir vor unsren Gott hintreten im Gotteshaus oder im stillen Kämmerlein, da tun wirs in demütiger Bußstimmung im Bewußtsein, zurückgeblieben zu sein hinter unserem Ideal. Aber vor die Menschen, wer sie auch seien, wollen wir furchtlos treten, als Juden und als Deutsche mit dem tapferen Worte: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!

Relatives Judentum.

Eine Entgegnung von Dr. Rudolf Geiger in Frankfurt a. M.

Unter obigem Titel hat Herr Dr. Felix Goldmann in Nr. 11 und 12 dieser Zeitschrift einen Artikel veröffentlicht, der, von gewiß idealen Gedanken getragen, viel Richtiges und für die liberalen Juden Beherzigenswertes enthält, den ich aber doch in einer Reihe wesentlicher Punkte nicht unwidersprochen lassen möchte.

Goldmann will auch für die Zeit nach dem Kriege den friedlichen Zustand zwischen den verschiedenen Richtungen im Judentum erhalten sehen und mindestens bei unvermeidlichem Streite alles Gehässige und Zerklüftende vermieden wissen.

Als Mittel zur Schaffung und Erhaltung des von Goldmann angestrebten Friedens zwischen den verschiedenen religiösen Richtungen im Judentum, prägt er, gewissermaßen als ein von allen Juden zu erstrebendes Ziel, den Begriff „positives Judentum" in ganz anderer Bedeutung, als man ihn bisher zu hören gewohnt war: „Positiv", nicht im Gegensatz zu liberal oder zionistisch, „positiv" nicht als gleichbedeutend mit „gesetzestreu" und daher auch nicht mit der Bedeutung, daß gewisse Vorschriften und Formen beobachtet werden müßten, um eine bestimmte Anschauung von Judentum als die allein richtige erscheinen zu lassen, sondern „positiv" als Bezeichnung des wirklich religiösen Kerns jüdischer Empfindung oder jüdischer Bestrebungen im Gegensatz zu nicht

unmittelbar dazu gehörigem, überflüssigem, wenn nicht sogar schädlichem Beiwerk.

Goldmann führt hierzu aus, daß objektiv das Wesen des Judentums feststehe und daß nur in subjektiver Beziehung die Anschauungen, Interessen, Gaben, Temperament und Hoffnungen des Einzelnen diesem objektiven Judentum ein verschiedenes Gepräge geben. Vielleicht läßt sich schon die Richtigkeit des Satzes — namentlich in seiner lapidaren Kürze — bezweifeln, daß das Wesen des Judentums objektiv feststehe. Es giebt keine geistliche Lehre, die nicht nach der einen oder anderen Richtung der Entwicklung der Zeit und der Wissenschaft unterläge. Auch ist gerade seit Gründung der liberalen Vereinigung von berufener Seite recht viel in dieser Richtung geschrieben worden, was sich mit jenem Satze durchaus nicht deckt. Doch mag dies dahin gestellt bleiben.

Goldmann definiert das „objektiv feststehende" Judentum etwa dahin, daß das Wesen des Judentums Religion sei und zwar der Glaube an den einen, ewigen Gott der Liebe und Gerechtigkeit, das Bekenntnis zu seiner Sittenlehre und daß dieses Judentum, um „positiv" zu sein, für den Einzelnen ein selbständiges Gebilde darstellen und von ihm um seiner selbst willen bekannt werden, aber ohne die Einflüsse der Umgebung denkbar sein, also ohne das oben bezeichnete „Beiwerk" bestehen müsse.

Richtig ist nun zweifellos, daß für uns heutige Juden, insbesondere auch für uns liberale Juden, das Wesen des Judentums in der Religion liegt, daß sie sein unentbehrlicher Kern ist.

Aber die oben wiedergegebene Definition erscheint doch allzu engherzig. Sie stellt, wie sie in zwei Sätzen festgelegt ist, zunächst schließlich nichts Anderes als ein Schlagwort dar, gegen das derselbe Artikel sich wenige Zeilen später mit Recht wehrt, ein Schlagwort, das zwar in seiner Kürze recht gut klingt, mit dem aber in der Praxis wenig anzufangen ist.

Es würde im Gegenteil ein Hemmnis für die Entwicklung des Judentums und der Religionswissenschaft bedeuten und zudem wenig liberal sein, wenn man so, wie Goldmann es will, dem Judentum und zwar insbesondere dem Judentum des Einzelnen, derart erbarmungslos jeden Subjektivismus nehmen wollte.

Dies verkennt der Artikel auch selbst nicht. Er beklagt es aber, daß die subjektiven Momente sehr oft nicht-jüdische Faktoren ausmachen und daß sie in einem unlösbaren Gegensatz zu den Vorschriften der jüdischen Religion stünden.

Zunächst werden diese Fälle bei Leuten, die wirklich irgend wie hervortreten, nicht eben häufig sein. Außerdem begiebt man sich aber auch mit diesen Erwägungen auf ein recht gefährliches Gebiet, und Goldmann bezeichnet vielleicht Gedanken als unjüdisch, die einem Anderen noch durchaus nicht als vom jüdisch-religiösen Standpunkte aus umstürzlerisch vorkommen.

Ich weise nur als Beispiel darauf hin, daß der Herr Verfasser in seinem Artikel die naturwissenschaftliche und religiöse Weltanschauung als zwei gewissermaßen unvereinbare Gegensätze betrachtet. Ich erinnere mich, vor einigen Jahren Vorträge des Herausgebers dieser Zeitschrift über „das Judentum und die moderne Weltanschauung" gehört zu haben, die durchaus nicht auf demselben Standpunkt standen und die vor allen Dingen eine Versöhnung oder wenigstens die Möglichkeit einer Verbindung zwischen der Naturwissenschaft und der jüdisch-religiösen Weltanschauung sehr wohl ermöglichen.

Ich will als Laie auf diesen Gebieten gewiß nicht entscheiden, wer Recht hat, sondern nur darauf hinweisen, daß schon in diesem Punkte eine sehr verschiedene Auffassung

möglich ist und daß es daher als im höchsten Grade gefährlich erscheint, das angeblich objektiv feststehende Judentum von allem subjektivem „Beiwerk" entkleiden zu wollen. Die Behauptung, daß in solchen Fällen nichts übrig bleibe, als ein „Judentum ohne Religion", ein „Judentum ohne Judentum", in welchem irgend eine nebensächliche Erscheinung eine Hauptrolle spielt, geht daher zu weit. Goldmann schätzt eben dieses „Beiwerk" zu gering ein. Dies gilt insbesondere auch — hierüber ist noch später zu sprechen — von der politischen Seite der Frage. Auch wer z. B. im Gleichberechtigungskampfe seinen Mann steht, leistet zweifellos dem „positiven Judentum," dem er zur Anerkennung verhelfen will, sehr wichtige Dienste. Es darf hier auch zum Vergleich vielleicht auf die Tätigkeit der Zentrumspartei hingewiesen werden, deren politische Tätigkeit, soweit sie den Interessen der katholischen Religion dient, dieserhalb von katholischer Seite wohl kaum als der Religion schädlich angesehen oder verurteilt wird.

Nun wendet sich Goldmann im Anschluß an jene schon theoretisch nicht unbedenklichen Ausführungen in scharfer Weise gegen diejenigen, die nach seiner Auffassung die Bezeichnung eines „guten Juden" „mit Emphase" zu Unrecht für sich in Anspruch nehmen, weil sie mit positiv-religiösem Judentum nichts zu tun haben, und weil sie nur durch äußere Umstände oder private Liebhabereien, nicht aber durch religiöses Bedürfnis zu ihrer Tätigkeit getrieben werden — deren Nützlichkeit und Wert im Uebrigen ohne Weiteres anerkannt wird.

Die Ausführungen leiden aber an dem grundsätzlichen Fehler, daß der Herr Verfasser das Bestreben, für seine Ideen zu werben und den religiös-liberalen Gedanken in positiver Form zu vertiefen, übertreibt und daß er infolgedessen eifert, anstatt zu werben und verurteilt, anstatt zu belehren.

Er behauptet, daß weite Kreise in der Sozial-Politik das Wesen ihres Glaubens erblicken, daß das „Pietätsjudentum" seine Kraft abergläubigen Vorstellungen entnehme (?), das „Trotzjudentum" dem Antisemitismus seine Entstehung verdanke und das „Verwaltungsjudentum" dadurch blühe, daß gewisse Kreise in der allgemeinen Staats- und Kommunalverwaltung nicht genügend Spielraum für ihre Betätigung hätten und sich deshalb der Verwaltung jüdischer Gemeinden und Vereinigungen zuwenden. Alles das genüge aber nicht, um Juden im positiven Sinne zu schaffen und wenn sie sich eben auf jene Tätigkeit beschränken, so sind sie nach Goldmanns Ansicht „relative Juden", die der Erhaltung nicht wert, für die Pflege des Friedens nicht förderlich und für die Zukunft des Liberalismus ohne Bedeutung sind.

Diese Ausführungen schießen weit über das Ziel hinaus.

Ich möchte hier doch auf die Worte hinweisen, die gelegentlich der Posener Tagung von Herrn Dr. Freudenthal, einem gewiß unverdächtigen Zeugen, in seinem Spezial-Referat gesprochen wurden.

Er sagte damals wörtlich: „Wer Sabbath und Festtage hält, am öffentlichen Gottesdienst teilnimmt, sein Haus und Familienleben durch religiöse Weihe heiligt und sich und die Seinigen also zugleich im Zusammenhang mit der Gesamtheit Israels erhält, ist — natürlich persönlichen sittlichen Lebenswandel vorausgesetzt — nicht blos ein Jude —, denn das ist er ohnedies, schon durch Geburt und Bekenntnis —, nicht blos ein guter Jude, denn das ist er schon, wenn er für sein Judentum sich mit offener Treue einsetzt und dessen Interessen seine tätige Anteilnahme zuwendet —, sondern in zeremonieller Hinsicht weit mehr: er ist ein religiöser Jude, oder im landläufigen,

freilich jetzt oft gefälschten Sinne: ein frommer Jude."

Wir sehen hier also zwischen Goldmann und Freudenthal einen krassen Widerspruch. Die Juden, die ihr Judentum treu bekennen und seinen Interessen sich mit Anteilnahme zuwenden, sind nach der Ansicht Freudenthals gute Juden, während sie von Goldmann mit einer Handbewegung abgetan werden und ihnen vorgeworfen wird, daß sie zu Unrecht „mit Emphase" diese Bezeichnung für sich in Anspruch nehmen.

Es ist immer unrichtig und verhängnisvoll, ein Prinzip auf die Spitze zu treiben.

Eine gedeihliche Entwicklung des Judentums, auch des liberalen Judentums, ist unmöglich und undenkbar, ohne daß Leute mit staunenswerter Opferwilligkeit und Hingabe den von Goldmann bezeichneten Aufgaben ihre Kraft und Arbeitstätigkeit widmen. Hier nachzuspüren, ob diese für das Judentum uneigennützig und erfolgreich arbeitenden Männer und Frauen auch „positiv-religiös" im Sinne Goldmanns sind, wäre einmal überaus unklug; denn dies würde ihnen allen diese Arbeitsfreudigkeit verleiden, sie erbittern, sie schließlich aus unserer Gemeinschaft hinaustreiben und so dem Judentum für wichtige Arbeiten seine besten Kräfte rauben; außerdem aber wäre ein solches Verfahren auch so illiberal und so intolerant wie möglich.

Es ist doch nun einmal nicht zu leugnen, daß Religion, namentlich in positiver Erkenntnis und Betätigung, sich nicht gewaltsam aufdrängen läßt, sondern in erster Linie Sache persönlichen Empfindens ist. Der Eine hat mehr, der Andere hat weniger religiöses Bedürfnis und hierauf muß Jeder, der im Leben einer Religionsgemeinschaft mitarbeitet, vor Allem auch der Rabbiner, aus Gründen der Toleranz Rücksicht nehmen.

Und nun noch eine praktische Frage. Wenn wir den großen Goldmann'schen „Reinigungsprozeß" vornehmen, wo glaubt der Herr Verfasser dann noch Gemeinden zusammenbringen zu können, vor denen er und seine Kollegen das Wort Gottes verkünden können? Man täusche sich doch nicht über die wahre Sachlage — dies gilt für das liberale Judentum so gut, wie für das orthodoxe und für das Judentum so gut, wie für das Christentum —: Die Leute, die aus tiefstem inneren religiösen Bedürfnis heraus und auf Grund selbst erworbener innerlicher Ueberzeugung sich zu einer — im Sinne Goldmanns — positiv-religiösen Weltanschauung bekennen und die nach seiner Ansicht also allein geeignet sein sollen, im jüdischen Leben eine Rolle zu spielen, sind — wie auch bei den christlichen Konfessionen — nicht übermäßig zahlreich. Es liegt dies in den heutigen Zeitverhältnissen, was jener Artikel ja auch selbst zugiebt. Die Religion ist heutzutage nicht nur keine „absolute Macht" mehr, sondern sie ist auch in dem Leben des Einzelnen in den allermeisten Fällen an zweite und dritte Stelle getreten. Daraus folgt nun aber noch nicht, daß Derjenige, der sich zur jüdischen Religion bekennt, aber auf das positiv-religiöse Moment nicht das alleinige oder ausschlaggebende Gewicht legt, nun nicht als „guter Jude" angesprochen werden dürfe.

Nun verkennt Goldmann in den einzelnen Punkten aber auch die Sachlage insofern, als er bei diesen ganzen Ausführungen offenbar Ursache und Wirkung verwechselt. Das „Pietäts-Judentum" und „Sozial-Judentum" sind doch nicht Formen, die die betreffenden, unter diese Kategorie fallenden Glaubensgenossen sich als Bekenntnis gewählt haben, sondern umgekehrt folgt aus dem Wesen des Judentums und seiner Lehre die Beobachtung starker Pietät und Verständnis für soziale Bedürfnisse und Pflichten. Es ist also gerade ein Ausfluß des Goldmann'schen positiven Judentums, daß diese Leute sich auf solchen

Gebieten betätigen, eine Betätigung, die eben den Lehren des positiven Judentums entspringt.

Daß das „Trotzjudentum" seine Entstehung dem Antisemitismus verdankt, ist selbstverständlich, denn sonst hätte es keinen Sinn. Ebenso selbstverständlich aber ist es, daß die allermeisten Juden, die sich in den Dienst der Abwehrtätigkeit stellen, davon überzeugt sind, daß sie für eine gute Sache fechten. Zum Vergnügen allein, nur um Agitationsreden zu halten und nur um Angriffe zurückzuweisen, wird kaum ein Jude gegen den Antisemitismus auftreten. Daß aber sich eine so stattliche Schar begeisterter jüdischer Kämpfer für Judentum und gegen Antisemitismus gebildet hat, beweist zwingend, daß diese Juden davon überzeugt sind, für ein Ideal zu kämpfen; denn sonst ist ein derartiger hartnäckiger, aufopferungsvoller und selbstloser Kampf, wie er jetzt schon seit Jahrzehnten geführt wird, tatsächlich unmöglich.

Dieses Ideal kann aber, soweit nicht National-Judentum in Frage kommt, logischer Weise nichts Anderes sein, als die religiöse Seite der Sache, d. h. die Erkenntnis, daß das Judentum als Religion verteidigt werden muß, daß die jüdische Religion das Gute auf Erden darstellt, das nicht von antisemitischen Vorwürfen beschmutzt werden darf. Und insoweit finden wir also auch bei diesem Trotz-Judentum tatsächlich ein positiv-jüdisches Bekenntnis, auch wenn es mit noch so viel subjektiven Einzelanschauungen vermengt ist und den starken Anforderungen Goldmanns nicht genügen mag.

Ganz das Gleiche gilt für das sogenannte „Verwaltungsjudentum".

Der Fall, daß Leute ohne jedes religiös-jüdische Interesse sich zur Tätigkeit in jüdischen Gemeinden oder Vereinigungen drängen, dürfte recht selten sein. Was ich in dieser Beziehung erlebt habe, bewies vielmehr das Gegenteil. Man mußte wegen der Verwaltungsstellen, namentlich in der Gemeindeverwaltung, oft geradezu betteln gehen, bis sich glücklich Jemand fand, der die Gnade hatte, sie zu übernehmen. Ein Uebermaß von Leuten, die ihren in der Staats und Kommunalverwaltung nicht gestillten Ehrgeiz in der jüdischen Gemeindeverwaltung befriedigen wollen, habe ich in den 15 Jahren, in denen ich im öffentlichen jüdischen Leben stehe, noch nicht kennen gelernt. Gewiß macht Verwaltungs- und Vereinstätigkeit allein noch nicht zum Juden im positiven Sinne. Man darf aber umgekehrt ohne Uebertreibung behaupten, daß, wer sich im Gemeindeleben und im jüdischen Vereinsleben betätigt, tatsächlich positiv-religiöse Interessen hat und dies sollte wirklich genügen.

In einem Punkte hat Goldmann zweifellos Recht. Zu wünschen ist es, daß möglichst viel Juden sich an dem religiösen Leben beteiligen, daß sie, wie Herr Dr. Coblenz es einmal in einem Vortrage („Liberales Judentum" 1914 Nr. 4) ausdrückte, „religiös interessiert" seien, daß sie insbesondere auch persönlich, in innerem Streben und eifrigem Bemühen sich in ein bestimmtes Verhältnis zu ihrer Religion bringen und ihre Lehren zu kennen, zu verstehen und so auch als positiv-religiöse Juden sich zu betätigen suchen.

Es wird eine große und eine edle Aufgabe gerade der Rabbiner und der jüdischen Lehrer sein, darauf hinzuwirken, daß Alle diejenigen, denen dieses positiv-religiöse Moment fehlt oder nur im geringen Maße eigen ist, sich die nötigen Kenntnisse zum Zwecke einer eigenen Urteilsbildung aneignen.

Wenn dies aber dem Einen und dem Anderen, oder sogar Vielen, nicht in ausreichendem Maße gelingt, so ist es kein Grund, diese „relative Juden" als Juden minderen Grades zu behandeln und darin, daß sie evtl. aus der Gemeinschaft ausschei-

den, einen „Reinigungsprozeß" und das Heil für die Zukunft des Judentums zu erblicken.

Ich könnte damit schließen, wenn nicht noch folgende vier Spezialpunkte des Goldmann'schen Artikels eine besondere Antwort erforderten.

1. Goldmann beschäftigt sich mit dem durch die Religions-Philosophie hervorgerufenen Subjektivismus. Er vergleicht die Tätigkeit und Kritik der früheren Religions-Philosophie mit derjenigen der Vertreter des heutigen Subjektivismus, und dabei spricht er den Satz aus, daß die damaligen relativen Juden (die unter der Aegide der früheren Religions-Philosophie versuchten, das Judentum mit der gerade herrschenden Zeit-Philosophie in Einklang zu bringen), wenigstens die Formen der Religion, sowohl die der Gemeinschaft, wie die des Hauses geachtet und ausgeübt hätten. „Und mag sich auch unser liberales Empfinden gegen solchen veräußerlichten Kult der leeren Zeremonie energisch sträuben, so steht doch das eine fest, sie haben dem Judentum wenigstens einen festen Halt gelassen, der auf dem Boden eines ureignen religiösen Wesens erwachsen war."

Man muß staunen, wenn man einen solchen Satz in einer liberalen jüdischen Zeitschrift liest.

Also, obwohl sich das liberale Empfinden gegen den veräußerlichten Kult leerer Zeremonien sträubt, so sind diese Formen der Religion doch dasjenige, was gegenüber philosophischer Kritik dem Judentum wenigstens einen festen Halt gegeben habe! Wäre das wahr, dann hätte wahrlich der Herr Verfasser Recht, wenn er an einer anderen Stelle sagt, daß man einem solchen Judentum keine Tränen nachzuweinen brauche, wenn es aus der Welt verschwinde. Vom liberalen Standpunkte aus lassen sich solche Darlegungen nicht aufrecht erhalten.

Meine Anschauung, und wie ich glaube, auch die der meisten liberalen Juden, weicht hier wesentlich von derjenigen des Herrn Verfassers ab. Auch ohne das Festhalten an äußerlichen Formen würde das Judentum jene philosophische Kritik genau ebenso gut vertragen haben — und eben deshalb kann ihm auch der heutige Subjektivismus nichts schaden.

2. „Das relative Judentum ist im Grunde weiter nichts, als ein Versuch, sich mit der Gemeinschaft, zu der man nun einmal gehört, äußerlich abzufinden". Das soll ein Tadel und ein Fehler des relativen Judentums sein!

Ich halte es umgekehrt für einen großen Vorzug, daß das Judentum und speziell das liberale Judentum sich in dieser Weise mit seiner Umgebung abzufinden sucht. Wir wollen ja gerade im Gegensatz zur Orthodoxie eine Uebereinstimmung zwischen Lehre und Leben erzielen.

Das, womit wir uns abzufinden suchen, ist auch garnicht der innere Kern der jüdischen Lehre, sondern lediglich eine große Reihe der äußeren Formen und Zeremonien.

Wenn dies aber gelingt, würde ich es für ein großes Glück erachten, und der Zukunft des Judentums, namentlich des liberalen Judentums könnte es nur förderlich sein.

3. Weiter kommt Goldmann darauf zurück, daß eine große Reihe sich liberal nennender, tatsächlich aber nicht genügend religiös veranlagter Juden, ohne Wert für das Gesamtjudentum seien und insbesondere, daß das Judentum aller dieser Leute spurlos verschwinden würde, sobald der Antisemitismus aus der Welt verschwände.

Zunächst hat es mit dem Verschwinden des Antisemitismus, wie Goldmann selbst zu gibt, einstweilen noch gute Wege.

Außerdem ist, namentlich in solchen Dingen, das Prophezeien immer gefährlich!

Daß tatsächlich das Judentum dieser Trotzjuden wirklich mit dem Aufhören des Antisemitismus verschwinde, will mir aber höchst zweifelhaft erscheinen.

Ich habe bereits oben darauf hingewiesen, daß auch dieses Trotzjudentum nicht ein rein äußerliches oder ein rein politisches Bekenntnis ist, sondern offenbar zu einem guten Teil mit auf religiös-jüdischen Idealen beruht.

Ich glaube daher nimmermehr, daß alle die Tausende von Trotzjuden und Mitglieder des „Zentral-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" mit dem Aufhören des Antisemitismus plötzlich aus den Reihen des Judentums verschwinden würden, und daß daher alles relative Judentum damit kraftlos zusammenfallen würde. Es birgt vielmehr einen wertvollen positiven Kern in sich und wird auch nach dem Verschwinden des Antisemitismus eine unschätzbare Stütze der jüdischen Religionsgemeinschaft sein.

L. Goldmann erkennt an, daß wenigstens in einzelnen Fällen die „relativen Juden" auf dem Wege ihrer „relativen" Betätigung zum Positiven geführt werden. Er verlangt aber daß, um den Frieden in der Judenheit zu fördern, die wirklich positiv-religiösen Elemente aus den verschiedensten Parteilagern (!) nicht abseits stehen, sondern selbst um die Führung kämpfen und Einfluß in ihren Sonderkreisen zu gewinnen suchen. Denn da der Inhalt des Judentums nach Ansicht Goldmanns ja objektiv feststeht, so wird sich damit um alle Parteischattierungen dennoch ein „unsichtbares starkes Band schlingen" und eine gemeinsame friedliche Tätigkeit erleichtern, „denn es liege eben im Wesen der wahren Religion, daß sie Frieden bringen müsse."

Diese ganze Deduktion, so hoffnungsvoll sie klingt und so ideale Gedanken sie in sich trägt, erscheint mir leider von Grund aus verfehlt.

Zunächst haben im Wesentlichen die sogenannten religiösen Elemente niemals abseits gestanden. Sie haben sich immer um jede Art jüdischen Glaubens gekümmert, stets einflußreiche Stellungen eingenommen und Einfluß oft nur zu viel Einfluß — in ihren Sonderkreisen gewonnen. Für den Frieden wird damit wenig gewonnen; denn gerade je mehr Jemand wirklich „positiv" religiös empfindet und sich betätigt, um so mehr wird er gerade geneigt sein, dem sich positiv betätigenden Anhänger einer anderen religiösen Richtung kampffroh und streitbar entgegenzutreten. An das in einem solchen Falle alle jüdisch-religiösen Parteien umschlingende, einigende Band vermag ich daher mit dem besten Willen nicht zu glauben.

Daß jede wahre Religion den Frieden predige und in sich trägt, ist theoretisch gewiß richtig. In der Praxis hat sich dieser Satz bis heute aber kaum bewährt. Ich will nicht darauf eingehen, wie wenig friedlichen Einfluß alle Religionen in dem gegenwärtigen Weltkrieg üben konnten, aber die Geschichte der Reformation, des 30jährigen Kriegs und vieler sonstiger Religionskriege legen ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß die Religion eigentlich bis heute noch nicht sehr häufig im Stande war, streitende Geister zu versöhnen. Und so wenig sie es in der großen Politik vermocht hat, ebenso hat auch innerhalb der verschiedenen Religionen — nicht zum Wenigsten gerade im Judentum — die „positive Religion" gerade immer zu erheblichen Kämpfen geführt. —

Der Wunsch, daß das „relative Judentum" verschwinde, ist somit nach alledem nach meiner Auffassung unerfüllbar. Wäre aber die Erfüllung möglich, so würde sie ein Unglück für das Judentum bedeuten. Ein Unglück nicht nur, weil jener Wunsch die im Judentum schlummernden und arbeitenden Kräfte verkennt und verkümmert, nicht nur, weil seine Erfüllung niemals geeignet wäre, Orthodoxie und Liberalismus zu versöhnen, sondern weil er auch auf die Zukunft gerade des liberalen Judentums, auf die Jugend, unheilvoll wirken müßte.

Nehmen wir selbst an, Goldmann habe recht und die heutige Generation der relativen Juden habe für das Judentum keinen oder nur einen geringen Wert, so sollte man doch bedenken: diese relativen Juden haben Söhne und Töchter, die wiederum im Judentum aufwachsen und die in jüdischem Wesen und Wissen herangebildet werden sollen. Verfolgt Goldmann aber seinen Gedanken bis zu Ende, daß das relative Judentum sich nur „auf dem Haß der Welt und der Judennot aufbaue" und deshalb als solches ausgemerzt werden müsse, dann treibt er mit dieser Theorie nicht nur diese relativen Juden, sondern auch ihre Kinder und Enkel aus der jüdischen Gemeinschaft hinaus und nimmt daher dem Judentum und zwar in erster Linie dem liberalen Judentum seine Zukunft.

Auf andere Weise soll sich die Friedensliebe betätigen! Duldsamkeit und Anerkennung der Tätigkeit des Einzelnen für die jüdische Gemeinschaft, mag sie auch nicht immer nur in positiv-religiöser Grundlage wurzeln; nicht aber eine Verfehmung des Juden, dessen Weltanschauung im einen oder im anderen Punkte abweicht. Willkommen soll Jeder sein, der ein Herz für jüdische Interessen hat und die Vorzüge der jüdischen Religion und Lehre zu würdigen versteht. Eine solche Zusammenarbeit wird auch ein sicherer und besserer Nährboden für die Zukunft des jüdischen Liberalismus sein, als eine Utopie, die auf einer ungesunden Grundlage von der Versöhnung liberaler und orthodoxer Richtungen träumt.

Ein Geschenk des Krieges.

Es gab einmal eine Zeit, da unterschied man im Judentum drei religiöse Richtungen: die Orthodoxen, die keinen Finger breit von der alt hergebrachten Ueberlieferung wichen, die Mittellinie, die zwar die Ueberlieferung in vollem Umfange anerkannte, sie aber nicht streng beachtete, teils aus Bequemlichkeit, teils aus Rücksicht auf den Erwerb, und dann noch die Reformpartei, die sich losagte von der Verbindlichkeit der Gesetze. So war es, glaube ich. Denn wir heraußen im Felde, müssen unsere Gedanken schon recht zusammennehmen, wollen wir nach der langen, langen Zeit unseres Fernseins von der Heimat diese Richtungen wieder herausbringen und herausklügeln.

Auf einmal war nun der Krieg ausgebrochen, und es gab nur noch Deutsche. Das Gezänke der politischen Parteien in den großen Tageszeitungen verstummte, und in gleicher Weise verschwand aus unseren jüdischen Zeitungen und Zeitschriften das unwürdige, oft in gehässiger Form betriebene Wortgefecht der einzelnen religiösen Anschauungen; bestehen aber blieben die drei Richtungen nach wie vor, wenn man es auch nicht mehr an die große Glocke hing, daß man dieser oder jener Richtung angehöre, und wenn man es auch keinem mehr zum Vorwurfe machte, daß er dieses tat und jenes unterließ. Denn der Krieg hat vieles in den Hintergrund gestellt, was man vor ihm als eine der wichtigsten Zeitfragen gekennzeichnet hatte; er hat auch manchen, und das ist eines der wohltätigen Ergebnisse des Krieges, über seinen Irrtum belehrt und ihn duldsamer gemacht gegen seinen Mitmenschen, der ihm bisher vielfach nur als Gegner, nicht aber als Anhänger desselben Glaubens gegolten hatte.

Was uns aber hier heraußen im Felde noch mehr zum Bewußtsein gekommen ist, ist die Tatsache, daß man trotz der persönlichen

Anschauung, die der einzelne hat, sich zu gemeinsamem Gottesdienste zusammenfinden kann, ohne daß auch nur eine Spur von Unstimmigkeit und von Beeinträchtigung des religiösen Gefühls sich bemerkbar machte. Und da denkt wohl mancher, wie das möglich sei, weil er die Zustände daheim vor Augen hat, wo alles sich in gewohnten Bahnen und in altgewohnter Weise abspielt, wo der Unterschied zwischen den Gottesdiensten der einen und der anderen Richtung schon rein äußerlich so gewaltig ist, daß die Kluft unüberbrückbar erscheint. Bei uns aber, die wir schon zufrieden sind, uns zu gemeinsamer Andacht versammeln zu können, gibt es keine Aeußerlichkeit, sondern aus tiefstem Herzen strömt eines jeden Gebet in stillem Sichvergessen. Im prunklosen Raume eines zerschossenen Hauses vermißt keiner die Pracht reformierter Gotteshäuser, und keiner fragt, welcher Richtung der Feldrabbiner angehöre, und dieser selbst vertritt nicht mehr einen gesonderten Standpunkt, sondern sich eins wissend mit seinen lauschenden Kameraden, graubärtigen Kriegern und blühender Jugend, findet er Worte, die von Herzen kommen und zu Herzen gehen und die Zuhörer mit sich fortreißen. Er spricht denen, die in den Schützengräben liegen und denen, die die Schlachten kämpfen, vom Ausharren, das gekrönt wird, von Glaube und Zuversicht in Gott, die uns aufrechterhalten in schweren Stunden, er spricht von Gottes Schutz und Beistand, von seiner allwaltenden Gerechtigkeit, mit der er die Völker richtet, spricht von der heiligen Lehre und von den Worten der Psalmisten, die wie für unsere Zeit geschaffen scheinen, und wenn er den Priestersegen spricht, schleicht sich in manches rauhen Kriegers Auge eine stille Träne. Keiner empfindet es etwa als unangebracht oder gar störend, wenn die hebräischen Gebete im alten Ritus, den sie von Kindheit an kennen, den aber viele leider nicht mehr kennen, ertönen, keiner, wenn er andererseits ihren deutschen Wortlaut vernimmt. Und alle, die Gelegenheit haben an solchen Gottesdiensten teilzunehmen, an solch vertieften und verinnerlichten, die keine äußerliche Macht notdürftig zusammenhalten muß, sie alle geloben wohl bei sich, es auch später hin, in ruhigeren Tagen, so zu halten. Denn was in solch ernster Zeit, unter solch gefahrvollen, aufregenden Umständen sich als gut erweist, das muß — die Ueberzeugung drängt sich ihnen auf — für immer lebenskräftig und heilbringend sein. Darum hegen sie alle im Herzen den Wunsch, wenn es ihnen vergönnt sein sollte, einst zurückzukehren zu Haus und Herd, diese Erfahrung, die ihnen als Geschenk des Krieges geworden, in die Tat umzusetzen und diesen Geist wahren religiösen Empfindens und wahrer religiöser Eintracht hochzuhalten und mit allen Mitteln zu fördern.

Kriegsfreiwilliger Frohmann.

Aus meinem Kriegstagebuch.

Von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.

VII.

Feldrabbiner-Konferenzen.

Wer hätte sich träumen lassen, daß der Krieg das möglich machen würde: Feldrabbiner-Konferenzen! Und doch sind Konferenzen von Berufsgenossen, von Aerzten und Militärbeamten, sei es einer Armee, sei es mehrerer, eine natürliche Folge des langen Stellungskrieges im Westen. Auch die christlichen Feldgeistlichen haben sich wiederholt zu Tagungen zusammengefunden, und die evangelischen des gesamten Westheeres sind bei solcher Gelegenheit einmal im Gr. Hauptquartier vom Kaiser empfangen worden. Für

uns Feldrabbiner war die Notwendigkeit zu regelmäßigen Zusammenkünften noch dringender: wir haben weder einen Feldprobst wie die Protestanten und die Katholiken noch eine zentrale kirchliche Behörde. Mehr noch, uns fehlt jede Tradition, jede Vorarbeit und jedes Vorbild auf unserem besonderen Arbeitsgebiete. Wir hatten anfangs nur durch den „Verband der deutschen Juden", dessen Verhandlungen mit dem Kriegsministerium die Zulassung der jüdischen Feldgeistlichen in erster Linie zu verdanken ist, und mit dem wir fortgesetzt im Briefverkehr blieben, einer über das Wirken des anderen das Wesentlichste erfahren. Es lag nun nahe, persönliche Fühlung mit den anderen zu suchen, um in gemeinsamen Besprechungen auch die jüdische Feldseelsorge, wenigstens des Westheeres, möglichst einheitlich zu gestalten, sie — nach dem allmächtigen Wort unserer Zeit — zu organisieren. Zunächst taten zwei bis drei Herren aus benachbarten Armeen sich zu einer zwanglosen Aussprache zusammen. Im Februar 1915 waren es sechs, aber erst am 14. März fand auf meine Anregung die erste allgemeine Feldrabbinerkonferenz des Westens - man kann wohl sagen: die erste der Weltgeschichte — statt. Wir hatten dafür das Städtchen Hirson gewählt, das an der Kreuzung der französischen Nord- und Ostbahn und etwa an der Mitte der Linie liegt, die den äußersten Norden der Front mit dem äußersten Süden verbindet.

Nordfrankreich ist klassischer Boden für Rabbinerversammlungen. Unter dem Vorsitz des berühmten Rabbenu Tam, des Enkels von Raschi, tagten um die Mitte des 12. Jahrhunderts mehrere von einer stattlichen Anzahl bis zu 150 Rabbinern besuchte Rabbinerversammlungen in Troyes, Reims, Ramern und anderen nordfranzösischen Gemeinden. Die Beschlüsse dieser Versammlungen, die sich nicht nur auf das rituell-Religiöse beschränkten, sondern eingreifende zivilrechtliche, eherechtliche und Gemeinde-Angelegenheiten betrafen, haben zum Teil bis zum heutigen Tage ihren Einfluß auf die Gestaltung des jüdischen Gemeindelebens behalten.

Troyes, Reims und Hirson, die neueste Stätte der Rabbinerzusammenkunft liegen von Süden nach Norden in fast gleichen Abständen von einander. Ich werde den Morgen des sonnigen Vorfrühlingstages nicht vergessen, da ich in Hirson ankam. Auf dem Friedhof war ich gewesen, dessen tausend Grabkreuze wie ein Regiment von Stein und Eisen auf hohem Hügel die Wacht zu halten scheinen über den Frieden der Häuser zu ihren Füßen, hatte die stattliche Kirche besucht, in der ein Abbé mit wunderbar melodischen Tonfall und künstlerisch gemessenen Bewegungen der sonntäglich zahlreichen Gemeinde von schwarz gekleideten Frauen und Mädchen, weißhaarigen Greisen und zerlumpten Kindern eine Predigt über „l'esprit de monde" hielt, und war dann, durch die lange Hauptstraße schlendernd, unvermutet auf drei meiner Kollegen gestoßen. Das Gefühl des Alleinseins, das uns auf unserem einsamen Posten bisweilen beschleicht, war im Augenblick gewichen. Hier war ich unter Amtsbrüdern — der Name hatte nichts Steifes mehr, er klang so rein und innig als wären wir wirklich Brüder. Auf meinem Zimmer in dem sehr bescheidenen Hotel de la gare warteten wir plaudernd die Ankunft der anderen ab. Es war Nachmittag geworden, ehe unsere Sitzung in dem von der Etappenkommandantur uns zur Verfügung gestellten behaglichen Offizierszimmer des Kriegslazaretts eröffnet werden konnte. Nicht wenig Aufsehen mag der Zug der Feldgeistlichen mit dem Mogen Dovid an der Mütze in den Straßen von Hirson erregt haben. Wir waren zu acht: Baeck (Berlin), Baerwald (München), Chone (Konstanz), Italiener (Darmstadt), Emil Levy (Charlottenburg), Lewin (Leipzig) und ich. Baeck führte den Vorsitz, Italiener das Protokoll. Es galt die

allgemeine Orientierung, die schon Gegenstand der Sechsmännertagung gewesen war, zum Abschluß zu bringen. Insbesondere wurden die Vorbereitungen für die Feier des bevorstehenden Pesach-Festes besprochen. Bereits um 4 Uhr wurde die Sitzung geschlossen. Wir trennten uns mit dem Vorsatz, in regelmäßigen Abständen von 10 bis 12 Wochen zusammenzukommen.

Die folgenden Konferenzen waren reichhaltiger und ergiebiger, wenn auch die Hauptgegenstände der Tagesordnung natürlich die gleichen bleiben. Eine Gruppe von Fragen betrifft die Ausgestaltung der Feldgottesdienste. Soll die Teilnahme recht vielen ermöglicht werden, so muß die Ankündigung des Gottesdienstes zur rechten Zeit, auf dem rechten Wege und mit dem gehörigen Nachdruck geschehn. Die Begehung der religiösen Feiertage erfordert jedesmal sorgfältige Beratungen. Zu Rosch haschono und Jomkippur wurde von den Rabbinern ein besonderes Feldgebetbuch und eine Festschrift herausgegeben. Eine zweite Gruppe von Fragen beschäftigt sich mit der Seelsorge in engerem Sinne: Schaffung und Beschaffung geeigneten jüdischen und zumal jüdisch-religiösen Lesestoffes zum Zweck der Verteilung an die Besucher der Gottesdienste und die Insassen der Lazarette. Weiterhin gibt die Stellung der Feldrabbiner manche Frage auf. Ursprünglich nur zugelassen und auf Anregung des „Verbandes der deutschen Juden" von den Großgemeinden mit einer monatlichen Feldzulage versehen, mit der die Kosten für eine standesgemäße Lebenshaltung und für Ausübung religiöser Liebeswerke zu bestreiten waren, sind wir durch Reichtagsbeschluß seit dem 1. August 1915 faktisch den überetatsmäßigen freiwilligen christlichen Feldgeistlichen gleichgestellt, insofern wir die gleiche monatliche Aufwandsentschädigung vom Staate erhalten. Von Wichtigkeit ist nun auch die tatsächliche Gleichberechtigung, die Heranziehung des Feldrabbiners bei offiziellen Anlässen wie Denkmals oder Friedhofseinweihungen oder seine Entlastung durch Einstellung von Rabbinern und Rabbinatskandidaten als Hilfsgeistliche Fragen, die noch nicht endgültig gelöst sind. Endlich werden Schöpfungen beraten, die den Krieg zu überdauern bestimmt sind: eine Denkschrift, die alle Erfahrungen der jüdischen Feldseelsorge als wertvolles Material künftigen Zeiten überliefert, und eine Stiftung, die von den Feldrabbinern begründet, von den Kameraden im Felde unterstützt, die Not der Hinterbliebenen gefallener jüdischer Krieger lindern helfen soll.

Im einzelnen ergeben unsere Konferenzen Unterschiede in der Art der Ausübung unseres Berufes; je nach der Eigenart der Persönlichkeit und nach den besonderen Verhältnissen: der Größe und Ausdehnung der Armee, der er zugeteilt ist, dem mehr oder minder engen Anschluß an das Kommando, dem er angehört, hat der eine größere, der andere geringere Betätigungsfreiheit. Einig sind wir alle in der Erkenntnis der Schwierigkeiten, namentlich den technischen, die durch die Einschränkung des Kraftwagenverkehrs noch bedeutend gewachsen sind, einig aber auch in der Anerkennung des Entgegenkommens der militärischen Behörden und der andersgläubigen Kollegen, einig in dem Stolz auf die Tapferkeit und Tüchtigkeit, den sittlichen Ernst und die religiöse Selbstbesinnung unserer jüdischen Kameraden, einig darum auch in der Liebe für unsere dem deutschen Vaterlande und dem Judentum gleichermaßen gewidmete einzigartige Aufgabe.

Die zweite Feldrabbiner-Konferenz fand in Lille statt. Ich war schon von Hirson aus mit den Kollegen Baerwald und Chone dorthin gefahren. Es war ein gespenstischer Anblick, wie aus dem Dunkel der Nacht die Trümmer des riesigen Bahnhofsviertels sich hoben. Ich hatte viele zerschossene Dörfer gesehen; aber hier in der Stadt war das

Grauen der Zerstörung viel überwältigender. Die reichsten und prächtigsten Geschäftshäuser um den Bahnhof hatte das wohlgezielte deutsche Feuer niedergelegt, während die öffentlichen Gebäude, der Bahnhof selbst, die Börse, das Theater unversehrt blieben. Freilich wären sie um ein Haar Opfer der Feersbrunst jener denkwürdigen Nacht vom 14. Oktober 1914 geworden, als nach der Flucht der französischen Besatzung eine deutsche Landwehrkompagnie unter den Klängen der „Wacht am Rhein" in die eroberte Stadt einzog. Aber während die französische Feuerwehr gänzlich versagte, der Bürgermeister und die Stadtältesten ratlos dem Brande zusahen, der Bischof und das Domkapitel sich nicht blicken ließen, gelang es der aufopfernden Arbeit unserer Pioniere, die wertvollsten Bauwerke, vor allen die schwer bedrohte herrliche gothische Kirche St. Maurice mit ihrem das Häusermeer weithin überragenden Turm zu retten.

Lille (L'isle = insula) zwischen der Deûle und Lys gelegen, kann auf eine wechselreiche Vergangenheit zurückblicken. Durch die Grafen von Flandern im 10. Jahrhundert gegründet, war die Stadt verschiedentlich in habsburgischem Besitz, bis Ludwig XIV. sie 1668 den spanischen Niederlanden entriß. Der geniale Vauban baute sie zu einer Festung ersten Ranges aus, zu einem Glied des Festungsgürtels, der dem Sonnenkönig als Rückendeckung bei einem Eroberungszuge durch Belgien gegen Nordwestdeutschland und die holländische Republik dienen sollte. Sie wurde zwar 1708 vom Prinzen Eugen wiedererobert, mußte aber 1713 an Frankreich zurückgegeben werden und hielt der Belagerung durch die Oesterreicher 1792 stand. Aus Dankbarkeit wurde der Stadtgöttin (la déesse) eine Denksäule auf den Grande Place errichtet. Aber weder die Göttin noch der große Kaiser, dessen Denkmal an der Börse prangt, noch die Nationalheilige, die Jungfrau von Orléans, die samt ihrem Pferde in schimmerndes Gold getaucht, gleichfalls irgend einen öffentlichen Platz ziert, vermochte Lille vor dem siegreichen deutschen Schwert zu schützen. Hinter dem stolzen Standbild des tapferen Faidherbe gähnen zerrissene Mauern, und sein eigenes Pferd zeigt Spuren der Verwundung. Die Stadt mit ihren Zitadellen jenseits der Promenade und mit einem Gürtel von Befestigungen ist zum großen Schmerze der Franzosen nun schon bald 1½ Jahre in den Händen der Deutschen.

Man versteht diesen Schmerz, wenn man bedenkt, daß Lille die „Perle Flanderns", die größte und reichste Stadt ist, die wir auf französischem Boden besitzen, zugleich eine der reichsten Städte Frankreichs überhaupt. Sie zählt 200,000, mit den Vorstädten 300,000 Einwohner, d. i. ebensoviel wie ihre beiden Schwesternstädte Roubaix und Tourcoing zusammen, mit denen sie das Zentrum der Industrie, hauptsächlich Textilindustrie Nordfrankreichs bildet. Sie wirkt auch reich auf den Besucher, aber nüchtern wie eine große Geschäftsstadt, obwohl der Kunst mehr als ein Museum, der Wissenschaft das Institut Pasteur und eine Universität errichtet ist.

Kommt man wie viele von uns Feldgrauen aus einem französischen Dorf oder Städtchen nach Lille, so erscheint das Leben und Treiben auf der Grande Place oder in der Rue Nationale zunächst ungewöhnlich. Da sieht man doch wieder vornehm gekleidete Herren und Damen, elektrische Bahnen, Droschken und — Schutzleute. Es muß nicht leicht sein, dies lebhafte Volk, das sich aus Franzosen, Flamländern und Wallonen mischt, in Zucht zu halten. Sie fühlen sich infolge ihrer kompakten Masse und ihrer Großstadtzivilisation — anders als die Zivilisten auf den kleinen Plätzen und auf dem Lande, die zwischen unseren Soldaten verschwinden. Mit vielsagendem Lächeln lesen sie die in beiden Sprachen aushängenden Telegramme von den

neuesten deutschen Erfolgen; sie glauben nicht daran und sind überzeugt, daß eines Tages die Engländer kommen und sie befreien werden. Hört man nicht die Kanonen von Arras her? Zehn Kilometer nur bis zu den Schützengräben! Wenn die Verbündeten nur wollten, sie könnten ganz Lille in Schutt und Asche schießen. Aber sie vergreifen sich nicht an der Perle Flanderns. — Freilich wenn sie es doch einmal tun wie vor einigen Wochen, ist die Bestürzung der Franzosen groß, und die Opfer, die wenige Schüsse aus ihrer Mitte forderten, dürften nicht dazu angetan sein, das Vertrauen auf ihre Erretter zu erhöhen.

Das deutsche Gouvernement, das in Lille eingerichtet ist, übt ein strenges, aber gerechtes Regiment aus. Wie überall in den von Deutschen besetzten Gebieten sucht es das Räderwerk des bürgerlichen Lebens in Gang zu halten oder wieder in Gang zu bringen, aber gleichzeitig alle militärischen Notwendigkeiten gegen Störungen zu sichern. Die einheimische Polizei ist durch Militärpolizei verstärkt. Jede Auflehnung wird mit hohen Geldbußen oder anderen empfindlichen Strafen gesühnt. Ich war erstaunt, als Schlag 6 Uhr, bei hellichtem Tag, alle Einwohner eiligst in ihren Häusern verschwanden: es war die Folge einer solchen Strafmaßregel. Mit Anbruch der Nacht darf aber auch sonst kein Zivilist sich auf der Straße sehen lassen. Wie ausgestorben ist dann die Stadt; nur von Fenster zu Fenster hört man die Frauen schwatzen oder lachen.

Für den deutschen Soldaten, der hier monatelang im Quartier liegt, birgt die Großstadt mannigfache Gefahren. Die Kommandantur ist mit Erfolg bemüht, gesunde Nahrung für Geist und Herz der Mannschaften wie der Offiziere zu bieten. In dem neuen Theater, dessen Bau infolge des Krieges nicht vollendet werden konnte, wurden von ersten Künstlern klassische Aufführungen veranstaltet. Agnes Sorma spielte vor einem begeistert lauschenden feldgrauen Parterre die Titelrolle in dem unsterblichen Soldatenstück „Minna von Barnhelm," in der Kirche des Hl. Mauritius fanden religiöse Konzerte statt

das alles 10 km hinter der Front. Das nach dem Maler Wicar benannte Museum auf dem großen schönen Place de la République, gegenüber der Präfektur, ist gegen Vorzeigung einer Einlaßkarte, die die Kommandantur ausstellt, täglich zu besichtigen. Französische Aufseher hüten die teilweise kostbaren Gemälde, so von Rubens, van Dyck, Hals, und die weithin bekannte faszinierende Wachsbüste eines jungen Mädchens, ein Werk aus dem 16. Jahrhundert, das Lionardo zugeschrieben wird und in dem man die Mona Lisa als Mädchen sehen will. Unversehrt sind auch hier alle Räume und ihr (schon in Friedenszeiten wenig geordneter) Inhalt. Nur die Glaskuppel hat durch den Luftdruck bei der Beschießung der Stadt gelitten. Sitzt man abends nach getaner Arbeit in seinem Quartier oder in einem der sehr gemütlich eingerichteten Soldatenheime, so nimmt man wohl die „Liller Kriegszeitung" zur Hand. Sie erscheint in einer französischen Druckerei mit französischen Typen und ist unterhaltend und belehrend zugleich; in Text und Bild unstreitig das bestgeleitete Soldatenblatt im Felde.

Wie gut für Unterkunft und Beköstigung gesorgt ist, erfuhren wir Feldrabbiner an uns, als wir uns in Lille zur Konferenz einfanden. Wir erhielten von der Kommandantur in dem Hotel Moderne gegenüber der Kirche St. Maurice Zimmer und Verpflegung. Am 26. Mai tagten wir dann in der geräumigen Veranda des vornehmen Hauses in der Rue Nationale, wo Kollege Baerwald wohnt — eine volle „Tagung," denn sie währte von Vorm. 10 bis Nachm. 5 Uhr mit einer Pause, die das Mittagessen in dem schattigen Garten ausfüllte. Die schöne neue Synagoge,

die 1892 erbaut ist, sah ich nur im Vorbeifahren. Lille hat eine reiche jüdische Gemeinde.

Am 5. August 1915 sahen wir uns zur dritten Konferenz in St. Quentin. Kollege Levy hatte durch die Kommandantur für unser Unterkommen gesorgt. Das war nicht leicht, denn das Bahnhofshotel, wo wir einquartiert wurden, war von einer ansehnlichen Zahl evangelischer Feldgeistlicher belegt, die der gleiche Zweck hier zusammenführte.

St. Quentin — es wird von unsern Militärs allgemein deutsch ausgesprochen — macht nicht den Eindruck einer regen Industriestadt von 55 000 Einwohnern. Aber dafür ist es dem Besucher ehrwürdig durch die Geschichte, die es sichtbar verkörpert. Jenseits der breiten Brücke über den Kanal, der Schelde, Seine, Oise und Somme verbindet, liegt der „Platz vom 8. Oktober" mit dem gleichnamigen Denkmal zur Erinnerung an die erfolgreiche Verteidigung der Stadt im Jahre 1870. Industria hält mit der Rechten den Spinnrocken und legt ihre Linke schirmend um den Bürger, der bei ihr Schutz sucht. Auf dem Sockel ist die Moulin Tout Vent abgebildet, die jetzt wieder wie vor 45 Jahren Zeugin schwerer Kämpfe geworden ist. Man erinnert sich, daß St. Quentin schon damals eine unglückliche Rolle spielte. Zu Anfang des Jahres 1871 warf General Goeben mit nur 5 Divisionen die bedeutend stärkeren Truppen unter Faidherbe nach der Stadt und nach der Straße von Cambrai zurück. Der Rückzug endete mit einer vollständigen Auflösung der französischen Nordarmee. Geht man nun die ansteigende enge Hauptstraße mit ihren alten Häusern hinauf, so sieht man sich plötzlich auf dem Marktplatz. Man glaubt sich ins Mittelalter versetzt. Geradeaus grüßt der zierliche gothische Bau des Rathauses (aus dem 16. Jahrhundert) mit einem hohen Turm (aus dem 18. Jahrhundert.), von dem alle Viertelstunde ein Glockenspiel heitere Weisen ertönen läßt. Linker Hand steht das Theater, das zwischen so vielen hohen spitzen Giebeldächern sich recht breit und wuchtig ausnimmt. In der Mitte des Platzes erhebt sich das herrliche neuzeitliche Coligny-Denkmal. Auf hohem Postament steht die Stadt als Frau mit gezücktem Schwert, hinter ihr, sie weit überragend, La France mit der Fahne. Am Fuß des Postaments ist eine Gruppe von Bürgern um die Heldengestalt des Admirals de Coligny, der im Jahre 1557 gegen die spanische Armee Philipps II., die St. Quentin belagerte, sich todesmutig, aber vergebens zur Wehr gesetzt hat. „Civis murus erat" lautet die lapidare Aufschrift am Sockel. Es hat etwas Tragisches, daß auf diesem Platz, im Anblick dieses Denkmals jeden Mittag die deutsche Wache aufzieht und die Kapelle deutsche Lieder spielt. Oestlich vom Rathaus führt die Andreasstraße zur Basilika. Dieses berühmteste Bauwerk der Stadt, dessen Anfänge bis ins 12. Jahrhundert zurückgehen, wirkt von außen auf den Beschauer weniger gewaltig, weil es zwischen Häusern eingeengt steht. Dagegen überwältigt das Innere durch seine Höhe und Weite, durch die Farbenpracht der gothischen Fenster und durch die blendende Schönheit des Hauptaltars. Basreliefs stellen Szenen aus dem Leben des Hl. Quentinus dar, nach dem die Stadt genannt ist und dessen Gebeine hier ruhen. Draußen auf dem Nordfriedhof ruhen auch heilige Gebeine, es sind die Leiber der gefallenen Krieger von 1870/71, und schon ist ein neuer Soldatenfriedhof entstanden mit schlichten Holzkreuzen, die zu Häupten der Gräber von 1914/15 aufgerichtet worden sind. Die Stadt hatte den Platz seit Jahren für einen Friedhof ausersehn, der Krieg hat ihn ungeahnt rasch gefüllt. Die Einweihung des Denkmals, das die Erinnerung der deutschen und der französischen Helden gleicherweise ehrt, fand vor wenigen Monaten in Gegenwart des Kaisers statt.

In dem hellen Saal eines früheren

Mädchenpensionates, Rue de Metz, kamen wir acht zusammen. Zum Mittagessen im Garten erschien, sozusagen als Vertreter der kleinen jüdischen Gemeinde, der Schächter, und da auch ein religiöser jüdischer Arzt sich einfand, konnten wir als Minjen benschen. Nach Schluß der Sitzung, am späten Nachmittag, als wir über die Promenaden, die ehemaligen Festungswerke, gingen, wurde gerade die Nachricht vom Fall Warschaus bekannt gegeben. Den Tag mochte ich nicht einsam beschließen. Ich fuhr mit Kollegen Italiener bis Laon zurück und feierte mit ihm den neuen großen Sieg unseres unvergleichlichen Heeres. Am anderen Morgen besuchten wir die Kathedrale, die mit ihren 7 Türmen auf steilem Bergrücken wie eine alte Trutzburg groß und kühn ins Land ragt.

Die vorläufig letzte Konferenz war auf den 18. November nach Sedan einberufen. Ich hatte die Stadt mit dem weltberühmten Namen schon vorher wiederholt aufgesucht. Sie soll sich seit 1873, wo sie als Festung aufgehoben wurde und die Festungswerke fielen, sehr verändert haben. Düster schaut sie noch immer drein, als laste auf ihr die alte Schmach, die sie vergebens von sich werfen wollte. Der Marschall Turenne auf dem Platz vor dem Rathaus und dem Theater trägt widerwillig die schwarz-weiß-rote Fahne im Arm. Hinter ihm erhebt sich die alte Zitadelle, die schon vor 100 Jahren auf eine preußische Besatzung herabsah, heute nur noch ein Militärhospital tragend. Die Stadt ist bis auf die steinerne Maasbrücke, die die Franzosen hier wie anderwärts vor ihrem Abzug gesprengt haben, von der Zerstörung des Krieges verschont geblieben. Dagegen tobte auch diesmal wieder um das nahe Donchéry ein Kampf, der den größten Teil des Städtchens vernichtete. Stehen blieb das abseits gelegene Schloß Bellevue, in dem die historische Begegnung zwischen König Wilhelm und Napoleon III. stattfand (unser Kaiser hat es schließen lassen); und stehen blieb seltsamerweise auch das andere historische Gebäude, das „Weberhäuschen," wo der letzte Franzosenkaiser die entscheidende Unterredung mit Bismarck hatte. Es ist ein Wallfahrtsort für Tausende geworden, und das Fremdenbuch, das in dem kleinen, aber hellen Zimmer im 1. Stock ausliegt, weist viele Namen von gutem Klang auf. Die Besitzerin des Häuschens aus jenen Tagen lebt noch und zeigt jedem Besucher den Tisch, an dem der eiserne Kanzler dem gedemütigten Herrscher gegenübersaß. 27 Jahre sei sie damals gewesen, erzählt sie mit der müden Stimme der Greisin, der das große Erlebnis schon lange nicht mehr groß erscheint. Drei deutsche Kaiser habe sie nun schon gesehen. Denn auch unser Kaiser hat ihr im September 1914 einen Besuch abgestattet. Sie erkannte ihn nicht, wie er in Begleitung eines sehr großen Offiziers — es war Bethmann-Hollweg — und anderer Herren eintrat. Er fragte in fließendem Französisch nach allen Einzelheiten jenes Tages vor 44 Jahren, kam auf den gegenwärtigen Krieg zu sprechen und versicherte, daß er ihn nicht gewollt hat. Am Ende wies der Kanzler auf den erlauchten Gast: voilà l'empereur. Sie war sehr ergriffen und beglückt zugleich, als der Kaiser ihr zur Erinnerung 4 Goldstücke mit seinem Bildnis überreichte; sie werden ebenso wie der Namenszug des Kaisers und seiner hohen Begleiter, neben den Napoléons d'or sorgfältig unter Glas aufbewahrt. Im Vorzimmer sieht man die Spur eines Infanteriegeschosses, das durch das Fenster eingedrungen, aber an einer Vase auf dem Sims abgeprallt war, ohne Schaden anzurichten. Es ist eine Spur dieses zweiten großen Krieges, den Sedan Donchéry erlebt. Gewiß, stolze Erinnerungen überkommen den Deutschen, wenn er den Blick über das Maastal hier und die Höhen ringsum schweifen läßt. Aber man fühlt, wie sie verblassen vor den viel gewaltigeren Waffen-

taten der Gegenwart, uns ahnt, daß der Tag von Sedan künftig noch herrlicheren Siegestagen weichen wird.

Im engen Sitzungszimmer der hübschen Synagoge, in der Kollege Levin regelmäßig seine Feldgottesdienste abhält, saßen wir deutschen Rabbiner. Der französische Kollege steht im Felde. Den Vorbeter, der hier alle Freitag Abend und Sabbat Vormittag die Andacht leitet, habe ich einmal aufgesucht. Ich erfuhr, daß die Gemeinde nicht mehr als zwanzig Familien, (bei 20000 Einw.) aber offenbar wohlhabende, zählt. Ich traf dort die Frau eines colonel, eine Christin, die in heftigen Zorn darüber geriet, wie man den Juden Mangel an Vaterlandsliebe vorwerfen könne; sie werde es nach dem Kriege in alle Zeitungen bringen, was die französischen Juden für ihr Vaterland geopfert hätten.

Bei unserer letzten Sitzung vermißten wir Kollegen Baeck, unsern bisherigen Vorsitzenden, schmerzlich. Sein Wirken als Feldrabbiner im Westen war für uns vorbildlich. Er ist nach dem Osten versetzt. Vielleicht gelingt es ihm unter viel schwierigeren Verhältnissen auch dort mit den Kollegen bei den anderen Armeen Fühlung zu nehmen. Uns Westlichen sind unsere regelmäßigen Konferenzen so vertraut geworden, daß wir sie in kürzeren Abständen als bisher zu wiederholen wünschten. Sie bezeichnen gewissermaßen Abschnitte unserer Tätigkeit und gewähren Rückschau und Ausblick. Photographische Aufnahmen halten die Erinnerung an unser Zusammensein in Lille, St. Quentin und Sedan fest; sie sind uns zugleich ein bleibender Ausdruck des engen Zusammenhalts und des herzlichen Einvernehmens, das über auseinandergehende religiöse Richtungen hinweg zwischen uns besteht. Alle Jahreszeiten haben uns nun beisammen gesehn, jede in einer anderen Gegend des besetzten Frankreichs. Staunend sahen wir das ineinandergreifende feste Gefüge eines ganzen Heeres, das wie eine Mauer von Stahl und Eisen von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze steht.

Aus dem hinterlassenen Tagebuch

des Kriegsfreiwilligen Richard Rosenburg-Frankfurt a. M. (im Felde gefallen).

Warum der Krieg?

Es war eine böse Zeit.

Die Zeit eines grausamen Kampfes voll Niedrigkeit und Gier.

Wir kannten nur den eigenen Vorteil und hetzten nach Gewinn.

Aber unsere Seele war tot, denn sie hatte nichts, für das sie leben konnte.

Ja, wir standen fest mit beiden Füßen auf der Erde. Zu fest!

Wir klebten am Boden und waren stolz darauf und freuten uns unserer Klugheit, und wir lachten der Wenigen, deren Sinn sich zu den Wolken schwang.

Es war eine Zeit des Grübelns und Zweifelns.

Denn wir grübelten über viele Dinge. Aber wir konnten sie nicht erforschen.

Diese Zeit war ohne Ehrfurcht.

Wir beugten uns nicht vor dem Unverstandenen, wir lachten über es.

So gingen wir in der Irre und waren große Zweifler.

Zweifelten an Gott und der Menschheit.

Zweifelten an unserer eigenen Kraft.

Da kam der Krieg.

Kam furchtbar wie der Gewittersturm und fegte hinweg alles was schlecht und klein an uns war.

Und er machte uns stark und groß: Schmiedete uns zu Männern.

Jetzt fühlten wir, was wir vorher nicht zu ergrübeln vermocht. Fühltens im Herzen, was wir vorher verlachten. Aber jetzt spotteten wir nicht mehr, da wir sahen, wie stark es in uns war. Wir glaubten wieder.

Freiwillige vor!

Fünf Millionen stehn in der Schlacht,
Von tausend Kanonen donnernd umkracht,
Von tausend Kanonen tödlich umwettert,
Reihenweise niedergeschmettert.
Und wir könntens schamlos ertragen
Umherzulungern in weichem Behagen,
Könnten trotten in alten Geleisen
Während feindliche Granaten unsre Brüder zerreißen,
Die für die Heimat ohne zu fragen,
Ohne zu klagen
Ihr Leben wagen.
Fort nun mit weichlich weibischem Zagen
Schwankendem Zögern. Fort! Fahr von hinnen
Feige Furcht. Groß sei euer Beginnen
Groß wie die Zeit, groß wie die Not
Groß wie der Tod.

Verderbenschwanger hängt die Gewitterwolke über unserem Haupte.

Aber wir zagen nicht. Mag den Nebenmann der Blitzschlag zerschmettern, mag er uns selber treffen.

Das Opfer ist nicht vergebens.

Ich fühle den Odem einer neuen Zeit.

Unser Blut düngt den Söhnen den Boden.

Stärker und reiner werden wir aus diesem Kriege kehren. Stärker und reiner wird aus ihm das kommende Geschlecht wachsen.

Rundschau.

Zu Direktor Gombrichs 70. Geburtstag (7. Februar 1916).

Es ist eines der typischen Merkmale der jetzigen Zeit, daß man die rein persönlichen Momente, die Ereignisse, die nicht mit dem Kriege in Zusammenhang stehen, in den Hintergrund treten oder gar verschwinden läßt.

Aber gewiß entspricht es einem Bedürfnis gar vieler Freunde und Anhänger des liberalen Judentums, wenn wir heute von dieser Regel abgehen und mit kurzen Worten eines Mannes gedenken, dessen Verdienste um unsere Sache zu markant und vielfältig sind, als daß wir seinen Ehrentag stillschweigend übergehen könnten. Wir wissen genau, daß es dem schlichten und anspruchslosen Wesen des Jubilars vielleicht sympathischer wäre, wenn wir von jeder Feier, sei sie auch noch so bescheiden, absehen wollten, allein es gibt — wie in unserem Falle! — eine innere Stimme, die uns drängt, das zu tun und zu sagen, was gerade ein solcher Gedenktag in uns weckt und auslöst.

Als die liberale Bewegung im Judentum vor nunmehr acht Jahren mit Macht einsetzte, als sich alles, was frei und modern empfand, mit Jubel der neuen, mehr Licht verheißenden Richtung anschloß, da war Direktor Moritz Gombrich einer der ersten, die mit Hingebung und Begeisterung das Banner dieser Sache ergriffen. Nicht nur zählte er zu den Gründern und der Vorstandschaft der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland, er gründete auch dessen Ortsgruppe in Nürnberg, deren erster Vorsitzender er seither ist. Mit Geschick und unermüdlicher Ausdauer widmete er sich den Aufgaben des Vereins, der sich unter seiner Leitung zu einem der bedeutendsten jener Bewegung in ganz Deutschland entwickelte. Manchen Strauß hatte Moritz Gombrich durchzukämpfen, in

manch prinzipieller Frage, die im orthodoxen Bayern nicht so leicht zu lösen war, verstand er es, durch seine Energie und Tatkraft, die er mit weiser Mäßigung und feinem Takte paarte, eine befriedigende und günstige Wendung zu finden.

Aber nicht nur für die liberale Bewegung des Judentums setzt er seine volle Persönlichkeit ein, nein, alles, was mit dem Judentum, seinen Interessen und Lebensbedingungen, seinem Fortschritt und seiner Entwicklung zu tun hat, erfreut sich seiner Förderung und seiner Anteilnahme. Seit 23 Jahren Mitglied der Verwaltung der israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg, seit 8 Jahren ihrem Vorstand angehörend, hat er am Blühen und an der Entfaltung ihres Gemeinwesens tätigen Anteil genommen, und es gab wohl in dieser langen Zeit kein Problem von kleiner oder großer Bedeutung, an dessen Lösung er nicht beteiligt gewesen wäre. Die vielen Wohltätigkeitsanstalten, überhaupt das manigfache Vereinsleben der Kultusgemeinde fanden in ihm einen stets bereiten Helfer und Lenker; das bezeugen am besten die zahlreichen Ehrenämter, die er bekleidet. Als eine seiner Lieblingsschöpfungen darf man wohl das isr. Mädchenstift bezeichnen, dessen Organisation und Vorstandschaft er 1903 übernahm und seither in mustergiltiger Weise fortführt.

Weit über die Grenzen des Judentums hinaus ist Moritz Gombrich's Name durch seine umfassende Tätigkeit im Turnwesen bekannt. Es würde zu weit führen, im Rahmen dieses kurzen Abrisses seine Anteilnahme und Verdienste auf diesem Gebiete aufzuzählen. Es mag genügen, daß er mehr denn 40 Jahre diesem echt deutschen Sport eng verbunden ist und in der bayrischen Turnerschaft eine Vertrauensstelle einnimmt. Auch im Tierschutz-Verein, im Verein für öffentliche Gesundheitspflege, im Verein für Ferienkolonien, überall stand er in erster Reihe.

Auch in seinem bürgerlichen Berufe war der Erfolg ihm treu. Die von ihm im Jahre 1869 ins Leben gerufene und bis 1911 von ihm selbst geleitete Gombrich'sche Knabenlehranstalt, eine sechsklassige Realschule mit Vorschule, gehört zu den ersten und angesehensten Bildungsanstalten Nürnbergs. Eine schier unzählige Schar dankbarer Schüler gedenkt mit besonderer Anhänglichkeit und Liebe ihres allverehrten Direktors.

Wir schließen uns der Schar der Glückwünschenden aus vollstem Herzen an, und nichts Besseres können wir dem geschätzten Jubilar und uns selbst wünschen, als das Eine: möge er im Dienste des liberalen Judentums noch viele Jahre wirken und schaffen — sich selbst zur Befriedigung und Ehre — unserer Sache zum Heile und Segen!

E. D.

Berlin. Am 25. Januar d. J. veranstaltete der Liberale Verein für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde in Gemeinschaft mit der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland einen Vortragsabend. Herr Justizrat Plonsker begrüßte als Vorsitzender des liberalen Vereins die Versammlung und erteilte nach kurzem Bericht über die Tätigkeit des Vereins dem Redner des Abends, Herrn Rabbiner Dr. Caesar Seligmann aus Frankfurt a. M. zu seinem Vortrage: „Der Krieg und die göttliche Weltregierung" das Wort. Die zahlreiche Versammlung lauschte dem anderthalbstündigen Vortrage mit gespannter Aufmerksamkeit und zollte dem Redner für seine fesselnden, in überaus glänzender Form gebotenen Ausführungen begeisterten Beifall. Der Vortrag wird auf allgemeinen Wunsch im Druck erscheinen.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein Breslau.

Dank der rastlosen Mitarbeit unserer Leiter ist es uns gelungen, die Vereinstätigkeit auch weiterhin in vollem Maße aufrecht zu erhalten. Es sei uns an dieser Stelle gestattet, unserem vorbildlichen Führer, Herrn Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln, der im Hinblick auf seine ganz besonderen Verdienste um unsere Organisation zum Ehrenmitgliede ernannt wurde, unseren unauslöschlichen Dank zu sagen für seine nimmer ermüdende Arbeit und gleichzeitig unseren beiden Ehrenmitgliedern Herrn Sanitätsrat Dr. Reich, der keine unserer Veranstaltungen versäumt, und Herrn Justizrat Berger-Königshütte von ganzem Herzen für ihre wertvolle Unterstützung zu danken. Mag die Mitarbeit dieser Männer in jedem einzelnen Mitgliede den Vorsatz aufsteigen lassen, selbst in praktischer Arbeit mit erhöhtem Pflichtgefühl mitzuhelfen, den liberalen Gedanken in alle Kreise zu tragen.

Unsere Tätigkeit gestaltete sich wie folgt:

Am 24. November sprach Herr Rechtsanwalt Pick-Liegnitz über die rechtliche Stellung der Juden in Preußen.

Der Redner führte uns in sehr anschaulicher Weise eines der wichtigsten Kapitel der jüdischen Geschichte vor Augen, die Geschichte der Neuzeit von Friedrich dem Großen bis auf die Gegenwart. In einem warmen Mahnruf an die Jugend, der schweren und und langen Kämpfe unserer Väter eingedenk zu sein, ließ der geschätzte Gast unter lebhaftem Beifall seine Rede ausklingen. An der Aussprache beteiligten sich mit teilweise ergänzenden Ausführungen Herr Sanitätsrat Dr. Reich und der Unterzeichnete.

Am Sonntag, den 5. Dezember fand unter sehr starker Beteiligung in den Räumen der Spinoza-Loge, die sich als zu klein erwiesen, unsere Chanucka-Feier statt.

Nach dem Anzünden der Chanucka Lichter durch unser Mitglied, Herrn Kantor Wartenberger, hielt Herr Rabbiner Professor Dr. Guttmann die Festansprache. In feurigen von edler Begeisterung getragenen Worten entrollte uns der gefeierte Gelehrte ein treffliches Bild von den Zeiten der ersten Berührung zwischen Judentum und Christentum unter geistvoller Anspielung auf die Gegenwart. Stürmischer Beifall folgte den zündenden Ausführungen, für die später bei der Tafel namens des Vorstandes der Unterzeichnete besonders dankte.

Durch das Entgegenkommen des Herrn Professor Dr. Kalischer-Berlin konnte der stellvertr. Vorsitzende Herr Erich Bayer im Anschluß an seine Begrüßungsansprache den anwesenden Mitgliedern je ein Exemplar der Segelschen Schrift „Der Weltkrieg und das Schicksal der Juden" überreichen.

Bei der sich anschließenden Tafel hielten Ansprachen unsere beiden Ehrenmitglieder die Herren Sanitätsrat Dr. Reich und Justizrat Berger-Königshütte, welch letzterer uns wie stets ein treffliches Festlied gewidmet hatte. Musikalische Darbietungen des Orchesters der freien Vereinigung für klassische Musik unter Leitung der Herren Wechselmann und Markt wechselten mit Rezitationen ab, an denen sich Vereinsmitglieder beteiligten. Als Vertreter der Synagogen-Gemeinde Breslau nahm Herr Emil Waldstein an der Feier teil.

Am Dienstag, den 4. Januar, hielt Herr Rabbiner Dr. Berger-Görlitz einen Vortrag über das Thema: „Der Krieg und die Bibel". Der Referent führte etwa aus: Die Bibel, die in letzter Zeit weniger gelesen wurde, sei durch den Krieg wieder zu Ehren gekommen. Sie ist ein Buch des Lebens und der Wirklichkeit, das Werk eines ganzen Volkes, das durch seine Lage gezwungen war, ständig Kriege zu führen. Der in Friedenszeiten so oft angegriffene Gott der Rache, der für das Recht auf Erden eintritt, wird auch von christlicher

Seite wieder angerufen, und das Neue Testament tritt etwas in den Hintergrund. Der Hauptunterschied zwischen dem Alten und Neuen Testament sei, daß das Alte die Geschichte eines ganzen Volkes, das Neue aber nur die Erlebnisse einzelner Personen darstellt. Der Herr Redner zitiert Nietzsche und geht ausführlich auf den sozialpolitischen Inhalt der Bibel ein. Den hochinteressanten Ausführungen folgte stürmischer Beifall. In der Diskussion macht Herr Sanitätsrat Dr. Reich auf den Widerspruch zwischen unserem Friedensideal und dem kriegerischen Inhalt der Bibel aufmerksam. Herr Rabbiner Dr. Berger betonte in seiner Erwiderung, daß, solange der jüdische Staat bestand, naturgemäß ein Kampf zwischen den politischen Kreisen und den Verfechtern der Friedensidee erfolgen mußte, und daß die Friedensidee sich erst mit dem Aufhören des Staatswesens durchringen konnte. Mit herzlichen Dankesworten an den Herrn Redner schloß Herr Erich Bayer die Versammlung.

Unter der Leitung des Unterzeichneten fand am 25. Januar die Generalversammlung unseres Jugendvereins statt. Den sehr interessanten Geschäftsbericht, der im Druck erschienen ist, erstattete der 1. Schriftführer, Herr Walter Cohn, dem der Versammlungsleiter in herzlichen Worten für seine mühevolle Arbeit dankte. Als Vertreter des liberalen Hauptvereins nimmt Herr Emil Waldstein Veranlassung, unserer Organisation für ihre vielseitige Tätigkeit wiederholten Dank auszusprechen und schlägt gleichzeitig vor, Wanderversammlungen abzuhalten, um auswärtige Mitglieder zu gewinnen. Es folgt der Kassenbericht des Unterzeichneten in seiner Eigenschaft als Kassenwart, für den Herr Zahnarzt Engel in launigen Worten dankt. Unter lebhaftem Beifall wird der Antrag des Vorstandes, Herrn Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln zum Ehrenmitgliede zu ernennen, angenommen. Bei der Wahl des Vorstandes übernimmt Herr Emil Waldstein den Vorsitz. Durch Zuruf wird Herr cand. phil. Wolf z. Z. im Felde als 1. Vorsitzender wiedergewählt, im 2. Wahlgange erfolgt zunächst durch Zuruf auf Antrag des Herrn Erich Wolf die Wiederwahl der Herren Bayer, Berger, Cohn, Engel, Goldstein, Zimmt, Frl. cand. phil. Grünthal und durch Zettelwahl die Neuwahl des Frl. Ida Lattner und des Herrn Erich Wolff. Um 11½ Uhr schließt der Unterzeichnete mit Dankesworten die Generalversammlung.

Breslau, Anfang Februar 1916.

Alfred Berger.

Jüdisch-liberaler Jugendverein Berlin.

Am 7. November trafen sich die Mitglieder des J.-L. J. zu einer Besichtigung des II. Waisenhauses der jüdischen Gemeinde in Pankow. Herr Direktor Grunwald gab zuerst einen geschichtlichen Ueberblick über die Anstalt und ihre Entwicklung und führte sodann die Gäste durch alle Räume der Anstalt. Die praktische Anordnung sowie auch das künstlerische Element in der Anstalt fiel den Besuchern angenehm auf. Die Schüler erfreuten die Gäste durch einige Gesänge und bewiesen durch ihr munteres Verhalten ihr Wohlbefinden. Herrn Direktor Grunwald sagen wir auch an dieser Stelle für seine liebenswürdige Führung unsern besten Dank.

Am 6. Dezember sprach Herr Justizrat Breslauer in einer Versammlung des J.-L. J. über die Richtungen im Judentum während des Burgfriedens und nachher. Dem überaus interessanten Vortrage folgte eine anregende Diskussion. H.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 3 und 4. **Jahrgang 8.** **März u. April 1916.**

Der Krieg und die göttliche Weltregierung.

Von Dr. Caesar Seligmann-Frankfurt a. M.

Von der Erde heben sich inbrünstig Hände,
Zitternde, flehende, fromme Hände,
Stürmisch trotzende, drohend geballte Hände,
Alle heben sich zur Höhe empor,
Wo sie das Antlitz des Schicksals suchen,
Des Gewaltigen, Ehernen, Mitleidlosen,
Des Allgütigen, Allweisen:
Hilf uns, du Geheimnisvolles, du Großes
Du Sinn der Welt!
Von der Erde heben sich inbrünstig Hände;
Millionen Hände, aller Völker Hände
Flehen, betteln, drohen stürmisch empor.
Doch in der Höhe,
Wo sie das Antlitz des Schicksals suchen,
Ist Schweigen. Nicht Bitten nicht Betteln
Lenkt den Lauf des Geschicks, den Sinn der Welt.
Nicht Millionen gerungene Hände
Hemmen und ändern seinen gewaltigen Schritt,
Nicht das Leid und das Mitleid der Stunde
Trübt seinen ins Ewige gewandten Blick.
Millionen schreien empor,
Doch in der Höhe ist Schweigen
Unergründlich, unerbittlich![1])

Mit klirrendem Eisenschritt geht das furchtbare Schicksal über die Erde. Alle seine Schrecken und Qualen hat der grauenvolle Weltkrieg gegen das arme Menschengeschlecht losgelassen. Flammenrot lodert die Todesfackel über der ganzen Erde. Das Weltmeer ist ein großes Grab geworden, das gierig seine Opfer verschlingt. Provinzen zerstampft, Dörfer und Städte zu rauchenden Trümmern verwandelt! Vom Schmerzschrei der Verstümmelten hallen die Lüfte, vom Todesröcheln der Sterbenden sind die Schlachtfelder erfüllt, vom Stöhnen der Verschmachteten erbeben die Lande. Ein Strom von Tränen und Blut fließt durch den ganzen Erdteil.

Der beste, wertvollste Teil der Menschheit, der sonst friedlich den Heimatboden beschritt, froh seiner Arbeit nachging und Segen um sich schuf, wurde hinausgetrieben, fort vom Elternhause, fort von Weib und Kind, von Pflug und Werkstatt, von Kontor und Schreibtisch, von Katheder und Schulbank, fort zu todbringendem Kämpfen, Leiden und Tragen. Wo ist ein Haus, das die Zuckungen dieses Riesenkampfes nicht bald als Jammer der Vereinsamung, bald als grau wandelnde Sorge, bald als tägliche Not näher oder ferner fühlte? Wo ein Menschenhirn, das nicht seit vielen Monden fast keinen andren Gedanken täglich, stündlich dächte? Schmerz und Trauer, Tränen und Qual von der Nordsee bis zum indischen Ozean!

Und darüber geht die Sonne auf und nieder, und darüber wölbt sich der Himmel, und die Sterne leuchten, und die Natur geht

[1]) Aus der Zeitschrift „Universum" 1915, Heft 7.

unbekümmert ihren alltäglichen Lauf, und Gott im Himmel schaut alles schweigend, duldend, gelassen!

Wenn ein Gott ist, der dieses Menschengeschlecht geschaffen, warum läßt er diesen Wahnsinn zu? Diese unerhörte Vernichtung von Kultur und Menschenglück? Diese Entfesselung aller ruchlosen Leidenschaften? Diesen namenlosen Schmerz und himmelschreienden Jammer? Wo ist ein Sinn in all diesem furchtbaren Erleben der Gegenwart?

Wohl sagt man mit Recht, daß der Krieg ein Erzieher sei, ein Erzeuger heroischer Tugenden, daß er gebundene Kräfte befreie, die ohne ihn nie ans Tageslicht gekommen wären. Er bewährt vor allem die ungeheure Anpassungsfähigkeit des Menschen, die ihn stark macht, alle unerhörteste Not und alle Tragik des Lebens zu erdulden und zu überwinden; und indem der Mensch trägt und überwindet, wachsen ihm gleichsam neue Seelenorgane, die sonst verkümmert geblieben wären, verwirklichen sich unentdeckte Entwicklungsmöglichkeiten, die den Menschen größer erscheinen lassen als je zuvor. Insofern ist der Krieg in der Tat ein Erbauer und Schöpfer, und der Dichter hat Recht, wenn er singt: „Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen, alles erhebt er zum Ungemeinen, selber den Feigen erzeugt er den Mut."[1])

Aber wenn der Mensch aus jeder Giftblume Honig saugen kann, hört das Gift darum auf, Gift zu sein? Wiegt dieses eine Gute des Krieges alles millionenfach schwerere Böse auf? Soll diese heroische Deutung des Krieges eine Rechtfertigung sein für alles hingemordete blühende junge Menschenleben, für alles zerstörte Familienglück, für alle trostlose Vereinsamung, für alles jammervolle Siechtum unzähliger Männer und Jünglinge, für alle Vernichtung von Kultur, für alle wiederkehrende Verrohung, für alle barbarischen Taten der vertierten Menschheit, die wie der Brudermord Kains zum Himmel schreien?

Kann das der Wille Gottes sein, daß ein Gutes mit so tausendfachem Elend erkauft werde? Wie heißt es doch in Nathan der Weise: „Wenn an das Gute, das ich zu tun vermeine, gar zu nah was gar zu Schlimmes grenzt, so tu ich lieber das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar so ziemlich zuverlässig kennen, aber bei weitem nicht das Gute"?[2])

Und das sollte *Gottes* Wille sein? Und mit dieser Verlegenheitsantwort sollten wir Gottes Weltregierung zu rechtfertigen uns getrauen?

So stehen wir denn mit brennender, nach Antwort verlangender Seele vor der gigantischen Frage, die sich in all ihrer Größe vor uns aufreckt: Wie ist dieser Weltkrieg mit der Weltregierung Gottes zu vereinbaren?

Aber nachdenklich machen wir bei dieser Fragestellung Halt. Ist es denn *dieser Weltkrieg allein* und *zum erstenmal* in unserem Leben und im Leben der Menschheit, der uns die schicksalsschwere Frage nach der göttlichen Weltregierung auf die Lippen preßt? Ist das Problem nicht so alt wie die Menschheit selber; nur daß es vielleicht nie so allgemein, nie so tief, nie mit solcher — fast möchte ich sagen — handgreiflichen Berührung alle Menschen gepackt und gerüttelt hat wie heute? Denn seit der Sintflut war wohl noch nie *die ganze Menschheit* aller Erdteile so hineingerissen in den Strudel grausamen Geschehens.

Aber über *einzelne* Menschen, über einzelne *Familien* und *Völker* erging in allen Zeiten der Geschichte die Herzensnot, die sie verzweifelt hinausschauen ließ in das

[1]) Schiller, Braut von Messina, 1. Aufz., 8. Auftr.

[2]) Lessing, Nathan der Weise, 4. Aufz., 7. Auftr.

große Rätsel des Lebens, in das tiefe Meer des Leidens und sie die uralte Schicksalsfrage tun ließ, die in das tiefste Geheimnis aller Religion hineinragt, die Frage nach der Liebe und Gerechtigkeit Gottes. Und das heißt die Frage nach dem Dasein Gottes selbst. Denn was wäre das für ein Gott, der nicht Liebe und Gerechtigkeit wäre?

Und wer dürfte sagen, er habe den letzten Schleier gelüftet und der Vorsehung ins Antlitz gesehen? Ueber die Brücke zur jenseitigen Wirklichkeit ist kein Lebendiger geschritten. Kein Prophet, kein Gottesmann hat dieses Problem bis zum letzten Ende ohne Rest gelöst.

Viele haben in heißen Stunden gerungen mit diesem Problem, und Niemand vielleicht gewaltiger als das Volk der Bibel. Ja, ich meine, in ihrer ganzen Tiefe versteht man die Bibel erst, wenn man in ihren Wendungen und Worten, in ihren Geschichten und Gedichten, in ihren welterobernden Gedanken und welterlösenden Lehren gelernt hat, nichts anderes zu schauen als Lösungsversuche unseres großen Problems von der Weltregierung Gottes.

Nur einige wenige dieser Lösungsversuche, die bedeutsamsten aus der unerschöpflichen Fülle, mögen das Gesagte beleuchten.

Vor Jahrtausenden wurden durch einen plötzlichen vulkanischen Ausbruch, der einen Strom von Schwefel wie vom Himmel herab regnen ließ, zwei große blühende Städte der alten biblischen Welt verschüttet. Kein Lebender blieb verschont. Da steht ein einsamer Frommer, angesichts der grausamen Vernichtung, versunken in die Rätsel des Seins, und frägt sich: „Sollte der Richter der ganzen Erde nicht Gerechtigkeit üben?“[1]) Wie wäre es auszudenken, daß Gott den Frommen mit dem Gottlosen untergehen lassen könnte? Sollten aber wirklich alle Bewohner Sodoms und Gomorrhas, alle ausnahmslos gesündigt haben, da sie alle von der göttlichen Heimsuchung so hart getroffen wurden? Sollten keine fünfzig, vierzig, dreißig, zwanzig, sollten keine zehn Fromme in der Stadt gewesen sein? — Und er kommt zu dem Schluß: Nein, es können keine Schuldlose in Sodom gewesen sein, sonst wären sie nicht umgekommen, denn Gott kann nicht ungerecht sein.

Das ist die in ihrer grandiosen Gläubigkeit so packend wirkende Grundansicht der Bibel: Wem es schlecht geht, der muß es verdient haben, wen Unglück heimsucht, der muß gesündigt haben.

Von diesem Glauben ist die Seele der Psalmisten erfüllt, wie von berauschendem Trank: „Der Fromme blüht wie die Palme, wie Libanons Zeder wächst er zur Höh';“ „Die Frevler aber werden vertilgt, die Bösewichter schwinden dahin — um kund zu tun, daß Gott gerecht ist, kein Vorwurf an ihm.“[2])

Das ist der Grundakkord, der in tausendfacher Variation aus den geschichtlichen, aus den poetischen und prophetischen Schriften widerklingt. Am charakteristischsten vielleicht im Buche der Richter, wo die stereotype Wendung wiederkehrt: Und die Kinder Israels taten, was böse war in den Augen Gottes, darum gab sie Gott in die Hände ihrer Feinde; da schrien die Kinder Israels zu Gott empor, sie wurden wieder fromm, und Gott erweckte unter ihnen einen Helden, einen Richter, der sie befreite.[3]) Ihr äußeres Glück und Unglück war von dem Gott der Gerechtigkeit verhängt als Lohn und Strafe für ihr sittliches Verhalten.

Es ist dies eine ganz besondere Art von weltgeschichtlicher Betrachtung, für die der deutsche Dichter das berühmte Wort geprägt hat: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“[4]) Es ist der beherrschende Gedanke der prophetischen Geschichtsschreibung von der Thora

[1]) 1. Moses 18, 25.

[2]) Psalm 92, 13 und 16

[3]) Richter 2, 11 ff.

[4]) Schillers Ged. „Resignation“.

bis zu den letzten Propheten: Was der Mensch leidet, muß er verschuldet haben. Wenn Mose stirbt, ohne das gelobte Land betreten zu haben, so muß selbst ein Mose gesündigt haben, und wenn man sich noch so sehr abquälen muß, seine Sünde zu entdecken. Wenn die Israeliten in der Wüste umkommen, eine ganze Generation, so muß diese Generation verdient haben, in der Wüste zu sterben. Wenn die Völkerstürme wider Israel heranfluten, muß es furchtbare Schuld auf sich geladen haben — damit die Gerechtigkeit und Güte der Weltregierung gerechtfertigt dastehe. So verstehen wir erst die markerschütternde Bußrede: „Ha, schuldbeladenes Volk, Rotte von Sündern! Jedes Haupt ist krank und jedes Herz verderbt, von der Fußsohle bis zum Scheitel ist nichts heil; darum ist euer Land zur Wüste geworden, sind eure Städte verheert.“[1])

Das hat selbst einen Mann wie Goethe irregeführt. Er meint, „das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben.“[2]) Er erkannte nicht, daß die Propheten mit dem Gedanken der göttlichen Gerechtigkeit so furchtbar Ernst gemacht haben, daß sie nach der Größe des Leidens Israels die Größe seiner Schuld bemaßen.

Wie weit dieser prophetische Grundgedanke die Bibel beherrscht, zeigt unter anderem auch das Epos von der Sintflut und vom sogenannten Sündenfall.

Wenn alle Menschen, ja selbst die Tiere, von der Sintflut, die doch eine Schickung des gerechten Gottes war, hinweggerafft wurden, dann mußte eben — man achte auf den Wortlaut — „alles Fleisch seinen Wandel verderbt haben,“[3]) mit der einen Ausnahme des geretteten Noa.

[1]) Jesaja 1, 4 ff.
[2]) Wilhelm Meisters Wanderjahre 2. B. 2. Kap.
[3]) 1. Mos. 6, 12.

Und wenn der Gott der Gerechtigkeit und der Güte am Ende jedem Menschen dasselbe Los bereitet, wenn er den Tod wie ein drohendes Gespenst in das blühende Leben gestellt hat, dann hat wieder nicht Gott das getan, sondern die Menschen selbst haben dieses Los verschuldet, weil sie das Gebot Gottes übertreten haben, das ihnen verkündete: „Sobald du von dem Baum issest, mußt du des Todes sterben.“[4]) So ist selbst der Tod von den Menschen verschuldet, ein Gedanke, den bekanntlich das Christentum zur Lehre von der Erbsünde ausgebaut hat.

Im Judentum selbst erhob sich schon früh eine Reaktion gegen diesen Gedanken, die in dem Worte Jeremia's ihren klassischen Ausdruck fand: „Wenn die Väter saure Trauben gegessen, sollten dafür die Zähne der Kinder stumpf werden? Nein, jeder wird um seiner Schuld willen sterben.“[5])

Und auch die ewigen Bußreden wider Israel wurden dem großen Propheten des babylonischen Exils zu viel. Sie erschienen ihm unerträglich und ungerecht. Darum wendet er sich beschwörend an die Propheten: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott! Redet zum Herzen Jerusalems und verkündet ihm, daß ihm zwiefach heimgezahlt wurde für alle seine Sünden.“[6])

Aber bei alledem ist nicht zu verkennen, welche gewaltige ethische Kraft in dieser prophetischen Auffassung des Unglücks als Strafe für unsere Sünde liegt, eine ethische Kraft, die wir auch für unseren Weltkrieg verwerten können, wenn wir aus der Not der Zeit einen sittlichen Antrieb zum Guten, einen Zuchtmeister unserer Seele uns schaffen, der uns zu immer höherer sittlicher Selbstvervollkommnung emporreißt. Mag immerhin aus

[4]) 1 Mos 2, 17.
[5]) Jeremia 31, 29. 30. — Vgl. auch Ezechiel 18, 2—20, wo der Gedanke der Erbsünde mit aller Schärfe abgewiesen wird.
[6]) Jesaja 40, 1—2.

der schweren Schicksalsstunde unseres Vaterlandes eine tiefe Bußstimmung und stille Demut, eine Einkehr in uns selbst und eine Abkehr von den Eitelkeiten, an die wir unser Leben allzuviel gehängt haben, hervorgehen.

Nur dürfen wir nicht in den Fehler der unleidlichen Bußprediger verfallen, die bei jedem Unglück, das unverschuldet über Stadt und Land kommt, weidlich auf die sündige Seele schimpfen und mit dem Kapuziner in Wallensteins Lager ausrufen: „Das schreibt sich her von euren Lastern und Sünden".

In diesem Sinne ist die alte prophetische Lösung unseres Problems nicht mehr brauchbar für uns. Es widerstrebt unserem Wahrheitssinn, die göttliche Weltregierung mit offenbarer Selbsttäuschung zu verteidigen. Die Weltgeschichte und das Schicksal jedes Einzelnen sind kein so glattes Rechenexempel, das ohne Rest aufgeht. Glück und Leid, Nacht und Licht sind bunt gemischt unter Gute und Böse. „Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück."[1]) Die Geschichte ist kein Gottesurteil.

Ja, es liegt eine Gefahr in dieser naiven Weltbetrachtung. Als Cicero auf dem römischen Forum für den räuberischen Erpresser Flaccus, der sich an der jüdischen Tempelspende vergriffen hatte, eine Verteidigungsrede hielt, suchte er die Sache der Juden dadurch herabzusetzen, daß er ausrief: „Wie wenig beliebt die Juden bei den Göttern sind, hat sich dadurch gezeigt, daß ihr Land erobert worden ist."[2]) Es ist nicht wahr, daß die siegreiche Sache immer die sittliche Sache, die Sache Gottes ist.[3])

Sind die Engländer Lieblinge Gottes, weil es ihnen gelungen ist, die Buren ihrer Freiheit und ihres Landes zu berauben? Weil sie die Inder geknechtet haben? Waren alle jene Eroberervölker, die mit eisernem Schritt über die Erde stampften, die Skythen, die Hunnen, die Mongolen unter Tamerlan, die Russen unter den Romanows, die so viele edle Kulturvölker erbarmungslos niedergetreten haben, die Edleren, Besseren, Frömmeren? Waren die Lazedämonier, die bei Thermopylae fielen, die Ostgoten, die von den Horden Justinians hingemordet wurden, die Schlechteren, Unedleren?

Nein, eine Sache wird nicht dadurch als gerecht erwiesen, daß sie den Erfolg für sich hat. Tausendmal hat das Laster triumphiert, und das Edle ist ohne Schuld zerbrochen worden.

Dort schleppen sie den Besten seines Volkes, den frommen Weisen Rabbi Akiba zum entsetzlichen Martertode. Mit eisernen Kämmen reißen ihm die Römer das zuckende Fleisch vom Leibe. Da brach selbst aus dem Munde seines frommen Volkes die bittere Frage zum Himmel empor: „Ist das der Lohn der Frömmigkeit"?[4])

Aber schon die Bibel selbst erhebt einen himmelstürmenden Protest gegen die alte naive Anschauung, einen Protest, der im Buche Hiob zu gigantischer Entladung kommt.

Alles Unglück der Welt stürmt auf Hiob ein: Verarmung, Tod seiner Kinder, qualvolles Siechtum. Wir, die der Dichter hinter die Kulissen schauen läßt, wissen, daß Hiob unschuldig ist. Die Freunde Hiobs wissen es nicht. Sie waren gekommen, ihn nach ihrer Weise zu trösten. Sie wollen über den Sinn seiner Leiden zu ihm sprechen. Ihr Wort verstummt im Anblick des majestätischen Schmerzes. Sieben Tage und sieben Nächte sitzen sie schweigend mit ihm im Staube. Dann aber wagt sich, schüchtern zuerst, dann immer bestimmter die alte Bußrede auf

[1]) Schillers Gedicht „Das Siegesfest".

[2]) Cicero pro Flacco 28.

[3]) victrix causa diis placuit. Lucanus, Pharsalia. 1. 128.

[4]) Talmud, Menachot 29 b.

ihre Lippen: Geh in dich; wenn du leidest, mußt du gesündigt haben, denn Gott ist gerecht. Hiob verteidigt in herzbewegenden Worten seine Unschuld. In leidenschaftlicher Klage ruft er Gott selbst zum Zeugen seiner Unschuld auf. Die leidigen Freunde mit ihrer abgestandenen Weisheit nennt er Winkeladvokaten, die Gottes Sache mit Unwahrhaftigkeit verteidigen.[1])

Wie aber löst der große Dichter des Hiob unser Problem? Mit der niederschmetternden und doch zugleich erhebenden Forderung der Demut, des Bekenntnisses: Wir Menschen wissen nichts. Wir müssen uns beugen vor der Allweisheit des Unergründlichen, dessen Wege nicht unsere Wege sind. Wir hören von der großen Weltharmonie nur abgerissene ferne Töne, die wir oft als Mißklang empfinden. Vielleicht — so läßt aus dem Prolog der Dichter uns erraten — vielleicht ist unser Leiden aus irgend einem Grunde, den wir nicht zu erkennen vermögen, von Gott gewollt. Vielleicht ist es eine Prüfung, um unseren Opfersinn und Heldenmut, unsere Tapferkeit und Tragkraft zu erproben, um uns zu zeigen, welcher Größe der Mensch fähig ist.

Dieser Gedanke der Prüfung kehrt in der Bibel öfter wieder; so in der Erzählung von der Opferung Isaaks, in den Reden Moses, wie er zu Israel spricht, daß Gott es leiden ließ, um es zu prüfen und durch Leid zu erziehen, wie ein Vater seinen Sohn erziehet.[2]) Und dies ist in der Tat ein tröstender, erhebender, großer Gedanke. Aber dennoch — auch er bringt nicht die befriedigende Lösung. Denn bei all seiner Erhabenheit versagt er in vielen, ach allzuvielen Fällen.

Freilich eine Prüfung, wie Hiob sie erfuhr, wie Abraham sie bestand, wo die Geprüften nachher so reich belohnt werden, lassen wir uns gerne gefallen. Aber wie — wenn der Lohn für die Prüfung ausbleibt, wenn der zu Prüfende ohne seine Schuld der äußeren rohen Macht erliegt? Erheben nicht die Millionen von Märtyrern, die durch Schwert und Hunger, durch Folter oder auf Scheiterhaufen starben, oder durch die Tragik der kleinen alltäglichen Widerwärtigkeiten des Lebens zermürbt wurden, einen furchtbaren Protest gegen diese Lösung? Werden wirklich alle, die ausharren, gekrönt?

Diese Frage brannte wie ein verzehrendes Feuer in den Herzen unserer Weisen. Und da haben sie — ich wage nicht zu entscheiden, ob unter dem Einfluß iranisch-persischer Weisheit oder ob aus eigner Glut und Flamme geboren — einen neuen gewaltigen Erlösungsgedanken den Menschen verkündigt, um die göttliche Gerechtigkeit auszugleichen mit der Forderung nach Glückseligkeit: die frohe Botschaft von der Vergeltung im Jenseits. Dort winken Palmen den Frommen, und Paradiesesfreuden harren derer, die mühselig und beladen waren auf Erden; dort öffnet sich der Hölle Schlund, und ewige Verdammnis empfängt den irdischen Sünder.

Wahrlich ein so beseligender, hinreißender, welterlösender Gedanke, daß er noch heute Millionen nach Gerechtigkeit hungernder Seelen labt und über die Not dieses irdischen Jammertals tröstend emporhebt. Dieses himmlische Evangelium, diese Predigt vom Himmelreich war es, was dem jungen Christentum die geheimnisvolle Kraft verlieh, die Welt zu erobern. Alle Mühseligen und Beladenen dieser Erde strömten ihm zu, alle die nach Gerechtigkeit hungerten.

Wem heute noch dieser Ausblick in das Reich jenseitiger Vergeltung, die — wohlgemerkt — nicht dasselbe, sondern aus einem ganz andern Gedankenschoß geboren ist, wie die Lehre von der Unsterblichkeit

[1]) Hiob 13, 47.
[2]) 5. Mos. 8, 3. 5.

der Seele — wem heute noch dieser Glaube die Lösung unseres Problems ist, dem ist sie wirklich eine letzte weltüberwindende Lösung, den macht sie selig in seinem Glauben und Hoffen, dem gibt letzten Endes auch unser Weltkrieg keine unlösbaren Rätsel zu lösen. Die Anstifter und Schürer dieses Weltkrieges, die die Verantwortung für allen Jammer tragen, werden dort vor dem Richter der Welt zur Verantwortung geladen, die Gefallenen, die Verstümmelten, die Geschändeten, die Vertriebenen, die Verwaisten, die Vereinsamten werden eingehen in die Pforten ewiger Seligkeit.

Aber die Weltweisheit und die sittliche Stimmung unserer Zeit und schon des alten Judentums[1]) weist diese Vertröstung auf ein Jenseits zurück. Oder glauben wir wirklich und trösten uns damit, daß die Anstifter dieses blutigen Völkermordens zu ewiger Höllenqual verdammt, die gefallenen Helden aber und alle anderen Opfer dieses Krieges der ewigen Seligkeit teilhaftig werden?

Von der ethischen wie von der logischen Seite her ist diese Lösung des Gerechtigkeitsproblems überaus anfechtbar.

Abgesehen davon, daß die grausamen Vorstellungen von den Höllenstrafen ein unsittliches Schwelgen in Rachegefühlen und die verzückten Vorstellungen der Paradiesesfreuden ein unwürdiges Schwelgen in sinnlichen Freuden und Genüssen bedeuten — wäre das wirklich Sittlichkeit zu nennen, die nur darum sittlich ist, damit sie einen Wechsel auf jenseitige Glückseligkeit empfange? Wären dann die Frommen nicht darum nur fromm, um dafür die Rechnung im Jenseits zu präsentieren? Wo bliebe da die freie, nur aus innerem Pflichtgefühl hervorgegangene Sittlichkeit? Hat darum nicht schon der alte jüdische Weise gewarnt: „Seid nicht wie Knechte, die dem Herrn dienen, nur um Lohn dafür zu empfangen.“[2])

Aber nicht nur die Ethik kommt zu kurz bei diesem Vergeltungsglauben, sondern auch die Logik. Es geht doch nicht Allen schlecht, die auf Erden fromm sind. Wenn es nun dem einen Frommen auf Erden gut geht und dem Anderen schlecht, und Beide kommen dann ins Himmelreich, ist da der Eine nicht doch bevorzugt gegen den Andern, denn er hat doppelten Lohn, hienieden und im Jenseits. Der Andere aber muß sich noch im Himmel über die Ungerechtigkeit ärgern, die ihn auf Erden zu kurz kommen ließ.

Und es geht doch nicht Allen gut, die auf Erden Bösewichter sind. Wenn es nun dem einen Bösewicht auf Erden schlecht geht und dem Anderen gut, und beide kommen in die Hölle, ist da der Eine nicht doch benachteiligt gegen den Anderen; denn der Eine hat doppelte Strafe, hienieden und im Jenseits, der Andere aber hat wenigstens auf Erden in Herrlichkeit und Freuden geschwelgt. Woraus denn mit logischer Konsequenz der Gedanke folgt, daß schon das Glücklichsein, das Reichsein auf Erden eine Sünde sei, welchen Gedanken das neue Testament zu Ende gedacht hat, wenn es sagt: „Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen als ein Reicher in das Himmelreich kommen.“[3])

[1]) Schon Simon ben Lakisch, der palästinensische Amoräer meint (Aboda sara 3b): „Es gibt keine Hölle in der jenseitigen Welt.“ Aehnlich Rab. Jochanan, der das „Jenseits“ nur als das messianische Reich gelten lassen will (Berachot 25a). Von den jüdischen Religionsphilosophen spricht sich Maimonides in seinem Mischna-Kommentar (Einleitung zum 10. Perek von Synhedrin) und in Mischne Thora (Hilchot Teschuba, 8, 8) entschieden gegen die grobsinnliche Vergeltungslehre aus. Noch bedeutungsvoller und nachdrücklicher aber Crescas (Or adonai II 5, 5), der die Seligkeit gleich setzt mit der Liebe zu Gott. Auch Bachja (Herzenspflichten ed. Stern S. 237) sagt: „Die jenseitige Vergeltung hat keine andere Bedeutung als Anhänglichkeit an Gott und Erleuchtung durch sein Licht“.

[2]) Talmud, Pirke Aboth 1, 3. — Vergl. Aboth des R. Nathan 5, 2, wo der Autor dieses Spruches, Antigonus aus Socho, als Begründer der saduzäischen Lehre genannt wird.

[3]) Matth. 19, 24. f. auch Lucas 6, 20 und insbesondere Lucas 16, 26. — Die jüdischen Apokalyptiker und einzelne Talmudstellen betonen freilich, um dem logischen Einwand zu begegnen, daß die Vergeltung „Maß für Maß“ erfolge.

Und doch liegt diesem Gedanken von der Vergeltung im Jenseits eine Wahrheit zugrunde, in deren Tiefe wir nur hinabsteigen müssen, um das Walten der göttlichen Weltregierung zu ahnen.

Es gibt in der Tat zwei Welten, ein Diesseits und ein Jenseits, eine Welt der Zeitlichkeit und eine Welt der Ewigkeit, nur daß das Jenseits, wie schon Maimonides sagt, nicht nach dem Untergang dieser Welt, nicht als jüngstes Gericht zu denken ist, sondern das Jenseits ist heute schon da;[1]) es ist die überzeitliche und übersinnliche Wirklichkeit, die Welt des sittlichen Geschehens.

Und es gibt eine Vergeltung im Jenseits in dem Sinne, daß auch in diesem unsichtbaren Reich der Sittlichkeit ewige Gesetze mit furchtbarer Gerechtigkeit walten.

Die Welt der sittlichen Wirklichkeit und die Welt der sinnlichen Wirklichkeit aber gehen jede nach ihren eigenen Gesetzen und greifen nicht willkürlich ineinander.

Unser Grundirrtum jedoch ist, daß die sinnliche Welt mit ihren mechanischen Ursachen und Folgen der sittlichen Welt von vornherein und unter allen Umständen dienstbar sein müsse, unser törichter und selbsüchtiger Wunsch ist, daß um unseres Eintagsglückes willen, wobei meist noch das Glück des Einen das Unglück des Andern wäre, die natürlichen Ursachen hineinragen sollen in die sittliche Welt und die sittlichen Ursachen in die natürliche Welt.

Es gibt ein schönes deutsches Märchen, das erzählt von einem Lande, wo die Vögel gebraten in der Luft herumfliegen, wo es von allen saftigen Leckerbissen wimmelt; wo es süßen Honig regnet und klaren Zucker schneit. Ach, das Märchen ist das Entzücken unserer lieben Kleinen, und sie jammern mit dem Märchenerzähler: „Wie schade daß der Weg zum Schlaraffenland nur Einem bekannt ist, der kann ihn aber nicht zeigen, weil er blind ist!"

Wir lächeln über den eitlen Kinderwunsch; aber ist das nicht auch ein Schlaraffenland, das wir Erwachsene in unserer kindlichen Torheit oder überspannten Weisheit uns träumen und wünschen, ein Schlaraffenland der göttlichen Weltregierung?

So war einmal ein Weltweiser, der hatte eben ein glänzendes Kapitel über das Elend der Menschen und die Mängel der göttlichen Weltregierung geschrieben. Wie einem schlechten Schüler hatte er dem lieben Gott all seine Fehler aufgezählt und saß höchst befriedigt über seine gelungene Arbeit an seinem Schreibtisch.

Es war spät in der Nacht. Die Lampe war schon heruntergebrannt, melancholisch tickte die pendelnde Wanduhr, und ein einsamer verirrter Nachtfalter umkreiste gespenstisch die trübe Flamme.

Da schlich auf leisen Sohlen die stille Müdigkeit zu dem einsamen Weisen und schloß ihm sanft die Augen. Und sieh, da schwebte es schattenhaft heran und zog leise, leise magische Zirkel um den Schlafenden. Der Geist des Traumes umfing ihn mit weichen, geheimnisvollen Armen und trug ihn empor durch endlose Weiten. In dämmernder Ferne versank die Erde, immer lichter, immer verklärter, immer lilienweißer ward's um ihn. Liebliche Engelscharen schwebten schimmernd auf und nieder, und die Lüfte klangen von ihrem Hosiannasingen. Wie ein sonnengoldnes Meer umflutete es ihn rings.

Da merkte er, daß er im Himmel sei. Und da saß auch Gott auf seinem Thron von Licht und Glanz. Und als der Weltweise in den Himmelssaal hineinkam, da stand der liebe Gott von seinem Throne auf und sprach zu ihm: Lieber Freund, willst Du nicht ein bischen die Welt regieren?

[1]) Mischne Thora, Hilchot Teschuba 8, 8.

Da setzten ihn, ehe er noch antworten konnte, die Engel auf den Himmelsthron.

Erst war's ihm ein klein wenig bang, wie das ganze Weltgetriebe flutend unter ihm wogte. Aber dann dachte er: Nun, wenn ich schon einmal der liebe Gott bin, will ich auch einmal die Welt nach meiner Weisheit regieren.

Wo er einen Bösewicht sah, einen Blutsauger und Leuteschinder, da rief er: Blitzstrahl, fahr augenblicklich nieder auf den Schurken! Wo er einen Schürer und Hetzer bemerkte, einen Brandstifter und Geschichtenträger, da gebot er: Erde öffne deinen Rachen und verschlinge ihn lebendig! Alle Krankheiten und Leiden, alles Unglück und alle Sorge hob er auf zur Bestrafung der Bösen. Wo er aber einen etwas Gutes tun sah, da befahl er sogleich: Eilig, eilig, Balsamlüfte, schüttet euer segenduftendes Füllhorn über ihn aus! Eilig, eilig, Himmel, lasset ihm Ambrosia regnen! Brünnlein lasset ihm Nektar fließen! Bäumlein rüttelt euch und schüttelt euch, werft Gold und Silber über ihn!

All das vollzog sich, wie das so im Himmel zu geschehen pflegt, im tausendsten Teil eines Augenblicks.

Aber was war das für ein plötzliches unheimliches Bersten und Krachen, wie ungeheurer Zusammensturz, als wollte die Welt aus ihren Fugen gehen? Alles wirbelt, raset, stürzt zusammen, es lösen sich alle Bande der Natur, das Räderwerk der Schöpfung greift nicht mehr ineinander, alle Schranken fallen, alle Grenzpfähle stürzen ein, und aus dem Abgrund gellt ein fürchterliches Lachen: der Geist der Weltzerstörung glaubt seine Stunde gekommen.

Aber da stürmt schon in eilendem Lauf der Genius der Ordnung in den Himmelssaal und ruft beschwörend: Vater, Vater, der Du mich Deine heilige segensreiche Himmelstochter nanntest, ich bin machtlos geworden! Das Chaos kehrt wieder! Die Welt-Ordnung ist zerstört! Ein Fieberwahn ist über die Kräfte der Natur gekommen! Wirkungen ohne Ursachen hausen in wildem Aufruhr gegen das Gesetz! Keine segensreiche Ordnung hemmt die tolle Willkür entfesselter Elemente, die blindwütend, losgelassen rasen!

Da sah der Weltweise schaudernd, was für Thorheit er angerichtet. Der Angstschweiß rann ihm von der Stirn, seine Beine schlotterten, und er rief: „Herr und Meister hilf! Die Not ist groß! Herr und Meister regiere Du wieder die Welt!" — Er erwachte und — Gott sei dank — Gott regierte die Welt. — — —

Wir seufzen nach einem Schlaraffenland der irdischen Glückseligkeit, wir begehren, daß Gott täglich und stündlich uns zu Diensten stehe und zu unseren Gunsten in das Triebwerk der mechanischen Natur eingreife. Und wir bedenken nicht, daß der Augenblick, in welchem die haltlosen Gebilde unserer Phantasie zur Wahrheit würden, der letzte Augenblick der Schöpfung wäre, ein Augenblick des rettungslosen Zusammensturzes der sittlichen sowohl wie der natürlichen Welt.

Denn zwei Welten gibts, zwei Wirklichkeiten, zwei Reiche, die jede ihren eigenen Gesetzen folgt, die Welt der Sittlichkeit mit ihrer sittlichen Weltordnung, und die Welt der Natur mit ihrer von Gott gesetzten natürlichen Weltordnung. Jedes gesetzlose Ineinandergreifen dieser beiden Welten würde alle Bande ewiger Ordnung lösen, würde zugleich die sittliche und natürliche Weltordnung aufheben.

Es gäbe keine sittliche Weltordnung, wenn in das Sittliche außersittliche Bedingungen und Einflüsse hineinragten. Es gäbe keine Tugend und kein Laster, wenn für die Tugend Zuckerbrot und für das Laster die Peitsche in jedem Fall mit Notwendigkeit bereit stünden.

Und es gäbe keine natürliche Weltordnung, wenn Gott die mechanischen Kräfte der Welt und ihre unverbrüchliche Verkettung, die der Ausfluß seiner ewigen Weisheit sind, zerstörte um dessenwillen, was die törichten und selbstsüchtigen Menschen Glück oder Unglück nennen. Wenn — mit einem Worte — nicht Gottes Wille, sondern der Menschen Wille geschehe.[1])

Die natürliche Welt ist nach dem göttlichen Willen aufgebaut auf dem unwandelbaren Gesetz von Ursachen und Wirkungen. Diese Beziehungen der wirkenden Kräfte und ihre notwendigen Folgen können in keinem einzigen Falle modifiziert oder ausgeschaltet werden ohne sofort das Gleichgewicht der Himmelskräfte und ihre Harmonie zu zerstören.

Müßte Gott nicht in jedem einzelnen Falle in die geheimnisvolle Spalte zwischen Ursache und Wirkung greifen, müßte er nicht die wunderbare Gesetzmäßigkeit des Weltlaufs, worauf allein unser Vertrauen in Welt und Gott, worauf alle Sicherheit und Voraussage wissenschaftlicher Forschung beruht, aufheben, wenn er in jedem Augenblicke unsere unbedachten Wünsche und Forderungen befriedigen wollte? Müßte er nicht dem oder jenem guten Menschen zuliebe, um ihn aus Gefahr zu retten, bald zum Feuer sprechen: „Brenne nicht!" bald zum Sturmwind: „Brause nicht!" bald zum Wasser: „Fließe nicht!" bald zum Gesetz der Schwere: „Existiere einen Augenblick nicht!" So daß jede Zuversicht und Sicherheit, ob wahr ob falsch, ob fest ob schwankend, ob heiß, ob kalt, ob Tag, ob Nacht, ob oben, ob unten, ob Sein, ob Nichtsein, jeder Verlaß auf allgemein giltige Gesetze dahin sein müßte.

Gott ist — wenn man so sagen darf — ein konstitutioneller Herrscher, der dem von ihm beschworenen Gesetze die Treue hält. Er ist ein zuverlässiger Gott[2]), zu dem man Vertrauen haben kann, aber kein despotischer Herrscher, kein wetterwendischer, wankelmütiger, bald hierhin bald dorthin gezogener Gott, der nach der Laune des Augenblicks, aus Willkür sein heiliges Gesetz, oder wie die Bibel sagt, den Bund, den er mit Himmel und Erde geschlossen[3]), aufhebt.

Aus den Fugen ginge die Welt, wenn Gott nur ein einziges Mal das Gesetz der Schwere aufheben würde. Wenn du auf schwindelndem Bergesgrat ausgleitest, so wirst du unfehlbar in den Abgrund stürzen. Du stürzest aber nicht ab, weil du unsittlich warst, sondern weil dich, wenn du den Halt verlierst, das Gesetz der Schwere — dem du aus Mangel an Vorsicht nicht genügend Rechnung trugest, und das ist freilich deine Schuld — in den Abgrund zieht.

Und wenn umgekehrt die mörderische Kugel draußen dein Leben oder das Leben deiner Lieben verschont, so geschieht es nicht darum, weil du fromm bist und deine Lieben fromm sind, sondern weil natürliche, mechanische Gesetze es bewirken.

Alles in der Welt hat Folgen derselben Art. Mechanische Ursachen haben mechanische Folgen, und sittliche Ursachen haben sittliche Folgen.

Nach unwandelbaren Gesetzen entwickeln sich auch die sittlichen Folgen unserer Taten und bringen Früchte derselben Art hervor.

---

[1]) Diese Gedanken finden ihre Stütze in Maimonides More nebuchim 3, 10 (gegen Ende), 11 u. 12, insbesondere in der Stelle 3, 12: „Jeder Tor wähnt, daß die ganze Welt nur um seinetwillen da sei und daß sein Wohlergehen der alleinige Weltzweck sei; wenn dann der natürliche Verlauf der Dinge ihm zuwider ist, so folgert er, daß die ganze Welt voll des Uebels sei . . . Die Uebel entspringen aus der natürlichen Weltordnung des Werdens und Vergehens; der Mensch steht unter ihrer Herrschaft, insofern er selbst Materie ist u. s. w.

[2]) El neëmon.

[3]) Jeremia 33, 25. — vergl. Jeremia 31, 36. Psalm 104, 9.

Jede Tat verwandelt sich gleichsam in eine seelische Zelle, die unsere Seele organisch mit aufbauen hilft. Jede Tat verändert unseren moralischen Charakter, bildet unsere sittliche Persönlichkeit nach der guten oder schlechten Seite. Es ist ein fürchterlicher Zusammenhang auch in den Begebenheiten des inneren Lebens. Die Fäden unserer Taten verknüpfen sich zum Lebensgewebe, dem wir nicht entrinnen können.

Was beschuldigen wir die göttliche Weltregierung, wo doch an den meisten Uebeln, über die wir jammern, wir selbst die Schuld tragen?

Seien wir vor allem gerecht! Sind unsere Leiden wirklich alle unverdient? Liegen sie nicht zumeist in der sittlichen, in der sozialen Sphäre, die wir selber uns schaffen? Hat Gott diesen furchtbaren Weltkrieg als Himmelsplage über uns verhängt, oder haben ihn die Menschen durch ihre Sünden, für die wir alle durch unser Tun und Lassen mehr oder weniger mitverantwortlich sind, entfesselt? Wahrlich nicht das Schicksal, wir selbst sind unsere schlimmsten Feinde.

Aber jene wirklichen Himmelsplagen, jene Prüfungen, denen der arme Mensch ganz schuldlos gegenübersteht, gehören sie nicht vielleicht zur gewollten göttlichen Ordnung der Dinge, sind sie nicht vielleicht Gottes Boten, gesandt unser inneres Auge aufzuschließen für den höheren Sinn des Menschendaseins? „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."[1])

Eine Leidenszeit wie diese redet zu uns mit mahnendem Ernst: Nicht an des Lebens vergängliches Glück hänge dein Herz! Wer im vergänglichen Glück den Sinn und Zweck des Menschendaseins sieht, der muß freilich glauben, daß das Leben keinen Sinn und Zweck mehr habe, wenn ihm ein Glück zerbrochen ist. Lerne, daß das Menschendasein einen höheren Sinn habe, daß nach dem göttlichen Willen die Bestimmung des Menschen nicht sei, nach Glück zu trachten sondern *sittliche Werte zu verwirklichen*, daß das Leben eine Aufgabe und keine Stätte des Anspruchs auf ungestörtes Glück, eine *Pflicht* und *kein Vergnügen* sei,[2]) eine besondere Aufgabe und Pflicht je nachdem, ob wir in Armut oder in Reichtum, in Gesundheit oder in Krankheit, in liebender Familiengemeinschaft oder in trauriger Vereinsamung, in Freud oder Leid, in Frieden oder im Kriege leben.[3])

Wohl stellt diese Forderung gewaltigen Anspruch an die sittliche Menschenkraft. Aber wir *können* diese Forderung erfüllen, und die Frommen und Weisen unter den Menschen *haben* sie erfüllt.

Denn was heißt denn „Gott lieben" und „Gott ehrfürchten" im tiefsten Grunde anders als den Willen Gottes zu dem eignen Willen machen, wollen, was Gott will? Es ist das Schwerste, was die Religion von uns verlangt und das Höchste, was Menschen leisten können.

Jener Rabbi Akiba, von dem wir oben gesprochen haben, hat diese Liebe zu Gott bewährt. Als die römischen Henkersknechte ihn zu Tode marterten, strahlte sein Angesicht wie von überirdischem Himmelsglanze. Da fragten ihn die weinenden Schüler:

[1]) Goethe, Wilhelm Meister's Lehrjahre 1. Teil 2. B. 13. Kap.

[2]) vgl. Kant, „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" (ed. Kirchmann) S. 12 ff. und „Kritik der Urteilskraft" S 314 ff., insbes. S. 321 Anm.

[3]) In demselben Sinne sagt auch Samson Raphael Hirsch (Jeschurun, 8. Jahrg. S. 560): „Bedarf's doch überhaupt nur eines kleinen Nachdenkens um einzusehen, daß Glück und Unglück, Gesundheit und Krankheit, Reichtum und Armut, Glanz und Elend, mit Nichten nur als Lohn und Strafe der Sterblichen zu begreifen seien. Sie sind ebenso oft nichts, als die besonderen Nüancen der . . . zu lösenden Aufgabe des Lebens.

„Fühlst du deine Qualen nicht?" Er aber sprach: „Mein ganzes Leben lang habe ich mich bemüht, das höchste Gebot zu erfüllen: „Du sollst lieben den Ewigen deinen Gott mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Vermögen." Mit meinem ganzen Herzen und mit meiner ganzen Kraft glaube ich meinen Gott geliebt zu haben. Aber mit meiner ganzen Seele — wie könnte ich es anders bezeugen, als indem ich meine Seele für ihn hinzugeben bereit bin?"[1])

Und was die Frömmigkeit Akibas durch die Tat vollbrachte, das leistete die fromme Weisheit Goethes durch jene seelische Wiedergeburt, zu er sich hindurchrang und die ihn sprechen ließ: Lange habe ich mich gesträubt, endlich geb ich nach, wenn der alte Mensch zerstäubt, wird der neue wach. „Und so lang du das nicht hast, dieses: Stirb und werde! Bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde."[2])

Und doch ist auch diese demutvolle Frömmigkeit noch nicht das letzte Wort in dieser Frage. Nicht mit dem resignierten Ausdruck der Weltüberwindung im Sinne einer Weltentsagung, auf welcher der Hauch schwermütiger Wehmut ruht, sondern mit dem stolzen Siegeston einer kommenden Weltüberwindung im Sinne der Herrschaft über die Natur, mit der tapferen Zuversicht, im Diesseits schon, in der natürlichen Welt, des Uebels Herr zu werden, klingt unsere Antwort aus.

Ein lichtvoller Ausblick in die Zukunft tut sich uns auf. Der Gott, der zugleich der Urquell der natürlichen wie der sittlichen Welt ist, der Meister, in dessen Händen die Fäden beider Welten sich geheimnisvoll verknüpfen, er hat den Menschen auf die Erde gesetzt mit der Bestimmung, die Versöhnung der beiden Welten durch seine Tat herbeizuführen. Nicht Gott will der Schöpfer des Menschenglückes werden, der Mensch soll seines Glückes eigner Schöpfer werden.

„Vieles Gewaltige gibts, Gewaltigeres nichts als den Menschen."[3]) Allen anderen Wesen sind ihre Wege mit Notwendigkeit gewiesen. Aber dem Menschen ist verliehen, seinen Weg sich selbst zu bahnen. Ihm ist die Macht gegeben, über die blindwaltende, feindliche Natur da draußen und über die dämonische, leidenschaftliche und selbstsüchtige Natur in der eignen Brust den Sieg davon zu tragen. Das Unglück und das Böse, Erdenleid und Seelennot sind da, sind von der göttlichen Weltregierung zugelassen, um von dem Menschen überwunden zu werden. Selbstüberwindung und Ueberwindung der äußeren Welt sind die weltgeschichtliche Aufgabe, die Bestimmung der Menschheit. „Du sollst die Natur Dir untertan machen",[4]) dieses erste Gebot Gottes an den Menschen, ist sein Segen und sein Fluch, seine Größe und Not. Durch eigne Tat soll er den Fluch der Not in Segen verwandeln und so zu seiner letzten Größe emporsteigen. Die letzte Erfüllung des ersten Gebotes: „Du sollst die Erde Dir untertan machen", wäre das Endziel der Weltgeschichte.

Einst weissagten die Propheten Israels von einer Zeit künftiger Herrlichkeit. In glutvollen Farben malen sie das Bild der goldenen Zukunft. Friedlich sitzt jeder unter dem Schatten seines Feigenbaums und seines Weinstocks. Alle Kriegswaffen sind in Friedensgeräte umgeschmiedet. Kein Volk führt mehr Krieg mit dem anderen. Wolf und Schaf selbst weiden miteinander. Niedergerungen sind die Sünden der Selbstsucht und Leidenschaft, aus denen der Mensch sich

[1]) Talmud babli Berachot 61b; jeruschalmi ib. gegen Ende.

[2]) Westöstlicher Divan 1, 18.

[3]) Sophokles.

[4]) 1. Mos. 1, 28.

selbst die Zuchtrute geschaffen, unter deren blutigen Schlägen er stöhnt. Liebe und Wahrheit begegnen sich, Gerechtigkeit und Frieden küssen sich auf Erden.[1]) Wie in dem Märchen der Königsohn die verzauberte Prinzessin aus der Gewalt des bösen Geistes befreit, so wird der Königsohn auf Erden, der Mensch, die sittliche Welt erlöst haben aus dem dämonischen Bann, unter der sie steht.

Sage keiner, das ist ein Phantom, ein schöner Traum, ein Schatten unserer Einbildung. Selbst wenn er das wäre, wie könnten wir ohne ihn das Leben tragen wollen? Aber es ist kein Traum.

Beherrschung der Natur und Selbstbeherrschung vermögen heute schon viel. Was werden sie erst vermögen, wenn alle Kräfte der Menschheit, statt sich selbst zu zerstören, sich zusammenschließen zum Kampf gegen das gemeinsame Uebel, gegen den gemeinsamen großen Feind des Glücks der Menschen!

Wenn es wahr ist, was die Wissenschaft lehrt, daß der Mensch aus dem unbewußten Dämmerleben der Tierheit sich zu dem wunderbaren Lichte des Bewußtseins emporgerungen, wenn es wahr ist, daß in geschichtlich nachweisbarer Zeit die Menschheit aus der urweltlichen Barbarei zu der heutigen Bildung emporgestiegen ist, sollte sie nicht alle letzten Unvollkommenheiten, alle letzten Uebel, die — wie dieser furchtbare Krieg — aus der sündhaften, dämonischen, blinden, sinnlosen Herrschaft der bösen Natur hervorgegangen sind, sieghaft überwinden, so daß am Tage der Vollendung keine Frage an die göttliche Weltregierung mehr übrig bliebe?

Und wenn bis zum Tage der Vollendung noch Aeonen vergehen, in denen Not und Tränen sein werden, und wenn bis zum letzten Siege noch zahllose Kämpfer fallen, so sind sie wie Soldaten, die auf den Schlachtfeldern der Menschheit fallen, den Sieg vor den Augen.

Wer an diesen Sieg glaubt, dem versinken heute schon die Uebel des Lebens, der geht selbst in den Tod, wie die Märtyrer aller Zeiten, stark durch den Glauben an die heilige Sache.

Das Bewußtsein einer heiligen, großen, siegesgewissen Aufgabe, an die wir unser Leben zu setzen haben, trägt uns empor wie zu Hochlandsgipfeln, wo alle kleinen, engen, selbstsüchtigen Wünsche in unendlicher Ferne verdämmern. Die Seele wird weit, der Blick dringt empor, des Himmels Vorhang zerreißt, wir sehen ein Ziel, des Lebens und Sterbens wert und fühlen uns stark und groß durch unser Glauben und Hoffen.

So mag der Weltkrieg heute über die Erde brausen. Durch Kampf und Not, durch Nacht und Sturm schreiten wir glaubend und hoffend zu Sieg und Frieden:

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Uns soll darob nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Und wenn uns oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

[1]) Micha 4, 2—4. Jesaja 11, 6—9. Psalm 85, 11.

Krieg und Frieden. Die gottesdienstlichen Vorlesungen am Peßachfeste.

Von Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld.

„Die Gegensätze berühren sich," lautet ein bekanntes Wort. Und die Wahrheit dieses Wortes tritt uns vor Augen, wenn wir die gottesdienstlichen Vorlesungen der beiden letzten Peßachtage mit einander vergleichen. Aus der Thora wird am siebenten Pessachtage das Danklied gelesen, das Mose und die Kinder Israel sangen, als ihre Verfolger in den Fluten des Schilfmeeres umgekommen waren. Da verherrlichten die Geretteten ihren Gott mit den Worten: „Der Ewige ist ein Kriegsheld; Ewiger ist sein Name." (2. B. M. 15, 3). Und in der Haftara desselben Tages preist König David seinen Schöpfer, indem er ihn feiert als den Lehrer und Unterweiser in den Künsten des Krieges: „Er lehrt meine Hände den Kampf; meine Arme spannen den ehernen Bogen" (II. Sam. 22,35).

Und nun vergleichen wir hiermit, was uns am Schlußtage des Festes der Prophet Jesaja verkündet: Da treten die bösen und die guten Menschen auf unter dem Bilde der wilden und der zahmen Tiere. Eitel Friede herrscht in der ganzen Welt. Die bösen Eigenschaften sind von der Erde geschwunden. Liebe und Güte, Eintracht und Treue haben die unumschränkte Herrschaft angetreten und geben sie in alle Ewigkeit nicht mehr aus Händen (Jesaja 11,6—9).

Das sind scharfe Gegensätze, die sich scheinbar vollkommen ausschließen: Auf der einen Seite Gott als Kriegsheld und als Lehrer des Kriegshandwerks; auf der andern Gott als der Stifter des Friedens, als der ewig gütige Vater, der seinen Kindern dauernden Frieden, ungestörte Eintracht in Aussicht stellt.

Die gleichen Gegensätze treten uns auch während des gegenwärtigen Krieges entgegen, wenn wir unser Augenmerk auf das richten, was über ihn gesprochen und geschrieben wird: Mutig und begeistert sind unsere Soldaten in den Kampf gezogen, mutig und begeistert erfüllen sie ihre schwere Pflicht; und so werden in Büchern und Zeitschriften ihre Taten verherrlicht, und die Dichter singen ihr Lob. Daneben aber wird mit derselben Eindringlichkeit von den Schrecken des Krieges gesprochen, von all dem Unglück, das er heraufbeschworen, von den Werten, die er vernichtet, von den ungeheuren Opfern, die er fordert, von dem namenlosen Leid, das er in die Familien trägt.

Ja, die Gegensätze berühren sich. Sie berühren sich auch im Gotteshause, an der Stätte, wo wir selbst Gedanken des Friedens austauschen, Gedanken der Eintracht und der Versöhnlichkeit; auch da beherrscht jetzt der Krieg unser Denken und unser Reden. Wie sollen wir diese Gegensätze ausgleichen? Das Peßachfest lehrt es uns an der Hand seiner gottesdienstlichen Vorlesungen: Es zeigt uns *Begebenheiten*, es zeigt uns Mose mit seinen Scharen ein Siegeslied anstimmen über den überwundenen Feind, es zeigt uns König David ein Danklied singen dem Gotte, der ihn in den Stürmen des Krieges aus der Hand aller seiner Widersacher errettet hat. Aber es zeigt uns am letzten Tage des Festes auch ein *Ziel*, dem die Menschheit langsam und allmählich entgegenzureifen bestimmt ist, es zeigt uns in der Verkündigung des Jesaja das wunderbare Ziel des einstigen Völkerfriedens. Und damit haben wir die Lösung der Gegensätze gefunden: es handelt sich um *jetzt und einst*, um *Gegenwart und Zukunft*, um *Wirklichkeit und Ideal*. Jetzt Krieg; einst Friede. In der Gegenwart Neid, Mißgunst; in der Zukunft Wohlwollen, Freundschaft. In der Wirklichkeit Kampf aller gegen alle; als Ideal Friede aller mit allen.

Würden wir aber an ein anderes „Einst" denken, wenn uns das „Jetzt" gefiele? Würden wir von einer anders gearteten Zukunft reden, wenn wir mit der Gegenwart zufrieden wären? Würden wir ein Ideal herbeisehnen, wenn die Wirklichkeit unsern Wünschen entspräche? Nein, der gegenwärtige Zustand gefällt uns nicht, er kann uns nicht gefallen. Wohl müssen wir uns auf den Boden der Gegenwart, auf den Boden der Wirklichkeit stellen; wohl müssen wir mit der Tatsache rechnen, daß das Wort des Philosophen von dem „Krieg aller gegen alle" noch immer zu Recht besteht. Und darum ziemt es sich, daß wir die Tugenden, die uns im Kampf gegen unsere Feinde zu Erfolg und Sieg führen sollen, gebührend rühmen und preisen, daß wir unsere todesmutigen Krieger verehren und ihrem Heldentum Lorbeerkränze winden.

Den Krieg als solchen aber verherrlichen, ihn als eine Einrichtung preisen, ohne welche die Völker in alle Ewigkeit nicht werden bestehen können: nein, dazu werden wir uns nun und nimmermehr entschließen. Einen schöneren, helleren Glauben bewahren wir in unserem Herzen; eine schönere, hellere Hoffnung erfüllt unsere Seelen: es ist der Glaube, der einst die Seele eines Jesaja erfüllte; es ist die Hoffnung, die er in seinem Herzen trug. Die Menschheit der Zukunft — so lautete sein Glaube, seine Hoffnung — die Menschheit der Zukunft wird nicht die Menschheit der Gegenwart sein. Die Menschheit wird über sich selbst hinauswachsen, sie wird sich selbst überwinden. Sie wird den Mut finden, Jahrtausende lang genährte Anschauungen furchtlos abzustreifen und neuen Anschauungen zu huldigen, die besser und edler sind als die alten. Dann wird der kriegerische Wettkampf der Geschichte angehören, dann wird es nur mehr friedlichen Wettbewerb unter den Völkern geben, dann wird „die Erde voll sein der Erkenntnis des Ewigen, gleichwie die Wasser die Meerestiefe bedecken" (Jesaja XI, 9).

Zur Frage des Jugendgottesdienstes.

Von Rabbiner Dr. Gelles-Lissa.

Herr Dr. phil. Wachsner-Berlin, der mit seinen psychologisch sehr beachtenswerten Ausführungen*) meinen früheren Aufsatz „Hat sich der Jugendgottesdienst bewährt" ergänzen möchte, scheint nur den Kern der ganzen Frage nicht getroffen zu haben. Es handelte sich nicht darum, ob der Jugendgottesdienst weiter bestehen soll, sondern ob er nicht in einer anderen Gestalt bessere Erfolge erzielen wird. Auch verkennt Herr Dr. Wachsner das Wesen des Gottesdienstes, wenn er ihn deshalb ablehnt, weil er nicht der Individualität Rechnung trägt. Mit dem gleichen Rechte dürfte man fragen: Wie darf man ein gemeinsames Gebetbuch einführen, in welchem die gleichen Gebete für alle Betenden zu finden sind, obwohl doch das Gebet gerade der Ausdruck des persönlichsten Empfindens ist? Und dennoch ist ein gleiches Gebet für alle berechtigt, weil ein jeder doch etwas anderes fühlt, etwas anderes sich denkt, obwohl er das gleiche Gebet wie sein Nachbar spricht. Wird so das Gebet durch das Empfinden individualisiert, so wird auch der gemeinsame Gottesdienst von jedem Teilnehmer anders innerlich erfaßt. Wenn aber Herr Dr. Wachsner meint, daß der Jugendgottesdienst das religiöse Empfinden der Kinder, die ihm noch nicht folgen können, „gründlich zerstört," so möchte ich gerade aus psychologischen Erwägungen heraus dieser

*) s. letzte Nummer des vor. Jahrg.

Annahme entgegentreten. Bevor ich dies aber tue, will ich einen Irrtum beseitigen, in dem sich Herr Dr. W. befindet. Wenn ich schrieb „die sechs-, sieben- und achtjährigen Kinder können noch nicht beten," so ist es doch selbstverständlich, daß ich gemeint habe, sie können noch nicht hebräisch beten, zumal es sich ja um die verständnisvolle Teilnahme der Kinder am Jugendgottesdienst handelt, der ja bekanntlich zum größten Teil aus Gebeten in hebräischer Sprache besteht. Daß ich den Kindern nicht die Fähigkeit absprechе, in ihrer Art zu beten, und daß ich den hohen Wert eines Gebetes aus reinem Kindesherzen durchaus nicht unterschätze, bedarf wohl keiner weiteren Betonung.

Es ist ein altes psychologisches Gesetz, daß „die Gewohnheit zur zweiten Natur wird." Der Mensch, der schon in seiner Jugend den bösen Leidenschaften sich hingibt, wächst in ihnen auf und wird durch Gewohnheit schlecht. Wer es aber in seiner Jugend schon lernt, Selbstzucht zu üben und sich daran zu gewöhnen, bei jedem Schritt sein Tun zu prüfen, der wird durch diese gewohnheitsmäßige Selbsterziehung ein guter Mensch. Rabbi Josua wurde schon in seiner Wiege von seiner Mutter ins Lehrhaus gebracht, damit sich das Ohr des Kindes beizeiten an den Klang der Gottesworte gewöhne. Die Eindrücke, die ein kindliches Herz empfängt, dauern das ganze Leben an. Wenn die heute am Ruder sich befindende Generation vom Kult der jüdischen Religion noch etwas versteht, ohne diesen Kult zu üben, so kommt es daher, daß sie in ihrer Jugend im Elternhaus und in der Synagoge Zeuge der Ausübung des Kultes gewesen ist.

Als Rabbiner habe ich natürlich ein Interesse daran, daß der Gottesdienst in seiner jüdischen Eigenart erhalten bleibe und unsere Kinder rechtzeitig mit ihm bekannt gemacht werden, um ihn liebzugewinnen und zu übernehmen. Und das kann nur dadurch geschehen, daß die Kinder selbst den Gottesdienst besuchen, keineswegs aber wie Herr Dr. Wachsner es tut, in Form eines Klassenausfluges die Andachten aufzusuchen, um sie dann im Unterricht „nach der sprachlichen und vor allen Dingen geschichtlichen Seite hin" zu besprechen. Der Rabbiner und Religionslehrer muß mit den Kindern beten und nicht das Gebet durch philologische Kleinarbeit zerstückeln. Werden doch ohnehin die wichtigsten Gebete zuerst mit den Kindern übersetzt und besprochen. So sehr ich dafür mich einsetze, daß die heilige Schrift mit den Kindern nicht mehr in der althergebrachten Weise übersetzt, sondern grammatikalisch erklärt, geschichtlich besprochen und religiös erbauend behandelt werde, ebenso energisch lehne ich es ab, mit Kindern den Gottesdienst nur zu dem Zweck zu besuchen, um ihn als Klassenpensum zu erörtern.

Sind auch die Kinder noch nicht so weit, daß sie dem Gottesdienst folgen können, so will ich sie dennoch im Gotteshaus nicht missen. Wollen wir, daß unsere Kinder das Gotteshaus — gleichviel ob mit liberaler oder konservativer Gebetsordnung — liebgewinnen, so müssen wir sie daran gewöhnen — gewöhnen und nicht „zwingen" — die heilige Stätte aufzusuchen. Ich habe noch immer die Erfahrung gemacht, daß gerade die jüngsten Schüler am liebsten den Jugendgottesdienst besuchten, daß sie sich geradezu freuten, wenn sie ins Gotteshaus kommen durften, was doch ein deutlicher Beweis ist, daß ihr religiöses Empfinden nicht „gründlich zerstört" worden ist. Ließe man ihnen aber im Sinne des Herrn Dr. Wachsner „weitgehendste Freiheit," so würden sie vielleicht niemals das Gotteshaus aufsuchen. Darüber sind wir uns alle klar. Ein Mensch, der wenig am Gottesdienst teilnahm und „nach einigen unangenehmen Jahren" ins Gotteshaus kommt, findet sich hier nicht mehr zurecht und zu Hause, ihm ist die Stätte fremd geworden.

Ich komme darum auf meinen Vorschlag zurück und erachte es als notwendig, die Kinder anzuhalten, daran zu gewöhnen, in jeder Woche einem anderen Gottesdienst beizuwohnen. Ein Zwang wird nicht geübt, kann nicht geübt werden, weil sehr oft die überaus besorgten Eltern gerade den Besuch des Gottesdienstes nicht für wichtig erachten und ihm nicht den hohen Wert beimessen, den für sie inbezug auf ihre Kinder die Nachmittagsaufführung eines Weihnachtsmärchens hat. Erziehen heißt gewöhnen an das Gute und Schöne.

Religion im Felde.

Von Rabbiner Dr. Coblenz-Bielefeld.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den Ewig-Ungenannten,
Wir heißen's: fromm sein.

Goethe.

Sind unsere Soldaten im Felde religiöser geworden? Viele bejahen die Frage unbedingt. Sie weisen auf so manches Bekenntniswort hin, das von draußen in die Heimat geschrieben wird: „Ich bin wieder gläubig geworden!" „Ich habe meinen Gott wiedergefunden. Im Wetter der Schlacht hat er mich vor Tod und Verderben behütet!" Sicherlich sind diese Aeußerungen religiöser Gesinnung ehrlich gemeint. Und doch wäre es verfehlt, wollte man schon aus ihnen den Schluß ziehen, der Krieg habe unseren Soldaten im Felde neues religiöses Leben gebracht. Ich fürchte vielmehr, die werden recht behalten, die in solchen Bekenntnissen nichts weiter sehen als das vorübergehende Aufflackern einer religiösen Stimmung, die unter dem unmittelbaren Eindruck einer persönlichen Gefahr plötzlich emporflammt, um ebenso plötzlich wieder zu erlöschen, wenn die Gefahr vorüber ist. Religiöse Stimmungen, die nur aus der Angst der Stunde geboren werden, können den Menschen innerlich nicht wandeln.

Unendlich viel höher stelle ich ein anderes. In vielen Briefen, die ich von Soldaten aus dem Felde bekomme, habe ich immer wieder den Ausdruck herzlicher Freude darüber gefunden, daß es ihnen draußen bisweilen vergönnt ist, an einem jüdischen Feldgottesdienst, und gerade an einem solchen, teilzunehmen. Sie schreiben auch offen, was sie dabei so froh macht: nicht nur die Möglichkeit, mit einem Menschen über alles sprechen zu können, der als Diener der Religion zu ihnen kommt und nach dem Gottesdienst jedem einzelnen menschlich näher zu treten sucht, sondern es sind vor allem die lieben, trauten Heimatsklänge, die aus dem Gottesdienst in ihre Seele hineinklingen. Da denken sie an ihre Kinderjahre zurück, an das religiöse Leben im Elternhaus, vielleicht an die Freitagabende bei Vater und Mutter, an das stille, sonnige Glück, das von diesen Abenden für sie ausstrahlte, und das im Drängen des Alltagslebens dann wieder verloren ging, bis im Feldgottesdienst mit einem Male die Erinnerung wieder lebendig wurde: denkst du noch daran, wie schön es war? — Oder sie haben draußen Rosch haschono, Jom Kippur gefeiert. Und wieder wanderten ihre Gedanken heimwärts, und wieder dachten sie an die Lieben in der Ferne: jetzt gehen sie auch daheim ins Gotteshaus; jetzt beten sie wie wir die alten, vertrauten Gebete; jetzt singen sie dieselben alten Melodien. Da spinnen sich leise die Fäden hinüber und herüber. Es ist, als ob ein Engel

Gottes Grüße brächte aus der fernen Heimat. Wir dürfen solche Erlebnisse nicht gering bewerten. In ihnen steckt ein Zauber der Poesie, der den Kämpfern auf dem Schlachtfeld unendlich viel gibt: Vereinigung im Gemüte mit denen, die daheim geblieben sind. Die liebgewordene religiöse Tradition wird zum unsichtbaren Bande, das die Fernen und die Nahen mit einander verbindet; sie weckt verklungene Erinnerungen an gemeinsame religiöse Weihestunden zu neuem Dasein wieder auf, und in mehr als einem Menschen läßt sie den Vorsatz reifen: ich will für die Zukunft festhalten, was mir die Gegenwart neu geschenkt.

Indessen, so beglückend dieses religiöse Erleben für die Kämpfer da draußen auch sein mag, Religion ist doch mehr als nur pietätvolles Festhalten an den frommen Sitten und Bräuchen der Väter — Religion ist auch Persönlichkeitsgut, das nur dir und mir, dem einzelnen, gehört und nur dich und mich, den einzelnen, berührt. Ja, darin offenbart sich gerade ihre edelste Kraft, daß sie dem einzelnen etwas zu geben vermag, das ihm mehr gilt als alle Güter der Welt, einen Schatz von unvergänglichem, persönlichem Werte. Mir scheint, das innerste Wesen dieses Schatzes hat ein deutscher Gelehrter und Dichter gar treffend in dem Gleichnis von dem Turme gezeichnet, der als Aussichtswarte auf ein hochstöckiges Haus gebaut war. Täglich stieg der Herr des Hauses da hinauf, meist des Abends nach getanem Werk oder auch des Morgens, bevor er an die Arbeit ging, und jedesmal, wenn er wieder herabkam, war er stark und froh. Denn, so sagte er, man muß täglich einmal hoch hinaufsteigen und weit hinausschauen, damit man die große Sehnsucht behält. — Ich glaube, die Wahrheit dieses Gleichnisses ist denen, die jetzt draußen im Felde stehen, niemals so ergreifend zum Bewußtsein gekommen wie in der schweren Zeit, die wir durchleben. Ich habe oft in diesen Monaten mit Soldaten, die aus Feindesland in die Heimat kamen, über das religiöse Problem im Kriege gesprochen, und da bekannten mir gerade diejenigen, die früher nur selten im Banne religiöser Stimmungen gestanden, wie gerne sie draußen jede Gelegenheit ergriffen haben, Feldgottesdienste zu besuchen. Sie hatten das Bedürfnis, einmal all das Schwere und Furchtbare, das täglich auf sie einstürmte, hinter sich zu werfen und, wenn auch nur für Augenblicke, in einer anderen Luft zu atmen und zu leben. Wie ein Sehnsuchtshunger war es über sie gekommen. Die Sehnsucht nach dem Ewigen und Göttlichen wollte in ihnen befriedigt sein, und mancher hat mir gesagt, daß er in solchen Gottesdiensten Stunden der Weihe und der Erhebung genossen habe, die er in seinem ganzen Leben nicht wieder vergessen werde. Das hat mit Furcht und Pietät nichts zu tun. Es ist der Drang des Menschenherzens, der nach oben weist. Es ist der Glaube an das Uebersinnliche, das religiöse Eigengut, das jeder einzelne von uns in seiner Seele trägt. Ich preise es als Gewinn dieses furchtbaren Krieges, daß er die verborgenen Quellen der Religion aufs neue erschlossen hat. Der Mensch hat den Weg, der zur Höhe führt, wiedergefunden. Es ist der Weg der ewigen Sehnsucht!

Sambatjon.

Ich lehne an der Mutter Knie und schau ihr ins Gesicht
Und lausche gläubig jedem Wort, das leis sie zu mir spricht:

„Ist irgendwo ein wilder Fluß, der immer braust und schäumt.
Kein Baum, kein Busch, kein grünes Gras sein Ufer weich umsäumt.

Dämonen kämpfen tief im Grund in haßergrimmtem Streit
Und schleudern durch den heißen Gischt Felsblöcke hoch und weit.

Der Vogel, der hinüber will, kehrt um, verängstigt, bang.
Wer einmal in sein Wasser schaut, dem graust's sein Lebenlang.

Am Sabbath nur da ist er still, verschwunden Schreck und Graus.
Die Welle, die sich träumend hebt, haucht Ruh und Frieden aus.

Und keiner weiß, wohin er fließt, kein Mensch, woher er kam.
Hüt vor dem Flusse dich, mein Kind, Sambatjon ist sein Nam."

Ich hör die liebe Stimme noch, wie klang sie mild und klar!
— Ein Märchen war's in Kinderzeit, nun ist es worden wahr.

Ich kenn den Fluß, er braust und tobt und wütet Stund auf Stund,
Das Elend wohnt an seinem Strand, das Graun in seinem Grund.

Nur eines fehlt, möcht's suchen gehn bis an der Welten End. —
Ach, daß ich einmal einen Tag auch Ruh und Frieden fänd!

Jakob Loewenberg.*)

*) Am 9. März dieses Jahres vollendete unser geschätzter Mitarbeiter unter allgemeiner Anteilnahme seiner zweiten Vaterstadt Hamburg und weiter Kreise treuer Verehrer in ganz Deutschland seinen 60. Geburtstag. Auch wir bringen dem feinempfindenden deutschen Dichter mit dem treuen jüdischen Herzen unsern herzlichsten Glückwunsch dar. In Jakob Loewenberg sind die „zwei Quellen" seiner Persönlichkeit: Deutschtum und Judentum zu einer wunderbaren Einheit zusammengeflossen. Er ist „ein deutscher Dichter, bekannt im deutschen Land, nennt man die besten Namen, wird auch der seine genannt." Tiefes und reiches Empfindungsleben, Wärme und Zartheit paaren sich in ihm mit Kraft und Anmut. Seine „Lieder eines Semiten," seine „Gedichte aus jüdischer Seele", seines Lebens Roman „Aus zwei Quellen" gehören zu dem Besten, was in deutscher Zunge jüdische Deutsche gesagt und gesungen haben. D. Red.

Zwei Gedichte

von Julius Plotke.

(Aus seinem Nachlaß veröffentlicht von Dr. Georg J. Plotke.)

Prag, 20. 7. 1890.

Auf der alten Moldaubrücke
Stehen Männer viel und Frauu,
Die in Stein und Erz gemeißelt
Demutsvoll zum Heiland schaun.

Doch den Heiland mag verdrießen
Dieser stummen Beter Heer,
Demut sprechen Mund und Augen,
Doch das Herz ist liebeleer.

„Dreimal heilig" steht geschrieben
Um des großen Dulders Haupt,
Dem dies Denkmal sie errichtet
Aus dem Gold, das sie geraubt.

Und damit es alle Zeiten
Den Geschlechtern werde kund
Haben sie's in Erz gegraben,
Laut ruft nun des Steines Mund:

„Weil ein Jud' das Kreuz geschmähet.
Straften wir den Sünder schwer,
Und aus seinem baren Gelde
Stellten wir dies Denkmal her."

Wollt ihr so den Juden schänden,
Toren ihr, zu Christi Ruhm?
Ist dies eures Heilands Lehre,
Ist dies euer Christentum?

Nimmermehr habt ihr begriffen,
Was der hohe Dulder spricht:
Liebt den Herrn und liebt einander,
Schmähet, zürnet, hasset nicht!

Da wir hoch vom Ufer sehen
In Bastei entlang die Elbe:
Frischer Hauch, gesundes Wehen,
Klaren Himmels blau Gewölbe.

Ueberall quillt reich das Leben
Aus dem toten Fels hervor,
Sieh den Baum zum Lichte streben,
Mächtig ragt sein Haupt empor.

Fühl: Natur gibt dir die Lehre:
In dem Kampf nicht untergehn,
Setz dich trotzig nur zur Wehre
Und du wirst den Kampf bestehn.

Auch aus felsig dürrer Erde
Sollst du Kraft und Nahrung ziehn,
Wolle stolz nur, wachse, werde:
Du wirst kräftig, du wirst blühn.

Auf dem Krankenlager, August 1903.

Die Ideale sind nicht entschwunden!
Hast du nicht wirkliche Freunde gefunden,
Hast du nicht Liebe im Herzen gespürt,
Hat dir nicht Güte die Seele berührt?

Grade die bittersten Kämpfe im Leben
Haben dir liebende Menschen gegeben,
Haben den Kummer in Freude verkehrt,
Haben vertrauen und hoffen gelehrt.

Bücherschau.

Meyrink, Gustav, Der Golem. Leipzig 1916. Kurt Wolff Verlag. 500 S. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50, kart. M. 4.—

Der Golem! Heimlich erwacht bei diesem Wort in uns die Sage von dem gespenstischen Golem, jenem künstlichen Menschen, den einst im alten Prag ein kabbalakundiger Rabbi aus dem Elemente formte und ihn zu einem gedankenlosen, automatischen Dasein berief, indem er ihm ein magisches Zahlenwort hinter die Zähne schob.

So erklärt Gustav Meyrink das unheimliche Wesen, das im mittelalterlichen Prag im Ghetto zum geheimnisvollen Leben erwacht und nun diesem eigenartigen, gedankentiefen Buch den Namen gibt, einem Buch, das uns wie in einem magischen Zauberbann hält, uns nicht wieder losläßt und uns bis in unsere Träume verfolgt. Ist der Roman doch selbst ein sinnverwirrender Traum, der uns wie ein Alp bedrückt, und aus dem wir trotzdem nicht so bald erwachen möchten. Er trägt uns in die mystischen Tiefen der menschlichen Seele, zu jener geheimnisvollen Pforte, die unser wirkliches Leben von dem Uebersinnlichen trennt.

Meyrink sieht in dem Golem gewiß nicht nicht nur die zum Leben erweckte Tonfigur des Rabbi, der Golem ist für ihn die zum Leben erwachte Massenseele des Ghetto oder auch, wie die Frau des Rabbi Hillel sich ausdrückt, es sei ihre eigene Seele gewesen, die — aus dem Körper getreten — ihr einen Augenblick gegenübergestanden und mit Zügen eines fremden Geschöpfes ihr ins Gesicht geschaut hätte. „Es gibt Zusammenhänge, aus deren Umklammerung sich ein Mensch anscheinend nicht befreien kann, wenn seine Seele die Fähigkeit hat, Formen zu sehen, die dem Tastsinn vorenthalten sind. — Ich kann mir nicht helfen: Das Uebersinnliche ist doch das Reizvollste!"

Das scheint des Dichters Glaubensbekenntnis. Tief haben ihn die Geheimnisse der Kabbala gepackt, und den edlen Rabbi, den Meister der Kabbala Schemajah Hillel, läßt er sagen: „Glauben Sie denn, unsere jüdischen Schriften sind bloß aus Willkür nur in Konsonanten geschrieben? Jeder hat sich selbst die geheimen Vokale dazu zu finden, die ihm den nur für ihn allein bestimmten Sinn erschließen." Das dünkt mich ein Wort, das auch dieses fremdartige Buch enträtseln könnte: es spricht in Zeichen, die jeder aus seiner eigenen Seele deuten muß.

Kaum vermögen wir dem Dichter zu folgen auf all' den krausen, verwirrenden Pfaden, auf die uns sein bunter Traum führt. Eine Fülle der Gestalten dringt auf uns ein, die alle auf geheimnisvolle Weise sich finden und verlieren, zu einander gehören und doch nicht von einander wissen, sich glutvoll lieben und sich wütend hassen, sich bang nach einander sehnen und sich auf ewig trennen müssen. — Wohl zu Mute ist uns freilich nicht in der Gesellschaft dieses Auswurfs des Ghetto, dieses grausigen Trödlers und seines psychopathischen Sohnes, die niemals der Wirklichkeit des Ghetto nachgebildet sein können, sondern in ihrer widerwärtigen Unmenschlichkeit nur der schaurig-verzerrten Phantasie eines Dichterhirns entsprungen sind. Doch dafür entschädigen uns die lebensvolleren Gestalten des alten Hillel und seiner lieblichen Tochter Mirjam, die gläubig auf das große Wunder harrt, das kommen muß.

Man möchte weit fort wandern in die alte Judenstadt Prag, in das finstere Ghetto und nach dem düsteren Zimmer suchen, in das kein Eingang führt, und in dem der Golem stets verschwindet. Man möchte nach dem weißschimmernden Haus in der kleinen Alchimistengasse suchen, das nur Sonntagskindern erscheint, wenn die weißen Nebel brauen. Man möchte sich zu Füßen des weisen Hillel setzen und seinen Lehren lauschen und man möchte mit zarter Hand über den schwarzen Scheitel der lieblichen Mirjam streichen, die mit leidvollen, sehnsuchtstiefen Augen uns anblickt.

Ein großer Versteher, ein tiefer Sucher ist Gustav Meyrink, und die gespenstischen Gestalten seines mystischen Romans werden selbst in der furchtbaren Wirklichkeit gegenwärtigen Erlebens nicht so bald aus unserem Erinnern schwinden.

Ella Seligmann.

Doris Wittner, Die Geschichte der kleinen Firge, ein Heine-Roman. Verlag von Grethlein & Co, Leipzig. 473 S. 8° geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Titelzeichnung von Hermann Struck.

Wenn wir dem Namen „Heinrich Heine" begegnen, überkommt uns stets ein Gefühl, gemischt aus Liebe und aus Schmerz. Ein Gefühl der Liebe zu diesem unsterblichen Sänger aller süßen Leiden und Freuden, die jedes Menschen Jugend durchtönen. Wir berauschen uns an dem glühenden Trank des Lebens, den er selbst mit lechzenden Lippen getrunken und den er uns nun kredenzt in seinen Liedern. Und wir fühlen tiefen Schmerz um diesen Liebling der Götter, der mit lachendem Munde und blutendem Herzen das Heiligste verspottet, Liebe und Vaterland und Religion, und der elend und einsam in seiner Matratzengruft endet. Endet mit einer ungestillten, glühenden Sehnsucht im Herzen nach wahrer Liebe, nach seinem Vaterlande, das ihn ausgestoßen und nach der Religion seiner Väter, die er von sich geworfen und nach der er sich nun zurücksehnt mit der heißen Inbrunst seiner Seele.

Wie viel ist geschrieben und gesagt worden über Heinrich Heine!

Und jetzt liegt ein Heine-Roman vor uns von einer Dichterin, die sich mit wunderbarem Verständnis einzufühlen versucht hat in die Rätselseele des Dichters und in die scheue Seele der „letzten Blume seines traurigen Herbstes", der vielgenannten, geheimnisvollen „Mouche" der „kleinen Fliege".

Es ist geradezu überraschend wie Doris Wittner es verstanden hat — besonders in den ersten Kapiteln des Buches — ganz und gar Heines Schreibweise wiederzugeben und seine Gestalt lebendig vor uns hinzuzaubern. — Wir sehen ihn im Hause seines Oheims, Salomon Heine, wie er mit seinem beißenden Witz die ganze Sippe verhöhnt. „Banko zum Gruß, ihr Teuren und Treuen, wie geht es euren edlen Leiblichkeiten?" So begrüßt er sie spottend.

Und in dem Hause seines Oheims sieht er ein kleines, blasses Geschöpfchen, das Gesichtchen zart wie von geheimen Weh durchzittert. Das ist Elise Krienitz, von der es heißt: „Armes, kleines Ding Du, Du bist schon so eine rechte Kummerfliege — immer flatterst Du in irgend eine lockende Helle hinein und immer findet man Dich dann mit schlaffen, halbgebrochenen Flügeln wieder."

So vollzieht sich das Schicksal der kleinen Fliege, die das Bild Heinrich Heines seit ihren Kindertagen tief im Herzen trägt und ihn erst findet, als ihre Flügel schlaff und gebrochen sind.

Dieser Heine-Roman, aus Dichtung und Wahrheit planvoll gewebt, ist ein packendes Kunstwerk voll Geist und poetischer Gestaltungskraft, das immer zu fesseln weiß, sei es als Kulturgemälde, sei es als glühend-sinnlicher Liebesroman. Es hat einen eigenen Reiz, zu sehen, wie sich das Leben und die Persönlichkeit dieses vielgeliebten und vielgehaßten Dichters in der Seele einer tief empfindenden Dichterin wiederspiegelt.

Ella Seligmann.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Neben unserer fortgesetzten regelmäßigen Versammlungstätigkeit haben wir es nicht unterlassen mit unseren Feldgrauen weiter in regem Briefwechsel zu bleiben, die uns immer wieder ihre freudige Zustimmung zum Ausdruck bringen, daß wir auch im Kriege unsere Arbeit nicht unterbrochen haben. Unter den in letzter Zeit eingegangenen Feldpostbriefen möchten wir besonders einen sehr interessanten und ausführlichen Bericht unseres Mitgliedes, des Herrn Feldrabbiner Dr. Levi erwähnen.

Am 15. Februar hatten wir unsere Mitglieder zu einem Vortrag des Herrn Justizrat Joël, Breslau, eingeladen. Das Thema lautete: „Welche Lehren können wir aus der Preußischen Gesetzgebung über die Rechtsverhältnisse der Juden bei dem inneren Ausbau des religiösen Lebens unserer Glaubensgemeinschaft ziehen?"

In fesselnder Ausführung behandelte der Redner zunächst die Frage, warum das religiöse Judentum in Preußen eine führende Stellung in allen Fragen der Judenheit erlangt hat. Die in politischer Hinsicht nicht immer günstige Gesetzgebung ließ den Juden doch stets ihre volle religiöse Freiheit. So entstand in Preußen die moderne jüdische Wissenschaft, als deren Begründer man Zunz ansehen kann. Nach eingehenden geschichtlichen Betrachtungen über die Entwickelung

der Stellung unserer Religion im Staate kommt der Vortragende zu dem Schluß, daß die Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinden sich zwar sehr gut bewährt hat, daß es aber doch für uns notwendig sei, nach Außen eine staatlich anerkannte Vertretung zu erhalten, die uns jetzt noch fehlt.

An den mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion, an der sich die Herren Prof. Dr. Wohlauer, Dozent Dr. Lewkowitz und Berger beteiligten.

Der Wunsch, dem Zentralverein D. St. j. Gl. neue Anhänger zuzuführen, veranlaßte uns, eine Propagandaversammlung für diese Organisation zu veranstalten. Den Vortrag an diesem Abend, dem 1. März, hatte unser Ehrenmitglied, Herr Rabbiner Dr. Goldmann. Oppeln, übernommen.

Der stellvertretende Vorsitzende verlas zunächst ein in schwungvollen Versen abgefaßtes Telegramm des in letzter Minute am Erscheinen verhinderten Herrn Justizrat Berger, Königshütte, und machte dann auf die am nächsten Sonntag stattfindende Besprechung mit unseren Mitgliedern in Liegnitz aufmerksam. Hierauf erteilte er dem Redner das Wort zu seinem Vortrag: „Die Notwendigkeit des Gleichberechtigungskampfes".

Der Vortragende begründete die Notwendigkeit unseres Kampfes um das Recht und ging dann auf die Stellungnahme der einzelnen jüdischen Richtungen zu demselben ein. Mit Erfolg können wir diesen Kampf nur durchführen, wenn wir uns auf eine festgefügte Organisation stützen können. Wir besitzen eine solche im Zentralverein, der mit aller Macht für unsere Gleichberechtigung eintritt. Die besonders in national jüdischen Kreisen oft verspottete Arbeit desselben hat in Wahrheit schon sehr viel Gutes geleistet und besonders zur Hebung des Selbstbewußtseins der Juden beigetragen. Nach eingehen der Besprechung der Tätigkeitsgebiete des Zentralvereins schloß der Redner mit einer begeisterten Aufforderung zum Beitritt. Lebhafter Beifall folgte den Ausführungen.

Herr Bayer dankte dem Redner für seinen Vortrag und überreichte ihm im Namen des Vereins eine Ehrenurkunde, nachdem er nochmals die unermüdliche Arbeit unseres neuen Ehrenmitgliedes im Dienste unserer Organisation hervorgehoben hatte.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Sanitätsrat Dr. Reich und Justizrat Breslauer, die durch interessante Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit den Vortrag ergänzten. Den Ausführungen der Redner schloß sich Herr Berger mit einem Werberuf an die Anwesenden an. Herr Rabbiner Dr. Goldmann dankte sodann für die ihm erwiesene Ehrung.

Nach 11 Uhr schloß der stellvertretende Vorsitzende die sehr gut besuchte Versammlung.

Dieser Abend brachte dem Zentralverein aus den Reihen unserer Mitglieder 15 Beitrittserklärungen.

Breslau, Mitte März 1916.

Walter Cohn.

Rundschau.

Der Verein liberaler Juden in Posen lud nach 1½ jähriger Kriegspause seine Mitglieder und Freunde für Sonntag, den 27. Februar cr. zu einem Vortrage des Herrn Rabbiners Dr. Wiener-Stettin über „Religion und Krieg" ein. Der Vortragssaal der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek war bis auf den letzten Platz von Zuhörern gefüllt. Rabbiner Dr. Wiener führte etwa folgendes aus:

Zwischen den religiösen Idealen und den im Kriege sich auswirkenden Machtkämpfen der Völker scheint eine unüberbrückbare Kluft sich zu dehnen. Und in der Tat, der Zustand der Menschheit, der die religiöse Sehnsucht krönt, ist auf das schärfste geschieden von dem Siege der Feindschaft und des Hasses, wie er sich in der Wirklichkeit des Krieges offenbart. Im Erlebnis jener beiden freilich finden wir tiefgegründete Eigenheiten aufs intimste verwandt. Daß das ungeheure Schicksal, mit dem dieser Krieg zumal uns alle bedroht, so manchen die Stätten der Gottesverehrung aufsuchen ließ, die ihm längst entfremdet, daß die drohende Todesgefahr nach Trost im Ewigen Zahlreiche verlangen hieß, ist nur eine äußere, eine äußerliche Erscheinung. Wichtiger schon ist die innere Erhebung und Reinigung, die seelische Erschütterung und Läuterung, die Kraft zur Be-

geisterung, zu gewaltigem Erlebnis, die viele Menschen plötzlich in sich fühlten, ohne vorher von solch verborgenen Quellen in ihrer Seele etwas zu ahnen. Man fühlt sich dem Tode näher, aber eben darum näher auch dem wahren Leben, das alle Hüllen von Eitelkeit und Schein, alles Seichte, Flache von sich abgestoßen. Und dieser Zug zur Tiefe und Echtheit entfaltet sich zum heiligen Krieg, wenn dieser als gerechte Sache erlebt wird. In der Hingabe aber, die das Individuum rücksichtslos einer größeren Sache aufopfert, es sterben läßt, damit die Idee leben und und sich auswirken kann, kommt der tiefste Gedanke der Religion zur Offenbarung, der Gedanke Gottes, der immer zugleich auch ein Auslöschen des Einzelnen, sein Aufgehen im allumfassenden Grund des Seins als eines seiner Ziele sich setzt. So haben Vaterlandsliebe und Gottesliebe in der Tiefe ihre Berührungspunkte.

Freilich sehen wir gerade hier am klarsten auch ihre Trennungslinie. Die Einzigkeit des einen Gottes kann immer nur die Einheit auch des Menschengeschlechtes bedenken, in deren gemeinsamen Zielen zugekehrter Arbeit er sich offenbart. Das ist ja aber die tiefe Tragik des Krieges, daß diese Einheit des Menschengeschlechtes, dieser allumspannende Gemeinsinn scheinbar gesprengt ist. Solche Tragik heißt nur dann nicht das Ende Gottes und der Tod der einen Menschheit, wenn wir glauben dürfen, daß der Kampf der Idee auch gegen den größten Teil der Glieder der Menschheit ausgekämpft werden kann, daß in dem Siege einer Gruppe der Sieg Gottes erstritten wird. Dann dürfen wir hoffen, daß auf dem Umwege über den Krieg der Nationen, über die Nationalität doch das Ziel der Humanität schließlich erreicht werden kann, und es würde der Krieg durchaus nicht der Geltung und Verwirklichung der Gottesidee in der Menschenwelt widersprechen.

In diesem Lichte sehen wir ihn in den Büchern des Alten Testamentes. Dessen Gott brauchen wir nicht dagegen in Schutz zu nehmen, daß er Willens- und Machtgott ist. Denn diese seine Eigenschaft entspricht nur der Tatsache, daß das Leben der Menschheit kein ruhender statischer Zustand, sondern eben Leben, Entfaltung, Ueberwindung von Widerständen ist. Klar erkennt das die Geschichtsauffassung der israelitischen Propheten, die nur aus kriegerischen Zeitläuften heraus und in Abhebung von kriegerischem Hintergrunde zu verstehen. Bei allem menschlich herzlichen Mitleiden mit dem Jammer, der im Gefolge von Völkerkämpfen unvermeidlich ist, begegnet uns hier die Ueberzeugung, daß der Krieg dem Ziele dient, durch die Ahndung von Unrecht und Bosheit in der Geschichtsentwickelung dem gottgewollten Recht schließlich zum Siege zu verhelfen. In den Machtkämpfen der Völker wird der göttliche Weltplan verwirklicht. Weil der aber auf höchste Gerechtigkeit abzweckt, muß schließlich einst das Unrecht, und mit ihm der Krieg, der es züchtigt, enden. Das Reich der Tage des Messias bedeutet die Erfüllung dieses Ideals.

Gibt eine Geschichtsentfaltung, die den Weltkrieg entzündet hat, ein Recht zu solcher Erwartung? Sicherlich zerstört sie es nicht. Denn die die Menschheit umfassende Weltorganisation, die der positive Inhalt und Sinn des ewigen Friedens ist, wird durch den „Weltkrieg" nicht unmöglich gemacht. Dieser erste „Weltkrieg" ist zunächst nur Ausdruck der Tatsache, daß es seit zwei Menschenaltern nur noch eine alle Völker umspannende Weltgeschichte auf unserem zu einem einheitlichen Schauplatz gewordenen Planeten gibt. Unser Geschlecht hat den Anfang eines neuen Zeitalters der Erdgeschichte erlebt, in dem erst die „eine" Menschheit geboren wurde. Daß diese Einheit zuerst in Völkerfeindschaft sich entladen, hindert eine kommende Weltorganisation grundsätzlich viel weniger als ihr der Großbetrieb der Weltgeschichte, die Zerlegung des planetaren Geschichtsschauplatzes in einige wenige politische Großmachtssphären, Vorschub leistet. Das ist aber die Tendenz der von uns erlebten Weltgeschichte, die sicherlich auf eine Vereinfachung der politischen Mannigfaltigkeit gerichtet ist. Darum gibt gerade der Weltkrieg kein Recht zum Pessimismus.

Reicher Beifall lohnte die geistvollen Ausführungen des Redners, denen die Zuhörer gespannt bis zum Schluß gelauscht hatten.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 5 und 6. Jahrgang 8. Mai u. Juni 1916.

Nochmals das „relative Judentum".

Von Rabbiner Dr. Fuchs-Chemnitz.

Kollege Goldmann hat neulich hier einen viel besprochenen Aufsatz der Unterscheidung gewidmet zwischen positivem, d. h. religiös orientiertem, und relativem, d. h. von weltlichen Interessen geleitetem Judentum. Er stellt die These auf: Wahres Judentum ist nur das religiöse; die Tätigkeit der Trotz-, Verwaltungs-, Vereins-, Pietäts-, Partei-Juden ist, wenn sie nicht von religiösem Interesse getragen und begleitet ist, nicht positiv jüdisch, — so verdienstlich sie an sich auch sein mag. — Vom Standpunkt des „relativen Judentums" hat Dr. Rud. Geiger eine Entgegnung geschrieben, welche diese Unterscheidung als unzweckmäßig, intolerant und in den Konsequenzen zu weit führend bezeichnet. Diese Entgegnung scheint mir nicht tief genug das Problem zu erfassen: Wenn Konsequenzen falsch sind, müssen entweder die Schlußfolgerungen oder die Voraussetzungen falsch sein. In ersteren habe ich nur wenig Fehler entdeckt. Ich untersuchte deshalb die Voraussetzungen. Die Resultate scheinen mir der Veröffentlichung gerade in diesen Blättern wert.

Goldmann baut auf 4 Voraussetzungen:

1) Objektiv steht das Wesen des Judentums fest.

2) Das Wesen des Judentums ist Religion.

3) Das Wesen der jüdischen Religion ist der ethische Monotheismus.

4) Positives Judentum ist Arbeit für das Wesen der jüdischen Religion.

Das sind oft gehörte Sätze. Aber keinen kann ich ohne weiteres unterschreiben.

I.

In unserer Zeit behaupten weite Kreise von Nationaljuden, das Judentum sei in der Hauptsache nicht Religion. Zahlreiche andere durchaus ernst zu nehmende Menschen nennen sich Juden mit Bewußtsein, ja mit Stolz, und wollen doch von der jüdischen Religion nichts wissen, — aus welchen Gründen auch immer. Viele religiös stark interessierte Juden, besonders in der akademischen Jugend, sehnen sich und suchen nach Religion, aber auf Wegen die weitab vom jüdischen Religionssystem führen, und nennen sich trotzdem Juden. Eine noch viel größere Menge von gebildeten Nichtjuden nähert sich umgekehrt der jüdischen Religion von Tag zu Tage mehr, ohne sich Juden zu nennen. — Kann man da wirklich einfach dekretieren: das Wesen des Judentums steht „objektiv" fest? Für Goldmann und viele andere steht es fest; das bedeutet aber nichts anderes, als daß es *subjektiv* feststeht!

Geschichtlich vorurteilslos betrachtet ist das Judentum nie Religion · allein gewesen. Selbst die Bibel ist nicht ein rein religiöses Dokument. Viele Geschichten und Gedichte in ihr haben mit Religion schlechterdings nichts zu schaffen; ich erinnere nur an das Hohe Lied und die Genealogien. Die spätere jüdische Literatur enthält grammatische, geographische, historische und andere Wissenschaft, weltliche Poesie usw., die alle nur mit starker Vergewaltigung der Tatsachen in Beziehung zur Religion gesetzt werden könnten. Die geschichtlichen Erlebnisse der Judenheit wird kaum jemand als Religions- oder Kirchengeschichte bezeichnen. Wer aus dem Werk von Graetz das herausstreichen wollte, was keine Beziehung zur Religion hat, behielte wohl nicht viel mehr als die Hälfte übrig. Graetz nennt deshalb sein Werk auch nicht: Geschichte der jüdischen Religion oder dgl., sondern Geschichte der Juden. Selbst unter den speziell religiösen Ereignissen der jüdischen Geschichte lassen sich viele, z. B. die messianischen Bewegungen von Serubabel bis auf Herzl nicht von der Seite der Religion allein verstehen.

Und nun bedenke man, um nur noch ein Moment zu nennen, die vielen jüdischen Betätigungen von heute, die neben der Religion einher laufen: Arbeit für Gemeinde-Verwaltung, Vertretung der Judenheit nach außen, Kampf gegen ihre Feinde, das jüdische Vereinsleben, das sehr oft religiös indifferent sein will und muß, das Palästina-Werk und die so charakteristische Hilfsarbeit an den Ostjuden, die wohl im Sinne der jüdischen Religion, aber doch wahrhaftig nicht um der jüdischen Religion willen geleistet wird, sondern um des Wohles unserer Brüder, um dieser Menschen willen, — gar nicht zu gedenken des Unterstützungswesens in unserer Mitte selbst, das nur mit großer Mühe als jüdisch-religiöse Tätigkeit angesprochen werden kann, sondern allgemeine Moralbetätigung ist, von und an Juden geübt.

Nach alledem kann man wohl sagen: Die jüdische Religion ist ein quantitativ großer Bestandteil des Judentums, ob aber gerade der qualitativ wichtigste, ausschlaggebende, die übrigen Teile bestimmende, das bedarf einer gründlichen und schwierigen Untersuchung. „Objektiv fest“ steht das nicht! Fest steht nur die Judenheit, die jüdische Menschen-Gemeinschaft. Das Judentum ist das geistige Korrelat zu ihr. Beide verhalten sich zu einander wie Körper und Geist bei Spinoza. Trägt man in den Begriff „Judentum“ nichts weiter hinein, als was ursprünglich darin liegt, so kann man nicht anders sagen: „Judentum“ ist die Geistesart und -arbeit, die für die Judenheit kennzeichnend ist. Das ist sicher nicht bloß ihre Religion: Jüdische Religion und Judentum sind zweierlei. Zu den charakteristischen Bestandteilen des Judentums gehört z. B. außer den genannten Tätigkeiten für die jüdische Gemeinschaft auch alles, was man den Charakter unseres Stammes zu nennen pflegt, das Ethos der Judenheit.

Das ist der „objektive“ Tatbestand! Wer möchte wagen, aus dieser Fülle der Gesichte das Wesen herauszuschälen und gar auf eine kurze Formel zu bringen! Am allerwenigsten darf man sich dabei von einem Parteiprogramm leiten lassen, wie es der Satz ist: Das Wesen des Judentums ist Religion.

II.

In einem gewissen Sinne kann allerdings auch ich den Satz ohne weiteres anerkennen: Das Wesen des Judentums ist Religion. Der Kern, das belebende Zentrum des jüdischen Geistes und Geisteslebens ist die besondere Art der Religiosität, die in dem jüdischen Religionssystem sich ausdrückt; in der Tiefe geschaut ist das Judentum etwas Religiöses. Dieser Gedanke scheint auch mir richtig. — Aber was ist damit gewonnen? Da Gott das höchste Wesen ist, so sind viele Ideale und

ideale Betätigungen religiöser Natur. Man kann gar nichts dagegen sagen, wenn jemand behauptet, das Wesen von Beethovens Musik, das Wesen der Wissenschaft, das Wesen des Deutschtums sei Religion: Sicherlich hat Beethoven in seiner Musik seine tiefsten Empfindungen, sein Verhältnis zu Gott ausgedrückt; sicherlich ist für den wahren Gelehrten seine Wissenschaft sein Gottesdienst („Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion“); und dem deutschen Patrioten ist sein Deutschtum etwas Heiliges. So ist sicher auch das Judentum bis in seine letzten Aeußerungen religiös verankert.

Aber das meint natürlich Goldmann nicht, wenn er sagt, das Wesen des Judentums sei Religion. Er meint es in dem Sinne, wie wenn jemand im Gegensatz zu Beethoven etwa Bach, oder im Gegensatz zu Max Bruch etwa Lewandowsky einen religiösen Musiker nennt. Lewandowsky hat auch weltliche Musik geschrieben, aber sie fällt nicht ins Gewicht gegenüber seinen *für* die Religion bestimmten Werken. So sind die weltlichen Aeußerungen des Judentums irrelevant gegenüber seiner Religion!

Ist schon diese Ansicht heute in Frage gestellt, um wie viel mehr, was Goldmann aus seiner These folgert: wer nicht religiös ist, ist kein richtiger positiver Jude. Ist denn ein weltliches Stück von Lewandowsky nun kein echter Lewandowsky? Es muß doch nicht jeder, um Jude zu sein, gerade für das *Wesen* des Judentums arbeiten! Ja, wenn das *ganze* Judentum Religion wäre! Aber das meint selbst Goldmann nicht! Ist jedoch *nur* das Wesen Religion, so muß es auch Menschen geben, die für das (nach Goldmann) peripherische, relative Judentum arbeiten. Und da dies oft gediegene Spezialkenntnisse und viel Zeit erfordert, so stehe ich nicht an zu sagen: Für *weltliche* jüdische Angelegenheiten wäre es manchmal besser, daß sie von religiös indifferenten Sachverständigen statt von frommen Dilettanten geleitet würden, — vorausgesetzt nur, daß jene ein lebendiges Interesse für ihre jüdische Gemeinschaft hegen! Freilich ist es das Beste, wenn Religion und weltliches Können sich verbinden; denn die Religion spielt in viel mehr jüdischen Dingen eine Rolle, als äußerlich erkennbar ist. Jedenfalls aber wirkt zumindest die weltlich-jüdische *Arbeit* auch indirekt zum Nutzen der (Gemeinschafts-) Religion, — gerade weil diese das Wesen des Judentums ist! Nolens volens arbeitet der etwaige religiös gleichgiltige Logenpräsident oder Zionist doch der jüdischen Religion in in die Hände. Wenn wirklich die weltliche Arbeit in der Judenheit im letzten halben Jahrhundert überwuchert hat: den Vorteil hat doch die jüdische Religion gehabt, die bedeutend erstarkt ist! — So hätte Goldmann m. E. schließen müssen.

Nach meiner eigenen Auffassung aber kann man noch weiter gehen. Da das innerste Wesen des Judentums Religion ist, so ist auch jeder *einzelne Mensch*, der wirklich jüdisch fühlt, denkt, arbeitet, in das religiöse Wurzelwerk verstrickt, aus dem der Baum des Judentums erwächst; ohne, ja gegen seinen Willen nimmt er und empfängt er daraus. Der atheistische Zionist wie der sozialdemokratische Judenstämmling saugen unbewußt ihre Kraft aus der Religion des Judentums, das ihr Elternhaus ihnen in die Seele gepflanzt hat. Und andrerseits: Wie der Strudel den nicht wieder losläßt, der sich an seinem Rande zu schaffen macht, so die religiöse Zentralkraft des Judentums nicht den, der für das peripherische Judentum arbeitet. Weil das Wesen des Judentums, eine bestimmte Art von Religiosität, die Sonne des ganzen Systems ist, so wird auch der letzte Neptunsmond von diesem Lichte noch erhellt und erwärmt, wenn er auch nur um den Planeten kreisen will: die jüdisch-relative Arbeit beeinflußt die Frömmigkeit des Arbei-

tenden in jüdischer Weise. Das fertige Werk wirkt auf den Künstler zurück; der Golem, einmal lebendig gemacht, wird Herr über seinen Schöpfer. Das sehen wir alle Tage: Viel mehr Juden, als man denkt, sind infolge relativ-jüdischer Betätigung äußerlich zur Treue veranlaßt worden, und viele sind sogar innerlich der Religion der Väter wieder näher gekommen: Mittôch schelô lischmoh bo lischmoh! Das ist der Grund, warum wir es gern sehen, wenn sich recht viele in Ehrenämtern beschäftigen lassen. Mag sein, daß Ehrgeiz und andre weniger ideale Motive für viele bei der Uebernahme von Aemtern bestimmend sind: die Folgen sind für die Gemeinschaft wie für die persönliche Religiosität meist nützlich. Diese zunächst doch Willigen abzuschrecken, indem man die Relativität ihrer Arbeit für das Judentum betont, halte ich für einen Fehler. Unsre Parole muß heißen: Das Ganze sammeln! Selbstverständlich weiß ich, daß das auch Goldmanns Absicht ist: Er möchte die Umkehr zur Religion gerade bei diesen relativen Juden beschleunigen. Ich fürchte aber, daß, wie er dies hier betreibt, ein taktischer Fehler ist. Nur Geduld kann helfen, und bei Gelegenheit die „Süßigkeit der Religion“ schmecken lassen!

III.

Am meisten Unklarheit enthält die dritte These Goldmanns: Das Wesen der jüdischen Religion ist der ethische Monotheismus. Auch dieser Satz bedarf zunächst einer Richtigstellung. Der ethische Monotheismus ist weder das Wesen des Judentums noch der jüdischen Religion, sondern der jüdischen Glaubenslehre. Ob aber diese der Kern der jüdischen Religion ist, unterliegt bekanntlich vielen Zweifeln. Wir lassen uns hier durch das deutsche Wort „Glaube“ für „Religion“ verwirren. In Wahrheit ist Religion die Summe unserer Gedanken und Gefühle und Taten gegenüber Gott. Es gibt deshalb weite Kreise im Judentum, die mit ebensoviel Recht behaupten: Das Wesentliche in der jüdischen Religion seien die „Thoravorschriften“. In diesem Sinne wird bekanntlich sogar der Satz fälschlich gedeutet: Lô hammidrasch ickor ello hammaasseh; die christliche Theologie nennt die jüdische Religion deshalb eine Gesetzesreligion. Mit demselben Rechte aber könnte jemand spezifisch jüdische Gefühle als das Wesentliche der jüdischen Religion nennen, etwa mit Deuteronomium und Jeremia die Liebe zu Gott oder mit den Psalmisten die Sehnsucht nach Gott. Das Wesen ist aus der jüdischen Religion ebenso schwer herauszudestillieren wie aus dem Judentum!

Wozu braucht denn aber Goldmann sich auf ein so heikles Thema einzulassen? Offenbar ist es ihm darum zu tun, anzugeben, was eigentlich positives Judentum ist. Denn wenn man nach der religiösen Betätigung forscht, welche er von dem positiven Judentum erwartet, so findet man nicht nur keine klare, sondern überhaupt keine andere Antwort als nur diesen Satz vom Glauben an das, was man eben kurz auf die Formel vom ethischen Monotheismus bringen kann. — Das aber scheint mir im höchsten Grade bedenklich, 1) im Zusammenhang der Goldmannschen Ausführungen und 2) aus allgemeinen Erwägungen.

Der ethische Monotheismus, also der Glaube an den Gott der Sittlichkeit und die Anerkennung der Moral als der einzigen Forderung Gottes, ist der universale Bestandteil der jüdischen Religion. Er ist bestimmt, Gemeingut aller Menschen zu werden, und wird heute schon nicht bloß von den Juden, sondern von dem größten Teil unsrer Umgebung anerkannt. Ich habe manchem Christen, der zum Judentum übertreten wollte, die Unterschiede zwischen Judentum und Christentum darlegen müssen; am Ende der dogmatischen Betrachtungen aber hörte ich

stets: „Der Glaube des Judentums ist auch unser Glaube schon immer gewesen; die christlichen Lehren von Jesus usw. hatten wir uns im Sinne der jetzt gehörten jüdischen Prinzipien zurechtgelegt.“ — Wenn aber dem so ist, so ist nicht einzusehen, worin die positiv religiöse Leistung bestehen soll, die Goldmann von den relativen Juden noch besonders fordert. Daß es ihm nicht bloß am äußerlichen Bekenntnis liegt, ist selbstverständlich. Im Sinne der jüdischen Moral leben die relativen Juden wohl im allgemeinen nicht weniger als die positiven. So bleibt also bloß das eigentliche Glauben, die religiöse Empfindung, das innerliche Leben mit Gott. Das ist nun freilich eine sehr hohe und unterstützungswerte Forderung an die relativen Juden, und sicherlich wird sich nicht Volljude nennen dürfen, wem das religiöse Innenleben fehlt. Aber wem fehlt das denn? Wer die Forderungen der Sittlichkeit und den kategorischen Imperativ anerkennt, ist doch in Wahrheit schon religiös, — darin stimmt Kant mit Psalm 14 überein. Das aber wird man doch auch dem relativen Juden nicht abstreiten können! Nur das Bewußtsein, daß eben dies Judentum ist, fehlt ihm vielleicht öfter als gut ist, und allenfalls noch eine verstandesmäßige Vertiefung in die Gedanken- und Empfindungswelt, die aus der Anerkennung des kategorischen Imperativs sich ergibt. Was Goldmann fordert, bestände demnach nicht in einer Zutat zu der relativ-jüdischen Betätigung, sondern nur in einer graduellen Verstärkung der allgemein menschlichen Religiosität in dem religiös gleichgiltigen Juden. Davon erwartet er die Rettung der jüdischen Gemeinschaft und die Sänftigung der Parteikämpfe in unsrer Mitte! Das universelle Moment unsrer Religion betrachtet er als das „unsichtbare aber starke Band der Einheit“, das alle jüdische Parteien umschlingt! usw. — Diese Konsequenz klingt so utopistisch, daß ich sie Goldmann nicht zutraue; mir scheint vielmehr, daß er heimlich, ohne es zu sagen und vermutlich ohne es sich selbst zu gestehen, in die positiv-religiöse Forderung noch etwas andres hineingedacht hat, als sein „Wesen der jüdischen Religion“, den ethischen Monotheismus!

Das einigende Moment der jüdischen Parteien kann nicht in der allgemeinen Religiosität und Sittlichkeit gesucht werden. Wer jüdische Parteien zur Zusammenarbeit bringen will, — und das scheint doch die Hauptabsicht Goldmanns zu sein, wie es die meinige ist, und eine unsrer wichtigsten Gegenwartsaufgaben —, der muß besondere Merkmale nennen, die allen Juden, aber auch nur den Juden zukommen! Dazu gehört, wie gesagt, die jüdische Glaubenslehre nicht.

Auch eine allgemeine Ueberlegung führt zu demselben Resultat, daß das „Wesen des Judentums“, der ethische Monotheismus, nicht genügt, um das positive Judentum zu kennzeichnen, das alle Parteien einigt.

Das Wort Religion hat zwei Bedeutungen, die schwer von einander zu trennen sind, und die doch für manche Zwecke streng auseinandergehalten werden müssen. Religion bedeutet einmal soviel wie Religiosität, Frömmigkeit, die Summe der subjektiven Gedanken, Gefühle und Taten der Einzelnen, und zweitens eine religiöse Veranstaltung, eine Institution, für eine Gemeinschaft. Denken wir an die erste Bedeutung, so ist der Satz unanfechtbar: Das Wesen der jüdischen Religion ist der ethische Monotheismus: Das gesamte persönlich-religiöse Innenleben des Juden läuft darauf hinaus, durch Tugend dem einzigen und heiligen Weltlenker zu dienen; die religiösen Veranstaltungen des Judentums, Ceremonial, Sprache, Schule, Organisation usw., sind nur Mittel zum Zweck. Die Veranstaltungen selbst aber bilden eine neue Einheit, die Institution der jüdischen Gemeinschaftsreligion, die nun ihrerseits „Religiosität“ in sich

aufgenommen hat in Form von Lehrsätzen und Pflichten. Dieses objektive Judentum, das Glaubens- und Pflichten-System samt Ceremonien, Gemeindeinstituten usw. könnte man: die jüdische „Kirche“, oder, wie man früher sagte: „die Synagoge“ nennen. Von dieser wäre es falsch zu sagen, ihr Wesen sei allein der ethische Monotheismus! Wohl ist ihr Ziel die Beeinflussung der Juden in der Richtung auf ihn. Aber Ziel und Zweck ist nicht das einzige Maßgebende an einer Institution; Ausgangspunkt und Weg ist mindestens ebenso wichtig. Ist der Daseinszweck der Synagoge, Weg zu sein, so ist die Art dieses Weges auch ihr eigenstes Wesen! Das Zeremonial, das für die Religiosität nur „charakteristische Erscheinungsform“ ist, wird für die jüdische Gemeinschaftsreligion das in ihrem Wesen wurzelnde Erziehungsmittel. Hier paßt das Wort „Wesen“ nicht mehr, weil die ganze Institution nichts Wesenhaftes, sondern Hilfsmittel ist. Hier paßt allein Goethes Wort von allem geschichtlich Gewordenem:

Natur ist weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.

Auf dieser Zweideutigkeit des Wortes Religion beruht es, daß Orthodoxe und Liberale sich so schlecht verstehen. Für den Orthodoxen hat das Wort Religion immer die zweite Bedeutung; Religion ist ihm Thora, Institution, und er versteht nicht, wie man das Zeremonial als nebensächlich abtun kann. Der Liberale denkt bei dem Worte Religion zunächst an die erste Bedeutung, an das innerliche Verhältnis des Menschen zu Gott, und begreift nicht, daß darin die wechselnden Formen der Gottesverehrung eine Rolle spielen sollen. Will man beide Parteien einander nähern, so nützt es nichts, ein „Wesen“ als ihr Gemeinschaftliches herauszuheben; die Gegner werden stets aneinander vorbeireden! Beide müssen zuerst ihre Einseitigkeit einsehen. Der Orthodoxe darf nicht vergessen, daß der von ihm als Einziges geforderte Gehorsam gegen die Gemeinschaftsreligion zu einer Erstarrung des religiösen Innenlebens führen muß, die er selbst gar nicht haben will, — (abgesehen davon, daß der Gehorsam selbst ein subjektives Moment ist, das theoretisch sein System durchlöchert, und auf welches praktisch in der Diaspora kein Verlaß ist). Der Liberale aber muß sich daran erinnern lassen, daß sein „Wesen“, die ethisch-monotheistische Religiosität, nicht zur vollen Blüte kommen kann ohne die Hilfe der Gemeinschaftsreligion; und diese kommt ohne Zeremonial nicht aus, ja vielleicht nicht einmal ohne die Form des „Gebotes“. Die Parole: Pflege des ethischen Monotheismus! könnte eine Philosophenschule einige Zeit durchführen; aber eine Millionengemeinschaft wird dieses „Wesen“ sich nur erhalten vermöge ihrer darauf zielenden Veranstaltungen. Wer sich und seinen Nachkommen die Ideale der jüdischen Religion erhalten will, muß sich der Gemeinschaftsreligion unterwerfen, die für den als Juden Geborenen eben die jüdische ist.

So heißt denn die Parole, unter der Liberale und Orthodoxe zusammengehen können: Gemeinschaftsreligion im Bunde mit subjektiver Religion! Ueber das Uebergewicht der einen oder der andern, darüber mögen die Parteien graduelle Unterschiede für sich aufstellen, je nach der Charakteranlage und Erziehung usw. ihrer Anhänger. Aber positive jüdische Religion ist nicht denkbar ohne Anerkennung des Rechtes der Gemeinschaftsreligion. Die „Richtlinien“ haben das mehrfach betont. Wollen die Liberalen der Orthodoxie im Interesse der Gesamtjudenheit entgegenkommen, so muß es nach der zeremonialen Seite geschehen. — Andrerseits muß der Orthodoxe sich an den Gedanken gewöhnen, daß derjenige nicht

Kopher b'ikkor sein kann, nicht das Prinzip der Thora ablegnet, wer auch nur irgendwelche Teile der Gemeinschaftsreligion für verbindlich hält. Wer überhaupt irgendwelche erzieherischen Pflichten der jüdischen Gemeinschaftsreligion anerkennt, ist „gesetzestreu“, einerlei, wie viel es sind. Auch R. Nachman bar Isaak hat ja das Wort des Habakuk anerkannt: „Der Fromme lebt in seinem Glauben“. Mit gutem Willen läßt sich hüben wie drüben Tora und Emunah, Autoritatives und Subjektives zu einer positiven jüdischen Gemeinschaftsreligion wohl verbinden.

Soviel über das Wesen der „jüdischen Religion“, in Beziehung auf das Verhältnis von Liberalen und Orthodoxen! Und nun noch über das Wesen des „Judentums“ einige aphoristische Bemerkungen, welche hauptsächlich der Verständigung mit den Nationaljuden dienen sollen.

IV.

Die jüdische Gemeinschaft ist durch Abstammung und Religion begrenzt: Man wird Jude durch Geburt, oder — wenn nicht durch Geburt — durch Bekenntnis zur jüdischen Religion und Leben in ihr. Das Judentum, der geistige Gehalt der Judenheit (s. o.), muß demnach zwei Kreise enthalten, einen religiösen und einen, der sich auf die Gemeinschaft bezieht. Diese beiden Kreise decken sich wohl nie in der Geschichte ganz: die jüdische Religion ist nie in der nationalen Sorgen aufgegangen! Doch waren beide Kreise wohl im Mittelalter konzentrisch. Ganz auseinandergefallen sind sie ebenfalls selten, etwa für die Hellenisten oder heutzutage für zionistische Atheisten. Für mich besteht das Judentum aus einem System von zwei sich schneidenden Kreisen. Soweit dieselben sich nicht schneiden, ist das Judentum hier reine (universalistische) Religion, dort reines (weltliches) Gemeinschaftswesen; soweit sie zusammenfallen, ist es eine spezifisch-jüdische Verbindung von Religion und Gemeinschaft. Das Judentum hat demnach drei Seiten, eine universalistisch-religiöse (ethischer Monotheismus), eine jüdisch-religiöse (Zeremonial, jüdisch-messianische Hoffnungen) und eine jüdisch-weltliche (Verwaltung, Wissenschaft, Kunst, Hebräisch, Jargon usw.). Dem einen liegt mehr an der einen, dem andren an der andern dieser 3 Seiten des Judentums. Aber so sehr sich jemand auch für eine dieser 3 Seiten einsetzt, ganz streichen kann er die andern nicht! Ein Volljude ist niemand, der sich nicht aller drei bewußt bleibt in Idee und Leben. Vom Rabbiner, dem Vertreter der jüdischen Religion, erwartet man, daß er auch für die Gemeinschaft arbeitet, und zwar nicht bloß aus Religiosität; und vom Vorsteher, dem Vertreter der Gemeinschaft, daß er auch jüdisch religiös ist, und zwar nicht bloß aus Politik!

Die Judenheit ist nicht eine bloße Religionsgemeinschaft. Wir Juden stehen auch abgesehen von der Religion in einem Zusammenhang: Wir sind „Genossen“ durch Verfolgungen, „Brüder“ durch Geburt und Geschichte. — Wohl! Für den Staat sind wir weiter nichts als „Glaubens“brüder; denn wir verlangen von ihm, insofern wir Juden sind, weiter nichts als Glaubensfreiheit. Wir haben auch keine politischen Sonderziele, weder innerstaatliche noch internationale, — wie sich jetzt im Kriege wieder eklatant gezeigt hat. Aber kein Politiker kann es uns verargen, wenn wir uns innerlich noch durch andres verbunden fühlen! Wie der Staat jeder Berufsgenossenschaft ein berechtigtes Gemeinschaftsinteresse zubilligt, eventuell auch vor Gericht, so müßte er das jüdische Gemeinschaftsgefühl anerkennen und, wenn es verletzt wird, dem Juden das berechtigte Interesse zur strafrechtlichen Verfolgung zusprechen! — Die Doppelnatur des Judentums zwingt ferner zu dem Geständnis:

der Atheist, der für die Judenheit arbeitet, ist ebensoviel Jude wie der Theist (vorausgesetzt, daß beide als Juden geboren sind). Die weltliche Arbeit fürs Judentum geringer einzuschätzen hat niemand ein Recht. Als Mose vom Sinai die Tafeln brachte und das Volk das goldne Kalb anbeten sah, ließ ihm Gott die Wahl: das Volk oder die Tafeln, — und er zerbrach die Tafeln, in dem richtigen Gefühl: Die 10 Gebote können wieder erstehen, wenn nur das Volk vorhanden ist; das Umgekehrte ist unmöglich. Das bedeutet: Auch für die Religion ist die conditio sine qua non das Volk. Mose hielt es für das Primäre! Wie dürften wir den verketzern, der ebenso denkt wie Mose!

Nun fragt man: Ist aber der Zweck der jüdischen Stammesgemeinschaft nicht doch die Religion? Darauf antworte ich: Das weiß allein Gott! Wir kennen Sinn und Zweck nur bei dem, was wir selbst schaffen, und selbst da manchmal nicht in seiner ganzen Tiefe. — Von dem objektiven Sinn und Zweck der Judenheit unterscheidet sich allerdings das, was *wir* zu unserer Zeit für ihre *Aufgabe* halten, d. h. als ihre Aufgabe *wünschen*. Da dürfen wir wohl bei dem stehen bleiben, was 2. B. M. 19, 6 ausspricht: „Ein Priesterreich und ein heiliges Volk.“ Das bedeutet aber schwerlich: eine Gemeinschaft, in der jeder sein Hauptinteresse auf die Religion konzentriert, — sondern doch wohl nur: eine Gemeinschaft, die als *Ganzes* keine irdischen Interessen verfolgt, weder für sich, noch für ihre Mitglieder, sondern nur das eine ideale Ziel, ihre Mitglieder zu Edelmenschen zu erziehen. Die *Religion soll* also für uns nicht Zweck, sondern *Form des Lebens sein! Und nur damit sie dies wird, existiert* nach unserer Meinung *Judenheit und Judentum*. Nicht bloß die jüdische Gemeinschaftsreligion, sondern die jüdische Gemeinschaft selbst soll nach unserem Wunsch als ihre tiefste Aufgabe die Förderung der allgemeinen Religiosität der Juden ansehen. Das ist der richtige Sinn des Satzes: Das Wesen, der Zweck des Judentums ist die Religion!

Aber es ist klar, daß dieser Zweck nicht immer bewußt zu sein und nicht immer betont zu werden braucht. Richtiger ist es, mindestens heutzutage, den zweiten Gedankenkreis des Judentums in den Vordergrund zu stellen, und die Parole zu geben: Im Namen unsrer Gemeinschaft! Mein Vater ermahnte mich: Ein Jude geht nicht auf den Schützenplatzrummel! Das war jedenfalls verständlicher und wirksamer, als wenn er gesagt hätte: Gott verbietet es. Das Allgemeine macht auf uns weniger Eindruck als das Spezielle, das Menschheitliche weniger als das, was uns eine engere Gemeinschaft, eine Gruppe sagt. Der Offizier sagt seinen Soldaten nicht: seid hervorragende Menschen, ja nicht einmal: zeigt euch als Deutsche! Noch kleiner wählt er die Gruppe: Die Ehre des Regiments, — oder gar bloß: die Ehre der Kompagnie steht auf dem Spiel! Je kleiner die Gruppe, desto enger ist der Einzelne mit ihr verwachsen, desto mehr ist ihre Sache die seine. — So, meine ich, sollen wir nicht immer rufen: Werdet religiös!, sondern: werdet oder seid Juden! *Jüdisches Gefühl* sollen wir pflegen — und ich bin sicher, daß die Forderungen der Religion dann besser erfüllt werden als jetzt! Vielleicht ist dies das Geheimnis der Orthodoxie aller Religionen, daß sie ihre Forderungen erheben im Namen eben ihrer Orthodoxie. Theoretisch mag dabei die Religion zu kurz kommen, praktisch gewinnt sie!

Damit erledigt sich auch der Streit über das Zeremonial, ob es „national“ oder religiös sei. Es ist eines der Erziehungsmittel, mit dem die Judenheit ihre Glieder Gott und den Idealen der Sittlichkeit näher bringt.

Aber kein Erzieher sagt dem Schüler, wohin er ihn bringen will! Dann antwortet der Schüler: Das Ziel kann ich bequemer erreichen. So ist es falsch, daß wir immer betonen: Das Zeremonial hat diesen Zweck. Das müssen die Leiter der Judenheit wissen, aber nicht die Masse! — Ebensowenig Wert hat es zu sagen: Gott befiehlt das Zeremonial. Ganz anders, wenn man sagt: Das Judentum, der Geist der Stammesgemeinschaft, fordert es. Das ist plausibel und ein starker Anreiz zu gehorchen! Freilich nur dann, wenn man nicht immer predigen hört: das Wesen des Judentums ist der ethische Monotheismus! Nein! Dieser ist der letzte geheime Sinn des Judentums, die Bundeslade hinter dem Vorhang. Aber selbst der Hohepriester darf nur einmal im Jahre vor die Bundeslade treten. Am Alltag ist für Priester wie Volk die Vorhalle, die jüdische Gemeinschaft! In ihrem Namen gepredigt und beobachtet, wird das Zeremonial sich wohl ändern, aber nimmermehr so verflüchtigen können, wie es im letzten Jahrhundert geschehen ist. Hiermit ist deshalb auch für uns liberale Rabbiner, soweit wir das Zeremonial gern konservieren wollen, ein praktisch gangbarer Weg gegeben.

In solcher Anschauung können alle drei Parteien des heutigen Judentums den von Goldmann wie von allen ehrlich das Judentum liebenden Menschen ersehnten „gemeinsamen Boden" finden. Es ist jetzt, kurz vor der Neuordnung aller inneren Angelegenheiten in Deutschland, die richtige Zeit, die Vorbereitungen für die Gesamtorganisation der deutschen Juden wieder in die Hand zu nehmen. Dazu wird es nötig sein, zuerst eine gemeinsame Plattform zu finden: Eher kann sich keine Regierung mit uns auf die Dauer verständigen! Der gute Wille, Sonderforderungen zurückzustellen, gemeinschaftlich Notwendiges aber auch wirklich zu leisten, wird sicher am wenigsten Schwierigkeiten begegnen, wenn der Liberalismus nicht den ethischen Monotheismus, die Orthodoxie nicht die göttliche Herkunft und ewige Gleichförmigkeit des Zeremonials, und der Nationalismus nicht die religiöse Indifferenz des Judentums in den Vordergrund stellt, sondern alle sich die Parole zu eigen machen:

Im Namen des Judentums! Im Geiste unserer Religions- und Stammesgemeinschaft!

Erwiderung

von Dr. Felix Goldmann-Oppeln.

Zwei Kritiker sind mir erstanden, die sich sehr ausführlich — der eine mehr mit der formellen, der andere mit der sachlichen Seite meiner Ausführungen — beschäftigt haben. Ich aber habe dem Herrn Redakteur versprochen, mich der möglichsten Kürze zu befleißigen, beschränke mich daher auf wenige grundsätzliche Bemerkungen.

Mit Dr. Geigers Kritik bin ich sehr zufrieden. Daß ich sachlich im Rechte bin, gibt er im Prinzip zu, und wenn er mir — das ist der Kern seiner Ausführungen — den Vorwurf macht, daß ich etwas zu scharf in's Zeug gehe, daß ich nicht praktisch genug denke und über einen allzu hoffnungsfreudigen Idealismus verfüge, so ist das in meinen Augen kein Tadel, sondern ein sehr großes Lob.

Mich gegen den Vorwurf der Intoleranz zu verteidigen, halte ich für sehr überflüssig. Ich stelle mich auf den Boden unserer Alten, die da sagten: „Nicht die Sünder sollen zu Grunde gehen, sondern die Sünde!" Die relativen Juden sollen religiös werden und dadurch das relative Judentum zum Schwinden bringen. So zu denken und danach zu handeln ist nicht intolerant. Es ist meine einfache Pflicht als religiöser Jude und Rabbiner!

Auch darüber kann ich mich in keine Erörterungen einlassen, wenn Geiger einem

Rabbiner zumutet, er müsse mit seinen wahren Anschauungen aus dem praktischen Grunde zurückhalten, um sich seine Gemeinde zu erhalten. Solche Klugheit möchte ich mir nicht nachrühmen lassen. Ebensowenig trete ich in eine Erörterung über die Grenzen des „wahren" Liberalismus ein. Kennzeichen des Liberalismus dürfte wohl sein, daß er recht weitherzig und duldsam ist. Ich bin liberal und meine doch, daß das Gesetz und die Zeremonie einen unentbehrlichen intergrierenden Teil des Judentums ausmachen. Dadurch, daß ich hierin von Geiger abweiche, stelle ich mich noch keineswegs außerhalb des Liberalismus.

Daß Geiger die Aussöhnung zwischen „orthodox" und „liberal" für unmöglich hält und nichts dagegen hat, wenn der Gegensatz verewigt wird, ist bedauerlich. Man muß diese Dinge doch von einer höheren Warte aus betrachten. Die Einheit des Judentums, die allein seine Zukunft verbürgt, dürfte doch ein größeres Ideal sein als die unerquicklichen Parteistreitigkeiten des Tages, die meist um sehr unwichtige Nebensächlichkeiten gehen. Taktische Rücksichten dürfen den großen Zielen niemals schaden.

Einspruch erhebe ich nur gegen ein Wort! Geiger stellt bedauernd fest, daß die religiösen Elemente im Judentum — „oft nur zu viel Einfluß" (von ihm gesperrt) gehabt haben. Der Satz sagt viel und erklärt manches. Neben Geiger mögen noch andere Leute die preußische Regierungsanschauung für zweckdienlich und weise halten, nach der in einer religiösen Gemeinschaft (freilich nur in der jüdischen) Kaufleute, Aerzte und Rechtsanwälte religiöse Angelegenheiten in letzter Instanz entscheiden, während von rechtswegen allein die Vertreter der Religion ausgeschlossen sind. Aber richtig wird sie dadurch noch lange nicht. Echte Religion bringt nun tatsächlich den Frieden, und darum kann ihr Einfluß garnicht groß genug sein! Daß mit ihr durch Diplomaten und Staatsmänner im Priesterrock nur zu oft Mißbrauch getrieben worden ist, dürfte doch kaum ihre Schuld sein. Feierlich will ich allerdings erklären, daß ich unter den „religiösen Elementen", die die Herrschaft gewinnen müssen, nicht die Rabbiner schlechthin verstehe, daß ich religiös empfindende Laien ebenso dazu rechne, wie ich politisierende Geistliche ausschließe. Vielleicht wird das die Einigung mit Geiger ein wenig erleichtern.

Trotz alledem bin ich für Geigers Aufsatz aufrichtig dankbar. Beweist er mir doch, daß man über das Problem nachzudenken und zu merken beginnt, daß Judentum ohne Religion ein innerer Widerspruch ist. Damit ist der Zweck meiner Ausführungen erreicht. Und was schließlich die liberale Jugend betrifft, so habe ich, wie die letzten Nummern dieser Zeitschrift Herrn Dr. Geiger beweisen können, außerordentlich enge Fühlung in ihr, da ich mit ihr arbeite. Und ich weiß, daß sie meinen Anschauungen immer näher kommt und sich davon überzeugt, daß relatives, unreligiöses Judentum eine Gefahr ist!

Mit dem Herrn Kollegen Fuchs stimme ich eigentlich nur in einem Satz völlig überein, daß nämlich die Entgegnung von Geiger das Problem nicht tief genug erfaßt. Ihm selber muß ich freilich das Kompliment machen, daß er zu tief gegraben hat. Aus diesen Tiefen hat er eine Menge von Einwänden und sonstigem Material zu Tage gefördert, das sehr gelehrt ist und teilweise richtig sein mag, das aber leider mit meinem Aufsatz nichts zu tun hat.

Fuchs hat meine Arbeit zergliedert und vier Thesen in ihr gefunden. Diese widerlegt er nicht ohne Geschick. Nur eine ganze Kleinigkeit hat er übersehen, daß er nämlich diese vier Sätze ganz willkürlich konstruiert, daß

ich keinen einzigen von ihnen in dem von ihm verstandenen Sinne aufgestellt habe und keinen einzigen als richtig anerkenne. Hätte Fuchs nicht einige wahllos aus dem Zusammenhange gerissene Teile sondern den Sinn meiner Ausführungen betrachtet, so würde er nicht ausführliche Dinge zu widerlegen brauchen, die nur in seiner Einbildung bestehen. Was er mir vorwirft, trifft für ihn zu: „Die Voraussetzungen seiner Entgegnung sind falsch."

„Objektiv steht das Wesen des Judentums fest." Diesen Satz mußte Fuchs im Zusammenhange lesen. Ich habe ihn aufgestellt, nachdem ich in aller Kürze im vorhergehenden Abschnitt fast genau dieselben Vorbehalte gemacht habe wie er. Es steht nur insofern fest, als die Religion unbedingt zu ihm gehört. Das wird auch Kollege Fuchs hoffentlich zugeben.

„Das Wesen des Judentums ist Religion". Auch dieser Satz ist aus dem Zusammenhange gerissen. Ich habe deutlich genug erklärt, daß ich damit sagen wollte, ohne Religion gebe es kein Judentum. Auch das wird Kollege Fuchs als Rabbiner kaum bestreiten. Daß neben der Religion der Begriff Judentum sehr vieles andere enthält, ist von mir so klar ausgeführt worden, daß es nicht übersehen werden konnte. Meine Ausführungen trifft die Polemik darum keineswegs.

Als dritte These schreibt er mir die Weisheit zu: „Das Wesen der jüdischen Religion ist der ethische Monotheismus". Wieder derselbe Irrtum! Ohne ethischen Monotheismus gibt es keine jüdische Religion, daß aber zu ihrem Wesen noch unendlich viel spezifisch Jüdisches gehört, dürfte aus meinen Ausführungen hervorgehen. Aus früheren Veröffentlichungen vom Kollegen Fuchs und mir möchte ich sogar schließen, daß ich noch mehr positive, charakteristische Merkmale zum Wesen des Judentums gehörig betrachte als er. Jedenfalls lag aber kein ersichtlicher Grund vor, mir diesen trivialen Satz zuzuschieben.

Schließlich soll ich gesagt haben: „Positives Judentum ist Arbeit für das Wesen der jüdischen Religion". Wie der Kollege Fuchs solches hat herauslesen können, ist mir vollends ein Rätsel. Ich habe gesagt, daß positives, also wahres Judentum ohne religiöse Grundlage oder religiöses Ziel nicht denkbar sei. Damit ist doch aber nicht behauptet, daß nur religiöse Arbeit oder gar „ethisch monotheistische" positiv jüdisch sei. Ich meine nur, daß allein die Arbeit wirklich dem Judentum dient, die im Bewußtsein des religiösen Grundcharakters unserer Gemeinschaft, im Geiste religiösen Judentums unternommen wird. Ihr Ziel kann aber sehr weltlich sein. Daß es viele Aufgaben des Judentums gibt, die im Endresultat keinen strengen Zusammenhang mit der Religion haben, weiß ich wirklich.

Fuchs hat anscheinend übersehen, was mein Artikel bezweckte. Heine hat einmal über das „Christentum ohne Christus" gespöttelt, das er mit Schildkrötensuppe ohne Schildkröten vergleicht. Denselben Gedanken habe ich verfolgt, wenn ich mich gegen jedes „Judentum ohne Jüdisches", gegen Judentum ohne Religion wende. Tiefgründige Untersuchungen über das weitere Wesen des Judentums anzustellen, lag mir an dieser Stelle gänzlich fern. Nur daß ein Judentum, das die Bedeutung der Religion nicht kennt oder gar leugnet, seines wichtigsten Teiles beraubt wird und darum recht gefährlich ist, habe ich zeigen wollen. Und daß auch Kollege Fuchs auf diesem Standpunkt steht, halte ich für selbstverständlich.

Da die Ausführungen seines Aufsatzes sich mit den meinigen nicht befassen, erübrigt es sich, auf sie einzugehen. In vielen Dingen stimme ich ihm bei, manche betrachte ich mit anderen Augen und urteile darüber anders.

So bleibt im Grunde nur der Vorwurf, daß es unpraktisch sei, Leute zurückzustoßen, die sich für gute Juden halten, obwohl sie in dem von mir ausgeführten Sinne nur „relative" Juden seien. Daß auch ich meine, diese Kräfte müßten zu positiven, religiösen Juden erzogen werden, habe ich bereits hervorgehoben. Im einzelnen ist das aber nur eine Frage der Taktik, über die man verschieden urteilen kann.

Auch dem Kollegen Fuchs sage ich herzlichen Dank. Hat er auch meinen Artikel nicht kritisiert, so gab ihm derselbe doch Gelegenheit zu einer Fülle von belehrenden und interessanten Bemerkungen. Und im Endergebnis stimmen wir ja beide überein. Beide ersehnen wir die Einheit des Judentums, und beide meinen wir, daß nur auf dem Boden der Religion eine wahre, eine ehrliche und dauernde Einigung erzielt werden kann.

Feldpostbrief.

Zu Beginn des Krieges galt ich für einen „sinnlos Begeisterten." Nicht früh genug schien ich unter die Soldaten kommen zu können.

Ich gebe es zu, es mußte direkt verblüffend auf meine Freunde wirken, daß ich, der ich vor dem Kriege direkt „antimilitaristisch" gesinnt war, mit der Kriegserklärung ein begeisterter Patriot wurde.

Ich nehme es ihnen nicht übel, daß sie mich so verkannt haben, daß sie nur an eine meiner „Launen" glaubten, auch dann noch daran glaubten, als ich nach einem mißglückten Fluchtversuch von zu Hause immer noch dabei blieb, mich freiwillig melden zu wollen.

Es war eben damals eine allgemeine große Erregung, ein Chaos, das wohl niemand mit seinen Gedanken und Blicken zu durchdringen vermochte.

Ich war — und das ist doch ganz natürlich — als 18½jähriger Junge hingerissen und berauscht von eben diesem Chaos.

Ich müßte kein Junge gewesen sein, kein deutscher Junge, hätte ich mich nicht treiben lassen von der erregten Menge, hätte mich nicht die Begeisterung mit aller Macht gepackt und gefesselt gehalten, dieselbe Begeisterung, die da in den Straßen Berlins, Unter den Linden und vor dem Schloß wogte.

Seelische, schwere Kämpfe mit meinen guten Eltern und mir selbst hatte ich damals zu bestehen. Bange, traurige Tage und doch so erhebend durch die Begeisterung, Kriegslust und den Jubel der Menge. Erhebend durch das sich „Zusammenschließen" und „Einigen" der Nation. Bange Tage! bis mein Vater meinem jüngeren Bruder und und mir die Erlaubnis gab, uns kriegsfreiwillig zu melden.

Wir traten ein, wurden ausgebildet, kamen ins Feld und wieder in die Heimat.

So manches habe ich da draußen erlebt, so manchmal wurde ich hier drinnen mißmutig und traurig.

Das „sinnlose" der Begeisterung, das „sich mit fortziehen lassen" hat allmählich einer gewissen „Ruhe" Platz gemacht. Und dennoch, wenn ich so manches Mal gefragt wurde oder mir in einem Augenblick der inneren Zwietracht selbst die Frage stellte: Wenn du das alles vorausgesehen hättest, wie es jetzt gekommen ist, hättest Du Dich da auch gemeldet? so kam stets klar und deutlich die Antwort: „Auch dann hätte ich es getan und ich bin herzlich froh, mich damals gleich gemeldet zu haben."

Ich machte wie so viele andere einen „Offizier-Kursus" mit und bin Vize-Feldwebel geworden.

Als Jude speziell und als gerecht denkender und empfindender Mensch hätte ich gewünscht, mein Ziel, Offizier zu werden, erreicht zu haben.

Aber, ist denn das der Grund, meiner Begeisterung gewesen? Habe ich mich denn um dieser äußeren Titel und Ehren willen dem Vaterlande zur Verfügung gestellt? Habe ich damals überhaupt an eine Beförderung gedacht?

Nein, und abermals nein! Lauter und ehrlich waren meine Beweggründe gewesen.

Das Vaterland war in Gefahr, brauchte seine Söhne und zählte auf jeden einzelnen.

Ich war gesund und hatte zwei kräftige Arme. Gab es da noch etwas zu überlegen?

Ich tat nicht mehr als meine Pflicht, indem ich mich freiwillig in die Reihen der tapferen Kämpfer stellte.

Wenn mir auch oft durch die Zurücksetzung in der Beförderung als Jude das Herz blutete, so sagte ich mir doch, daß das nur ein kleines persönliches Leid sei, nicht zu vergleichen mit dem unsäglichen Jammer und Elend, mit den riesengroßen Wehen und Schmerzen, die der Weltkrieg über die Menschheit gebracht hat.

Jetzt, wo ich zum zweiten Male hinausziehen soll ins Feld zu Kampf und Sieg, werde ich so oft gefragt, ob ich gerne hinausgehe.

Freudig erhalten sie alle, die mich fragen die Antwort und ich möchte es hinausposaunen in die ganze Welt:

Noch viel lieber als das erste Mal ziehe ich jetzt gegen den Feind. Habe ich doch in der Zwischenzeit viel, sehr viel gelernt.

Damals schickte man mich hinaus — ich war ja kaum Soldat — als die Zinke eines Rädchens, als gemeinen Mann, der nur die Befehle, die er erhielt, auszuführen hatte, der ledig aller Verantwortung nur seinem Führer zu folgen hatte.

Heute komme ich, selbst ein kleines Rädchen des großen ineinandergreifenden Werkes, als Führer hinaus, der selbst Befehle erteilen muß, auf dem schon ein kleiner Teil Verantwortung ruht.

Und dieser Verantwortung bin ich mir bewußt, bin hocherfreut, daß ich mithelfen darf an der Vollbringung des großen Werkes, den entscheidenden Sieg zu erringen und einen für das teure deutsche Vaterland und seine Verbündeten glorreichen, ehrenhaften und lang andauernden Frieden zu erkämpfen.

Freudig aber ziehe ich auch hinaus als deutscher Jude, um denen die mich meines Judentums wegen zurücksetzten, zeigen zu können, daß ein deutscher Jude auch dann noch seine Pflichten bis zum äußersten zu erfüllen gewillt ist, wenn auch gewisse Elemente ihm durch zugefügtes Unrecht Lust und Liebe dazu haben rauben wollen.

Nein, ich vertraue auf Gott. Vielleicht wird mir doch noch die äußere Anerkennung, die ich verdient habe. Und wenn nicht, genügt mir das Bewußtsein, meine Pflicht getreu erfüllt und wie ich es gelobt stets treu und wacker zu Kaiser und Reich gestanden zu haben, so, wie es eben einem echten deutschen Juden geziemt.

Vizefeldwebel K. Z.

Bücherschau.

Gottschalk, B., Der jüdische Jugendgottesdienst nach Theorie und Praxis. Berlin 1915. M. Poppelauer. 57 S. Preisschrift der Maybaum-Stiftung. Preis M. 1,60.

Die Maybaum-Stiftung hat sich die Aufgabe gestellt, die Bearbeitung der praktischen jüdischen Theologie durch Preisausschreiben zu fördern. Die erste wohlgelungene Arbeit, die uns nun auf diesem Gebiete vorliegt, ist die oben angezeigte. Hier wird zum erstenmale der Versuch unternommen alle den jüdischen Jugendgottesdienst betreffenden Fragen zusammenhängend zu behandeln. Nach einer historischen Einleitung, in der die Entwicklung des Kindergottesdienstes skizziert wird, erörtert der Verfasser zuerst die Theorie der Liturgie vom religiösen, pädagogischen und praktischen Gesichtspunkt aus, um sodann eine Prüfung der vorhandenen Liturgien vorzunehmen. Die Beurteilung der Frankfurter Liturgie, die in vielen Punkten als vorbildlich bezeichnet wird, geht bei der Beanstandung der Tefilla von einem freilich von Außenstehenden kaum zu vermeidenden Irrtum aus. Die hebräische und deutsche Keduscha sollen nicht beide zusammen gesagt werden, sondern es sollten beide Möglichkeiten offen gelassen werden; ebenso bei den drei letzten Stücken der Tefilla. In der neuen Auflage, die demnächst erscheinen wird, ist die Anordnung einfacher. Was die vom Verfasser gewünschte Einfügung der „Sprüche der Väter" und „Stufenlieder" in den Minchah-Gottesdienst betrifft, so hängt die Entscheidung pro oder contra von der Ansicht ab, die man vom Zweck der Liturgie des Jugendgottesdienstes hat. Soll das Kindergebetbuch den Siddur in dem Sinne ersetzen, daß das Kind kein

anderes Gebetbuch als das für den Jugendgottesdienst in Schule, Haus und Synagoge benutzt? Oder verbleibt der Siddur neben der Jugendgottesdienst-Agende in der Hand des Kindes? Wenn nach der Anregung des Verfassers verfahren würde, so gäbe es noch eine große Reihe anderer Gebetstücke, die in der Liturgie Aufnahme finden müßten. Die Frage hängt mit der tiefergehenden zusammen: Ist der Jugendgottesdienst Selbstzweck, sodaß er auch dann stattfinden soll, wenn die Kinder am Gottesdienst der Erwachsenen Teil nehmen könnten? oder soll der Jugendgottesdienst nur vorbereiten und Ersatz bieten für den Gottesdienst, an dem die Kinder aus lokalen Gründen oder wegen Schulbesuchs nicht teilnehmen können? Diese grundlegende Frage hat der Verfasser nur am Schluß des Buches leicht gestreift. — Die Ausführungen über die Kinderpredigten, die einen großen Teil des Buches ausmachen, sind anregend und beherzigenswert. S.

Gottschalk, B., Agada. Sammlung von J. Lewner. Für die Jugend ausgewählt, übersetzt und mit Zusätzen versehen. 1. Band: Von der Schöpfung bis Josef. Berlin 1915. M. Poppelauer. 105 S. Preis geb. M. 1,60.

Wir möchten dieses Büchlein nennen: „Die schönsten Sagen aus dem jüdischen Altertum". Es ist eine prächtige Zusammenstellung der an die biblischen Gestalten und Erzählungen sich anschließenden midraschischen und talmudischen Sagen und Legenden. Vorzüglich ist der Ton für die Jugend getroffen. Die Auswahl selber hätte vielleicht auf das Verständnis der Kinder mehr Rücksicht nehmen können. Die Jugend will nur Konkretes, nichts Gedankliches. Von diesem Gesichtspunkt aus hätte z. B. No. 2 „Der erste Mensch" ausgeschieden werden müssen. Jedenfalls aber ist diese Sammlung eine mit Freude zu begrüßende, für die Jugend warm zu empfehlende Lektüre. Auch die äußere Ausstattung macht das Buch zu einem ganz besonders geeigneten Geschenkbuch für die jüdische Jugend. S.

Dembitzer, Salamon, Aus engen Gassen, Deutsch von **Stefania Goldenring.** Berlin. C. A. Schwetschke u. Sohn. 63 S. Preis eleg. kart. M. 1,50. Numer. Luxusausgabe M. 8.—

Der Verfasser ist uns durch seine Jargongedichte, die ein tiefes dichterisches Empfinden verraten, wohlbekannt. Hier erscheint er zum erstenmale als Erzähler. Eigene Lebensschicksale werden in ergreifender Darstellung vorgeführt. Es sind fast durchweg skizzenhafte Bilder, die uns aus der galizischen Heimat des Erzählers nach Deutschland und zuletzt nach Antwerpen führen, das uns im Taumel und Schrecken des Kriegsausbruchs 1914 gezeichnet wird. Tiefe Liebe zu seiner Heimat, unstillbarer Bildungsdrang treten als leuchtende Züge aus diesen Bildern hervor, über die sonst die düstere Schwermut eines melancholischen Dichtergemütes wie ein dunkler Schatten sich breitet. S.

Tschernowitz, Ch. Dr., Die Entstehung des Schulchan-Aruch, Beitrag zur Festlegung der Halacha. Bern 1915. Akadem. Buchh. von Max Drechsel. 79 S. Preis M. 2.40.

Indem wir uns vorbehalten, auf dieses bedeutsame Buch in ruhigeren Zeiten eingehender zurückzukommen, wollen wir heute insbesondere die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf diese gründliche und gelehrte Untersuchung hinlenken. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, zu zeigen, daß der Schulchan-Aruch seine Entstehung einer geschichtlichen Notwendigkeit zu verdanken hat, daß er aber selbst wieder den unvermeidlichen Gesetzen der Entwicklung unterlag. Zwei Richtungen sieht er im ganzen Verlauf der Geschichte des Judentums mit einander ringen, die „ausdehnende", die der endgültigen Fixierung des Gesetzes widerstrebt und die freie den Bedürfnissen des Lebens entsprechende Entwicklung dem Judentum gewahrt wissen will und die „einschränkende", die das Judentum paragraphieren und endgültig festlegen will. Dem Sieg der letzteren Richtung hat der Schulchan-Aruch sein Entstehen zu verdanken. Aber er selbst wird wieder der Ausgangspunkt einer neuen in den Kommentatoren des Schulchan-Aruch zu Tage tretenden Entwicklung. Das Buch ist reich an wissenschaftlichen fruchtbaren Aufschlüssen und verdient eifrig gelesen zu werden. S.

Wolff, Dr. Alfred, Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur zur Zeit Mendelssohns. Berlin 1915. Mayer & Müller. 48 S. Preis M. 1.—

Mitten im Fluten des Völkerhasses erscheint diese mit dem ersten Preis der Mendelssohn-Toleranz-Stiftung gekrönte Arbeit, um dem Geschlecht der Gegenwart zu zeigen, wie wirs „so herrlich weit gebracht". Bei der Lektüre kam uns das Wort Gustav Kühnes nicht aus dem Sinn „Auf Lessing zurückgehen, heißt fortschreiten". Das Buch beginnt mit einer knappen Grundlegung des Toleranzgedankens, um sodann nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick auf die Entwicklung des Toleranzgedankens im Altertum, Mittelalter und in der vormendelsohnschen Neuzeit auf das eigentliche Thema überzugehen. Eingehend werden die Hauptvertreter und Hauptwerke der Aufklärungsperiode von Lessings Schauspiel „Die Juden" (1749) bis zu dem Toleranzedikt Kaiser Joseph II (1781) behandelt. Die Schrift ist eine Frucht ernster Vertiefung in die Probleme und Geschichte des Toleranzgedankens und darf als wertvoller Beitrag zu seiner Geschichte angesehen werden. S.

Guggenheim, Dr., Aus der Vergangenheit der Israelitischen Gemeinde zu Offenbach a. M. 1915. 109 S. 9 Bildanlagen.

Neudruck der **Ansprache des israelitischen Gemeindevorstandes** zu Offenbach a. M. an seine Gemeindemitglieder über dessen Anordnungen und Einrichtungen seit 1821 bis auf die Gegenwart. Offenbach a. M. 1843. 42 S.

Die beiden Schriften sind aus Anlaß der Einweihung der neuen Synagoge in Offenbach a. M. als Festgabe erschienen. Die erstgenannte drucktechnisch hervorragend schöne und als Beitrag zur Geschichte der Juden in Deutschland wissenschaftlich wertvolle Schrift bietet ein reiches Material an der Hand urkundlicher Quellen und enthält reichen Bilderschmuck von kunsthistorischem Wert. Der Neudruck der „Ansprache" ist mit besonderem Danke zu begrüßen als ein charakteristisches Dokument der religiösen Kämpfe innerhalb der jüdischen Gemeinden Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der ungemein rührige Vorsteher der Offenbacher Gemeinde, Rechtsanwalt Dr. Guggenheim, hat sich ein großes Verdienst durch die Herausgabe dieser beiden Schriften erworben. S.

Louis Lamm, Zur Geschichte der Juden in Laupingen und in anderen pfalz-neuburgischen Orten, 2. Aufl. Berlin 1915. Louis Lamm. 48 S. Preis M. 1,50.

Diese in zweiter vermehrter Auflage erschienene Schrift bildet einen Teil der vom Verfasser geplanten „Geschichte der Juden im bayerischen Schwaben". Sie basiert auf archivalischer Quellenforschung und bietet einen beachtenswerten und typischen Ausschnitt aus der spät-mittelalterlichen Geschichte der Juden in Deutschland; nicht mittelalterlich in europäischem, sondern in jüdisch-geschichtlichem Sinne, wonach das jüdische Mittelalter noch bis in das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts andauert. Die fleißige und gediegene Arbeit erzählt uns von den Plackereien und Drangsalierungen der Lauinger Juden, von ihrer Vertreibung im Jahre 1653, von der 1671 erfolgten allgemeinen Judenvertreibung aus Pfalz-Neuburg und von ihrer Neu-Ansiedlung. Im Anhang werden vier Originalurkunden aus den Jahren 1367, 1579, 1636 und 1665 mitgeteilt. S.

Louis Lamm, Isak Bernhard Lamm, der erste jüdische Volksschullehrer in Bayern. Berlin 1915. Louis Lamm. 16 S. Preis M. 1,60.

Ein auf alten Familienpapieren beruhendes Denkmal jüdischer Pietät, dem Großvater gesetzt von seinem Enkel. In Isak Bernhard Lamm, dessen patriarchalisches Bild das Büchlein schmückt, lernen wir eine Persönlichkeit kennen, die in ihrem unbesiegbaren Idealismus trotz aller Hemmungen, die Schicksal und Unverstand der Menschen, bisweilen wohl auch Eigennutz ihnen entgegensetzen, ihren Weg finden und am Ende die Feinde zu Freunden verwandeln. S.

Verzeichnis Jüdischer Kriegsschriften, zusammengestellt von **Louis Lamm.** Berlin 1916. Louis Lamm. 14 S. Preis M. 0,60.

Der rührige Verlag bringt hier das erste Heft einer von mannigfachen Gesichtspunkten aus wertvollen und lehrreichen Zusammenstellung von mehr als 150 jüdischen Kriegsschriften.

Martin Buber, Vom Geist des Judentums. Leipzig 1916. Kurt Wolff. 193 S. Geheftet M. 3,50, geb. M. 4,50.

Tiefgründig und plastisch charakterisiert Martin Buber in dem eben erschienenen Buche den orientalischen Menschentypus im Gegensatze zum abendländischen als den motorischen im Gegensatze zu dem sensorischen. Er nennt sie so nach den Vorgängen, die bei dem einen und bei dem anderen im Mittelpunkte des seelischen Prozesses stehen. „Der psychische Grundakt des motorischen Menschen ist zentrifugal: ein Antrieb geht von seiner Seele aus und wird zur Bewegung. Der psychische Grundakt des sensorischen Menschen ist zentripetal: ein Eindruck fällt in seine Seele und wird zum Bilde. Beide sind empfindende, beide handelnde Menschen; aber der eine empfindet in Bewegungen, der andere handelt in Bildern; der erste hat, wenn er wahrnimmt, das Erlebnis der Tat, der zweite hat, wenn er tut, das Erlebnis der Gestalt. Beide denken; aber des einen Denken meint Wirken, des andern Denken meint Form." Platon nennt das Wesen der Dinge Eidos, d. h. Gestalt; der chinesische Philosoph nennt das Wesen der Dinge Tao, d. h. die Bahn.

Der Abendländer begreift seine Empfindung aus der Welt, der Morgenländer die Welt aus seiner Empfindung. Jener geht in seinem Weltbild von der Gegenständlichkeit der Welt aus, auch wo er von ihr zu den obersten Abstraktionen aufsteigt oder sich in die tiefsten Geheimnisse der Seele versenkt, dieser von der Innerlichkeit der Welt, die er in seiner Innerlichkeit erlebt. Der Okzidentale schreitet stufenweise von der Erscheinung zur Wahrheit der Welt oder dringt intuitiv zu ihr vor, der Orientale trägt die Wahrheit im Kern seines Lebens und findet sie in der Welt, indem er sie ihr gibt. Jener vereinfacht die Welt, indem er ihre Erscheinungen unter allgemeine Begriffe einordnet, dieser, indem er aus seiner Innerlichkeit, der Einheit im Geiste, die einige Welt aufbaut. Sein Einheitstrieb ist der elementarere. Die einige Welt aber soll nicht bloß erfaßt, sie soll verwirklicht werden. Sie ist dem Menschen nicht gegeben, sondern aufgegeben. Hier bewährt sich der motorische Charakter des Orientalen als das Pathos der Forderung, das Sein aus der Entzweiung zur Einheit zu bringen.

Was vom Orientalen gilt, gilt in ganz besonderem Maße von dem Juden. Er stellt den motorischen Menschentypus in seiner reichsten Ausprägung dar. Die Welt ist für ihn in der Tat, und sein wesentliches Erleben gipfelt in seinem Tun. Auch er ist von der Erkenntnis getragen, daß die urgemeinte Einheit der Welt gespalten und entstellt ist, aber er erlebt die Entzweiung vor allem andern als den Dualismus seines eigenen Ich und er hebt sie auf, indem er sich mit der ganzen Seele entscheidet, zur Unbedingtheit durchdringt, aus der Unfreiheit sich zur Freiheit emporringt. „Die Welt", sagt ein jüdischer Spruch, „ist um der Wahl des Wählenden willen erschaffen worden". So ist im Judentum die Entscheidung des Menschen Mitte und Ursinn alles Geschehens. An seiner Einkehr und Umkehr, an seiner Erneuerung erneuert sich der Bestand der Welt.

Auf dieser trotz alles Druckes und unter allen Einflüssen erhaltenen Innerlichkeit der Juden baut sich des Verfassers Glaube an eine neue geistig-religiöse Schöpfung des Judentums auf.

Buber unterscheidet nämlich streng zwischen Religion und Religiosität. Von dieser, nicht von jener erhofft er eine Erneuerung des Judentums. Treffend äußert er sich: „Religiosität ist das ewig neu werdende, ewig neu sich aussprechende und ausformende, das staunende und anbetende Gefühl des Menschen, daß über seine Bedingtheit hinaus und doch mitten aus ihr hervorbrechend ein Unbedingtes besteht, sein Verlangen, mit ihm lebendige Gemeinschaft zu schließen, und sein Wille, es durch sein Tun zu verwirklichen und in die Menschenwelt einzusetzen. Religion ist die Summe der Bräuche und Lehren, in denen sich die Religiosität einer bestimmten Epoche eines Volkstums ausgesprochen und ausgeformt hat, in Vorschriften und Glaubenssätzen festgelegt, allen künftigen Geschlechtern ohne Rücksicht auf deren neu gewordene, nach neuer Gestalt begehrende Religiosität als für sie unverrückbar verbindlich überliefert. Religion ist so lange wahr, als sie fruchtbar ist; dies ist sie aber so lange, als die Religiosität, das Joch der Vorschriften und Glaubenssätze auf sich nehmend, sie doch — oft ohne es zu merken — mit neuem glühendem Sinn zu erfüllen und zuinnerst zu verwandeln vermag, daß sie jedem Geschlecht erscheinen, als wären sie ihm selber heute offenbart, seine eignen, den Vätern fremden Nöte zu stillen. Sind aber die Riten und Dogmen einer Religion so erstarrt, daß die Religiosität sie nicht zu be-

wegen vermag oder sich ihnen nicht mehr fügen will, dann wird die Religion unfruchtbar und damit unwahr.“ Religiosität ist also das schaffende, aufbauende, Religion das organisierende Prinzip; jene bedeutet Aktivität und Leben, diese Passivität und Stillstand, jene trägt dem Gesetz der Entwicklung Rechnung, diese tut dem Menschen Zwang an, sie vergewaltigt ihn; jener ist es um Erneuerung, dieser um Erhaltung zu tun. Aus Religiosität stehen die Söhne wider die Väter auf, um ihren eigenen Gott zu finden, aus Religion verdammen die Väter die Söhne, weil sie sich ihren Gott nicht auferlegen ließen. Die Religiosität wurzelt in der Entscheidung, die die Verwirklichung Gottes durch den Menschen und als solche, wie aus den Worten der Mischna: „Besser ist eine Stunde der Umkehr in dieser Welt, als das ganze Leben der kommenden Welt“ erhellt, der höchste, der göttliche Augenblick des Menschenlebens, ja des ganzen Weltlebens ist. Die Trägheit, die Entscheidungslosigkeit aber wird als die Wurzel alles Uebels bezeichnet; Sünde ist nichts anderes als Trägheit.

Kein Mensch kennt den Abgrund der inneren Zweiheit wie der Jude, aber keiner wie er das Wunder der Einung, das nicht geglaubt, das nur erlebt werden kann. Die Unbedingtheit ist der spezifische religiöse Gehalt des Judentums. In der Unbedingtheit seiner Tat erlebt der Jude die Gemeinschaft mit Gott. Nicht auf einem Glaubenssatz ist die jüdische Religiosität aufgebaut, sondern auf der Weihe der Gesinnung, auf dem hingebungsvollen, aus allen Kräften tätigen Streben nach tiefinnerlicher religiöser Vervollkommnung, auf dem Gottsuchen, wie es mit eindringlicher, flammender Beredsamkeit die urgewaltigen Propheten gepredigt haben.

So berührt sich Martin Buber im Grunde mit R. Simon ben Lakisch, der da lehrte, daß „Die Aufhebung des Gesetzes zuweilen seine Begründung“ sei; denn Reform, Neuauffassung ist oft die wirkliche neue Begründung des in seiner früheren Form minderwertig, unzutreffend und zweckwidrig gewordenen Gesetzes, also im eminenten Sinne konservativ (Menachoth, 99a). Ist damit nicht der Forderung nach organischer Entwicklung und Erweiterung der Lehre Ausdruck gegeben, der logischen Arbeit des Geistes und der Schärfe des Gewissens das Primat vor der Tradition eingeräumt? B. Münz.

Rundschau.

Generalversammlung des Rabbinerverbandes in Deutschland.

Für den 8. bis 10. Mai d. Js. hatte der Rabbinerverband in Deutschland seine Mitglieder zu einer Tagung nach Berlin zusammenberufen. Daß die Versammlung einem von allen Seiten empfundenen Bedürfnis entsprach, bewies der starke Besuch. Fast hundert Rabbiner hatten der Aufforderung Folge geleistet; unter ihnen befand sich auch das Ehrenmitglied Maybaum-Berlin, auch drei Feldrabbiner (Levi-Breslau, Italiener-Darmstadt, und Baeck-Berlin) waren aus der Ferne herbeigeeilt. Den Vorsitz führten Professor Guttmann-Breslau und später Munk-Marburg, das Schriftführeramt versah Goldmann-Oppeln. Von vielen verhinderten Kollegen waren herzliche Schreiben eingegangen, auch die Synagogengemeinde Berlin hatte ein Begrüßungstelegramm gesandt.

In seiner Begrüßungsansprache gedachte Professor Guttmann zunächst der schweren Zeit des Krieges und der Stellung der Religion mit ihren Friedensidealen in dem uns aufgezwungenen Kampf. Des weiteren berührte er die seit der letzten Generalversammlung durch den Vorstand erledigten Geschäfte, besonders verweilte er bei der Einrichtung der Feldseelsorge und deren Anerkennung durch die Behörden. Den Feldrabbinern und ihrem vorbildlichen Wirken sprach er den herzlichsten Dank des Verbandes aus. Sodann gedachte er der seit der letzten Versammlung entschlafenen Mitglieder, unter denen er besonders Vogelstein-Stettin und Cohn-Kattowitz erwähnte. Der Bericht schloß mit einem begeisterten Dank an das deutsche Heer und seine Führer, die des Vaterlandes Grenzen in so aufopferungsvoller Weise schützten, und einem Hoch auf den obersten Heerführer, den Kaiser.

Den Kassenbericht erstattete für den erkrankten Werner-München, Blumenthal-Berlin. Es wurde beschlossen, den Geschäftsbericht mit dem Kassenbericht und dem nächsten Punkt der Tagesordnung, der Militärseelsorge, zugleich zur Besprechung zu stellen.

In seinem Referate über die Militärseelsorge sprach Kopfstein-Beuthen gleichfalls zu Beginn den Feldrabbinern für ihre Tätigkeit herzlichsten Dank aus. Er schilderte dann anschaulich die Probleme, die der Krieg in der Seelsorge ergeben hatte, indem zu den Landeskindern noch der unendliche Strom der Gefangenen kam. Für die bisherige Regelung, die durch den Verband der deutschen Juden geschehen sei, müsse an sich Dank ausgesprochen werden, wenn auch vieles über den Kopf des Rabbinerverbandes und seinen Wünschen entgegen geschehen sei. Die Forderungen, die der Redner zum Ausdruck brachte, leiteten zu einer Besprechung der Stellung der Militärseelsorge im Frieden über, für die man Gleichstellung mit den christlichen Konfessionen verlangen müsse.

In der stellenweise sehr lebhaften Debatte, die sich auch mit der rechtlichen und sonstigen Stellung des Rabbiners überhaupt befaßte, waren sich alle Seiten darüber einig, daß einerseits der Rabbinerstand vollauf und opferfreudig seine Pflicht in diesen Angelegenheiten erfülle, daß andererseits Mißhelligkeiten entstanden seien, welche aus dem nicht recht geklärten Verhältnis zum Verbande der deutschen Juden herrühren. Von vielen Seiten wurde in allen religiösen Angelegenheiten ein durchaus selbständiges Vorgehen des Rabbinerverbandes empfohlen, von anderer Seite wurde ein vermittelndes Verfahren gewünscht. Da die Ansichten sich sehr schroff gegenüberstanden, wurde schließlich eine Verständigungskommission eingesetzt. Am folgenden Tage legte sie der Versammlung nachstehende Entschließung vor, welche einstimmige Annahme fand:

„Als den wertvollsten Gewinn des gegenwärtigen Völkerringens, in dem unser deutsches Volk gegen eine Welt von Feinden heldenmütig um sein Dasein und seine höchsten Güter kämpft, erachtet der Verband der Rabbiner in Deutschland die Erstarkung des religiösen Bewußtseins und die Rückkehr der Seele zu Gott. Der Verband hält es für die vornehmste Aufgabe des Rabbiners, als des berufenen Vertreters der jüdischen Religion, diese Wirkung in unserer religiösen Gemeinschaft für die Dauer zu erhalten. Dazu ist notwendig, daß dem Rabbiner die gesetzliche Stellung gegeben werde, die allein die Erfüllung dieser Aufgabe zu gewährleisten vermag.

In allen religiösen Angelegenheiten der deutschen Judenheit hält der Rabbinerverband in Deutschland eine vorgängige selbständige Behandlung durch seine Organe für unerläßlich. Er ist bereit, zu ihrer Durchführung mit allen anderen Organisationen zusammenzuwirken und erwartet, daß Verhandlungen mit den Behörden, soweit sie religiöse Fragen berühren, nur im Einverständnis mit dem Rabbinerverband in Deutschland geführt werden. Auf dieser Grundlage beauftragt die Generalversammlung den geschäftsführenden Vorstand, eine Verständigung mit dem Verband der deutschen Juden in den darauf bezüglichen Fragen alsbald herbeizuführen."

Die weitere interessante Debatte über die oben erwähnten Gegenstände brachte verschiedene Stimmungen und Wünsche zum Vorschein. Fast allseitige Uebereinstimmung herrschte darüber, daß die gegenwärtige rechtliche Lage des preußischen Rabbinerstandes eine auf die Dauer unhaltbare sei und daß unabhängig von der Organisationsfrage eine Aenderung angestrebt werden müsse. Es wurde hervorgehoben, daß der Rabbinerverband seinem Vorstande, dem er für seine treue Mühewaltung zu herzlichstem Danke verpflichtet sei, nicht gut zumuten könne, die sehr erhebliche Arbeitslast im Nebenamt zu erledigen, und daß daher nach dem Vorbilde anderer Organisationen ein be-

soldeter Syndikus angestellt werden müsse. Auch auf die Notwendigkeit einer Fachpresse wurde hingewiesen, da dem Rabbiner zur Vertretung seiner idealen Standesinteressen bisher keine rechte Möglichkeit in der Presse gegeben sei. Die Versammlung übergab, indem sie ihre grundsätzliche Zustimmung zu beiden Punkten zu erkennen gab, beide Anträge einem Ausschuß, der die Lösung der Fragen vorbereiten soll. Des ferneren wurde eine bereits vom Zentralausschuß gewählte Gesetzeskommission bestätigt, welche die gesamte Stellung des Rabbiners, — sowohl die gesetzliche, wie die innerhalb der Gemeinde — untersuchen und die geeigneten Wege zu der dringend erforderlichen Besserung dieser Stellung weisen soll. Als Material wurde ihr ein Antrag überwiesen, der auf eine Ablösung der Gebühren für Kasualien hinzielt.

Die Nachmittag-Sitzung leitete Munk-Marburg, da der Vorsitzende wegen eines Trauerfalles in der Familie zur Abreise gezwungen war. Rosenberg-Thorn hielt ein Referat über den jüdischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. Er zeigte historisch, wie die bisherige schwierige Lage entstanden sei und legte sie in ihrem ganzen Umfange dar. Sodann schilderte er in allen Einzelheiten die Wünsche, welche zu erfüllen seien, und legte eine Anzahl von Thesen vor. Da der Vortrag im Druck erscheinen wird, kann auf eine Wiedergabe des Inhalts hier verzichtet werden. Nach langer Debatte wurden die Thesen, bis auf eine, in etwas veränderter Gestalt angenommen. Sie verlangen, daß jüdischer Religionsunterricht überall eingerichtet werde, wo jüdische Kinder vorhanden seien, daß die Kosten von der Patronatsbehörde übernommen werden, daß der Unterricht in allen Klassen erteilt und davon nur befreit werden solle, wenn bei Vorliegen religiöser Bedenken ein vollgültiger Ersatzunterricht nachgewiesen sei. Ferner wird verlangt, daß nur Rabbiner und solche Lehrer zur Verwendung gelangen, die ihre Befähigung nachweisen, (in den oberen Klassen akademisch gebildete) daß die Schüler im laufenden und im Reifezeugnis eine Zensur erhalten, und schließlich, daß der jüdische Religionslehrer zu allen Konferenzen hinzuzuziehen sei, in denen es sich um seine Schüler handelt. Ferner wurde dem Vorschlage des Referenten zugestimmt, daß das Hebräische als Lehrgegenstand beim Religionsunterricht dort zu erstreben sei, wo die Schüler ohne Kenntnis des Hebräischen aufzuwachsen drohen, und daß in den Ausnahmefällen, da an den höheren Lehranstalten kein Religionsunterricht eingerichtet sei, der Besuch der Religionsschule der Synagogengemeinde bis zum 14. Lebensjahre als obligatorisch erachtet werden müsse.

Ueber den zugleich vorgelegten Entwurf eines Normallehrplans fand keine Diskussion statt.

Die Debatte über die Thesen, die sich in der Vormittagssitzung des folgenden Tages fortsetzte, wurde abgebrochen, um das Ergebnis der Neuwahlen zu verkünden. Zu Ehrenmitgliedern des Zentralausschusses wurden gewählt: Bloch-Posen, Frank-Köln, Maybaum-Berlin und Rosenthal-Breslau. Mitglieder sind: Appel-Karlsruhe, Blumenthal-Berlin, Cohn-Ichenhausen, Cohn-Rawitsch, Eschelbacher-Berlin, Freudenthal-Nürnberg, Gronemann-Hannover, Gutmann-Breslau, Horowitz-Frankfurt a. M., Jacob-Dortmund, Kopfstein-Beuthen, Munk-Marburg, Nobel-Frankfurt a. M., Rosenthal-Köln, Salfeld-Mainz, Samuel-Essen, Seligmann-Frankfurt a. M., Walter-Bromberg, Werner-München, Winter-Dresden und Wreschner-Samter. Stellvertretende Mitglieder sind: Baeck-Berlin, Goldmann-Oppeln, Löwenthal-Hamburg, Neumark-Duisburg und Theodor-Bojanowo.

Nach Ende der Debatte über den Religionsunterricht hielt am nächsten Vormittag Goldmann-Oppeln ein Referat über „die Stellung des Rabbiners zur Ostjudenfrage." Er betrachtete zunächst die Wirkungen, die das Auftauchen des Ostjudenproblems bisher auf den deutschen Juden ausgeübt hatte, sodann wandte er sich der politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und religiösen Seite der Frage zu. Ohne Vorschläge für die Zukunft zu machen, legte der Referent rein objektiv die historischen und psychologischen Grundlagen der Ostjudenfrage dar, und hob hervor, daß er keinen Beitrag zu ihrer Lösung, sondern nur zu ihrem Verständnis geben wolle. An den Vortrag, der gleichfalls im Druck er-

scheinen wird, schloß sich auf Wunsch des Zentralausschusses keine sachliche Debatte.

Nächster Punkt der Tagesordnung war die Witwen- und Waisenkasse, über die Frendenthal-Nürnberg berichtete. Von ihrem Stande konnte er nicht allzugünstiges sagen, vor allem erscheint der Wunsch, sie zu einer Pensionskasse umzugestalten, in recht weite Ferne gerückt. Solange es aber in Deutschland selbst in größeren Gemeinden Rabbiner gäbe, deren Pensions- und Relittenverhältnisse nicht geregelt seien, müßte an diesem Plan festgehalten werden. Unter Hinweis auf den großen Segen, den die Kasse bereits gestiftet habe, forderte der Referent die Kollegen zu eifriger Werbearbeit auf. Nach längerer Debatte wurde ein Antrag angenommen, gemäß dem jedes Mitglied des Rabbinerverbandes der Pensionskasse als außerordentliches Mitglied angehören muß. Als Mindestbeitrag wurde eins vom Tausend des festen Jahreseinkommens bestimmt.

Nachdem hiermit die eigentliche Tagesordnung erledigt war, wurden verschiedene Anregungen vorgebracht. Zur Bewältigung der vielen neuen Aufgaben, die der Krieg mit sich gebracht hat, wurde ein Arbeitsausschuß eingesetzt, den als erster Gegenstand die Maßnahmen für die Führung eines rituellen Haushalts während des Krieges beschäftigen sollen. Von anderer Seite wurde auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die dem Schächten daraus erwachsen könnten, daß während der Kriegszeit auch das Blut der geschächteten Tiere für die Volksnahrung notwendig sei. Als Aushilfsmittel wurde auf eine neue Schlundzange empfehlend hingewiesen, welche den Uebelstand beseitige. Eine Reihe anderer Fragen wurde dem geschäftsführenden Vorstand zur Erledigung überwiesen.

Nachdem zum Schluß Frendenthal-Nürnberg in warmen Worten der Helden gedacht hatte, die im Kampfe für das Vaterland ihr Leben dahingegeben haben, sprach Rosenthal-Köln den beiden Vorsitzenden den herzlichsten Dank der Versammlung für die Leitung der Geschäfte aus. In seiner Schlußansprache faßte Dr. Munk die Ergebnisse der erfolgreichen Tagung zusammen. Mit dem Danke an alle Erschienenen verband er die Bitte, auch in Zukunft den idealen Aufgaben des Rabbinerverbandes im Interesse des gesamten deutschen Judentums die volle Arbeitskraft zu widmen. Er schloß die Versammlung mit einem innigen Gebet um Sieg und Frieden.

Zum 75. Geburtstag des Rabbiners Prof. Dr. Philipp Bloch-Posen (30. Mai).

Es ist uns ein Herzensbedürfnis, dem verehrten Freunde, dem Veteranen unter den liberalen Rabbinern Deutschlands, dem Vorsitzenden der Vereinigung der liberalen Rabbiner, zur Vollendung seines 75. Geburtstags unsere innigsten Glückwünsche darzubringen. Unsere Huldigung gilt dem Menschen wie dem Gelehrten, dem Rabbiner wie dem überzeugungstreuen Bekenner.

Voll gewinnender Liebenswürdigkeit und schlichter Herzlichkeit, voll abgeklärter Weisheit und verstehender Duldsamkeit erscheint uns der patriarchalische Jubilar wie die Verkörperung des weisen Nathan, in seiner Persönlichkeit das Dichterwort erfüllend: „Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach! Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun, mit innigster Ergebenheit in Gott zu Hilf!“

Als Mann der Wissenschaft, als Gelehrter und Forscher auf dem Gebiete der Wissenschaft des Judentums zählt Bloch, dem der Ehrentitel eines Professors in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit von der preußischen Regierung verliehen worden ist, zu den ersten Größen unter dem lebenden Geschlecht. In stiller, treuer, gewissenhafter Arbeit ist er ergraut und kann auf ein reiches Lebenswerk zurückschauen. Schon seine beiden Jugendarbeiten, die im Jahre 1862 von ihm gelöste Preisaufgabe des Breslauer Seminars: „Rabbi Simeon ben Gamaliel nach seinen Lebensverhältnissen und seiner geistigen Wirksamkeit“ und seine Doktordissertation (1865) „Der Gottesbegriff bei Aristoteles“ weisen frühzeitig auf die doppelte Spur, auf welcher sich seine wissenschaftliche Tätigkeit vornehmlich bewegte: Geschichte und Religionsphilosophie. Auf dem Gebiete der Geschichte vertiefte er sich, nach seiner im Jahre 1871 erfolgten Berufung zum

Rabbiner an die israelitische Brüdergemeinde in Posen, in die Erforschung der Geschichte der posenschen Juden. Seine bedeutungsvollsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind: „Die ersten Kulturbestrebungen der jüdischen Gemeinde Posen unter preußischer Herrschaft", (Graetz Jubelschrift 1887), „Die Generalprivilegien der polnischen Judenschaft", „Die Sage von Saul Wahl, dem Eintagskönig von Polen", „Der Streit um den Moreh des Maimonides in der Gemeinde Posen um die Mitte des 16. Jahrhunderts", „Kolonisationsbestrebungen des Salomon Eiger", „Der Mamron oder der jüdisch-polnische Wechselbrief". — Dem Andenken seines berühmten Lehrers am Breslauer Seminar, des Historikers Graetz, der ihn ganz besonders als seinen Lieblingsschüler ins Herz geschlossen hatte, widmete er in freundschaftlicher Pietät seine Biographie „Heinrich Graetz", die zuerst in Amerika englisch, dann auch ins deutsche übersetzt im 48. Jahrgang der Frankel-Graetzschen Monatsschrift erschien. — Auch auf einem Grenzgebiet zwischen Geschichte und Talmudwissenschaft veröffentlichte er wertvolle „Studien zur Aggadah" (abgedruckt M. S., 34. und 35. Jahrgang).

Seine besondere Liebe aber wendete Bloch religionsphilosophischen Studien zu. Er übersetzte Saadias religionsphilosophisches Buch „Von Glauben und Wissen" (1879) und einen bedeutsamen Abschnitt aus Chasdai Creskas „Or Thora" über die Willensfreiheit. Er untersuchte den Einfluß der Merkaba-Mystiker der Gaonenzeit auf die Liturgie (M. S. 37. Jahrgang). Als die letzten reifen Früchte seiner religionsphilosophischen Studien schrieb er für „Winter und Wünsche", die „Geschichte der Entwicklung der Kabbalah und der jüdischen Religionsphilosophie" (1894) und „Die Kabbalah auf ihrem Höhepunkt und ihre Meister" (1903).

Seit seinen Studienjahren gehört Bloch der liberalen Richtung an, die er mit Mäßigung, wo es nottut aber auch mit Entschiedenheit vertritt.

Mögen dem verehrten Jubilar, dem eine tapfere, umsichtige Gattin treu und sorgend, weise und verständnisvoll zur Seite steht, noch viele Jahre segensreichen Wirkens und Schaffens im Kreise seiner Lieben zur Verherrlichung unseres Glaubens und unserer Lehre vergönnt sein!

In **Danzig** starb der für das liberale Judentum außerordentlich verdiente Justizrat Steinhardt, der seit Begründung der Vereinigung für das liberale Judentum dem Vorstand angehörte.

Frau Bertha Ziemlich,

geb. am 31. Okt. 1859, gest. am 23. April 1916.

Der 26. April sah trotz ungewohnt früher Stunde und trotzdem keine Veröffentlichung stattgefunden hatte, eine große Trauerversammlung auf dem alten israel. Friedhof. Frau Bertha Ziemlich wurde zur letzten Ruhe gebettet. In aller Stille sollte — ihrem niedergeschriebenen Wunsche entsprechend — nur mit allgemeinem Gebet ihre Beerdigung stattfinden; aber dieser, ihr Wunsch, konnte all die, die sie liebten und verehrten, nicht abhalten, noch einmal dem zu folgen, was sterblich an Bertha Ziemlich war. — Vor mehr als 34 Jahren war sie — die würdige Tochter des großen Vaters, des berühmten Rabbiners und Gelehrten Joel — von Breslau dem Gatten, dem damaligen Rabbiner in Nürnberg, in die neue Heimat gefolgt und ihr war sie treu geblieben, auch nachdem ein unerbittliches Geschick ihr nach kurzem Glücke die Liebsten — Kinder und Gatten — geraubt hatte. Wie sie die Schicksalsschläge trug, das adelte ihr adeliges Wesen doppelt!

Einen Edelmenschen nannte Rabbiner Dr. Freudenthal sie in seinem Nachruf, ja ein edler Mensch im Denken, Empfinden und Handeln war sie und blieb es in all dem schweren Leid; im Sorgen für Andere vergaß sie sich! Was sie den jüdischen Vereinen leistete, was sie im Frauenwohltätigkeitsverein schuf, was aus dem jüdischen Schwesternheim durch ihr unermüdlich-treues Sorgen bis zum letzten verständlichen Worte wurde, wie ihr Walten in den interkonfessionellen Vereinigungen: Armenpflege und Bahnmission segensvoll war, das läßt sich im Rahmen dieser Zeilen nicht schildern; allein durch ihre Wesensart, durch ihr rasches Erfassen dessen, was notwendig, wurde ihre Arbeit unschätzbar.

„Was gut an mir ist, ist jüdisch," diese Worte hat sie selbst von sich gesagt und j ü d i s c h im tiefsten Sinne unserer Religion war sie, lauter und selbstlos in ihrem Denken

und Tun; weiblich im schönsten Sinne des Wortes in ihren Handlungen, ihrem Wesen, deutsch im wahrsten Sinne der Bezeichnung in ihrem Fühlen, ihrer Treue. Als der schreckliche Krieg das Vaterland bedrohte, in den Grundfesten erschütterte, zwang sie sich selbst wieder herauszutreten aus ihrer Zurückgezogenheit, stellte sich der städtischen Kriegsfürsorge zur Verfügung, arbeitete im Hausfrauenbund zur Kriegshilfe, wurde der spiritus rektor all seiner Unternehmungen. — Ihr hervorragender Verstand, ihr tiefes Mitfühlen, ihr reiches Wissen, ihr abgeklärtes Urteil, ihre große Bescheidenheit, ihr warmes Verständnis für alle Leiden und Schwächen der Menschen, ihr fester Glaube an das Gute in Jedem ließen sie „Allen Vieles geben", „Vielen Alles sein". Die Worte des Geistlichen gipfelten in diesen zwei Sätzen; das Aufschluchzen, das ihnen folgte, klang wie ein Echo aus den Herzen der Trauernden. — Kein Hilfesuchender ging von dieser seltenen Frau ohne Trost, kein Ratheischender ohne Belehrung und Niemand hat wohl, selbst bei kurzem Zusammensein, nicht ihres „Geistes einen Hauch" verspürt, konnte sich der Verehrung weckenden Macht ihrer Persönlichkeit entziehen. — Ihr war der Tod, der sie bei einem Besuch ihrer Geschwister in Bamberg, nach kurzem Leiden traf, eine freudig erwartete Erlösung, froh und friedlich harrte sie bewußt der ewigen Ruhe entgegen, aber klaffend ist die Lücke, die ihr Scheiden hinterläßt, klaffend in den Institutionen und Vereinen, denen ihr Mühen, ihr Walten, unausfüllbar in den Herzen derer, denen ihr Sorgen galt, unverwischbar die Erinnerung an sie bei denen, die sie ihrer Freundschaft für wert hielt. Gesegnet sei ihr Gedenken, unauslöschlich, was sie schuf; denn ein Segen war sie, zum Segen werde ihr Beispiel. —

H.

Aus der Jugendbewegung.

Berlin. Am 14. Februar sprach im Jüdisch-liberalen Jugendverein zu Berlin der Syndikus des Hilfsvereins der Deutschen Juden, Herr Dr. B. Kahn, über das Thema: „Der Krieg und die Ostjuden." Nach einem Ueberblick über die Ansiedlungsgeschichte der Juden in Polen und Rußland legte der Redner ihre heutige Stellung zur russischen und polnischen Volksmasse dar. Er gab alsdann eine Schilderung des Elends, das der Krieg über die Juden des Ostens gebracht, und wandte sich dem Ostjudenproblem zu. Der Redner gelangte zu dem Resultat: Im Lichte persönlicher Freiheit und Gleichberechtigung will der polnische Jude in dem Lande bleiben, in dem seine Eltern und Großeltern begraben sind, um auf der Stufe des vollen Staatsbürgertums als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft auftreten zu können. — Lebhafte Erörterungen schlossen sich den sachkundigen Ausführungen des Vortragenden an. Herr Dr. Bruno Lange, der den Vorsitz führte, dankte dem Referenten in warmen Worten und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Zeit nicht mehr fern sein möge, die den unglücklichen Glaubensgenossen die Freiheit und uns allen einen siegreichen Frieden bringen werde. Die zahlreich erschienenen Damen und Herren zollten den Ausführungen begeisterten Beifall.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Mit Rücksicht auf das Purimfest und um gleichzeitig unseren auswärtigen Vereinsmitgliedern die Möglichkeit der Teilnahme zu gewähren, hielten wir unsere 3. Mitgliederversammlung am 19. März unter sehr starker Beteiligung in den Räumen der Spinoza-Loge ab.

In liebenswürdiger Weise hatte Herr fürstlicher Archivar Dr. Zivier, Pleß, einen Vortrag über das Thema „Rasse-Judentum" übernommen.

Unter Hinweis auf Chamberlains Schrift „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" bewies der Herr Redner, in welch große Widersprüche sich der Verfasser dieses Buches verwickelt, wenn er die Behauptung aufstellt, daß der, in dessen Adern nicht germanisches Blut rollt, minderwertig sei, und nur die germanische Rasse als Kulturträgerin Bedeutung hätte.

Diese Auffassungen würden in rein antisemitischer Weise ausgenutzt und demzufolge behauptet, daß jede bei den Deutschen vor-

gefundene Eigenschaft gut sei, die nämliche aber bei den Juden vorhandene natürlich als verwerflich gelte. Diese Rassenlehre habe auch in jüdischen Kreisen bedauerlicher Weise Anhänger gefunden. Die gesamte Rassenlehre ist durch den Krieg in sich zusammengefallen. Dies beweisen die verschiedenen Völker, die sich mit- und gegeneinander im Weltenbrand verbunden hätten. Ueber der Rasse steht der Staat.

Wir Juden sind nur durch die Bande der Religion miteinander fest verbunden. Geistig und kulturell haben wir uns völlig assimiliert und gerade durch die Reinheit unserer Religion werden wir allen Völkern zu dauerndem Segen gereichen.

Stürmischer Beifall lohnte unseren sehr verehrten Gast, dem wir auch an dieser Stelle für die Trefflichkeit seiner Ausführungen wärmsten Dank sagen.

Nach einigen von Herrn Berger gemachten Vereinsmitteilungen und der Verlesung des letzten Feldberichts des Herrn Feldrabbiners Dr. Salli Levi folgte der gemütliche Teil, bei dem die Herren Justizrat Berger, Sanitätsrat Dr. Reich und Herrmann Lewkowitz Tischreden hielten, während die Damen Rosa Meckauer, Ruth Cohn und Roth sowie Herr Herbert Goldstein durch Gesang und Rezitation die Anwesenden unterhielten.

Um ¾12 Uhr schloß Herr Alfred Berger mit warmen Dankesworten an alle Anwesenden und besonders Herrn Archivar Dr. Zivier diese sehr wohlgelungene Veranstaltung, bei der unsere Mitgliederzahl die Höhe von 250 erreichte.

Für den 11. April hatten sich unsere beiden außerordentlichen Mitglieder Frau kgl. Amtsrat Hepner, Guttentag und Herr Sanitätsrat Dr. Reich uns zur Verfügung gestellt.

Herr Bayer eröffnete die Versammlung und gedachte zunächst unserer beiden auf dem Felde der Ehre gefallenen Mitglieder, der Herren cand. jur. Baumgart und Fritz Bergmann; unsere Organisation verliert in den beiden Mitgliedern zwei treue Anhänger des liberalen Gedankens, deren Andenken bei uns immer lebendig bleiben wird.

Hierauf erteilt der Leiter Herrn Sanitätsrat Dr. Reich das Wort zu seinem Vortrag: „Emil Lehmann als Lehrer der Judenheit und Führer der jüdischen Jugend." In fesselnden Ausführungen entrollt der Redner ein Lebensbild Lehmanns und stellt denselben als leuchtendes Vorbild für jeden Juden dar. Seine Gedanken leben in den großen jüdischen Organisationen fort, die er mit begründen half. Von seiner großen Begeisterung für seinen Glauben zeugen auch seine Gedichte und anderen Schriften. Anschließend an den Vortrag gab Frau Amtsrat Hepner Proben aus Lehmanns Gedichten und einen Auszug aus seinem offenen Brief an Paulsen. Reicher Beifall lohnte die Vortragenden.

Mit Dankesworten schloß Herr Bayer die Versammlung.

Für Sonntag, den 7. Mai, hatten wir unsere Mitglieder zur Schlußversammlung unseres Wintersemesters eingeladen, die gut besucht war.

Wiederum mußte Herr Bayer zu Beginn des Abends die traurige Mitteilung machen, daß eins unserer besten Mitglieder, Herr Walter Tichauer, bei den Kämpfen im Westen den Heldentod gefunden hat. Sein liebenswürdiges Wesen und sein reges Interesse an allen Veranstaltungen unseres Vereins läßt uns in ihm einen lieben Vereinsbruder verlieren, den wir nie vergessen werden.

Sodann begrüßt Herr Bayer die beiden Herren Redner des Abends und teilt mit, daß für das ausscheidende Vorstandsmitglied Frl. cand. phil. Grünthal, Frl. stud. med. Peritz in den Vorstand gewählt worden ist. Er erteilt hierauf Herrn Zahnarzt Engel das Wort, der einige Mitteilungen über die innere Arbeit unserer Organisation und ihre Erfolge macht. Aus dem jüdischen Vereinsleben Breslaus ist besonders die Gründung eines „Jüdischen Mädchenklubs" zu erwähnen, der zwar unter neutraler Flagge segelt, wahrscheinlich aber seine Mitglieder zu Zionisten erziehen will, da seine Leitung nur in zionistischen Händen liegt. — Im Sommer wird unsere Versammlungstätigkeit natürlich ruhen müssen, wir werden jedoch alle 8 Tage am Dienstag in Scheitnig (Schweizerei) zusammenkommen; außerdem wird die Diskussionsabteilung unter Leitung des Herrn Rabbiner Dr. Goldmann weiter tagen.

Herr Prof. Wohlauer hielt sodann eine Ansprache an die Versammlung, in der er

zunächst die Bedeutung der Arbeit unserer Jugendorganisation hervorhob. In kurzen Worten behandelte er dann die verschiedenen Aufgaben, die der Liberalismus noch zu lösen hat und zeigte die unbedingte Notwendigkeit liberaler Arbeit. Seine begeisterten Ausführungen gipfelten in dem Satze: „Das Judentum wird liberal sein, oder es wird nicht sein."

Herr Justizrat Peiser hielt hierauf seinen Vortrag über das Thema: „Aus der Verwaltung der Synagogengemeinde Breslau." Der geschätzte Redner gab zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die schweren Kämpfe, die die Breslauer Judenheit zu bestehen hatte, ehe sie hier festen Fuß fassen konnte und von dem starken Widerstand, den die Orthodoxie jeden Neuerung im Gemeindeleben entgegenbrachte, so daß oft, wie z. B. bei Ordnung des Schulwesens, die Behörden einschreiten mußten. Er sprach dann von dem Auftreten Abraham Geigers, der für die Entwicklung des liberalen Gedankens und seine praktische Anwendung im Gemeindeleben unendlich viel geleistet hat. Es wird Pflicht der liberalen Juden Breslaus sein, auch in Schlesiens Hauptstadt unsere Ideale zu verwirklichen; denn nur durch fortschreitende Entwicklung wird das Judentum kräftig und widerstandsfähig bleiben.

Den Ausführungen der beiden Herren Redner, die wir seit längerer Zeit zu unseren Mitgliedern zählen dürfen, folgte lebhaftester Beifall.

Nach dem Schlußwort des Herrn Alfred Berger, das in einen begeisterten Ruf zu unabläßlicher praktischer Arbeit der Jugend im Verein mit dem Elternhause unter besonderer Würdigung der vorbildlichen Tätigkeit unserer unvergeßlichen Mitglieder Siegfried Laqueur und Kurt Fabisch ausklang, schloß unser Vorsitzender, Herr Erich Bayer, um 10½ Uhr die Versammlung mit Dankeswerten und dem Wunsche der Wiederaufnahme unserer Tätigkeit im Frieden.

Es sei noch bemerkt, daß wir in diesem Winter 66 Mitglieder gewonnen haben; unsere Mitgliederzahl beträgt z. Z. 266.

Walter Cohn.

Kurt Fabisch,

gefallen im August 1915 bei den Kämpfen im Osten.

Wenn erst heute die Verdienste unseres Kurt Fabisch an dieser Stelle gewürdigt werden, so liegt das an den kriegerischen Ereignissen der letzten Monate, die unseren im Felde weilenden Vorsitzenden, Herrn cand. phil. Albert Wolff, an der Fertigstellung des von ihm übernommenen Nachrufs behinderten.

Fabischs Verdienste würdigen, heißt einen Ueberblick über das Entstehen und die Entwicklung unserer Jugendbewegung geben.

Fabisch gehört zu den Gründern unseres Vereins. Unentwegt arbeitete er an dem inneren Ausbau der Organisation, und von seiner hingebenden Tätigkeit zeugten die Arbeiten der Literaturgruppe, die er in Gemeinschaft mit dem ebenfalls im Dienste des Vaterlandes gestorbenen Herrn Kurt Koeßler leitete. — Sein größtes Verdienst aber ist die Gründung der „Studiengruppe für religiöse Fragen", deren Leitung er späterhin übernahm, und die heute noch in der „Diskussionsabteilung" unter Vorsitz von Herrn Rabbiner Dr. Felix Goldmann, Oppeln, fortbesteht.

Einen großen Teil praktischer Vereinsarbeit leistete er nebenbei, die er späterhin noch durch seine Berufung in den Vereinsvorstand erhöhte.

Bei Kriegsausbruch meldete er sich freiwillig bei einem Infanterie-Regiment und rückte nach verhältnismäßig kurzer Ausbildungszeit ins Feld. — —

Auf den Idealen unserer Bewegung hatte er sein Lebensglück aufgebaut, und von seiner Liebe zum Verein zeugte der rege Briefwechsel, den er mit uns auch vom Kriegsschauplatze aus unterhielt.

Durch sein Hinscheiden sind wir schwer getroffen. Der Verein hat es als seine Ehrenpflicht betrachtet, unseren lieben Kurt Fabisch zum „immerwährenden Mitglied" zu ernennen.

Unsere Pflicht aber ist es, in seinem Sinne weiter zu arbeiten.

Breslau, Ende März 1916.

Curt Brienitzer.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 7 und 8. **Jahrgang 8.** **Juli u. August 1916.**

Positivismus und Relativismus in Philosophie und Religion.

Von Dr. J. Goldschmidt-Offenbach a. M.

Wenn mehrere Wahrheitssucher, die nicht von entgegengesetzten Grundsätzen ausgehen, über ein Problem nicht zur Uebereinstimmung kommen, so kann der Grund auch darin liegen, daß die Begriffe des Problems nicht genügend geklärt wurden, ehe man sich an die Lösung heranwagte. Eine Bearbeitung der Begriffe pflegt dann sehr gute Dienste zu leisten und die Wege der Verständigung zu ebnen.

Ueber positives und relatives Judentum haben die letzten Nummern des „Liberalen Judentums" sehr interessante, geistreiche, wertvolle Erörterungen gebracht, aus der Feder von drei Männern, die auf demselben Standpunkte stehen, die im Grunde einander recht gaben und im Einzelnen doch nicht ihre Anschauungen in Einklang bringen konnten.

Vielleicht kann auch hier eine Bearbeitung der Grundbegriffe einigen Nutzen stiften.

In der Problemstellung: „Positives und relatives Judentum" erscheinen die Begriffe „positiv" und „relativ" als Gegensätze. Sind sie das wirklich?

Auf allen Gebieten, wo die Begriffe „positiv" und „relativ" auftreten, erscheinen sie nie als Gegensätze, ja auf einem Gebiete sind sie sogar identisch.

„Positiv" ist vor allem ein mathematischer Begriff, aber sein Gegensatz ist „negativ".

Man spricht ferner von „positivem" Wissen, im Gegensatz zu „spekulativ", oder „philosophisch".

In der Logik oder Metaphysik hat „relativ" die Bedeutung von „bedingt", und der zugehörige Gegensatz ist „unbedingt" oder „absolut".

Nur in der modernen Philosophie kommen die Ausdrücke „positiv" und „relativ" nebeneinander vor, nämlich in dem von Baco, Hume und Compte begründeten und in neuerer Zeit von Avenarius, Mach etc. weitergeführten „Positivismus", aber dieser ist gleichbedeutend mit „Relativismus", denn der Positivismus ist die Bekämpfung des Absoluten in der Philosophie, der Kampf gegen alle Metaphysik. In allen diesen Bedeutungen kann man von „positivem" oder „relativem" Judentum sprechen, aber nie im Sinne eines Gegensatzes dieser beiden Begriffe.

Es gibt im Judentum „positives" im Gegensatz zum „negativem", beides ist aber Judentum. Das erste der zehn Gebote ist positiv, das zweite negativ. Alle Gebote sind positiv, alle Verbote negativ. Eben-

so besteht das Judentum aus „positiven" und „spekulativen" oder „philosophischen" Bestandteilen, was wohl gleichbedeutend sein dürfte mit „objektiven" und „subjektiven", oder „historischem" und „nationalem" Judentum.

Wenden wir die Kategorien „relativ" und „absolut" auf das Judentum an, so ergibt sich, daß merkwürdigerweise die Kategorie „positiv" dem Begriff „relativ" näher steht, als dem Begriff „absolut". Ein „absolutes" Judentum ist eigentlich nur das System der extremen Orthodoxie. Die Orthodoxie nimmt für ihr Judentum die absolute Gültigkeit in Anspruch. So wie ihr Judentum ist, so war es zu allen Zeiten und an allen Orten. Seine Gültigkeit ist unbedingt. Entwicklungsstufen kennt es nicht. Wie alles Absolute ist es raumlos und zeitlos. Es ist in keinem seiner Teile relativ. Es ist ein ungeteilter, über Entwicklung und Geschichte erhabener „kategorischer Imperativ". Nichts dazu und nichts davon! Es ist keine Summe, kein Gewordenes, sondern ein Ganzes, eine Einheit aus absolut gleichwertigen Teilen. Da gibt es weder Kern noch Schale; weder Wesen, noch Einkleidung; weder Inneres, noch Aeußeres; weder Keim, noch Entfaltung. Es ist eine Emanation des göttlichen Willens, ein Ewiges, Unveränderliches, nicht Gewordenes, allen Kategorieen des Werdens niemals Unterworfenes: ein Absolutes!

Die „Offenbarung" soll als ein Absolutes in den menschlichen Geist eingehen, als ein Absolutes Geschichte werden; die Relativität des Menschen soll das Absolute des Göttlichen fassen und verwirklichen. Das Irrationale des religiös Absoluten geht also über das Irrationale des philosophisch Absoluten hinaus. In der Religion soll das Absolute nicht nur ein Uebermenschliches an sich sein, sondern auch nach seinem Eingehen in das Menschliche ein Absolutes bleiben. —

Dem Absoluten steht begrifflich das Positive gegenüber.

Der „Positivismus" ist der Kampf gegen das Absolute in der Philosophie. Er hält sich streng an die Erfahrung. Er leugnet nicht nur das „Ding an sich", sondern auch alle Substanz, sowohl die objektive, wie die Seelen-Substanz. Für den Positivismus gibt es kein „Ding mit seinen Eigenschaften", sondern nur Eigenschaften, denn die Erfahrung kennt nur Eigenschaften und kein „Ding". Er akzeptiert den Hume'schen Skeptizismus bezüglich der Substanz. Alles, was wir „Ding" oder „Substanz" nennen, ist nur die Relation, der Bewußtseinsinhalt der Empfindungen, welche allein Tatsachen sind.

In der Philosophie ist also „Positivismus" = „Relativismus", Verneinung alles Absoluten. Auf Grundlage des „Positiven" das „Relative" zu bekämpfen, wäre philosophisch sinnlos.

Wie ist es nun in der Religion?

Die Religion ist, wenigstens in der bisherigen Geschichte, die Theorie des Absoluten. Aber auch in der Religion, und hier erst recht, ist, wie schon gesagt, das Reich des Absoluten der Erfahrung entrückt, und das Reich der Erfahrung ist nicht absolut. Das ist außerhalb der extremen Orthodoxie ganz selbstverständlich. Sobald das Absolute in die Welt der Wirklichkeit eintritt, muß es von seinem erhabenen Piedestale herabsteigen. Die Erkenntnis des Absoluten ist schon nicht mehr absolut, denn Erkenntnis ist ein Menschliches. Das ergibt sich auch aus folgendem. Das Absolute an sich kann nie mit sich selber in Widerspruch stehen; die verschiedenartigen Erkenntnisse des Absoluten aber widersprechen gar oft einander, also ist die Erkenntnis nicht mehr absolut. Das sollte eigentlich sich von selbst verstehen, aber in der Wirklichkeit halten die Menschen gern ihre Erkenntnis des Absoluten auch für absolut, und die Folge davon waren in der Geschichte Inquisition, Scheiterhaufen, und auch in unserer Zeit Verketzerung, Gewissenszwang 2c.

Man ersieht daraus, daß keine Religion und keine religiöse Anschauung ein Absolutes ist, denn alle Religion liegt nur als Inhalt des menschlichen Bewußtseins vor. Auch wo man glaubt, eine unmittelbare göttliche Offenbarung zu besitzen, da ist der Glaube ein Menschliches, kann also keinen Anspruch auf absolute Gültigkeit erheben. Für den, der das Absolute zu besitzen glaubt, mag dieses absolut gültig sein, aber auf strenge Allgemeingültigkeit kann kein Anspruch erhoben werden.

Alle Religion ist also, da sie eine Erfahrungs-Tatsache ist, kein Absolutes, sondern ein Relatives. Und umgekehrt: alles Relative, insofern es der Wirklichkeit angehört, ist ein Positives.

Dem entspricht es, daß es nur ein Absolutes gibt, dagegen verschiedenes, ja gegensätzliches Positive. Das Positive, nicht das Absolute, kann also in die Lage kommen, ein anderes Positive zu bekämpfen. Oder, was demnach dasselbe ist, ein Relatives das andere. Wenn aber in einem solchen Kampfe ein „Positives" das andere als ein „Relatives" bekämpft, dann setzt es sich, vielleicht im besten Glauben, psychologisch in einen Vorteil, der ihm nicht zukommt. Durch den Gegensatz zum „Relativen" usurpiert das „Positive" den Schein des „Absoluten". Es erscheint dann so, als ob das „Positive", da es als der Gegensatz des „Relativen" auftritt, eine gewisse absolute Gültigkeit besäße. Andererseits erscheint das „Relative", da es im Gegensatz zum „Positiven" auftritt, als mit dem wahren Gegensatz des Positiven, mit Negativität behaftet. Es entsteht dann der Eindruck, daß einem positiv Absoluten ein negatives Relative gegenübersteht, wobei natürlich das Erstere, unbewußt und unbeabsichtigt, in eine günstige Kampfstellung gelangt, die dem Siege der Wahrheit Schwierigkeiten macht.

Wenden wir nun die bisherigen begrifflichen und psychologischen Erörterungen auf unsern Ausgangspunkt: „Positives und relatives Judentum" an, so ergibt sich ohne Weiteres, daß es sich hier um gleichwertige Begriffe handelt. Da das angreifende „Positive" nicht als „absolut" — logischer Gegensatz zum Relativen — gelten will und das angegriffene „Relative" nicht als negativ oder spekulativ — logische Gegensätze des Positiven — erscheinen soll, so ist, logisch genommen, positives = relatives Judentum.

Wenn Orthodoxie und National-Judentum ihr Judentum polemisch, im Gegensatz zu dem der Liberalen positiv nennen, so ist der Gegensatz, den sie bekämpfen, nicht „relativ", sondern „negativ", im besten Falle „spekulativ".

Wenn das liberale Judentum aber mit Recht sich als ein positives und nur als positiv betrachtet, und wenn dieses „Schlagwort" einen „gangbaren, praktischen Weg" zu dem Frieden zeigen soll, den „die Kriegszeit gebracht und der auch nach dem Kriege erhalten bleiben soll", so dürfte dieser Weg nicht so einzuschlagen sein, daß das liberale Judentum diejenigen seiner Mitglieder, die nach der einen oder andern Seite zu wünschen übrig lassen, vom „Positivismus" ausschließt und zum angeblich entgegengesetzten „Relativismus" degradiert, sondern umgekehrt in der Weise, daß man alle Erscheinungen des Judentum in die Einheit des Positivismus, des tatsächlichen Gegebenseins, aufnimmt und das Tadelnswerte nicht universell mit der höchsten Strafe: der Entziehung des Ehrentitels „Positivismus", brandmarkt, sondern jedes Kind bei seinem rechten Namen nennt und in der ihm besonders zukömmlichen Weise tadelt. Man nimmt der Kritik den Wert der Belehrung, wenn man die verschiedensten Fehler in eine und dieselbe Kategorie hineinzwängt, und besonders dann, wenn diese Kategorie für alle gleich falsch

gewählt ist. Muß denn „subjektives Judentum", „soziales Judentum", „nationales Judentum", „Pietäts-Judentum", „Trotz-Judentum", „Verwaltungs-Judentum", „Kampf-Judentum", „Alljudentum", „zeitphilosophisches Judentum", „pseudoliberales Judentum" 2c. mit Gewalt unter einen Hut gebracht werden? Unter den Hut des „Relativismus", im Gegensatz zum „Positivismus"? Wer kann von einer solchen, alles zusammenwerfenden Kritik etwas profitieren? Am wenigsten kann der Friede, besonders der im eigenen Lager, dabei gewinnen. Eine solche vom „Positivismus" ausschließende Kritik läßt immer einen Stachel zurück. Wer den Frieden will, muß sammeln und nicht trennen. Alle Erscheinungen des Judentums sind gegeben, also positiv, die weltlichen Erscheinungsformen, ebensowohl wie die religiösen. Ein „Judentum ohne Judentum" gibt es nicht. Der Positivismus ist in der Religion das Banner des Friedens: er erkennt selbst seine „Relativität".

Sabbat oder Sonntag?

Von Rabbiner Dr. S. Samuel-Essen.

Im letzten November-Dezemberheft dieser Zeitschrift hat Herr Lehrer Meyer die wohlbekannte Sabbatnot wieder einmal zur Sprache gebracht und den Ruf erhoben: „gebt uns Feiertage!" Dieser Ruf richtete sich an die liberalen Rabbiner; aber er ist, soviel ich sehe, bisher ohne Widerhall geblieben. Von den Rabbinern kann solchem Wunsche am wenigsten entsprochen werden, denn das wäre doch wohl Angelegenheit der Gesamtheit. Im Hinblick auf diese aber haben die liberalen Rabbiner noch vor wenigen Jahren sich grundsätzlich für Beibehaltung und Ausgestaltung des historischen Sabbats entschieden. Haben die Verhältnisse so schnell sich geändert? Was uns Herr Lehrer Meyer aus seiner Gemeinde berichtet, ist allerdings keine Teilerscheinung; dennoch muß der aufs große Ganze gerichtete Blick uns lehren, daß Minderheiten nicht dasselbe sind, wie Ausnahmen. Fassen wir gar die Gesamtjudenheit ins Auge, so könnte das überraschende Ergebnis sein, daß wir selbst mit unserm Notstand die Minderheit bilden, während die Masse der Juden den Sabbat ungestört besitzt, weil sie ihn besitzen will.

Der Verfasser hat deutsche, genauer norddeutsche Verhältnisse im Auge; er verlangt eine Prüfung vom liberalen Standpunkt aus. Und dieser gebietet uns allerdings, die oft erwogene Frage, ob der Sabbat nicht durch eine Verlegung auf den Sonntag zu retten und wieder zu Ehren zu bringen sei, immer aufs Neue aufzunehmen, ohne uns hinter dogmatischen Bollwerken zu verschanzen. Für den Menschen ist auch der Sabbat da, davon gehen wir aus. Das Judentum weiß von Zeiten, wo der Sabbat zurecht bestand, aber nicht gefeiert werden konnte. Es will, daß wir den siebenten Tag im Gegensatz zu 6 Werktagen Gott weihen; die Zählung selbst, diese Empfindung täuscht uns nicht, wie wir Anfang und Ende der Woche bestimmen, ist nicht das Ausschlaggebende, so starke Gefühlswerte auch dem historischen Tage zugute kommen. Kein Zweifel: gewollt, oder ungewollt bedroht das Einleben und Einfühlen in unsere nichtjüdische Umwelt den Sabbat nach seiner äußeren Heilighaltung, bedroht ihn für unser Gefühl und stellt ohne Gegenmaßregeln seine Zukunft in Frage. Unser Notrufer hat also von uns nicht den Vorwurf der Leichtherzigkeit zu befürchten; wir hören deutlich den religiösen Unterton heraus, die Liebe zu den Idealen des Juden

tums und die Sorge um ihre Erhaltung. Wenn wir uns dennoch ablehnend verhalten, und für den historischen Sabbat, wie naturgemäß auch für die Beibehaltung des jüdischen Festkalenders eintreten, so erkennen wir die Pflicht an, unser Verhalten zu begründen. Hier unsere wichtigsten Erwägungen.

Der Sonntag kann nie zum Sabbat des Judentums werden; er begreift ihn nicht in sich. Einmal kalendarisch nicht, denn er beginnt und endet um Mitternacht; dann inhaltlich nicht, denn so gewiß er eine Nachbildung des Sabbats ist, so groß war das Bestreben der Kirche, ihn auch dem Wesen nach vom Sabbat zu lösen und von seinem Gehalt zu „befreien". An der Geschichte des Sonntags können wir nicht vorübergehen, wenn wir ihn zum neuen Baugrund für unsern alten Sabbat wählen. Das soziale Moment hat nicht sowohl die Kirche, als der Staat neuerdings mit der Sonntagsruhe zu verbinden gewußt; die strenge Arbeitsenthaltung ist keine Grundbedingung des kirchlichen Sonntags. Die vom Staat gebotene Arbeitsruhe nach außen gibt Raum für eine gemeinsame gottesdienstliche Feier, im Ausmaß der christlichen. Das ist der Tatbestand. Der Staat kann großes Interesse daran haben, die Bürger einander in allen Stücken zu nähern; aber die Bekenntnisse haben das berechtigte Streben, ihre Eigenart hochzuhalten. Mit der Verlegung der sabbatlichen Feier auf den bürgerlichen Ruhetag vollzieht sich unfehlbar am Sabbat auch ein innerlicher Wandel; es tritt geistig der Sonntag in dessen Rechte ein. Nun ist aber der Sabbat, biblisch gesprochen, ein Zeichen des Bundes zwischen Gott und Israel, d. h. ein unauslöschliches Merkmal des Judentums; auf ihm beruhen andere Institutionen, Gedanken, Hoffnungen. Er ist vom rabbinischen Judentum mit solcher Sorgfalt ausgestattet, mit solchem Ideengehalte beschwert und bereichert worden, daß eine Stunde Sonntagsandacht ihm nicht gerecht würde. Wenige wirkliche Sabbate im Jahr könnten für spezifisches Judentum vielleicht mehr bedeuten, als allwöchentliche, vom Boden gelöste Sonntagsfeiern. Es sei denn, daß man entschlossen den ganzen Sabbat am Sonntag begeht, nicht durch Gebet und Predigt allein — sonst dürfte der Schaden, der dem Judentum erwächst, größer als der Nutzen sein. Was dem Sabbat verloren geht, geht dem Judentum an Wesen, Farbe und Eigenart verloren; es ist nicht zuviel gesagt: das Judentum ist die Religion des Sabbats.

Besteht nun irgend eine Aussicht, dem Sabbat unter den veränderten, sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen seinen Vorrang zu erhalten? Wir glauben, alle Erschwerungen, die das rabbinische Judentum im Laufe der Zeit für die äußere Sabbatheiligung für angezeigt hielt, waren ein Kinderspiel gegen die von außen einstürmenden Verhältnisse. Was man sich selber auferlegt, kann eine Lust sein; was die Umwelt uns aufbürdet, ist eine Last; der orthodoxe Jude bringt heute mit strenger Sabbatheiligung ein Opfer, auf das er stolz ist. Nun widerstrebt unsrer Auffassung dieses Opfern; aber den Stolz können wir nicht preisgeben. Daraus ergibt sich die Forderung: den wirtschaftlichen Kämpfen soviel abzuringen, als zur Erhaltung einer sabbatlichen Weihe unbedingt erforderlich ist. Das Ureigentümliche des Sabbats war offenbar Enthaltung von profaner Arbeit (negatives Moment), als Vorbedingung religiöser Erhebung (positive Heiligung); diese Verbindung erscheint auch natur- und sachgemäß, unzerreißbar. Tieferes Erfassen der menschlichen Aufgaben, höhere Kulturansprüche und schwierigere Lebensbedingungen haben uns aber dazu geführt, den scharfen Unterschied zwischen Arbeit und Ruhe preiszugeben und eine religiöse Weihe neben un-

umgänglich notwendiger Arbeitserledigung ins Auge zu fassen. Eine Sabbatruhe, wie sie der Gesetzgeber vor Jahrtausenden festsetzte, kann sich im zunehmenden Tempo unseres Arbeitsbetriebes so wenig unversehrt forterhalten, wie ein den Sturmfluten ausgesetztes Eiland. Das Judentum hat dem Sabbat die mächtigsten Deiche errichtet; trotzdem, oder vielleicht umso mehr, ist heute der Rückschlag so groß; die Arbeit ist eine andre geworden; darum kann die Ruhe nicht die tiefe, selige Ruhe von einstmals sein.

Dies zugegeben, müssen wir uns umso mehr bemühen, die letzten Bollwerke zu halten und zu befestigen, in die sich der Sabbat zurückgezogen hat. Da ist einmal der Freitagabend mit seiner unnachahmlich schönen Einfeier, gefolgt von einer häuslichen; die beide ihren Wert durchaus in sich selbst, unabhängig vom kommenden Tage behaupten. Da ist alsdann die Hauptandacht am Vormittag, zu geeigneter Stunde, kräftig ausgestaltet, regelmäßig mit deutschem Vortrag im Anschluß an die Schriftvorlesung. Für diesen Gottesdienst zu werben, erscheint uns heute als die dringendste Forderung. Hier muß es sich entscheiden, wie unsere norddeutsche Judenheit ernsthaft über Sabbat- oder Sonntagsgottesdienst denkt. Denn Freitagabend und nachfolgende Sonntagsfeier; oder Sabbat- und Sonntaggottesdienst hintereinander, für Unbeschäftigte und Beschäftigte — alles Fehlgedanken! Nun ist uns aber der Nichtbesuch des Gotteshauses am Sabbat noch kein vollgiltiger Beweis, daß der Sonntag erwünscht ist; schwerer wiegt schon, daß tatsächlich beim Zusammentreffen unsrer Sabbate oder Feste mit christlichen Feiertagen die Synagogen gut besucht sind; aber es bleibt das Bedenken, ob nicht grade das seltene Vorkommnis und das Beispiel einer feiernden Umwelt den Weg zur Synagoge bestimmen. Vollgiltig wäre erst ein unverkennbares religiöses Verlangen, das mit elementarer Macht hervorbricht, eine sabbatartige Feier anstrebt und sich die neue Form dafür sucht. Das wird unser Rechtsucher aber nicht behaupten wollen, daß sein Notruf diesen Charakter besitzt, und mehr sei als die Zusammenfassung von oft gehörten Klagen, ohne die Gewißheit, ob der Notstand mit seinen willkommenen Entschuldigungen nicht gar innerlich von vielen gepriesen wird! Wir geben zu, in gewissen kleineren und mittleren Gemeinden begrenzter Bezirke mit ganz überwiegend jüdisch-liberaler Bevölkerung würde ein Sonntagsgottesdienst eine Lücke ausfüllen, wohl auch einem religiösem Bedürfnis entsprechen; in ansehnlicheren derselben Bezirke würde sogleich eine starke Gegenströmung einsetzen und ein unheilvoller Zwiespalt sich auftun, sobald die Synagogentüren am Sabbat geschlossen blieben. Hier beginnt aber auch für die Sabbatfreunde eine unaufschiebbare Verpflichtung.

Dürfen diese sich im Rechte glauben und als Mehrheit aufspielen, nur weil sie ein Gefühl der Abneigung gegen die Verlegung des Sabbats auf den Sonntag in sich tragen, und jeden Gedanken daran mit großen, tönenden Worten von sich weisen ohne für den Sabbat mehr, als platonische Liebe aufzubringen? Ich glaube nicht, daß dies genügt! Dahinter könnte sich geradesoviel religiöse Gleichgiltigkeit verbergen, wie im obigen Falle bei den Sonntagsfreunden, das müssen wir gerechtermaßen zugeben. Wir gehen sogar weiter. Die Entwöhnung vom Sabbat in den Kreisen der sozial und wirtschaftlich hoch über eigentliche Not Gestellten nimmt das harte Lebensgesetz der anderen zum willkommenen Vorwand, jede Sabbat- oder Sonntagfeier für unzeitgemäß oder überflüssig zu erklären. Man sollte endlich bekennen, daß der Sabbatnotstand auch nicht ohne unsere eigene Schuld solchen Umfang angenommen hat. Wir meinen, die Haupt-

masse der deutschen Juden trägt diese Schuld; nicht etwa der liberale Flügel besonders! Die entschiedene Reformpartei hat ihren Sonntag eingerichtet; sie umfaßt viele überzeugungstreue Juden, die anscheinend auf jede Werbetätigkeit verzichten; ihnen müßten auch in der religiösen Uebung alle sich anschließen, die ihren Standpunkt teilen, ungeachtet der „Erfahrungen" der Reformgemeinde. Die Orthodoxie wiederum hat den Sabbat und meist volle Gotteshäuser. Nur wir von der großen Hauptpartei, ob rechten oder linken Flügels, pendeln hin und her, und haben die gähnend leeren Synagogen. Soll dieser Zustand dauern? Vielleicht fangen wir Rabbiner bei uns an und bekennen schlecht und recht, daß wir vor dem Erwerbstrieb der Begüterten zu schnell die Waffen gestreckt und uns der Abbröckelung des Sabbats nicht energisch genug widersetzt haben! Worte allein tun's freilich nicht, auch nicht die schönsten Predigten gegen die, so nicht dabei sind. Seine Ohnmacht einzugestehen, ist man erst berechtigt, wenn alle Mittel erschöpft sind. Wir sind aber den Dingen nicht so zu Leibe gerückt, wie nötig gewesen wäre. Wir können bisher auf keine Aktion zugunsten des Sabbats hinweisen, die die Erwerbsklassen betraf, und „den Knecht und die Magd", sagen wir etwa Handlungslehrlinge und -lehrmädchen, am Sabbat von 9—11 vom Dienst zu befreien versucht hätte. Selbst die Uebung, Schüler der höheren Lehranstalten an jedem 4. Sabbat im Gotteshause zu versammeln, wird nur noch vereinzelt aufrecht erhalten, dagegen allerdings dem Jugendgottesdienst mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Aber gibts in den Gemeinden nicht Leute genug, die entweder ganz ohne wirtschaftliche Beeinträchtigung, oder mit Uebernahme geringer Unbequemlichkeiten die Hauptandacht des heiligen Tages zwischen 9 und 11 Uhr besuchen könnten, wären religiöser Trieb und jüdischer Stolz groß genug, um dem Erwerbstrieb und der Gleichmacherei unserer Zeit die Wage zu halten?! Wir werden in keiner Hinsicht den Widerstand gegen den Materialismus mit Erfolg leisten, wenn wir nicht den Kampf ums Reichsein als etwas anderes ansehen lernen, denn den vielberufenen, nackten Daseinskampf; und diesem und jenem nicht den Kampf ums Mensch- und ums Judesein entgegensetzen. Werden uns alsdann die übrigen Tagesstunden abgerungen, geht wirklich der Kaufmann in sein Kontor, der Beamte zu seiner Tagespflicht (im öffentlichen oder Privatdienst), der Arbeiter selbst zu seinem Werkzeug, so haben wir ihm doch ein Stück Sabbat mit auf den Weg gegeben. „Weihe entströmt dem Gemüt" (so habe ich schon vor Jahren einmal ausgeführt); die Arbeit in erhöhtem Geiste und ethischer Pflichterfüllung (nicht darüber hinaus) kann nicht gottwidrig sein; der formalen Entweihung fehlt der Makel des bösen Willens.

Verteilt sich so Gehalt und Wert des Sabbats auf wenige Stunden, so kann die staatsgesetzlich gebotene Arbeitsruhe am Sonntag als eine willkommene Ergänzung dienen! Nehmen wir ihre Wohltat mit gutem Gewissen in Anspruch. Die Schulkinder des Herrn Lehrers Meyer riefen arglos: Sonntag! Woher stammt denn der Segen des Sonntags? Vom jüdischen Sabbat. Wir bemerkten oben, daß der Staat immer stärker darauf dringt, und die arbeitenden Stände es auch immer lauter verlangen, neben einer ausreichenden Ruhepause am Werktag, des Sabbatprivilegs in Gestalt eines wöchentlichen „dienst- und arbeitsfreien Tages" habhaft zu werden. Ganz ist es bisher nicht gelungen. In Deutschland nimmt man es höllisch-ernst mit der Arbeit, das war auch ein großer Kummer unsrer Feinde. Auch der Jude ist arbeitsam und tätig — zum Aerger seiner Neider. Da nimmt uns die Sonntagsbewegung eine wichtige Sorge ab: Das Juden-

tum tritt dem Raubbau an der menschlichen Kraft (ja sogar an tierischen Kräften) entgegen; die soziale Tendenz des Sabbats unterstützt vorteilhaft die religiöse; dem Unselbständigen, Unfreien und wirtschaftlich Schwachen darf von der Gesellschaft die ununterbrochene Arbeit nicht auferlegt werden, darauf liegt der volle Nachdruck des 4. Gebots. Trifft die Gesellschaft Einrichtungen, die allen ohne Unterschied des Bekenntnisses einen möglichst arbeitsfreien Tag gewährleistet, dann darf das Judentum, unbeschadet seiner spezifisch religiösen Besonderheiten (Freitagabend und Samstagmorgenfeier), an jener heilsamen Lebensordnung einen entsprechenden Anteil nehmen.

Hier eröffnen sich aber weitere Fernsichten. Man wird sich erinnern, daß kurz vor Ausbruch des Krieges eine Sonntagsnovelle zur Erörterung stand, die die Freigabe einiger Sonntagsstunden für Kontorarbeiten denjenigen jüdischen Kaufleuten bringen sollte, die nachweislich am Sabbat ihre Geschäfte geschlossen hielten. Kein noch so liberaler Rabbiner hat gezögert, diese Bewegung zu unterstützen; viele versicherten sich bereits der Zustimmung der Abgeordneten; auch ich erfreute mich der Zusage eines so einflußreichen Volksvertreters, wie es gegenwärtig Justizrat Dr. Bell ist. Der Rabbinerverband i. D. erlangte ein Stücklein Sabbatheiligung beim Herrn Handelsminister zugunsten von Handels- und Fortbildungsschülern. Weist uns nun etwa der Krieg in eine andere Richtung? Vor dem Feinde verstummen die Ansprüche des Sabbats, das ist alte Lehre des Judentums, wie jede andere lebenbedrohende Not die Sabbatheiligung aufhebt, grade um für friedliche Zeiten Menschen und Sabbat einander zu erhalten. Das Entgegenkommen der Militärbehörden gegenüber dem Verlangen jüdischer Mannschaften, die altgeheiligten jüdischen Festzeiten bis weit vorn an der Front zu halten, redet eine lehrreiche Sprache. Hier kam ein dringender religiöser Ruf von Menschen, die sonst fraglos ihre vaterländische Pflicht tun, darum mußte ihm Genüge geschehen. Im Frieden wird der jüdische Bürger, der Kaufmann, der Beamte kein schlechterer Deutscher sein, wenn er Anspruch auf seine Sabbatfeier erhebt und Vergünstigungen dafür verlangt. Nur muß er selber darauf antragen, und den Sabbat in seine Lebensordnung entschlossen wieder aufnehmen.

Ob dies geschehen wird, steht dahin. Wir wollten nur begründen, weshalb der liberale Rabbiner schwere Bedenken trägt, an der Niederlegung der letzten Reste des historischen Sabbats mitzuwirken, und sich kurzerhand für den Sonntag einzusetzen. Heute, unter den Erschütterungen des Weltkrieges, ist es die Forderung der Stunde, den Geist von 1914 in Kraft zu erhalten. Das war auch ein religiöser Geist, der sogar für einige Wochen die Synagogen am althergebrachten, heiligen Sabbattage füllte! Für wenige Wochen. Lasse sich dadurch entmutigen, wer da wolle. Die heimkehrenden Krieger werden mitzuentscheiden haben, ob Sabbat oder Sonntag?

Inzwischen wollen wir hier jenem die Treue nicht aufsagen. Der Freitagabend besitze unsere volle Liebe; der Vormittag unsere aufmerksame Sorge! Die Kinder aber sollen den Sabbat nicht nur lernen, sondern leben; sie können es noch; vorzüglich unsre jüdische Volksschule erhalte der ihr anvertrauten Jugend den Sabbat. Da wollen wir zuerst mit aller Kraft einsetzen, wir Männer des Wortes und der Lehre.

Der Krieg und die göttliche Weltregierung.

Von Joseph Kauffmann-Berlin.

Sehr verschieden sind die Menschen, gar ungleich in ihren seelischen Eigenschaften, in ihrem Denken und Fühlen, im Dulden und Ertragen. Glücklich derjenige, der sein bedrängtes Gemüt durch inniges Gebet erleichtern kann. Nicht jeder kann gläubig zum Schöpfer und Erhalter der Welt sich wenden, nicht jedem sind stille Ergebung, vertrauensvolle Gemütsstärke beschieden. Wie manches Herz zermartert sich in unnötigen Sorgen, wie mancher Geist beunruhigt sich durch schreckhafte Sinnesvorstellungen!

Unsere alten Weisen, die das Menschenherz so gründlich verstanden, kannten auch den schweren Druck der Sorgen; aber sie wußten auch, welche Gefahren dauernde Befürchtungen, ständige Beunruhigungen mit sich bringen. Aus ihrer Seelenkenntnis entstand das dringende Mahnwort:

„Gib nicht Raum in deinem Herzen,
Verfrühter Sorg', vorzeit'gen Schmerzen;
Unnöt'ge Sorg' den Geist verheert,
Das Herze schwächt, den Leib verzehrt.
Stark mach dein Herz, den Geist bereit,
Wenn Sorgen kommen zu ihrer Zeit!"
Talmud (Sanhedrin 100, Berachoth 9).

Die Sorgen kommen ungerufen, man kann sie nicht bannen, aber muß sie bekämpfen. Und die Sorge schreitet vor den Ereignissen, sie hindert sie nicht, sie fördert sie nicht.

Der Bruder der Sorge aber, ihr Begleiter und Förderer, ist der Zweifel. Je größer die Sorge, desto bohrender der Zweifel, je unbegründeter die Schwester, desto stärker und dreister der Bruder, desto lauter sein „warum?", desto dringender sein „weshalb?"

Der bangenden Sorge entspringen die zweifelnden, sich steigernden Fragen: müssen die Menschen sich bekämpfen? Liegen Kriege im Plane der Weltenleitung? Kann Gott, dem wir Allgüte zuschreiben, das schreckliche Ringen dulden?

Müssen Menschen sich bekämpfen? Zwei Meinungen stehen sich schroff entgegen: Die eine hält den Krieg zwischen Mensch und Mensch, Volk gegen Volk für naturnotwendig, naturgesetzlich; die andere verneint mit aller Entschiedenheit jede Berechtigung eines blutigen Streites. —

Wohin wir in der Natur unser Auge auch schweifen lassen, wir sehen Kampf, Kampf des Starken gegen den Schwächeren.

Siehe dort die rote Insel im Nordmeere, mit dem weißen Strande und dem grünen Wiesendache, wild umbraust von den erregten Wogen der sturmgepeitschten See! Unaufhörlich branden donnernd die Wellen wildschäumend gegen die steil aufstrebenden Riesenfelsen, scheinbar zwecklos, erfolglos. Aber hie und da gelingt es ihnen doch, ein Bröcklein abzureißen, einen kleinen Spalt zu erweitern. Tag für Tag, Jahr für Jahr, wiederholt sich das Spiel — nach Jahren sind aus den Bröcklein mächtige Steinmassen geworden, nach Jahrtausenden ist Fels um Fels zertrümmert, die Insel ward kleiner und kleiner. Es ist abzusehen, daß allmählich das starke Meer den schwächeren Felsen bezwungen haben wird, daß nach weiteren Jahrtausenden das schöne dreifarbige Eiland vom Meere verschlungen sein wird, daß anstelle des weißen Strandes, auf dem heute heitere, sommerlich gekleidete Menschen sich fröhlich tummeln, nur eine weite, wogende Wasserfläche sich dehnt.

Ewiges Vergehen ist Gang der Natur, alles Irdische muß einmal enden unter dem Ansturm des Stärkeren. —

Schlanke Palmen wiegen dort ihre weitausladenden Kronen am Rande der blumengeschmückten Wüsteninsel. Hochragenden Hauptes steht bei ihnen die buntgekleidete Giraffe, labt sich am frischen Grün jungsprossender Palmenwedel. Sie weiß nicht, daß durch das Verzehren der Herzkrone der stolze Baum dem Tode geweiht ist — sie vertilgt, um selbst zu leben. Ewiger Friede scheint über die Gruppe ausgebreitet zu sein.

Aber die Natur kennt keinen Frieden — schon lauert hinter dichtbelaubtem Gebüsch das funkelnde Auge des mächtigen Wüstenkönigs, gierig den richtigen Augenblick zum wohlberechneten Sprunge auf das erkorene Opfer erspähend. Wir sehen das Trauerspiel schon nahen, wenige Minuten werden verstreichen, und das hohe, schöne Tier liegt als blutige, zuckende Masse unter den Pranken des Räubers, der es vernichten muß, um selbst bestehen zu können, um seinen Sprößlingen die Nahrung zu bereiten, derer sie zum Heranwachsen bedürfen.

Werden und Vergehen, Fressen und Gefressen werden ist das Los der Geschöpfe! Krieg aller gegen alle. —

Hörst du dort den wilden Schrei des brünstigen Hirsches, den aus weiter Ferne erschallenden zornigen Gegenruf seines Nebenbuhlers? Warte nur, binnen Kurzem werden sie aufeinanderprallen im heftigsten Liebeskampfe, weitschallend schlagen dann ihre vielzackigen Geweihe aneinander, Schlag auf Schlag, Stoß gegen Stoß, bis endlich der stärkere oder gewandtere Sieger aus schaumumflossenem Geäß des stolz erhobenen Hauptes seinen schmetternden Siegesruf erschallen lassen kann. Hirsch gegen Hirsch — Art gegen Art — Bruder wider Bruder: Der Kampf ums Dasein, Sieg des besser Geeigneten über den schwächer Veranlagten, rücksichtslosestes Geltendmachen des eigenen Vorteils, das ist der natürliche Lauf der Welt, also wohl Naturgesetz.

Wenn es Naturgesetz ist, muß dann nicht auch der Mensch diesem Gesetze unterworfen sein, ist er doch auch ein Stück der Natur? Muß dann der Menschenkampf nicht auch im Plane der Weltenleitung liegen?

Gewiß! lautet die Antwort der einen Richtung; seit Darwin uns in unumstößlichen, wissenschaftlich begründeten Beweisen den „Kampf ums Dasein" entwickelt hat, seitdem wir wissen, daß auch der Mensch nur eine Entwickelungsstufe der Tierwelt darstellt, steht es für uns einwandsfrei fest, daß auch der Mensch den Naturgesetzen voll unterworfen ist, daß, wenn es eine Weltenleitung gibt, wenn nicht vielmehr nur ewige mechanische Gesetze das Weltall leiten, es auch im Plane der Weltenleitung liegen muß, daß Menschen sich rücksichtslos bekämpfen, wenn es ihre Lebensinteressen bedingen; daß das stärkere Volk berechtigt ist, das schwächere, weniger entwickelungsfähige zu unterwerfen, zu vernichten, um selbst zu höherer Stufe emporzusteigen, um weitere Entwickelungsmöglichkeiten zu finden.

Eine andere Ansicht hält entgegen: Sind denn aber die durch menschliche Beobachtungen in der Natur gefundenen Bedingungen, mögen sie auch noch so kräftig bewiesen sein, auch in Bezug auf den Menschen als unabänderliche Naturgesetze anzusehen? Können wir wissen, ob die vor 60 Jahren aufgestellten Entwickelungslehren neueren Forschungen standhalten, ob nicht nach ferneren 60 Jahren neue Entdeckungen, andere Grundsätze bestehen? Ist nicht so manches von einer Generation erkannte und anscheinend bewiesene Naturgesetz in einer späteren Epoche umgestoßen worden? Auch die Wissenschaft unterliegt ewiger Weiterentwickelung, und das in der Natur von Menschen erschaute Gesetz einer zeitigen Wissenschaft braucht doch nicht unumstößlich zu sein.

„Wer erforschte den Geist des Herrn, und wem gab Gott seinen Ratschluß kund?" spricht der alte Prophet. (Jes. 40, 13).

Und weiter: Der Mensch hat Kräfte und Eigenschaften, die ihn weit über den Kreis der sonstigen Lebewesen hinausheben.

Schon die uralte Schöpfungsgeschichte der Bibel gibt den Menschen den Auftrag:

„Füllet die Erde und machet sie euch untertan!" (I. M. 1,28).

Die Erde sich untertan machen, heißt sie beherrschen, ihre Gaben und Kräfte auszunützen. Aber zum fruchtbringenden Herrschen gehört Weisheit und Mäßigung, Erhalten und Ausbauen, Eindämmen und Entwickeln, wenn die Herrschaft eine beständige bleiben soll.

Schon früh hat der Mensch gelernt, wilde, ungeberdige Naturkräfte zu meistern. Er sucht sie zu erkennen und zu seinem Nutzen anzuwenden, ihre nutzbaren Eigenschaften zu entwickeln und zu fördern, ihre schädlichen Seiten zu mildern und zu fesseln.

Die Beherrschung der Erde erfordert aber auch die Beherrschung des Menschen, des Sohnes der Erde, also seiner selbst. Groß ist die Zahl der Meister und Lehrer, die sich bestrebt haben, die Menschen zu würdigen Herren der Schöpfung heranzubilden und emporzuheben, sie zu Wissen und Erkennen, Sitte und Selbstzucht, zu einer höheren Kultur zu führen.

Auch die Bibel erklärt schon auf ihren ersten Blättern, daß Selbstbeherrschung und Selbstbezwingung, Unterdrückung der Naturtriebe, zu den ursprünglichsten Aufgaben der Menschheit gehören:

„Es lauert vor der Tür die Sünde,
Wie sie den Weg zu Dir wohl finde;
Laß sie zu Dir nicht dringen,
Du sollst und mußt sie zwingen!"
(I. M. 4,7.)

Das eben unterscheidet — neben anderen Verschiedenheiten — vornehmlich den Menschen vom Tiere. Dieses wird nur von den Naturtrieben der Selbsterhaltung und der Liebe geleitet, der Mensch aber verfolgt auch sittliche Ziele, hat noch andere Aufgaben, als die Erhaltung seiner selbst und seiner Art.

Auch die Sittlichkeit ist Naturgesetz, ein stärkeres und gewaltigeres als andere Triebe, die sie sich unterwerfen und dienstbar machen, mildern und unschädlich machen kann. Kampf gegen Schädigungen ungefesselter Naturkräfte und Naturgesetze nach innen und außen ist Aufgabe der Menschheit um ihrer selbst willen, im Ausblick auf ihre Zukunft.

Nur der Mensch kann gut und schlecht handeln, das Tier kennt das Böse nicht. Es ist nicht schlecht, wenn der vom Triebe der Liebe beherrschte Hirsch seinen Nebenbuhler tötet, wenn das Raubtier blutige Nahrung sucht. Böse aber ist alles, was die Gemeinschaft der Menschheit, den Bestand engerer oder weiterer Volkskreise, das Bestehen der Einzelpersonen stört oder schädigt.

Seit den Urzeiten der Menschheit wurde die Notwendigkeit der Abwehr des Schädlichen erkannt. Der erste Schritt der Menschheit auf diesem Wege war die Familienbildung, ihr folgte der Zusammenschluß zu Stämmen und dieser fand eine höhere Stufe in der Bildung von Nationen und großen Völkerreichen. Der Zusammenschluß brachte und förderte die Kultur, die nur aus dem Zusammenarbeiten Vieler entstehen konnte. Mit dem Wachsen der Kultur verbesserte die Menschheit ihre Kulturmittel: Waffen — Werkzeuge — Maschinen, die sie in Stand setzte, Angriffen entgegenzutreten, ihnen vorzubeugen.

Komm zurück zu der Wüsteninsel! Auch Menschen wohnen dort, braune Araber in weißen Zelten. Unter den Palmen haben sie mit ihrem uralten Hakenpfluge den Boden beackert, um grüne Gemüse, goldene Körnerfrüchte zu ziehen. Ihre buntgescheckten Herden weiden friedlich am Bachesrande, burnusumwallte Hirten umreiten sie aufmerksamen Blickes, die schußbereite Waffe im Arm.

Zum Sprunge bereit liegt der mähnengeschmückte Räuber, seine Muskeln zur höchsten Kraftleistung gespannt. Er schnellt empor — ein Blitz, ein Knall — ehe der Sprung vollendet, bricht er selbst leblos zusammen, gefällt von noch mächtigerer Hand, durch das weitfliegende Geschoß der Kulturwaffe des Herrn der Erde, des Menschen.

Siehst du dort am Fuße der rot-weiß-grünen Insel das schwankende Schifflein emsig hin- und herfahren? Vollbeladen kommt es, eilige Arme entleeren es, damit es schnell zurückfahren kann, um neue Ladung zu holen. Eifrige Hände regen sich, fleißige Hände. Sie mauern und bauen, verstopfen Lücken und bessern Risse aus, stärken den geschwächten Felsen, festigen und stützen das gefährdete Gestein. In jahrelanger Arbeit sichert der erfinderische Mensch die bedrohten Ufer seines Meereseilandes, unermüdlich hilft er nach, wenn hie und da sich noch Fehler zeigen oder neue entstehen, und aufatmend von seiner Arbeit schaut er froh über die weite See, sein kühner Blick sagt: kommt nur ihr rollenden Wogen, hier findet ihr euren Meister!

Wir Menschen betrachten als „böse", was in unsere Sitte und Ordnung, unseren Bestand und unsere Zukunftsbestrebungen eingreifen, sie stören oder vernichten will. Wir müssen gegen das Böse kämpfen, damit wir bestehen und erstarken, uns läutern und höher entwickeln können. In diesem Sinne kann auch der Krieg an sich nicht als „böse" bezeichnet werden, ja, er wird zu einem heiligen Krieg, er kann als im Plane der Weltenleitung liegend betrachtet werden, wenn er gegen Störenfriede der Gesittung und Kultur, gegen Ruchlosigkeit und Verderbnis geführt wird. Leider spielen sich die ärgsten Störenfriede nur gar zu oft als Kulturverteidiger auf, weil sie Neid und Eigensucht, Rache und Rückschritt als verteidigungswürdige Werte betrachten, weil nur sie Anspruch auf Sonnenlicht und Wohlergehen zu haben glauben.

Den Krieg gegen die entarteten, unsittlichen sieben Völkerschaften Kanaans führte Israel im Namen Gottes, des höchsten Prinzipes der Sittlichkeit, als heiligen Krieg. Einen heiligen Krieg führten auch vor zwei Jahrtausenden die Makkabäer, als es galt, das Vaterland gegen den Ueberfall böser und rachsüchtiger, von Verblendung und Eigennutz getriebener Feinde zu schützen.

Ein heiliger Krieg war es, der vor hundert Jahren die Befreiung unseres deutschen Vaterlandes von fremdem Joche herbeiführte, der das Heldenzeichen des Eisernen Kreuzes schuf, des Zeichens, mit dem auch jetzt wieder unsere heldenhaften Väter, Gatten, Brüder und Söhne in dem neuen, gewaltigen, grausamen aber dennoch heiligen Kriege geschmückt werden.

Auf solche Kriege muß auch das friedlichste Volk sich vorbereiten, muß rüsten im Frieden mit willigem Herzen, ganzem Verstande und gern gespendetem Vermögen, denn „es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt."

Blicke wieder zum Felseneilande im rauschenden Meere! Seine grüne Rasendecke erscheint dir verändert, umgestaltet? Ja, unter dem Rasen hat weiser Menschenblick mächtige Bauten geschaffen, Bastionen und Mauern, Verließe und Schanzen, gepanzerte Türme und gesicherte Magazine, drohende Rohre ragen daraus hervor.

„Ich will den Frieden, aber was ich auch rede, jene wollen den Krieg." (Psalm 120).

Dieses gefestigte Eiland vor Deutschlands Küsten, ein Werk des Friedens zur Abwehr des Krieges, mächtig und furchtbar anzuschauen, mit seinen Riesengeschützen und Burgwällen — nicht dem Angriffe, nur der Abwehr, der Sicherung des Volkswohles sollte es dienen, dem Schutze des Friedens, nicht der Schaffung des Krieges.

Aber, wirst du wieder fragen, muß es denn böse Nachbarn geben, können nicht Neid und Rachsucht, Habgier und Herrschsucht ohne blutigen Kampf aus der Welt geschafft werden? Ist nicht vor Jahrtausenden schon eine goldene Zukunft ewigen Friedens zwischen Mensch und Mensch, Mensch und Tier, Tier und Mitgeschöpf in Aussicht gestellt worden? Ist nicht gerade vor dem jetzigen furchtbaren Völkermorden die Hoffnung auf einen allgemeinen Menschheitsfrieden auf einen früher nie geahnten Höhepunkt gestiegen? Was sollen uns die hehren Lehren der Religion, die großen Friedensgedanken der Dichter und Denker, wenn solche schreckliche Zeiten unvermeidbar sind, gar im Plane der Weltenlenkung zu liegen scheinen?

Unvermeidbar? Nein. Es wird eine Zeit kommen, in der

> „Gott richten wird zwischen vielen Völkern und entscheiden über mächtige Nationen bis in weiteste Ferne; sie werden umschmieden ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Lanzen zu Rebenmessern. Ein Volk wird gegen das andere das Schwert nicht mehr erheben, und das Kriegführen wird nicht mehr gelernt werden. Jeder wird unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaume sitzen, von niemandem gestört."
>
> (Micha 4, 3 u. 4).

Aber solche Zeit kann erst eintreten, wenn die Menschheit diejenige Höhe der Sittlichkeit und des Edelsinnes, der Kultur, und des Erkennens erreicht hat, die die Grundlage für den Weltfrieden bietet. Dann wird die Zeit kommen, in der die Menschheit ihre höchste Entwickelung, das Ziel ihres Berufes, erreicht haben wird, die Zeit, in der „die Erde voll sein wird der Erkenntnis Gottes." (Jes. 2, 9).

Wann das Ziel erreicht werden wird, was für die Menschheit hinter diesem Endziele noch liegen kann, wer vermag es zu sagen? wer kann es ermessen?

Vom Standpunkte des Endzieles aus ist die Weltgeschichte die Krankheitsgeschichte der Menschheit. Wie das Leben des Einzelwesens von der Wiege bis zum Grabe vielen Einflüssen und Störungen, von innen und außen kommenden, unterworfen ist, wie Schmerz und Leid, Wunden und Krankheiten, niemandem erspart bleiben, und dennoch der geistig und körperlich Starke gekräftigt und gestählt daraus hervorgeht, so können auch Kampf und Kriegesnot als Wunden und Krankheiten am Leibe der Menschheit betrachtet werden. Erkrankungen, die von innen kommend, ein Volk gegen das andere aus Neid, Rachsucht oder Selbstsucht aufhetzen, die, schlechten Trieben und Eigenschaften einer Nation entsprungen, diese zur Niederlage, gar zur Vernichtung führen müssen; Verwundungen, die kraftvolle und edle, entwickelungsfähige Völker anregen, ihr Höchstes für die Ueberwindung dieser von außen kommenden Schädigungen einzusetzen, weder Not noch Entbehrungen, weder Gut noch Blut zu scheuen, um neu erstarkt, höher zu ungeahnten Kräften entwickelt, mit sicherem Ausblick einer neuen, glücklichen Zukunft entgegengehen zu können, um einen weiteren Schritt dem endlichen Ziele der höchsten menschlichen Vollkommenheit näher zu kommen!

Diesen stärkenden, veredelnden Einfluß von Kriegen, die ein Volk führen muß, um sich gegen feindlichen Ueberfall zu wehren, um Unterdrückungen abzuwenden, zeigt uns die Geschichte der Kulturvölker.

Dem glücklich abgeschlagenen Einfalle der Perser in Griechenland folgte die Zeit der höchsten griechischen Kulturblüte, das perikleische Zeitalter. Der abgewiesene Sturm des Brennus auf Rom war der Beginn der historischen Zeit Roms, der Anstoß zur Entwickelung der bis dahin unbedeuten-

den Stadt zum Weltreiche. Der gewaltige Aufschwung der Vereinigten Staaten von Nordamerika begann nach dem Befreiungskriege vom englischen Joch und der Aufschwung Deutschlands auf wissenschaftlichem, technischem und kommerziellem Gebiete folgte dem Kriege von 1870—1871.

Wer vermag aber zu sagen, ob solche Kriege wirklich im Plane der Weltenleitung liegen! Aber wir wissen, daß allen großen Kriegen gewaltige Umänderungen gefolgt sind, die von einschneidendster Bedeutung für die Kulturmenschheit waren. Denke an die Alexanderzüge, an Cäsar und Napoleon. Sollten solche Weltumwälzer, derartige Marksteine der Geschichte, rein zufällig aufgetreten sein, sollten sie nicht vielmehr der Weltleitung als Werkzeuge und Willensvermittler gedient haben? Eine bestimmte Antwort hierauf geht über unsere Kraft.

Auch kann wohl kaum eine Befriedigung in den Ansichten liegen, daß nur Glück, die stärksten Bataillone oder die besten Waffen den Sieg herbeiführen. Weder die Schweizer noch die Makkabäer hatten die Zahl oder die beste Ausrüstung auf ihrer Seite, als sie ihre Freiheit erkämpften, winzig und kaum bewaffnet erscheinen sie im Vergleich zu ihren Gegnern. Ihre Vaterlandsliebe, ihre Aufopferung, ihre gerechte Sache brachte ihnen das Kampfesglück. Wir können nicht umhin, wenn wir nicht aus Voreingenommenheit halsstarrig sein wollen, müssen wir eine Fügung, einen Willen der höheren Macht in solchem Davids-Goliath-Siege mindestens nicht für ausgeschlossen erachten.

Solche Fügung erscheint an unzähligen Stellen der Geschichte — wir pflegen sie glückliche Zufälle zu nennen. Wenn Unser Fritz eine Stunde zu spät das Schlachtfeld von Königgrätz erreicht hätte, wenn Blücher nicht zur rechten Zeit dem Wellington zu Hilfe gekommen wäre, wenn die Kaiserin Elisabeth von Rußland ein Jahr länger gelebt hätte — welches andere Bild würde die Weltgeschichte gezeigt haben! Und die Geschichte der Juden, die uns nächstliegende eigene Stammesgeschichte? Kein Stamm, kein Volk hat so andauernde Leidenszeit durchgemacht, so durchgehend während seines ganzen Bestehens unter den gewaltigsten Anfeindungen und Anstürmen zu leiden gehabt, wie wir seit mehr als 3000 Jahren, wir, das winzigste aller Völker. Zu allen Zeiten sind unsere Gegner in der Wahl ihrer Mittel zu unserm Verderb nicht spröde gewesen. Man hat uns verjagt von Ort zu Ort, von Land zu Land, mit Feuer und Schwert, mit Hunger und Folter uns auszurotten versucht, aber wir leben und bestehen dennoch, unsere Zahl ist nicht verkleinert, unser Mut nicht gebrochen, unsere Lebenskraft nicht geschwunden. Wahrlich! von Glück berichten die Blätter unserer Geschichte recht wenig, nur von Not, Elend und Unglück, aber als einziger Ueberrest aus altersgrauer Zeit sind wir allein von allen Völkern der Vorzeit übrig geblieben, weil wir felsenfest auf Gottes Hilfe vertraut, unbeirrt an die von der Vorsehung gewollte Erhaltung geglaubt, mit vollster Sicherheit unsere noch unvollendete Aufgabe für die Menschheit erkannt haben. Nicht Glück, nicht Kraft und nicht Zufall haben uns erhalten, sondern der Wille Gottes.

Wohl stellt der Krieg große Ansprüche an den Einzelnen und an die Gesamtheit, gewaltige Opfer an Gut und Blut müssen aufgewendet werden, aber das Ziel des Kampfes ist des Edelsten und Höchsten wert. Kein Opfer wird umsonst gebracht, und jeder Einzelne muß stolzen Mutes mitwirken, mitbluten, um das Ganze zu erhalten, um die Zukunft zu sichern. Unsägliches Elend bringt der Krieg über weite Landstriche, viel Kummer und Schmerz über zahllose Familien, er schafft Witwen und Waisen. Aber die

Helden, die ihr Herzblut vergossen, haben nicht umsonst geblutet. Ihr Vergehen birgt die Saat des neuen Werdens, in dem der Ruhm ihrer Taten in dankbarster Erinnerung segensreich fortwirken wird. Nicht sterben werden sie, sondern fortleben in der Ruhmesgeschichte ihres Volkes, als anspornendes Vorbild für künftige Geschlechter, als Bahnbrecher zum goldenen Endziele!

Wir ahnen und glauben, dürfen vielleicht gar aus dem Naturgesetze der Erhaltung des Geeignetsten und Besten, für die Bewahrung der Art Erforderlichen, folgern, daß, wie Gottes Hand den Sieg dem gerechteren Kriegsvolke zuweist, wie er das Geschick der Nationen zum Zwecke der Fortentwickelung der Menschheit lenkt, so schirmt und schützt er auch den Einzelnen, wenn für ihn in seinem Ratschlusse noch eine Aufgabe zum Wohle eines kleineren oder größeren Kreises der Menschheit vorgesehen ist. Täglich hören wir von Zufälligkeiten, durch die das Leben eines Kriegers in ans Wunderbare grenzender Weise gerettet wurde, täglich von natürlich erscheinenden Ereignissen, die doch einen höheren Schutz ahnen lassen. Wohl wissen wir, daß wir auf übernatürliche Wunder nicht rechnen dürfen, aber hoffen und zuversichtlich glauben können und müssen wir, daß unser Gatte, unser Bruder, unser Sohn, die für des Vaterlandes Ehre, für den Bestand der Heimat, für uns ins Feld zogen, des Schutzes und Beistandes des Weltenlenkers würdig sind, daß ihr Leben, ihr Wirken und Schaffen für eine segensreiche Zukunft aufbewahrt bleibe.

Solcher Gedanke gibt uns Kraft, die Sorgen und Aengste zu bekämpfen, mutvoll und zuversichtlich dem einstigen zukunftssichernden Frieden entgegenzuschauen.

Meiner lieben Schwester zur Konfirmation.

Ich sehe dich stehen — im neuen, weißen Kleide,
Umwölbt vom Kuppelbau des Gotteshauses.
Um dich wogen die bunten Friese, und die wuchtigen Säulen,
Hundert strahlende Lichter, dumpf rauschende Orgel,
Und Worte: zarte, ernste, erhabene Worte,
Die nach deinem Herzen tasten.
Weihestimmung — geheimnisvolle Schauer. — —
Unsagbar wehen und weben
Gefühle, die du nie gekannt.
Ein Hauch von Heiligkeit.
Verloren blicken deine Augen. Die Brust wird dir weit.
Ein Sehnen und Wollen, das du nicht begreifst,
Das an die Unendlichkeit reicht.
Und träumende Tränen, nicht leidvoll, nicht lustvoll . . .
Ganz dahingegeben ans Unbewußte, Ungedachte. —

So seh' ich dich. — —

Und dann eilst du die Treppe hinauf
Mit roten Backen,
Erwartungsvoll strahlenden Blicken;
Und siehst die Gaben gebreitet,
Von Liebe und Freundschaft dir geboten. —
Und Glück und Stolz erfüllt dich.

Ich kann dir heute nichts bringen,
Als liebevolles Gedenken! — —

Weißt du noch? — —
Wir saßen — du auf dem Tritt und ich im grünen Sessel
In der Ecke des grünen Zimmers:
Du erzähltest
Von Schulerlebnissen,
Von lustigen Streichen,
Von Freundinnen,
Vom Tennisspielen und Schlittschuhlaufen, —
Lasest Geschichten, die du selber geschrieben,
Und errötetest über deinem Tagebuch. —
Weißt du noch? — —
Oder wir saßen oben in der Halle,
Und rechneten miteinander;
Und es machte dir gar kein Vergnügen.
Die dummen Zahlen!
Böse Mathematik! —
Weißt du noch? — — —

Sorglos in brausender Schönheit
Springt von den Bergen
In Wirbeln, in Strudeln, in Stürzen
Der junge Rhein. Ueber Steingeröll,
Durch blumensanfte Täler
Tanzt er im Taumel.
Nur Lebenskraft
Stürzt er dahin.
Ohne Zaudern, ohne Besinnung,
Im Stolze der Jugend. —
Da nimmt ihn auf
Des Bodensees ruhigklares Gewässer,
Unergründlich tief. — —
Spiegeln sich stolze Städte. —
Nennen alte Nären,
Der Hohentwiel
Und die Meersburg,
Stätte deutscher Dichter. — —
Das Wasser wird rein,
Das Geröll versinkt,
Es gibt ihm der See
Die Weihe der Kraft. —

So seh' ich dich heute!

Soll ich noch weiter das Gleichnis spinnen?
Vom deutschen Rhein.
Wie er Wahrwort wird
Des Vaterlandes;
Wie der brausende Ruf vom Rhein
Kriegsruf ist?! — —

Du weißt es —
Und spürst es heut' im Tiefsten,
Kind der eisernen Zeit,
Die eine Last ist und Pflicht! —

Laß mich lieber erzählen
Vom tätigen Strome,
Der Schiffe trägt,
Werke treibt,
Länder befruchtet,
Der in liebende Arme
Kinder schließt. — — — —

Ihm mögest du gleichen dereinst:
Glücklich beglückend,
In Schönheit,
Und rüstiger Tat!

So seh' ich dich heute!

8. Juni 1916. E. S.

Aus meinem Kriegstagebuch.

Von Rabbiner Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.

VIII.

Passah vor Verdun.

Nun hat also der ersehnte Bewegungskrieg wieder begonnen. Seit Monaten sahen wir ihn kommen: endlose Züge mit Munition, schwere und schwerste Geschütze und Truppen, Truppen, Truppen. Klein- und Feldbahnen waren bis nahe an die Front herangeführt, ganze Waldlager errichtet worden. Die Lazarette leerten sich, neue wurden vorbereitet. Niemand wußte es mit Sicherheit zu sagen, aber jeder fühlte, es würde ein gewaltiger Schlag gegen die Feste werden, an der die Kette unserer Westfront wie an einem Haken hängen geblieben war. Ein stürmisch-regnerisches Wetter gestattete eine Aufklärung durch feindliche Flieger nicht; so hieß man es willkommen, wenn es auch das Lagern und Arbeiten im Freien nicht gerade leichter und angenehmer machte. Fieberhafte Spannung bemächtigte sich aller und wuchs von Tag zu Tag. Nun war das Letzte gerüstet. Morgen, übermorgen mußte die Schlacht beginnen, ganz gewiß eine der größten der Weltgeschichte. Aber der Regen regnete jeglichen Tag; zu einem bösen Landregen war er geworden, einem verwünschten Bundesgenossen des Feindes. Alle Landstraßen überschwemmte und zerstörte er in systematisch wühlender Arbeit, in die Erdhöhlen und Unterstände drang er ein, unaufhaltsam, kein Zelt widerstand seinem unaufhörlichen Ansturm, ohnmächtig waren Mann und Pferd seiner lähmenden Wirkung preisgegeben. Dazu die quälende Ungewißheit: hat der Franzmann inzwischen doch unsern Plan erraten oder erkundet? Hat er Zeit gewonnen, die Abwehr vorzubereiten? Da brach endlich, an einem Sabbat, die Sonne durch die Wolken und blieb siegreich. Ein stiller Sonntag folgte. Und Montag den 21. Februar morgens 8 Uhr setzte unser Trommelfeuer ein. Nur wenige Stunden dauerte es,

weniger als ein Zehntel der Zeit, die die Herbstoffensive der Franzosen in der nahen Champagne für ihre Artillerievorbereitung aufgewendet hatte, aber es war überwältigend. Viele Meilen weit drang das mörderische Toben der Tausende von Geschützen, die seit Wochen bereit standen, wie eine Arena entfesselter Bestien auf einen Wink sich auf ihre Beute zu stürzen — und doch atmeten wir auf. Und wie furchtbar der Kampf auch war, der nun folgte, der Kampf Mann gegen Mann um jeden Wald, jedes Dorf, jedes Tal und jede Höhe, wie entsetzlich die Opfer waren, die er unsere Gegner und wie schmerzlich die Verluste, die er uns kostete, es war doch ein Hochgefühl zu erleben, wie es vorwärts ging. Mit unerhörtem sieghaftem Ungestüm drangen Frankfurter, Brandenburger, Posener und Schlesier von Nord und Nordwest, von Ost und Südost gegen den immer sich erneuenden und verstärkenden lebendigen Wall von Menschenmassen, von feuerspeienden Kanonen und Maschinengewehren heran und schoben ihn mehr und mehr gegen die Trutzburg zurück, die er stürzen sollte und die fast gänzlich in Trümmern liegt. Aber der Feind weiß, daß es nicht um die Burg und nicht um ein Stück Erde, sondern um das Ganze geht, und setzt sich mit dem Mute der Verzweiflung zur Wehr. Immer neue Divisionen wirft er in das Riesenbecken um Verdun, auch Schwarze und Neger und demnächst auch seine Freunde aus Rußland. Jeder fußbreit Boden wird mit äußerster Zähigkeit verteidigt, und muß er endlich preisgegeben werden, so ist kein Opfer zu groß, seine Wiedereroberung zu versuchen. Die Landschaft wechselt ihr Gesicht, obwohl doch kaum irgendwo ein menschliches Wesen sichtbar ist; nach des Propheten Wort, aber freilich ganz anders als seine Hoffnung es geschaut hat, füllen sich die Täler und werden die Hügel zum Tal. Was hier vor sich geht, ist so gigantisch, daß nur eines Propheten Sehergabe es ahnen, nur die Phantasie eines großen Dichters es nachbilden könnte. Alle die „Weitgereisten", die in Rußland und Serbien, auf den Karpathen und vor Ypern gekämpft haben, erklären, das alles sei Kinderspiel gegen Verdun. Ja selbst Loretto, der schrecklichste der Schrecken, verblaßt in ihrer Erinnerung vor dieser blutroten Gegenwart. Gewiß, es ist nicht mehr die ermüdende und zermürbende Eintönigkeit des Schützengrabenkampfes; es ist aber auch nicht der Bewegungskrieg, von dem so mancher, der noch die ersten Wochen des Krieges mitgemacht, seit langem geträumt hat, das sorglose Vorwärtsstürmen durch freies Gelände. Die Bewegung, der eigentliche Sturm ist auch hier, bei der gründlichen Vorarbeit der Artillerie, vergleichsweise ein Leichtes. Die erstürmten Gräben sind eingeebnet, leer, tot. Aber sie zu halten und behaupten gegen das schwere feindliche Feuer, das sich nun auf sie richtet, und gegen die mit Handgranate und Bajonett unmittelbar folgende feindliche Infanterie, diese Art Stellungskampf ist etwas Neuartiges, Ungekanntes, Dämonisches. Darin sind Freund und Feind einig: Verdun ist die Hölle, die fauchende, heulende, berstende, krachende, flammende, Menschen erstickende, zermalmende und verschlingende Hölle. Daß Menschenaugen das sehen, Menschenohren das hören, Menschenhirne das fassen und ertragen können, Tag und Nacht, Wochen und Monate hindurch — wer hätte das nach 1½ Jahren aufreibenden Krieges für möglich gehalten? Es ist ein ungeahnter höchster Triumph des menschlichen Geistes, der dort dem Willen gebietet: du darfst nicht unterliegen, und hier: Du mußt siegen. Ehrfurcht ist das einzig geziemende Gefühl gegenüber diesen Helden, die all dem Furchtbaren, was auf sie unausgesetzt einstürmt, die der Furcht in der eigenen Brust zum Trotz auf ihrem Posten ausharren, jeder einzelne ein ganzer Mann.

Nur hören konnte ich von alledem; die Erzählungen der Verwundeten oder derer, die für einige Tage aus der Front zur Erholung zurückkamen, deuteten mir die weithin vernehmbare Sprache der Geschütze. Was ich sah, waren die mehr oder minder schweren Verletzungen und Verstümmelungen, die all die mörderischen Waffen dieses Krieges an jungen Menschenleibern angerichtet hatten. Man sieht diese Wunden jetzt zumeist offen, unverbunden. Die Gefahr des häufig auftretenden vielfach tötlichen Gasbrandes soll durch den Zutritt der Luft vermindert werden. Es war mir anfangs schwer, den Anblick zu ertragen; aber der beschämende Vergleich mit dem, was diese Armen gesehen und erlitten haben und noch erleiden, ließ mich das Grauen überwinden. Auch die Seelsorge selbst ist schwerer geworden; es herrscht nicht mehr die Begeisterung der ersten Zeit. Keiner zweifelt daran, daß wir siegen werden. Aber der Kampf ist zu bitter und verbissen, als daß nicht die Sehnsucht nach Frieden übermächtig geworden wäre. Die Zahl der Erkrankten ist gestiegen; die Nerven haben durch die fortwährenden Erregungen an Widerstandskraft eingebüßt. Die jüdischen Kranken und Verwundeten, die ich, wenn auch auf die Kriegs- und Feldlazarette verteilt, antraf, waren nicht wenige. Manche staunten in naiver Freude, daß ich gerade sie unter so vielen herausgefunden. Aber eine Beruhigung und Aufrichtung, das Gefühl hatte ich deutlich, ist es allen, wenn auch zu ihnen ihr Seelsorger kommt, mit ihnen plaudert, ihnen zu naschen oder zu rauchen bringt, ihnen vorliest oder für sie schreibt. Wie manches Wiedersehen habe ich da schon erlebt! Den ich noch wenige Wochen zuvor voll froher Zuversicht unter meiner Feldgemeinde gesehn, liegt jetzt hier, womöglich in demselben Raum, der uns damals zum Gebet vereint, mühsam atmend, mit durchschossener Brust. Doch sein Wille zum Leben, die Kunst des Arztes und die Pflege der Schwester steuern das schwanke Schifflein seines Schicksals rascher und sicherer als der Draußenstehende gemeinhin glaubt, an der gefährlichen Klippe vorüber, und eines Tages, wenn der Seelsorger wieder nachfragen kommt, lautet die Auskunft: ist mit dem Lazarettzug nach Deutschland gekommen — „Lazarettzug nach Deutschland", die Sehnsucht aller, die auf hartem Schmerzenslager erst ganz zum Bewußtsein der Fremde und ihrer Vereinsamung gelangen. In der Zwischenzeit entwickelt sich häufig ein reger Briefwechsel zwischen den Angehörigen und dem Feldrabbiner. Es kommt vor, daß dieser die erste Nachricht über die Tatsache und die Art der Verwundung des Sohnes oder Gatten oder Bruders gibt. Aber wie gewissenhaft und eingehend sie auch sei, sie genügt natürlich nicht. Die besorgten Lieben daheim wollen mehr und immer mehr wissen, ob es auch wirklich keine Gefahr habe, ob nicht der Vater den Patienten besuchen, ob dieser nicht bald in ein Lazarett seiner Vaterstadt gebracht werden könne, was man ihm schicken dürfe u. s. f. In der Besorgnis, daß unsereiner den Allernächsten nicht die volle Wahrheit zu sagen sich getraue (eine weit verbreitete, aber irrige Annahme), meldet sich bisweilen noch ein Onkel oder der Lehrer oder Rabbiner aus der Heimatsgemeinde und ersucht um „wahrheitsgemäße" Auskunft. — Die Einigkeit jüdischen Familienlebens kann sich eben nirgends verleugnen. Wie gern man einem jeden berichtet, daß es wirklich und wahrhaftig nicht schlecht geht und begründete Aussicht auf eine vollständige Heilung vorhanden ist, wie gern man täglich berichten würde, wenn die Zeit es gestattete, den Patienten täglich zu besuchen; wie schwer es einem fällt, über einen operativen Eingriff, eine notwendig gewordene Amputation Mitteilung zu machen, wie unendlich schwer, einem Vater, einer Mutter, einer Gattin die letzte Hoffnung auf Erhaltung des teuren Le-

bens zu nehmen, weil Gott sie genommen hat — das brauche ich keiner fühlenden Seele zu schildern. All diese wechselnden Situationen häuften sich naturgemäß in den Wochen und Monaten der großen Offensive, und so waren auch die Sterbefälle allein der jüdischen Kameraden, die in den Lazaretten ihren Leiden erlagen, häufig genug. Soweit es irgend angeht, werde ich von jedem solcher Fälle im Bereich der Armee sofort telegraphisch in Kenntnis gesetzt, um die Beerdigung vollziehen oder doch ihr beiwohnen zu können. Denn in der Regel sind mehrere Tote gleichzeitig zu bestatten, sodaß einer der christlichen Kollegen die gemeinsame Grabrede hält; freilich, zweimal geschah es schon, daß auf ihren Wunsch und in ihrem Beisein ich dies Amt übernahm. Diese Eintracht der Bekenntnisse angesichts des Todes, der für Christ und Jude so der gleiche ist wie der mütterliche Schoß der Erde, der beide aufnimmt, hat etwas wunderbar Versöhnliches inmitten alles Jammers dieses Krieges.

Als ein rechtes Fest der Erlösung kam mir und meinen jüdischen Kameraden nach schwerem Dienst das Passah-Fest. Ein Vierteljahr lang war zu gemeinsamen Feldgottesdiensten weder Zeit noch Gelegenheit gewesen; nun sollte uns die schönste religiöse Familienfeier unserer Religion entschädigen. Nach einem Beschluß der Feldrabbinerkonferenz in Gent (29. Februar) waren schon geraume Zeit vorher Mazzos und Passah-Wein für das ganze Westheer gemeinsam bestellt worden. In zehn großen Kisten traf wohlverpackt das Festmahl ein, das der hochherzige Sinn der Damen aus der „Frauenvereinigung der Frankfurt-Loge", an ihrer Spitze Frau Rabb. Dr. Seligmann, uns zugedacht: 100 Kilobüchsen Gemüse und Obst, Apfelsinen und Makronen, Wein und Honig. Noch fehlte das Hauptgericht. Aber dem Fleischmangel unserer Tage zum Trotz gelang es dem eifrigen Werben des Herrn Rabb. Dr. Nobel einen halben Zentner rituelles Rauchfleisch zu beschaffen. Ein zuverlässiger jüdischer Metzger übernahm die Zubereitung, und nun begann in meiner Küche ein Kochen in den gekascherten Kesseln, das jeder Hausfrau Ehre gemacht hätte. Meine Sorge, es könnte von den enormen Quantitäten übrig bleiben, schwand rasch; ich wußte noch nicht, was dazu gehört, einige hundert Mägen, noch dazu Soldatenmägen zu sättigen; auch ließ sich bei der Gefechtslage die Zahl der Teilnehmer nicht einmal annähernd vorher berechnen.

Der Armeebefehl, der nach meinem Entwurf acht Tage vor dem Feste Ort, Tag und Stunde der religiösen Andacht und des anschließenden Seder bekannt gab, hatte ungeahnten Erfolg. Montag den 17. April abends 7 Uhr fanden sich zu St... in der Kirche, dem einzigen größeren Raum, der uns für diesen Zweck zur Verfügung gestellt werden konnte, etwa 500 Beter, unter ihnen fünf jüdische Krankenschwestern, zwei Offiziere und mehrere Aerzte ein; auch vier russischen Glaubensbrüdern aus dem nahen Gefangenenlager war auf mein Ersuchen gestattet worden teilzunehmen; sie sahen in ihren Gala-Uniformen recht stattlich aus und fühlten sich offenbar für die kurze Stunde bne chorin, als freie Männer. In Ermangelung eines Chasen — unser vortrefflicher Vorbeter von früheren Festgottesdiensten, Löbmann aus Kattowitz, war kurz vorher gefallen — mußte ich das Abendgebet vortragen. Die Predigt folgte der Tefilla. Die große Gemeinde, die das lange Mittelschiff der Kirche vollständig füllte und im Halbdunkel des Hintergrundes sich verlierend noch größer erschien, war mir selbst die eindruckvollste Predigt. Aus allen Teilen unseres deutschen Vaterlandes waren sie hier, auf fremdem Boden, zu einer einzigen Gemeinschaft zusammengewachsen, die meisten noch erfüllt von den gräßlichen Bildern der letzten Tage und mit der Seele die lieb-

lichen des Elternhauses sehend, viele in Gedanken an Brüder, Vettern, Freunde verloren, die in Frankreichs oder Rußlands Erde ruhen, alle aber kämpfende, helfende Zeugen der großen Zeit, da Gott wie einst in Aegypten, Wunder und Zeichen tut, das Joch der Knechtschaft, das der mächtige Feind in Ueberhebung und Furcht einem freien Volke auf den Nacken zwingen wollte, in Stücke zu brechen. Wie sich in dieser ganzen Andacht lebendigste Gegenwart mit altersgrauer Erinnerung, des deutschen Vaterlandes Not und Erhebung mit dem Leid und dem Stolz der Geschichte Israels innig verknüpfte, so war sie durchaus jüdisch nach der Sitte der Väter und gleichzeitig eingerahmt von zwei mit Orgelspiel begleiteten vaterländischen Liedern. Angesichts des großen Zudrangs mußte ich das anschließende Sedermahl in dem für diesen Zweck hergerichteten geräumigen, aber doch nicht ausreichenden Saal des Tribunals für drei Abteilungen geben und die Vorlesung der Haggada, die in der überlieferten wie in der von Seligmann bearbeiteten Gestalt benutzt wurde, entsprechend kürzen. An der Quertafel, die die längs aufgestellten einfachen Tische verband, saß zwischen zwei Leuchtern, vor sich die dreistöckige Sederschüssel, links und rechts vor sich die Schwestern, Offiziere und Aerzte, der „Hausherr". Nur die erste Feier leitete er selbst, die zweite übertrug er, froh, auch einmal zuhören zu dürfen, einem alten Landstürmer, die dritte dem jungen Sohn des Rabbiners Meyer aus Regensburg. An jeder Feier beteiligten sich etwa 150 Mann. Gewiß, so mancher aus religiösem Hause wird schmerzlich die anmutige Weihe, die dort über diesem Abend lag, vermißt haben. Aber dem herben Ernst, der ursprünglich dieser Nacht des blutigen Passahopfers eignet, und der Eilfertigkeit, mit der die Ahnen einst, die Lenden gegürtet, den Stab in der Hand, die Wanderschuhe an den Füßen das Brot des Elends aßen, kam unsere schlichte Feldfeier ohne Zweifel näher. Im übrigen darf ich annehmen, daß im bloß leiblichen Genusse kein Tischgenosse zu kurz kam, wenn freilich auch anstelle der vier Becher Weins ebensoviel Züge aus dem einen mitgebrachten Becher treten mußten. Am Ende jeder Feier verteilte ich Zeitungen und Zeitschriften jüdischen Inhalts, insbesondere die vom „Verband der deutschen Juden" gestiftete Passah-Festschrift für unsere Soldaten im Felde. Den Dank, den ein Kamerad im Namen aller mir darbringen wollte, übertrug ich gebührend auf die edlen Spender und Spenderinnen meiner Frankfurter Gemeinde, die das größte Verdienst um das Gelingen dieses Seder hatten. Es war genau Mitternacht, als wir mit wajehi bachazi halailo von einander schieden. Gruppen blieben noch auf der Straße beisammen; da waren Landsgenossen, Freunde, Brüder, die sich, verabredet oder zufällig, hier trafen und ein frohes Wiedersehen feierten — wie beglückend ist solch ein Stück Heimat hier draußen! Auch ein Vater mit seinem Sohn war zugegen gewesen. Allmählich wurde es still in den dunklen regentrüben Straßen des Städtchens. Fern der Gefahr haben die Braven diese Nacht der Obhut in den vorbereiteten Quartieren sicherlich gut geruht. Am nächsten Morgen fanden sich eine Anzahl Beter noch zum Schacharis zusammen, ehe sie in ihre Stellungen zurückkehrten.

Dienstag Abend kurz vor 7 Uhr marschierten unter Führung des Feldwebelleutnants Wangenheim aus Elberfeld gegen 300 Mann vom Rathausplatz in L. in geschlossenem Zuge nach dem Lichtspieltheater. Ihre Zahl erhöhte sich rasch auf nahezu 400, sodaß ich mich genötigt sah, eine kleine „Filialgemeinde" abzuzweigen und sie nach dem für diesen Fall vorgesehenen gegenüberliegenden Café zu verweisen, wo sie ihren eigenen Vorbeter, ihre Seder-

Schüssel, Wein und Mazzos erhielt. Die Hauptgemeinde, die 320 Köpfe zählen mochte, füllte den mit Geschmack und Liebe ausgeschmückten festlich erleuchteten Theatersaal bis zum letzten Sitz- und Stehplatz. Die Stühle im Vordergrunde nahmen vier jüdische Schwestern, Offiziere, Aerzte und Offiziersstellvertreter ein. Von dem erhöhten Betpult, hinter dem auf weißem Grunde das goldene Mogen Dovid im Schein der Kerzen erglänzte, trug Kamerad Glast, ein geschulter Sänger, der sich schon zu den hohen Feiertagen als Chasen bewährt hatte, mit prächtiger Stimme und feinem Verständnis in den Melodien, die den meisten vertraut waren, das Maariw vor. Mit dem Zählen des ersten Omertages betrat ich die „Kanzel", um dem Erlebnis dieser einzigartigen Stunde Worte zu leihen. Viele, die da vor mir saßen, waren erst vor wenigen Stunden aus ihren Gräben und Verstecken gekrochen, hatten unter ständiger Lebensgefahr die unaufhörlich beschossenen grundlosen Straßen nach rückwärts passiert, bis sie die Kleinbahn oder sonst eine Fahrgelegenheit glücklich erreichten, und nun umfing sie feierliche Stille, heller Lichtglanz, eine Atmosphäre von Menschenliebe und göttlichem Frieden. „Wie im Traum" kamen sie sich vor, so sagte mir einer aus dem Gefühl aller heraus. Das Bild unserer Haftara, wie Josua vor der belagerten Feste Jericho urplötzlich den Engel des Herrn der Heerscharen trifft, der seinen ungestümen kriegerischen Eifer mit den Worten dämpft: Hier gibt's nicht Freund und Feind, hier ist heiliger Boden, das Bild gewann für uns in dieser Stunde eine tiefe persönliche Bedeutung. Und es hielt uns in seinem Zauberbann, bis der Segen gesprochen war, und das gemeinsame Kaddisch für die gefallenen Brüder den Gottesdienst beschlossen hatte. Nach einer kurzen Pause, während deren Mazzos und Wein gereicht wurden, eröffnete ich den Seder mit einer allgemeinen Betrachtung über seinen Sinn und seine Bedeutung. Unter Assistenz des Herrn Glast und des Herrn Levy aus Diedenhofen, der selbst und im Verein mit seiner Gattin sich um das Zustandekommen dieser Feier unsern besonderen Dank verdient hat, verlas ich sodann die Haggada, von Zeit zu Zeit den Text übersetzend und erläuternd. Von den Symbolen der fehlerlosen Sederschüssel, die der ganzen Versammlung sichtbar, vor mir aufgebaut war, konnte zwar nicht allen Anwesenden gereicht werden, aber die innere Beteiligung war allgemein, und wie der Frage des Kindes, die ein Angehöriger der Isr. Religionsgesellschaft in Frankfurt a. M. vortrug, so folgten sie der eingehenden Antwort des Hausherrn mit der größten Aufmerksamkeit. Mehr als einer mag hier bewegten Herzens halb verklungene Erinnerungen aus den goldenen Tagen seiner Kindheit haben auferstehen sehn und den Vorsatz gefaßt haben, den tiefen Gemütswert dieser poesievollen Feier seinen eigenen Kindern nicht weiter vorzuenthalten — wenn Gott ihn glücklich heimkehren läßt. Den Mittelpunkt des Abends bildet normalerweise das Sedermahl und den Mittelpunkt des Mahles bilden Eier und Mazzeknödel. Aber wir wurden trotz aller Feierlichkeit doch gemahnt, daß wir unter abnormen Verhältnissen zusammengekommen waren. Das Essen, für alle das gleiche, bestand aus Fleisch und Kartoffeln und als Nachtisch Obst und Kaffee. Die Unteroffiziere und Mannschaften „faßten" es, wie der militärische Ausdruck lautet, in ihr laut Armeebefehl mitgebrachtes Kochgeschirr in einer Kompagnieküche, wo Vizefeldwebel Steigerwald aus Heilbronn alles auf's Sorgfältigste vorbereitet hatte, und kehrten dann zu ihren Sitzen zurück. Die Schwestern Offiziere, Aerzte und Feldwebel und wer sonst ohne Messer, Gabel, Löffel und Teller gekommen war, wurden im Café bewirtet, das die „Filialgemeinde" räumte. Nach dem Tischgebet, das der eben erst ins Feld einrückende

Assistenzarzt Herr Dr. Salvendi aus Frankfurt a. M., Sohn des wohlbekannten sel. Rabbiners sprach, vereinigten sich alle Festteilnehmer, soweit sie nicht inzwischen durch den Dienst abgerufen waren, abermals im Lichtspieltheater, den Raum wieder bis zum letzten Platze füllend. Hier beschlossen wir mit den allen vertrauten anmutigen Liedern gemeinsam der Haggada zweiten Teil zeitig genug, noch vor Mitternacht in den bereitgestellten Quartieren zu sein. Noch einmal hatten wir am anderen Vormittag einen vollen Betsaal, als unser Chasen uns mit Schacharis, mit Leienen und Mußaph eine nicht minder schöne und würdige Festandacht schenkte. Dann aber zogen auch die Letzten, die Patronentaschen umgeschnallt, das Gewehr über die Schulter gehängt, hinaus in die ernste Zeit der Sefira, als deutsche Soldaten, die schwere Pflicht zu erfüllen. Leschono habooh „im nächsten Jahr" klang es ihnen noch vom Sederabend im Ohr, und jeder dachte dabei an den Ort, der ihm der heiligste war, weil er Vater und Mutter, Weib und Kind, weil er seiner Seele Glück und Frieden umschloß.

Weiter tobt die gewaltigste aller Schlachten. Einige von denen, die noch am Sederabend hoffnungsvoll mit uns beteten und sangen, hat sie schon gefällt, anderen mehr oder minder schwere Wunden geschlagen. Fröhlich werden wir dieses Abends nie gedenken. Aber als ein Erlebnis, das uns in den drükkendsten Zeiten dieses Krieges mit neuem Mut und neuem Glauben stärkte, wird, so uns die Heimkehr vergönnt ist, uns noch in späten Friedenstagen vor Augen stehn unser Passah vor Verdun.

Festesgruß in die Heimat.

Es senkt sich leise nieder die erste Festes-Nacht,
Wir stehn in Feindeslande auf einsam stiller Wacht.
Jetzt wird daheim den Lieben der Sedertisch gedeckt,
In manchem treuen Auge sind Tränen heut versteckt.
Ihr alle denket unser, die fern der Heimat sind,
Ob Vater oder Mutter, ob Gattin oder Kind.
Doch in Gedanken heute sind wir mit Euch vereint
Und freuen uns von Herzen, daß Euch das Festlicht scheint.
Sollt Euch um uns nicht grämen, die wir in Feindesland
Im Schützengraben liegen, wir sind in Gottes Hand.
Der uns bis heut behütet, der führt uns immerfort,
Der Herr, der es gewesen, der ist an jedem Ort.
Doch mancher unsrer Brüder kehrt nimmermehr zurück,
Der Krieg, der hat zerstöret so manches Lebensglück.
Wenn's Euch auch hart getroffen und Euch auch grausam scheint,
Ihr dürft nun nicht mehr weinen, Ihr habt genug geweint.
Laßt schlafen Eure Toten, sie ruhn in guter Ruh
Und schaun vom Himmel oben verklärt Euch heute zu.
Auch sie sind heute bei Euch, wenn Ihr auch nicht sie seht,
In Gottes ewigem Reiche ertönt ihr still Gebet.

Fritz Löb aus Darmstadt.

Bücherschau.

Wehrlose, Novellen von **Josefa Metz**. Berlin-Charlottenburg 1916. 8°. Felix Lehmann Verlag, G. m. b. H.

Wir mußten uns in dieser furchtbaren Schicksalszeit daran gewöhnen, dem unnennbarsten, größten Schmerz, den die Menschheit je ertragen, in's versteinerte Antlitz zu sehen, und oft überkam uns wohl das Gefühl, daß wir stumpf werden gegen all das unausdenkbare Leid. —

Und da kommt eine nachdenkliche Dichterin und schildert uns einfache, alltägliche Menschenschicksale, an denen tausende von Menschen achtlos vorübergehen und zeigt uns, daß wir — trotz allem — nicht verlernt haben, auch kleines Leid, das junge, zagende Menschenseelen tragen, mitzuempfinden.

Wehrlose nennt Josefa Metz ihr Novellenbuch, das von einem tiefsten Wissen und Kennen derjenigen spricht, die sich noch „im Zwischenland" befinden, in jenem Land, das nicht mehr Kinderland ist und doch noch himmelfern vom Reich der Erwachsenen. In jenem Land, in dem alles noch ein Tasten und Fragen, ein Sehnen und Erwarten ist. —

Aber auch in der Seele des gereiften Menschen weiß Josefa Metz, diese feinsinnige Psychologin, zu lesen, und Meisterin ist sie in der Milieu-Schilderung. Sei es, daß sie die typisch-nüchterne Berliner Pension Hall schildert mit ihrer billigen Eleganz, sei es, daß sie uns in das wohlbehütete, hyperästhetische Heim, in dem die kleine Edna ihre sehnsüchtigen Träume träumt, hineinblicken läßt, sei es, daß sie uns in das Hotel am kleinen, geheimnisvollen Bergsee führt.

Josefa Metz, die uns schon oft mit ihren entzückenden Kindergedichten und -Geschichten beschenkt hat, ist gereift und gewachsen und jeder, der Verständnis und Mitgefühl hat für das Erleben junger Menschenkinder, wird sich mit Genuß in diesen Novellenband vertiefen.

Max Brod, Tycho Brahe's Weg zu Gott. 5.—8. Tausend. Leipzig. Kurt Wolff 1916. 8°. 426 S. Geh. M. 3,50, kart. M. 4. , geb. M. 4.50.

„Und Jakob hieß die Stätte Pniel, denn ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen."

Dieses Bibelwort setzt Max Brod seinem neuesten Werke „Tycho de Brahe" als Motto voran, einem einzigartigen tiefen Buch, das uns einen Blick tun läßt, in jene untergegangene Welt des Jahrhunderts der Reformation und in die leidenschaftlich ringende Seele eines Mannes, dem äußerer Glanz und Macht und Ehren nicht das innere Glück geben können; dessen Seele erst genesen kann, als er den Gott in seiner Brust gefühlt, als er Gott von Angesicht gesehen.

Mit biblischer Kraft ist diese machtvolle Gestalt des großen Meisters der Sternkunde gezeichnet. Wie die Patriarchen zieht er umher mit seiner großen Familie, seinen Schülern und Knechten, seinem Hab und Gut. Und als er zum Sterben kommt in der Morgendämmerung, da hat er alle Eitelkeit, alles kleine Abwägen von Erfolg und Mißerfolg abgetan und fühlt sich nun selig teilhaftig der alles umfassenden göttlichen Sicherheit des wahren Gesetzes.

Kurz vor seinem Ende tritt Tycho die edle Gestalt des hohen Rabbi Löw entgegen, und wie ein Blitzstrahl erhellt es seine schmerzzerissene Seele, daß dieses heimatlose, flüchtige Volk der Juden dasselbe Schicksal, dasselbe Leid erduldet wie er, und daß die Lehre dieses Volkes: „Gott ist nicht um des Gerechten willen da, um ihm zu dienen, sondern der Gerechte ist da, um Gott zu dienen", ihn als etwas Nahe verwandtes, als eine innere Gewißheit mächtig anrührt. —

Ein bleibender Gewinn ist es für jeden, sich in dieses Buch versenkt zu haben und mit Tycho de Brahe nach der lichten Spur Gottes in der Welt zu suchen und den Weg zu finden zu jener Größe, die Demut heißt und Güte.

Ella Seligmann.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 9 und 10. **Jahrgang 8.** **Septbr. u. Oktbr. 1916.**

Zum Neujahrsfeste.

Von Rabbiner Dr. Caesar Seligmann-Frankfurt a. M.

Ein Jahr schließt seine Pforten hinter uns, dessen furchtbare Größe das Denken nicht fassen kann. Aus allem Gleichgewicht unseres Seins herausgerissen, fühlen wir nur dumpf das Unerhörte unseres Erlebens und sehen uns hineingestellt in eine Welt, deren Grundfesten wanken, in eine Trümmerstätte sittlicher Kultur voll Lug und Trug, in ein Chaos voll Jammer und Not, voll Verheerung und Schrecken, voll Zerissenheit und Wahnsinn.

Aber das ist ja die wunderbare Segenskraft der Religion, daß sie uns an einen Sinn des Lebens glauben und das Leben tragen lehrt, auch wenn das Leben unerträglich scheint, daß sie die segnende Hand Gottes uns zeigt selbst im Grauen und Jammer der Zerstörung. So hörte der Prophet die Stimme seines Gottes, tröstend und erlösend inmitten zusammenstürzender Welten: „Siehe ich bestelle dich heute über die Völker und Königreiche, auszurotten und niederzureißen, zu zerstören und zu zertrümmern — um bei alledem aufzubauen und neu zu pflanzen.“*)

Wohl ist der Krieg ein furchtbarer Zerstörer, aber er ist auch ein Erbauer. Er zerstört Lebensgüter, aber steigert Menschenkraft. Und vielleicht will er uns zeigen, daß wir von der Gottheit nicht so sehr dazu bestimmt sind, an des Lebens Güter unser Herz zu hängen als unsere Kraft ins Ungemessene zu vermehren.

Wußten wir denn — bis zu diesem Krieg — wie stark, wie tragfähig wir seien? Wie Unerhörtes wir auf uns nehmen könnten? Eine ungeheure Anpassungsfähigkeit liegt im Menschen verborgen. Und durch jede Anpassung steigert sich unser Selbst, verwirklichen sich neue Entwicklungsmöglichkeiten, die bisher brach in uns lagen.

Es ist ein wunderbarer Ausgleich im Leben: Jeder Verlust hat seinen Gewinn, und jeder Gewinn hat seinen Verlust. Jede Not hat ihren Segen, und jeder Segen hat seine Not. In jedem Leid ruht ein Glück, und in jedem Glück ruht ein Leid. Das sind nicht die Glücklichen, „auf die mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streu'n.“ Es gibt arme reiche Leute und reiche arme Leute.

Wenn aus dem rings umfriedeten Genießen das Schicksal uns hineingerissen hat in Kampf und Todesnot, so ist unserm Geschlecht dafür ein Neues, Großes zuteil geworden, das einem früheren Geschlecht versagt blieb.

*) Jeremia 1, 10.

Wissen denn die friedlichen Zeiten aus eignem Erleben, was Tapferkeit ist und Heldentum? Was Größe ist und Kraft? Wissen sie denn, welche schöpferischen Urkräfte, welche Urgewalten in der Menschenseele unerweckt schlummern? Wie viel Schwung nur darauf wartet, in uns seine Schwingen mächtig zu entfalten? Ist das kein Segen unserer Zeit, daß alle Kleingedanken fallen, alle Armut und Enge des Menschenherzens sich zu einem unerschöpflichen Reichtum, einer unermeßlichen Weite aufgetan haben? Klein waren wir und sind groß geworden. Schlaff waren wir und sind stahlhart geworden. Buntschillernd waren wir, und sind schlicht geworden. Tändelnd waren wir, und sind ernst geworden. Als ein gewaltsamer, furchtbarer Erzieher ist dieser Krieg zu uns gekommen, „auszurotten und niederzureißen, zu zerstören und zu zertrümmern — um bei alledem aufzubauen und neu zu pflanzen". -- — —

Aber war uns allen und ist uns allezeit das große Erleben ein sittlicher Erzieher?

Mit dieser Frage der Selbstbesinnung stehen wir vor unserm Gott am Neujahrsfeste. Hat dieser Kriegszeit Not und Größe alles Kleinliche und Nichtige, alles Falsche und Schlechte, alles Eigennützige und Unwahrhaftige aus unserm Leben hinweggefegt?

Wenn Hunderttausende ihre jungen, blühenden Leiber für das Vaterland opfern, wenn Millionen entbehren und tragen, was keine Phantasie imstande ist, sich auszumalen, in Sturmnächten und der Hölle des Trommelfeuers — tragen wir ohne Murren und Seufzen gerne die so viel leichteren Lasten, die das Vaterland uns auferlegen muß, um uns schützen und ernähren zu können? Haben wir alle Selbstsucht und Genußsucht und Prunksucht in dieser heiligen Opferzeit weit weit von uns verbannt? Besitzen wir alle jene heiligen Bürgertugenden, die uns würdig machen unseres geliebten großen Vaterlandes? Glüht in uns allen das Opferfeuer, das Religion und Vaterland von uns fordern?

Freilich der große Schwung und die hinreißende Begeisterung und die Festtagsopferstimmung der ersten Kriegszeit können nicht bleibende Stimmung sein. Es liegt in der Begrenztheit der menschlichen Natur, daß die gewaltige Spannung nachläßt. Aber die stetige Kraft und die schweigsame Ausdauer, die ernste Haltung und die würdige Einfachheit, die freudige Selbsthingabe und die Bändigung der Selbstsucht — diese Tugenden können und müssen wir uns bewahren. Nie ist Schwäche und das Hangen am Eitlen und der Eigennutz verächtlicher und widerwärtiger als in Zeiten allgemeiner Not. Wehe den Schamlosen, die in dieser heiligen Opferzeit nur an ihr kleines Ich und seine Eitelkeiten denken! Sie brandmarken sich selbst und den ehrlichen Namen der Gesamtheit, zu der sie gehören!

So möge dieser Zeiten Not und Größe aufs neue am religiösen Neujahr in uns lebendig werden! So möge im Posaunenhall des Festes der schrille Mißklang der Zerstörung und Todesnot zur geheimnisvollen Harmonie sich wandeln, aus der die prophetische Verheißung erschallt: „Siehe ich bestelle Dich heute über Völker und Königreiche, auszurotten und niederzureißen, zu zerstören und zu zertrümmern — um bei alledem aufzubauen und neu zu pflanzen."

Vorsehung.

Von Rabbiner Dr. Hermann Schreiber-Potsdam.

Wenn man ein Wort sucht, an dem der Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit klar und deutlich zum Ausdruck kommt, man könnte kein besseres finden als das Wort der Weisheit Sirachs: „Aus Gottes Hand kommt alles, Gutes und Böses, Leben und Tod, Armut und Reichtum.“*) In der Wahrheit dieses Satzes fanden die Geschlechter vergangener Zeiten Trost und inneren Frieden; das Bewußtsein, das auf ihm sich gründete, gab ihnen die Kraft, auch das Schwerste aufrechten Hauptes zu ertragen und allen feindlichen Gewalten zum Trotz sich zu behaupten. Wußte man sich doch bei allem, was das Schicksal brachte, in Gottes Hand, und so nahm der Arme seine Armut, der Kranke seine Krankheit, der Unglückliche sein schweres Geschick ergeben und demütig hin.

Es ist nicht mehr so, daß dieser Satz eine unumschränkte Macht über die Gemüter ausübt. Die Menschen von heute glauben, dem weisen Sirachiden einen anderen Satz entgegenstellen zu müssen, der zwar nicht so tröstlich und erhebend klingt, der aber dafür, von der Wucht der Tatsachen gestützt, als einzig wahrer und berechtigter sich erweise: „Es kommt alles von selber, es geht alles mit natürlichen Dingen zu, nicht von Gott kommen die Dinge, sondern Natur und Naturgesetz bestimmen mit eherner Notwendigkeit den Lauf alles Geschehens.“ Was der Astronomie an ihren Objekten, den Gestirnen, mit einer bis ins kleinste und feinste gehenden Präzision gelungen ist, ihr Kommen und ihr Gehen, ihre Stellung zueinander und ihre Zusammenhänge untereinander zu berechnen, das müsse auch für alles Sein und Geschehen überhaupt möglich und durchführbar sein. Und so ersteht als Ideal dieser Denkungsart ein Universum, das, wie es ganz aus sich heraus erklärbar und bestimmbar ist, so auch ganz auf sich allein beruht und keinen Willen und kein Ziel außerhalb seiner selbst kennt und anerkennt. Zweck, Vorsehung, Leitung, Absicht — Worte sind's, gut genug, auf Kinder Eindruck zu machen, aber nicht stark genug, um gegenüber der Wucht der Tatsachen ihr Recht zu behaupten.

Es ist klar, daß dieser Anschauung die alte, fromme Denkungsart schroff gegenübersteht. Denn Frömmigkeit will und kann sich nicht damit begnügen, zu wissen, *wie* etwas kam und wie es so kommen *mußte*; sie findet vielmehr ihre Befriedigung nur, wenn sie erkennt, daß alles auch so kommen *sollte* und daß im Weltgeschehen Absicht und Plan, daß in ihm das Walten einer Vorsehung sich offenbart. Und gerade diese Begriffe leugnet ja jene Weltanschauung, die sich so gern als naturwissenschaftliche bezeichnet. Sie kennt nicht Zweck und Absicht in der Natur, sie kennt nur Ursachen und ihre Wirkungen, die in unabänderlicher Weise den Lauf der Dinge gesetzmäßig bestimmen. Wo soll bei diesem lückenlosen Ineinandergreifen, bei diesem unzerreißbaren Zusammenhang noch Platz sein für eine Vorsehung und ihr Walten? Kann andrerseits aber frommer Glaube diese Gesetzmäßigkeit leugnen, die doch jeden außerhalb ihrer selbst liegenden Einfluß, jeden göttlichen Willen, jeden Zweck und jede Absicht auszuschließen scheint?

Er leugnet sie genau so wenig wie der, der nicht mit frommem Gefühl, sondern mit dem Gefühl des nüchtern wägenden Forschers an die Dinge herantritt. Aber er weiß, daß diese Gesetzmäßigkeit seine Ueberzeugung von einem alles Geschehen bestimmenden Gott nicht nur nicht aufhebt, sondern sie geradezu notwendig macht.

*) Sirach c. 11, 14.

Denn er hat das Wesen des Gesetzes in seiner Tiefe erfaßt und hat erkannt, daß durch die Zurückführung einer Erscheinung auf ein Gesetz diese Erscheinung durchaus nicht restlos erklärt ist. Damit, daß wir den Fall des Steines auf das Gesetz der Anziehungskraft zurückführen, haben wir ihm das Rätselhafte, das ihm wie allen Naturerscheinungen anhaftet, nicht genommen — wir haben das Rätsel nur um eine Stufe zurückverschoben. Das Wort „Anziehungskraft", es birgt ja genau solch ein unlösbares Rätsel für uns wie die Erscheinung, die damit erklärt werden soll, und streng genommen ist es noch größer und geheimnisvoller. Wir wissen nicht, woher diese Kraft kommt, wissen nicht, warum gerade sie aus der Tiefe der Natur hervorbricht und wissen eben so wenig, was diese Tiefe überhaupt sei und in sich berge. Von einem berühmten Physiker wird erzählt, er habe seine Vorlesung damit begonnen, daß er einen Faden, an dem eine Bleikugel herabhing, durchschnitt und, auf die fallende Kugel weisend, zu seinen Hörern sprach: „Das größte Wunder der Natur!" Nur dem oberflächlichen Betrachter ist alles klar und selbstverständlich. Der tiefer Blickende weiß, daß die Gesetze, die erklären sollen, um nichts weniger der Erklärung bedürfen als das, was durch sie erklärt werden soll, daß sie, wie es einmal in geschickter Formulierung gesagt wurde, nichts anderes sind als Rätsel auf Formeln gebracht.

Und wie es mit dem Fall des Steines ist, so ist es mit dem aus dunklem Gewölk herabzuckendem Blitz, den wir erklärt zu haben meinen, wenn wir ihn aus den mit Elektrizität geladenen Wolken herleiten, und übersehen doch ganz, daß Elektrizität, daß Reibung und Entladung Worte sind, hinter denen unlösbare Geheimnisse schlummern. Die Gesetze, die des Menschen Geist gefunden, lüften den Schleier nicht, der über die Welt gebreitet ist. Wie eine Sphinx liegt sie vor uns, und mit allen Gesetzen, auf die wir uns so viel zu gute tun, haben wir ihr Geheimnis ihr nicht abzwingen können. Sie haben immer nur statt eines Rätsels ein anderes, größeres gesetzt und haben uns dabei in den Traum gewiegt, die Geheimnisse der Welt enthüllt zu haben, während wir uns in Wahrheit nur an sie gewöhnt und durch die Macht der Gewohnheit den Sinn für ihre Tiefe verloren haben. Machen wir uns einmal frei von dieser Gewohnheit, dann fühlen wir, wie es rings um uns her geheimnisvoll und wunderbar wirkt und webt, wie aus der Tiefe der Natur verborgene Kräfte hervorbrechen und wie alles auf *eine* Grundkraft zurückweist, die alles treibt und bewegt, die leitend und lenkend über allem steht, eine Kraft, die in den Anfang schon das Ende, in die Wurzel den Stamm, in den Keim schon die Blüte eingelegt hat.

So kann keine noch so streng durchgeführte Gesetzmäßigkeit den Glauben an einen Gott, der über allem Geschehen steht, beeinflussen, so kann sie aber auch nicht den Glauben an dieses Gottes vorsehende Lenkung und Leitung beeinflussen oder gar zerstören. Denn dieser Glaube hat ja gar nichts zu tun mit der Frage, wie eine Erscheinung zustande gekommen ist, er will vielmehr nur ein Urteil abgeben über ihren *Wert*. Denn das ist das Wesen dieses Glaubens, daß er Ereignisse, Erscheinungen, Entwicklungen bis zu ihrer Auswirkung verfolgt und nun, am Ende dieser Kette von einzelnen Vorgängen, einen besonderen Wert wahrnehmen zu können glaubt. Erst wenn dieses Gefühl für den Wert und die Bewertung eines Ergebnisses in uns lebendig geworden ist, erst dann haben wir die Möglichkeit und das Recht, von Lenkung, von Absicht und Vorsehung zu sprechen. Das aber kann gar nicht Sache der Naturwissenschaft sein. Sie will ja nur untersuchen und erkennen, wie etwas geworden ist. Ob dieses so Gewordene auch Sinn und Bedeutung

habe, das kann und darf sie weder behaupten noch bestreiten. Das kann nur der, in dessen Seele ein Gefühl für diese Werte lebendig ist.

Lebt aber erst einmal dieses Gefühl in uns, dann wird es um so tiefer und um so unerschütterlicher werden, je mehr es sich davon durchdringt, daß diese Werte nicht das Werk einer Willkür oder eines Zufalls, sondern die Folge strengster, lückenlos sich aufbauender Gesetzmäßigkeit sind. Denn erst diese Gesetzmäßigkeit macht es ja möglich, die einzelnen, durch Ursache und Wirkung eng miteinander verknüpften Glieder der Entwicklungsreihe, an deren Ende das von uns bewertete Ergebnis steht, als Mittel und Wege zu diesem Ergebnis zu betrachten und so das Ende in den Anfang, den Zweck und die Zweckmäßigkeit in den Urgrund hineinzuverlegen. So wird der frommen, die Welt nach ewigen Zwecken und Zielen betrachtenden Denkungsweise die Gesetzmäßigkeit nicht zum Stein des Anstoßes, sie wird ihr geradezu unentbehrlich für die Vertiefung und Befestigung ihres Glaubens.

Mit dieser Auffassung erledigt sich auch ein weiterer Einwand, der meist gegen den Vorsehungsglauben erhoben wird. Nicht neu ist dieser Einwand, und nicht die Wissenschaft hat ihn hervorgebracht. Er ist identisch mit der alten, ewigen Menschheitsfrage, die seit Hiobs Tagen in des Menschen Herzen lebt, die immer wiederkehrt und die heut noch so brennend ist wie in der Menschheit Kindheitstagen. Wenn eines Gottes weise Vorsehung den Weltenraum durchdringt — so läßt dieser Einwand sich vernehmen — warum herrscht so viel Leid und Elend auf Erden, warum sind dann Tränen ein Merkmal, durch das sich Menschen unterscheiden von anderen Geschöpfen, warum begegnet unser Auge so oft den Bildern der Vergänglichkeit und des Todes, wo Menschen, die noch nicht gekostet vom Trank des Lebens, unbarmherzig hinweggerissen werden wie die Blätter, die der Wind verweht? Eine sausende Kugel, die ein Leben vernichtet und ein Mutterherz bricht, ein niederfallender Stein, der eines Kindes Haupt zerschmettert — wer könnte all die erschütternden Widersprüche, an denen das Leben so überreich ist, aufzählen! Scheinen denn aber nicht all diese Widersprüche ein Hohn zu sein auf die göttliche Vorsehung und den Glauben an sie Lügen zu strafen? Aber nun wir wissen, daß Gott in allem den ewigen Gesetzen, die er in die Welt hineingelegt, seinen Lauf läßt, nun wissen wir auch, daß das Walten seiner Vorsehung sich nicht darin zeigen kann, daß er diese Gesetze aufhebt, um das zu beseitigen, was uns schmerzlich ist. „Es leuchtet die Sonne über Böse und Gute, und dem Verbrecher glänzen wie dem Besten der Mond und die Sterne. Wind und Ströme, Donner und Hagel rauschen ihren Weg und ergreifen vorübereilend einen um den andern." Nach ewigen, ehernen Gesetzen vollzieht sich alles Geschehen.

Und fragen wir, wo bei alledem Gottes Vorsehung sei, so ist darauf nur die eine Antwort möglich: daß sie in erster Reihe da ihr Reich hat, wo nach dem Bibelwort (5. B. M. c. 30, 15) auch der Gottesglaube seinen Sitz hat: in unserem Herzen, in unserem Innern. Dort kann sie ihr über alle Widersprüche des Lebens triumphierendes Reich sich errichten, dort kann sie die durch die Schläge des Geschickes gestörte Harmonie wiederherstellen und bei jedem Leid, bei jedem Zwiespalt Versöhnung finden. Zwar wird solcher Vorsehungsglaube nie imstande sein, ein Unglück von uns abzuwenden, oder ein Leid von uns fern zu halten, aber wenn Unglück und Leid, nach Gottes ewigen Gesetzen wirkend, uns treffen, wird er Friede und Trost uns in die Seele senken, indem er uns sprechen läßt: „Aus Gottes Hand kommt alles, Gutes und Böses, Leben und Tod, Armut und Reichtum."

Schweigendes Heldentum.

Von Regina Neißer-Breslau.

Vor unserer Seele steht seit fünfundzwanzig Monaten in Wort und Bild der Krieg, das Riesenhafte, Gigantische der Völker. Das Nationalbewußtsein ist gewaltig aufgewacht und gewachsen. Die Forderung, die an das Volk erging, für die nationale Sache Opfer zu bringen, erfüllte sich, indem das ganze Volk, nicht zuletzt die deutschen Juden, einmütig, freiwillig und freudig, mit tatkräftiger Begeisterung Gut und Blut hingaben; sind doch Begeisterungsfähigkeit und Opferwilligkeit gleichermaßen die schönsten deutschen und jüdischen Tugenden. In diesem Weltkrieg, den Deutschland nicht herausgefordert, sondern mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften zu vermeiden suchte, der ihm von fremder Seite aufgezwungen wurde, ist sich das deutsche Volk seiner Pflicht voll und ganz bewußt geworden, das ganze Volk, Männer und Frauen, Christ und Jude. Mannespflicht ist Wehrpflicht.

Und unsere Frauen?

Wer die Geschichte der Völkerkämpfe mit oberflächlichem Auge liest, der könnte meinen, daß der Krieg der Frau nur *ein* Amt überträgt, das der Pflegerin, der barmherzigen Schwester. Und in der Tat ist das eine Aufgabe, die der Natur des Weibes am meisten entspricht und deren Durchführung eine unerhörte Summe von Selbstverleugnung und Pflichttreue fordert. Das unwiderstehlich Fortreißende der großen Stunde, die aus Knaben Männer macht und aus Männern Helden, die knirschende Wut des Kampfes, die hochheilige Begeisterung des Siegens zu empfinden, ist den Frauen versagt. Sie sehen nur das verzerrte Medusengesicht der Schlacht. Im stöhnenden Elend der Feldlazarette, im grausigen Schweigen der Massengräber tritt der Krieg vor sie hin und manche, ja sogar viele unserer Mitschwestern, die unter dem Roten Kreuz der Menschheit und dem Vaterlande dienen, tragen aus dem Entsetzen jener Tage einen Schatten für ihr ganzes Leben davon.

Und doch ist die Pflicht der Barmherzigkeit nicht die einzige, nicht die größte unserer Frauen!

Als das Vaterland sein Volk zum Kriege rief, da verlangte es von unseren Frauen Opfer, die tausendmal schwerer sind, und in der Erfüllung dieser Opferpflicht liegt wahrlich etwas Heroisches durch die Selbstverständlichkeit, mit der sie gefordert und dargebracht werden.

Wer sind sie denn, die hinausgezogen sind, um für die Heimat zu kämpfen, zu bluten, zu sterben? Wer sind sie denn, die im grauenerfüllten Lazarett, in der Qual ihrer Wunden, des Fiebers, des Todeskampfes röcheln? Die in den Massengräbern eingescharrt liegen, fern der Erde, für die sie gestorben sind? Die aus dem Kriege wiederkommen, jammervoll verkrüppelt, Trümmer der Menschheit? *Unsere* — der Frauen Väter, Brüder und Söhne, Gatten und Verlobte! Da ist wohl kaum einer in dem Riesenheer, um den nicht wenigstens ein Herz in Sorge bangt und zittert.

„Ich habe den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun, und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist," sagt Nietzsche.

Da war wohl kaum ein Frauenherz, das nicht die Angst um ein Geliebtes zusammenkrampfte, als es hieß: „Es gibt Krieg!" Und dennoch, — da war wohl auch kaum eine deutsche Frau jüdischen Glaubens, die das Vaterland bedroht wußte und zu dem Geliebten gesprochen hätte: „Bleibe daheim!"

Die Pflicht über alles — über Liebe, Hoffnung, Glück. Und das Liebste hergeben

zum Schutz des Vaterlandes, das ist die Kriegspflicht unserer Frauen. Was weiß die Welt, was weiß die Weltgeschichte von dem schweigenden Heldentum unserer Mütter und Schwestern, unserer Gattinen und Bräute! Was kündet sie von der stillen Größe, die keusch und tapfer das Leid der Trennung auf sich nimmt als ein Notwendiges, Heiliges — und ihr eigenes Schicksal dem Schicksal des Vaterlandes unterwirft!

Und doch offenbart sich die innere Größe eines Volkes ebenso lebendig in der Gesinnung seiner Frauen wie durch die Taten der Männer. Und doch sind unsere Frauen ebenso berufen, an der Entwicklung ihres Vaterlandes mitzuschaffen wie die Männer. Unsere Frauen von heute sehnen sich nach großen Aufgaben — hier finden sie die größte. Trägerinnen der Zukunft sollen sie sein! Denn der sittliche und seelische Einfluß unserer Frauen ist der Boden, auf dem unsere Jugend heranwächst. Die deutschen Frauen jüdischen Glaubens, die jede Stunde bereit sind, dem Vaterlande das Liebste, das sie haben, zum Opfer zu bringen, werden ihre Söhne zum höchsten Pflichtbewußtsein gegen das Vaterland und nicht minder gegen den angestammten Glauben, erziehen und somit getreu bis in den Tod ihre eigene Pflicht gegen Vaterland und Glaubensgemeinschaft erfüllen. Somit darf die deutsche Judenheit der Zukunft stark und getrost entgegensehen!

Noch tobt die Furie Krieg mit ungeschwächter Kraft weiter und die große und schwere Zeit erfüllt ganz alle Herzen. Groß und ruhmvoll stehen Deutschland und seine Verbündeten da — aber es steht noch im Kriege! Ströme edlen Blutes sind auf den Schlachtfeldern in Ost und West geflossen, und kaum eine Familie gibt's noch in deutschen Landen, die nicht ihr Liebstes — Gatte oder Vater, Sohn oder Bruder — hergeben mußte. Aber in aller Herzenstrauer und Tränenflut der deutschen Frauen jüdischen Glaubens blieb überall der eine stolze Trost: Fürs teure Vaterland sind sie als Helden auf dem Felde der Ehre gefallen! Und daneben blüht auch eine demütige Hoffnung: Gott in seiner Gnade wird doch der gerechten Sache, die diesen schrecklichen Krieg nicht wollte, den endgültigen Sieg verleihen!

Der Geschichtsschreiber dieser hehren Zeit wird dereinst des schweigenden Heldentums der deutschen Frauen, auch der deutschen Frauen jüdischen Glaubens, mit ehrfurchtsvoller Bewunderung gedenken.

Das jüdische Gebet.*)

Von Direktor Professor Dr. N. Friedland-Seesen a. H.

In den ersten Monaten des Krieges brachten die Zeitungen die Abbildung eines jüdischen Gebetbuches, das einem schlesischen Landwehrmann das Leben gerettet hat. Eine fromme Mutter hatte dieses Gebetbuch ihrem Sohne beim Abschiede zur Front in den Tornister gesteckt, ohne daß er selbst vielleicht davon wußte. Eine Kugel durchbohrte den Tornister, drang in das Gebet-

*) Der folgende Aufsatz ist ein Vortrag, den der Verfasser am letzten Jom Kippur im Tempel der Jacobsonschule zu Seesen a. H. hielt, Der Zuhörerkreis besteht dort vornehmlich aus den Schülern der Anstalt. Demgemäß ist der belehrende Vortrag in diesem Falle eher am Platze als die Erbauungspredigt. Ob es nicht angezeigt wäre, in den Synagogen auch die Erwachsenen mehr zu belehren als zu erbauen, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls versucht der Vortragende, die ihm anvertraute Jugend dem „positiven" jüdischen Liberalismus nahe zu bringen, und er glaubt daher, daß die Anhänger dieser Richtung den Versuch nicht ungern kennen lernen werden.

buch und blieb darin stecken. Ohne dieses Buch hätte die Kugel den Rücken und die Lunge des Soldaten durchschossen und er würde getötet worden sein. Bei der Kunde von der wundersamen Errettung ihres geliebten Sohnes mag die fromme Mutter vielleicht an eine Art Wunder- und Zauberkraft des heiligen Buches gedacht haben. Es gibt ja Leute auch in unserer Mitte, die glauben, daß irgend ein Zeichen, irgend ein toter Gegenstand auf den Lauf unseres Geschickes einwirken könne. Der Glaube an sogenannte Amulette wird gerade in den Zeiten außerordentlicher Geschehnisse, insbesondere bei drohenden Gefahren wach. Aber es ist ein Aberglaube, und unsere Religion warnt uns sehr eindringlich vor solchem Aberglauben.

Dem braven Landwehrmann hat nicht das Gebetbuch als solches das Leben gerettet. Jedes andere Buch, das zufällig in seinem Tornister gelegen hätte, hätte dieselbe mechanische Wirkung gehabt. Gebetbücher, die im Tornister liegen bleiben, können an sich keinem Soldaten das Leben retten; aber Gebetbücher, die aus dem Tornister hervorgeholt und gelesen werden, diese können das Leben retten, zwar nicht gerade das Leben des Körpers, aber das Leben der Seele.

In welchem Sinne ich diese Lebensrettung der Seele durch das Gebetbuch oder besser durch das Gebet verstehe, will ich im Folgenden auseinandersetzen.

Schon zur Zeit des Bestehens des Tempels in Jerusalem wurde das Gebet als vollwertiger Ersatz für den Opferdienst anerkannt, und als der Tempel fiel und die Juden in die weite Welt gingen, da trat anstelle des Opfers nicht nur für das Bedürfnis des Einzelnen, sondern auch für die Gesamtheit, für den öffentlichen Gottesdienst, das Gebet. Von den Rabbinern wurde angeordnet, daß genau zu denselben Zeiten, wo im Tempel die feierlichen Opferhandlungen stattfanden, die Gemeinden sich in den Synagogen versammelten und beteten. An diesen Zusammenhang des Gebetes mit dem Opferkult erinnern uns die hebräischen Benennungen der Gebetabschnitte, die für die einzelnen Tageszeiten vorgeschrieben sind. Es gab z. B. ein Mussaf- und Minchaopfer, wie wir heute die Mussaf- und Minchagebete verrichten.

Was beten wir? Das Gebetbuch, das wir hier im Tempel der Jacobsohnschule in Händen haben, ist sehr gekürzt im Vergleich zu demjenigen, welches in strenggläubigen Gemeinden gebraucht wird. Aber vor etwa 100 Jahren noch wurde auch in den Synagogen der Strenggläubigen ein Gebetbuch benutzt, das zwei- und dreimal so dick war als die Tfilla (Gebetbuch) unserer konservativen Glaubensgenossen. Es geht daraus hervor, daß der jüdische Gottesdienst mannigfaltige Umgestaltungen erfahren hat und von der Geschmacks- und Gedankenrichtung der Zeitalter bedingt ist. Immerhin blieb aber der wesentliche Inhalt des Gebetbuches zu allen Zeiten derselbe. Als das Kern- und Hauptstück desselben gilt das Schma-Wort, das wir sprechen, wenn „wir aufwachen und wenn wir uns niederlegen", des Abends und des Morgens. Ich sage das „Schma-Wort" und nicht das „Schma-Gebet". Denn ein Gebet ist es nicht, das sei gleich vorweg bemerkt. Das Schma ist ein der heiligen Schrift entnommener Vers. Er findet sich Kap. 6 des V. Buches Moses. Durch den Mund seines Propheten ruft Gott seinem Volke zu: Schema Jisroel Adonoi Elohenu Adonoi Echod „Höre, Israel, der Ewige unser Gott, der Ewige ist einzig." Dieser Vers ist das erhabene Bekenntniswort unserer Glaubensgemeinschaft geworden. Es wurde zum Erlösungswort, als Israel die läuternde Wanderung durch die Wüste antrat, es wurde zum Losungswort im Kampfe

gegen äußere und innere Feinde, als Israel sich zum Gottesstaate auf palästinensischem Boden ausbaute; unter diesem Heils- und Einigungsrufe fanden sich nach dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit die Glaubensbrüder auf dem weiten Erdenrund zusammen. Mit dem Schma-Worte auf den Lippen stirbt der Jude auf dem Lager seines friedlichen Heimes oder im Toben der Feldschlacht, mit dem Schma-Worte hauchten auf den Scheiterhaufen des Mittelalters die Märtyrer ihre Seele aus, die fromm und treu am Judentume hing. „Schma-Jisroel"; ruft der russische Jude, wenn er unter der Knute des Kosaken in der schmutzigen Straße seines Ghettos oder in den Sümpfen Polens, in die ihn der barbarische Wille seiner Regierenden hinauswies, zusammenbricht.

Dieses Schma-Wort nun ist der Grundton unserer ganzen Gebetsordnung. Wie eine Herz und Sinn ergreifende Weise klingt es hindurch durch alles, was wir im Gotteshause singen und sagen. Es schallt zum ausgespannten Himmelszelt, wenn wir des Morgens zu ihm emporblicken und mit dem Psalmdichter singen: (Psalm 19.)

Des Himmels Ruf erzählt und ehret
Die Größe Gottes, seine Pracht;
Die ausgespannte Feste lehret
Die Werke, die sein Arm gemacht;
Und aller Welten Harmonie
Verkündet und besinget sie.

Es steigert sich zu machtvoll feierlichen Akkorden, wenn wir in der Kduschoh von der Heiligkeit Gottes sprechen und ausrufen: Kodosch, kodosch, kodosch Adonoi zewoos, melo chol hoorez kewodo. „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen, voll ist die Erde von seiner Herrlichkeit." Es klingt durch, wenn wir, „den Ewigen, unseren Gott" bitten, daß er seine „Ehrfurcht verbreite über alles, was er erschaffen, daß ihn ehrfürchten alle Werke und sich vor ihm niederwerfen alle Geschöpfe", wie es in dem Schmoneh Esre-Gebet lautet. Das Schma-Wort ist es auch im Grunde, das uns ermahnt, uns „an Gott, den Richter der Menschen, der Herz und Nieren prüft und dem nichts verborgen ist," zu wenden, wenn wir wehmuts-reuevoll die Selbstanklage erheben: Oschamnu bogadnu. gosalnu: „Wir haben gesündigt. Wir waren treulos, haben unsere Nächsten beeinträchtigt."

Wir flehen „Unseren Vater" an, der zugleich „Unser König" ist (Owinu, Malkenu), daß er uns von der körperlichen und geistigen Not errette und uns dem Heile zuführe, und zum Schlusse hallt es bebend von den Lippen der Andächtigen:

„Höre Israel, der Ewige unser Gott, der Ewige ist einzig."

„Der Ewige, Er ist Gott!" ruft die Beterschar in gewaltiger Ergriffenheit.

Das ist in großen Zügen der Inhalt der Gebete für unser Versöhnungsfest. Wir werden darin vor allem erinnert, daß wir die Verkünder des ewigen und einzigen Gottes sind. Gott ist die Kraft, die hinter den sinnlichen Dingen webt, die wir nicht erfassen und uns nicht vorstellen können, die wir aber in den Wundern der Welt ahnen. Gott ist aber — so wird uns immer wieder vor Augen geführt — die Einheit in der Sittlichkeit, der Inbegriff alles Sittlichen, der feste Punkt, nach dem wir blicken müssen, um nicht irre zu werden in unserem Tun und Lassen. Er ist „heilig", und wir sollen uns daher heilig, rein erhalten; er ist „der Herrscher über alle Geschöpfe und unser Vater", und wir sollen uns daher mit den anderen Menschen brüderlich zu einem Bunde vereinigen; er ist unser Richter, und wir sollen uns hüten, das göttliche Sittengesetz zu übertreten.

Und derselbe Leitgedanke, der der Gebetsordnung des Versöhnungsfestes zu Grunde liegt, bildet auch den Gegenstand des

„Betens" an den anderen Festtagen, an den Sabbaten und an den Wochentagen. Immer wieder wird uns in Erinnerung gebracht, sei es durch Zitate der Heiligen Schrift, sei es durch das Pijut, jene jüdisch-religiöse Dichtung des Mittelalters, sei es durch den Psalm, daß Israel als Ganzes und jeder einzelne von uns Träger des Gottesgedankens ist oder sein soll.

Wir sehen, unsere „Gebete" sind dem innersten Gehalte nach eigentlich keine „Bitten", wenn sie auch in der Form der Bitte vorgetragen werden. Gebete sind Weisungen, sind Mahnungen, sind Erinnerungen an unsere höchsten Menschenpflichten; sie sind gleichzeitig der Niederschlag des jüdischen Gedankens über Gott und die Welt, wie er sich in dem Volke der Religion, in Israel, seit Jahrtausenden entwickelt hat. Unser „Gebetbuch" ist ein „Sittenlehrbuch". Indem wir beten, belehren wir uns, finden wir den Weg zu unserer Besserung und Veredelung. Unser Gebetbuch ist wie ein Spiegel, in den wir hineinschauen, und der uns den Schönheitsfehler unserer Seele anzeigt. Es liegt an uns, die häßlichen Linien und die unreine Farbe unseres Bildes in Ordnung zu bringen und zu verschönern durch Gesundung und Veredlung unseres Selbst.

Wie sollen wir nun beten? Es bedarf eigentlich nach dem Vorhergesagten keiner Erwähnung, daß wir das, was wir beten, verstehen müssen. Bloßes verständnisloses Hersagen oder Hersingen der Gebete ist ebenso wertlos wie einst die gedankenlose Darbringung von Opfern. Wer da glaubt, durch den Schall von Worten, die er nicht versteht (sei es, weil sie nicht seiner Muttersprache entnommen sind, sei es, weil er sich nicht in deren Sinn vertieft) den Zweck des Betens zu erreichen, der ist ebenso in einem Irrtum und Aberglauben befangen wie die fromme Mutter des Landwehrmannes sich einem verbotenen Aberglauben hingab, wenn sie etwa annahm, daß das Gebetbuch als solches im Tornister ihres Sohnes diesem das Leben gerettet habe. Ein solches Beten ist Gott nicht wohlgefällig; er spricht durch den Mund des Propheten Amos: „Schaffe den L ä r m deiner Lieder von mir weg; ich will das Spiel deiner Harfen nicht hören."

Daher haben unsere Rabbiner schon vor 2000 Jahren empfohlen, da wo das Hebräische nicht mehr verstanden wurde, die Gebete in der Landessprache vorzutragen, wenn nur das Haupt- und Kernstück, das Schma, und da und dort einige Anführungen aus der Heiligen Schrift hebräisch gesagt würden. Eine Dichtung in der Uebersetzung ist freilich nicht so schön wie in der Ursprache, aber besser ist die Uebersetzung in die Muttersprache als das Herlesen oder Hersagen von fremden Worten, die für uns unverständlich sind. Derjenige hegt die denkbar verkehrteste Auffassung vom Zwecke unseres Gottesdienstes, der da meint, er sei „fromm", er betätige sich religiös, wenn er Worte ohne Sinn in mehr oder weniger melodiöser Weise hervorstößt.

Es gibt allerdings Leute, die auch in ihrer Muttersprache gedankenlos Worte herbeten. Wessen Gedanken im Gotteshause aber andere Dinge als den Gegenstand des Gebets suchen, wer gar während des Gottesdienstes mit seinem Nachbar schwatzt, der täte besser, draußen zu bleiben. Ein solches Verhalten ist eines rechten Juden unwürdig. Es ist unsere religiöse Pflicht, mit Andacht zu beten und uns in den Sinn des Gebets oder Gesangs zu vertiefen.

Der Besuch des Gotteshauses, des öffentlichen Gottesdienstes, ist eine religiöse Pflicht, die gerade in unserer Zeit ganz besonders ernst genommen werden muß. Wenn unsere Altvorderen durch Vertiefung in das Studium des jüdischen Schrifttums, der Thora, durch die häusliche tägliche Uebung religiöser Zeremonien immer wieder an unsere herrlichen Glaubenslehren erinnert wurden, so fällt die-

ses Mittel der Verbindung mit dem Judentum für uns Neueren mehr oder minder weg. Wer daher dem Judentum treu bleiben will, der komme an den Sabbaten, wenigstens aber an den Festtagen zur Synagoge, der vertiefe sich voll Andacht und Hingebung in unser Gebetbuch! Wer mit Verständnis und Innigkeit in dem Schmawort sein Gottesbekenntnis ablegt, wer sich auf Flügeln des herrlichen Psalmsanges zur schönsten und edelsten Auffassung der Gottheit erhebt, wer Gott als Weltherrscher, als Richter und Vater der Menschheit lobpreist, der fühlt sich nicht bloß mit der großen Vergangenheit seines jüdischen Stammes, der fühlt sich nicht bloß mit dem engeren Kreis seiner jüdischen Glaubensgenossen innig verbunden, den verknüpft auch ein geheimes Band mit allen Menschen, wes Glaubens sie auch sind. Wer das jüdische Gebet im rechten Sinne betet, der rettet seine Seele aus dem Zwiespalt und dem Zweifel, aus der Niedrigkeit des täglichen Erdenlebens, aus der Verzweiflung über die Bosheit und Niedertracht, die sich unter den Menschen breit macht.

In diesem Sinne will ich gerne glauben, daß das Gebetbuch dem jüdischen Landwehrmanne das Leben rettete, nicht das Leben des Körpers, aber das Leben der Seele.

Aus der Schule. Entlassungsreden während der Kriegszeit.

Von Dr. M. Spanier-Berlin.

1915.

Ihr Kinder, die Ihr jetzt die Schule verlaßt, welches wird der stärkste Eindruck sein, den Ihr im letzten Jahre empfingt? Wenn man nach vielen Jahren Euch fragen sollte, wann seid Ihr aus der Schule entlassen worden, so werdet Ihr immer die eine Antwort bereit haben: in dem Jahre, wo der Krieg war.

An der Pforte des Paradieses Eurer Kindheit steht der Engel mit dem flammenden Schwerte. Sein Anblick brachte uns allen Entsetzen. Wir konnten das Schreckliche nicht glauben. Die lange Gewöhnung des Friedens ließ uns einen Krieg für eine Unmöglichkeit halten. Aber wie er nun doch in seiner ganzen Furchtbarkeit sich vor uns hinstellte, da brachte er uns Eindrücke und Offenbarungen, die für das ganze Leben bedeutungsvoll bleiben werden.

Ich will nicht von den Einzelgeschicken sprechen, nicht davon, wie Väter, Brüder und liebe Verwandte in den Kampf zogen, nicht von ihrem und unserm Glück und Leid. Gerade dieser Krieg hat uns gelehrt, an das Allgemeine zu denken. Wir sahen, wie ein ganzes Volk sich zum Kampfe erhob, wie es sich einmütig scharte um seinen Kaiser, dessen aufopferungsvolle Friedensliebe alle kannten. Ihr saht unser wundervolles Heer zum Kampfe ausziehen, die kraftvollen Jungen zu Fuß und hoch zu Roß, Ihr hörtet ihr deutsches Lied, Ihr saht sie lachen, dieses stolze Lachen der Zuversicht und Kraft, das all den Zurückbleibenden und Sorgenden die Tränen aus den Augen und innige Wünsche aus dem Herzen trieb.

Ihr saht, wie ein ganzes Volk einig ward in dem einen Gedanken, die Herrlichkeiten deutschen Geistes und deutscher Natur zu schützen gegen eine jahrelang vorbereitete Einkreisung des Neides und gegen den plötzlichen Ausbruch der Zerstörungslust. Was Ihr als selbstverständlich seit Jahren hingenommen, nun ward es Euch bewußt in seinem Wert und seiner ganzen Größe: der Segen deutschen Wesens. Kein absichtliches Bemühen, keine Kunst der Erziehung hätte so

eindringlich auf Euch wirken können, wie diese Zeit, die Euer Herz erglühen machte, mit ihrem Ruf, „ohne Wort und ohne Laut und doch vernehmbar": Ans Vaterland, ans teure schließ Dich an.

Und was hielt uns aufrecht in jenen Zeiten, als eine Welt von Feinden gegen uns erstand, als vermeintliche Freunde von uns abfielen, weil es ihnen vorteilhafter schien, was ließ uns zuversichtlich den Sieg erharren, trotz des Tobens der Völker gegen uns? Es war die Ueberzeugung, daß nicht die Heeresmassen und die Waffenmenge allein, sondern der Geist entscheidet, es war der unerschütterliche Glaube, daß es ein Recht gibt, daß nicht vom blinden Zufall diese Welt geleitet wird, sondern daß Güte und Gerechtigkeit doch triumphieren werden, daß ein Gott lebt, zu strafen und zu rächen.

Euch, die Ihr jetzt aus der Schule ins Leben tretet, Euch leuchten gleich himmlischen Sonnen diese großen Gedanken auf Euren Weg: Gott und Vaterland. Diese Gedanken habt Ihr in schwerer Zeit durchlebt, und so werden sie Euch zum bleibenden Besitz werden. Sie mögen Euren Sinn erheben über alles Gewöhnliche und Niedrige und Euch Ehrfurcht und Andacht verleihen vor allem Hohen und Herrlichen. Und wie nach jener alten Erzählung von den aus dem Paradiesfrieden aufgeschreckten Menschen das Feld der Arbeit lag, so lehrt auch Euch das Erlebnis dieses letzten Jahres mit eindringlicher Schärfe den Segen ernster Arbeit. Arbeit wirkt Kraft. Und die Kraft Deutschlands wird, wie sie den Neid geweckt hat, auch die Neider niederringen.

Ihr nahmt bei dem plötzlichen Ausbruch des Krieges keinen Augenblick der Verwirrung in unserm Lande wahr. Die Kraft richtete sich ruhig auf. Nun zeigte sich, wie man in den Jahren des Friedens die Zeit genützt hatte. Unsere Soldaten waren des Krieges ungewohnt, aber die fleißige militärische Uebung, die manchem in zu großer Friedenszuversicht lästig und vielleicht überflüssig schien, hatte die Stärke geschaffen, die nun auf alles gerüstet war. Gewaltige Scharen mußten eingekleidet werden. Kein Stück fehlte. Die Eisenbahnzüge saht Ihr nach West und Ost rollen, unablässig und ohne jede Störung. Strenge Ordnung herrschte in allem. Fleiß und Ordnung, Worte, die Ihr in Eurem Schulleben so oft gehört habt, saht Ihr jetzt nicht ihre Bedeutung ein? Nicht nur die Ordnung der Dinge, auch die Ordnung der Menschen saht Ihr wirken. Ein jeder hatte seinen Platz, der eine höher, der andere niedriger. Aber jeder fühlte sich als Teil des Ganzen und lernte sich unterordnen. Er hatte das beglückende Gefühl: Ich tue meine Pflicht, auch auf meinem engen Felde wirke ich für das große Ganze. Wirke ich treu und unablässig auf meinem Platze, so wächst meine Kraft und macht mich geeignet für größere Aufgaben. Ihr hörtet von manchem Soldaten, der als Gemeiner in den Kampf gezogen war, der aber durch treue Arbeit, durch nimmermüde Pflichterfüllung seine Fähigkeiten so gesteigert hatte, daß man ihn aus der Schar der Kameraden herausheben und ihnen überordnen mußte. Unser ganzes Leben ist ein Kampf, und wir alle sind Kämpfer.

Erfaßt den ganzen Ernst der Aufgabe, die Euch das Leben stellt. Ihr tut nur, was Ihr schuldig seid, wenn Ihr an jedem Platze Eure Pflicht tut. Möchtet Ihr dann nach dem Maße der Bemühung auch den Segen ernten und das schönste Glück empfinden, das uns auf Erden beschieden ist, das beseligende Gefühl erfüllter Pflicht.

1916.

Als ich hier im vorigen Jahre von den erziehlichen Einwirkungen Eurer Kriegserlebnisse sprach, dachte ich im stillen: im nächsten Jahre werde ich von den Segnungen des

Friedens sprechen können. Aber heute tobt noch der Kampf. Wenn deutsche Kraft auch weit von unsern Grenzen die Feinde weggedrängt hat, noch umstarrt uns von allen Seiten der Haß mit all seinen giftigen Waffen. Noch tobt der Vulkan des Krieges und wirft sein tötendes Feuer aus und schüttet glühende Lava und erstickende Asche auf weite Strecken der Gotteserde, die Früchte tragen sollte, und auf das menschliche Gemüt, das mitzulieben, nicht mitzuhassen geschaffen ist. Dunkle Gewalten ringen, Nachtgewölk verfinstert oft den Himmel, und in Beklommenheit des Herzens sucht unser Auge Schutz und Trost bei den ewigen Sternen. In heiliger Ordnung kreisen sie am Himmel, erhaben über all das irdische Gewirre und leuchten uns mit ernstem und heiterm Glanze wie den Menschengeschlechtern vor tausend Jahren. So auch flüchten wir uns oft aus den kleinlichen Sorgen des Tages, aus Aengsten und Nöten, die uns bedrücken wollen, zu großen und erhabenen Gedanken. Gute Geister der Vorzeit schenkten sie uns, die „wie der Glanz des Himmels leuchten und wie die Sterne immer und ewig." Mögen sie auch Eure Wege erhellen, Ihr lieben Kinder, die Ihr nun die Schule verlaßt und auf den Kampfplatz des Lebens tretet.

In einem Goetheschen Gedichte, dessen ganze Tiefe ich hier nicht ausschöpfen kann, heißt die Schlußstrophe:

Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Der Kern des Gedankens liegt in den beiden Befehlsworten: Stirb und werde! Manche Menschen zeigen schon in jungen Jahren eine große Zufriedenheit mit der eigenen Persönlichkeit und bringen ihr oft eine so unverdiente Wertschätzung entgegen, daß sie ihre Vervollkommnung kaum für notwendig halten. Oft meinen solche Leute mit einem Hochachtungsgefühl vor ihrer Charakterfestigkeit: Dies oder jenes liegt nun einmal nicht in meiner Art, ich kann — oder bin — nur so und nicht anders. Wie gering schätzt Du Deine Entwicklungsfähigkeit und ihre Möglichkeiten ein! Streng Dich an, überwinde die Hindernisse in Dir. Werde, was Du werden kannst! All unsre Entwicklung, all unser Wachsen ist ein Absterbenlassen des Alten und ein Fördern des Neuen. Stets gilt das Wort: Stirb und werde! Freilich handelt es sich hierbei nur um eine teilweise Umwandlung, die eigentlich nur die Oberfläche unseres Wesens trifft. Wie ein Edelstein in vielen Farben leuchtet, so dürfen wir jenes Goethe-Wort auch in diesem Sinne verstehen. Sein tiefster Sinn sagt mehr. Stirb! Das trifft Dein gesamtes inneres Wesen, Dein Innerstes.

Es kommt doch wohl einmal eine Zeit, wo Du ein unparteiischer strenger Richter über Dich selbst sein wirst, wo Du Dir selbst Rechenschaft geben willst. Was treibt Dich eigentlich hierhin und dorthin? Was für Neigungen sind in Dir, was für Gelüste, Begierden? Ist es nicht vielleicht etwas Aeußerliches, Vergängliches, Niedriges? Prüf Dich aber genau und beschönige nichts. Treibt Dich das Gute, treibt Dich das Göttliche? Für jeden Menschen, der an sich arbeitet, für jeden Menschen, der nicht blind in den Tag hineinlebt, kommt die Stunde, in der er sich sagen muß: stirb und werde! Laß alles Niedrige in Dir untergehen, damit das Reine, Gütige, Große wachsen kann. Dann wird es in Dir hell und klar. Dann ist Deine Seele nicht verwirrt durch allerhand niedrige Begehrungen, die Dich hin- und herzerren. Dann bist Du nicht mehr ein trüber Gast — auf der dunkeln Erde. Die Erde, alles Irdische, Nur-Irdische ist dunkel, lichtlos. Nur von der fernen Sonne des Geistigen kann das Irdische erleuchtet und erwärmt werden.

Dieses Glück, das den Frommen beseligt, wenn er im Geistigen, im Göttlichen lebt,

kann nicht tiefer und inniger empfunden und nicht schöner ausgesprochen werden, als es der Sänger des 73. Psalms tut. Wir freuen uns, daß wir dieses Wort in seiner echten Sprache verstehen lernen: Mi li waschomojim, w'imm'cho lo chofazti woorez.

„Wen habe ich im Himmel? Und wenn ich bei Dir bin, so begehre ich nichts auf der Erde." W'imm'cho, das ist das wichtigste Wort: Wenn ich bei Dir bin, dann empfinde ich in der erfüllten Aufgabe das beseligende Gefühl der Gottesnähe.

Wie malte sich noch der Prophetengeist in seinen Träumen den Himmel aus? Strahlend in wunderbarem Glanz, um den göttlichen Thron in märchenhafter Schöne die geflügelte Schar der Engel. Und was sagt dieser Fromme? Mi li waschomojim? Was liegt mir am Himmel? Und auch der Erde Güter: Schönheit, Reichtum, Besitz — es gilt mir nichts, wenn ich nur bei Gott bin. Luther hat diesen Vers, indem er den Kerngedanken voranstellt, unübertrefflich schön übersetzt: Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!

Aber nicht nur, was ich habe und haben könnte, nein, was ich bin, meine eigene Person gilt mir nichts, wenn ich mich mit dem Göttlichen eins fühle. Kolo sch'eri ul'wowi, zur l'wowi w'chelki elohim l'olom. Mag mein Körper und mein Herz vergehen — der feste Grund, die Zuflucht meines Herzens und mein eigenster Besitz ist Gott für immer und ewig. Hier leuchtet der Gedanke in seiner edelsten Form, gelöst von allen egoistischen Wünschen. Mag meine Persönlichkeit vergehen, wenn ich nur bleibe in dem Edelsten meines Wesens und Wirkens, in dem Höchsten, was ich erstrebt habe. Dies ist im Göttlichen verankert, und dieses Göttliche ist ewig. Ein neuerer christlicher Erklärer sagt: Es sind Gedanken von einer religiösen Reinheit und Kraft, vor der man staunend stille steht. Es ist das Größte, was auf diesem Gebiete in eines Menschen Herz gekommen ist.

Gewiß, meine lieben Kinder, unsere tägliche Arbeit kann gedeihen, auch wenn wir solch hohe Gedanken nicht fassen. Schon mancher schlichte Mensch hat in seinem dunklen Drange das Rechte getroffen, ohne daß ein Strahl aus diesen Höhen seinen Weg erleuchtet hätte. Ein kleines Licht kann unsern Arbeitsraum erhellen. So könnte ich Euch auch ein viel einfacheres Wort zum Abschied sagen. Es heißt: Leistet, was Ihr zu leisten habt, mit ganzer Hingabe und ganzer Kraft! Und bevor Ihr am Abend zum Schlafe die Augen schließt, denkt: Wie habe ich den Tag genützt? Ich möchte, daß Ihr dann immer sagen könnt: ich habe nichts getan, weswegen ich erröten müßte, ich habe nichts getan, wessen ich mich vor meinen Eltern, vor meinen Lehrern und vor allem vor mir selbst schämen müßte. Gewiß, solche Gedanken leiten gut. Aber wer Berge steigen kann, der sehnt sich, wenn er lange in der Ebene wandern muß, zu jenen leuchtenden Höhen der Ferne, zu jenen ragenden Gipfeln, die für unser Auge Himmel und Erde verbinden. Und ich möchte doch, daß die Enge der Arbeit Euch selbst in Eurem Innern nicht einenge. Unserer Hände Mühe gelingt wahrlich nicht schlechter, wenn ein beglückendes Licht aus Höhen, „das große stille Leuchten", unsern Sinn und unsere Arbeit erhellt. Deshalb gebe ich Euch auf Euren Weg jenes Goethe-Wort mit:

Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

und das Wort des Psalmisten:

Wen hab ich im Himmel und wenn ich bei dir bin, so begehre ich nichts auf der Erde. Mag auch mein Körper und mein Herz vergehen, meines Herzens Zuflucht und mein Anteil ist Gott für ewig!

Wie werden wir unsere Kinder nach dem Kriege erziehen?

Von Dr. Willy Cohn (z. Z. im Felde).

Wenn Du den Frieden willst, rüste den „Krieg", so heißt es, aber auch jetzt mitten im Ringen des Weltkrieges ist es Gebot, an die Fragen zu denken, die dann auftauchen werden. Unter ihnen scheint mir nicht von geringster Bedeutung zu sein, wie sich die Gestaltung unserer jüdischen Jugenderziehung vollziehen wird.

Mancher könnte da antworten: „So, wie bisher. Denn unsere Jugend hat sich in dem Kriege trefflich bewährt." Und die Richtigkeit des letzten Satzes zugegeben, sieht doch vieles unter den ungeheuren Ereignissen der Gegenwart nun anders aus.

Es ist der heiße Wunsch aller derer, die im Felde stehen, daß in Deutschland für immer die Zeiten geschwunden sein mögen, in denen der Judenhaß das Volk zerriß!

Mit höchster Begeisterung ist die jüdische Jugend hinausgezogen, um vor dem Feinde ihre Pflichten zu tun. Dafür will sie keinen Dank, denn sie tat nur ihre Pflicht.

Und dieser Pflichtgedanke muß uns weiter zum Leitstern unserer Zukunftserziehung werden und immerdar bleiben.

Deutsche Jungens wollen wir erziehen, die ganz und gar in ihrem Vaterland wurzeln, die auch nicht im geringsten das Gefühl mehr haben sollen, einem andern Lebenskreise anzugehören.

Die Jünglinge, die in diesem Kriege Seite an Seite mit ihren christlichen Kameraden gekämpft und geblutet haben, sie werden nach dem Kriege konfessionelle Absonderung nicht mehr verstehen. In der Stunde der Gefahr betete *jeder nach seiner Weise* zu seinem Gott, und doch war es *ein* Band, das sie alle umschlang. „Jeder nach seiner Weise", diese Treue zum Glauben der Väter muß bleiben. Auf sie wird das Kriegserlebnis nur stärker wirken. Aber mehr als je soll unsere Religion nur Religion sein!

Die Wurzeln unserer Kraft sind im heimischen Boden, in Deutschlands Erde; das Land, von dem einst der Glaube zum einigeinzigen Gott über die ganze Welt zog, ist uns eine Stätte pietätvollen Gedenkens, nichts mehr. Das wollen wir unseren Jungens sagen. Und die Sprache, in der sie fühlen, denken und sprechen, sei auch die Sprache in der sie sich zu ihrem Gott wenden; warum ihre Köpfchen schon frühzeitig mit einer anderen Sprache belasten? Zu der Sprache der Bibel werden sie von selbst kommen, von selbst wird in den geweckteren von ihnen das Bedürfnis entstehen, auch den Urtext der alten, schönen Gebete lesen zu können! Und die, in denen er nicht entsteht, sind deshalb keine schlechtere Juden.

Als freie, aufrechte Männer wollen wir unsere Söhne heranwachsen lassen. Sie sollen ihren Weg gehen, ohne viel rechts und links zu sehen, den Weg des Gewissens. Und bescheiden sollen sie sein, zurückhaltender.

Mancher Fehler ist da gemacht worden, das kann man ruhig zugeben! Wir wollen nicht „anders" sein als unsere christlichen Mitbürger, Söhne einer Mutter — Deutschland, — wollen wir auch eines Wesens sein.

Allzuviel hat man wohl in den wohlhabenderen jüdischen Kreisen unsere Jungens vor dem Kriege auf die geistigen Berufe hingewiesen. Vorzügliche Examina, glänzende Zeugnisse waren der Ehrgeiz vieler Eltern. Gewiß hat das seinen Wert, und der jüdische Akademiker, der diese Zeilen schreibt, würde, wenn er es leugnete, die Berechtigung seiner eigenen Existenz negieren! Aber das Heil hängt nicht vom akademischen Grad ab. Das Heil kann nur kommen, wenn einmal ein großer Teil unserer Söhne an-

dere Berufe einschlägt. Lassen wir sie ein Handwerk erlernen, Landwirte werden. Man kann es doch frei und offen sagen: Der größte Teil der jüdisch-deutschen Bevölkerung lebt in den Städten; was wissen da unsere Jungen vom Segen des Landlebens, von der Kraft, die in der heimischen Scholle liegt. Garnichts wissen sie davon! Auf Badereisen, in Sommerfrischen sahen sie nur eine getünchte Natur! Jetzt erst im Kriege haben sie manches davon kennen gelernt!

Der jüdische Vater soll sich nicht scheuen, seinen Jungen zum Bauern, zum Handwerker in die Lehre zu geben, soll ihn dort etwas tüchtiges lernen, soll ihn auch den Segen körperlicher Arbeit empfinden lassen.

Der wirklich Begabte findet den Weg zur Wissenschaft schon selbst, aber warum alle die Unzähligen, die es garnicht wollen, durch das Gymnasium hetzen? Wem wird dadurch genützt, weder dem einzelnen Jungen, noch dem Staate! Also lassen wir es in Zukunft.

Der Begriff der Kameradschaft, der uns im Kriege ein so heiliger geworden ist, soll auch im Frieden bleiben. Am Biwakfeuer, auf nächtlichen Ritten, in Not und Gefahr haben wir unsere christlichen Volksgenossen kennen gelernt. Das neue Geschlecht, dem hoffentlich ein solcher Krieg erspart bleiben wird, soll ihn im Wald, auf dem Feld, in der Handwerkerstube kennen lernen.

Eine Unzahl von jüdischen Söhnen wandte sich dem Kaufmannsstande zu, und hervorragendes ist da geleistet worden! Das steht außer Frage. Und doch wird man es verstehen, wenn ich die Forderung aufstelle, laßt nicht allzuviel von dem heranwachsenden Geschlecht diesen Beruf einschlagen. Gerade weil wir soviel auf diesem Gebiete geleistet haben, wollen wir zeigen, daß wir es auch auf anderem können und wollen.

Dann wird vieles besser werden. —

Und wie sollen wir unsere Jugend körperlich erziehen? Es ist auch vor dem Kriege schon viel über die körperliche Ertüchtigung geredet und geschrieben worden. Nun gewinnt das alles noch ein ganz anderes Gesicht.

Der Krieg hat gelehrt, daß Entschlußfähigkeit, Willensstärke, Ausdauer und körperliche Kraft unbedingte Erfordernisse für den Soldaten sind. Zweifellos wird in der allgemeinen Erziehung noch mehr als bisher die körperliche in den Vordergrund geschoben werden.

Und wir jüdischen Deutsche sollen es noch ganz besonders tun, manche Sünde vergangener Geschlechter ist da noch gutzumachen, manche im engen Ghetto verbrachte Stunde rächt sich noch heute. Heraus drum mit unsern Jungen ins Grüne, zu Sport und Spiel. Stählen sollen sie ihre Kräfte wo es immer sein mag, daß sie als frische, frohe Deutsche durchs Leben schreiten. Aufrecht jedem ins Angesicht, ganz gleich ob von den andern als voll angesehen oder nicht; unablässig an sich arbeitend zur Ehre Deutschlands, zur Ehre des Glaubens der Väter!

Ich weiß wohl, daß meine hier vorgetragenen Ansichten nicht überall Beifall finden werden, aber sie mögen doch hingenommen werden, als die eines Mannes, der von ehrlicher Liebe zu Deutschland und zum Judentum erfüllt ist. Ich weiß auch, daß ein Appell an die Allgemeinheit wenig nützt; aber die Allgemeinheit soll diese Fragen, die doch für uns Lebensfragen sind, auf die Tagesordnung aller jüdischen Bestrebungen setzen, soll bleibende Institutionen schaffen, aus denen ein neuer Geist, ein neues Geschlecht hervorgeht, soll heute, während des Krieges schon damit beginnen. Niemals ist es zu spät, weder für den Einzelnen noch für eine Gemeinschaft, zu sagen: Das hättest Du anders machen können, wirst es in Zukunft anders machen!

Vielleicht wird das neue Geschlecht es leichter haben, wenn wir es anders erziehen;

nichts ist förderlicher als Selbstkritik und treiben wir diese, so mag manches zu Tage treten, was in dem Augenblick, wo es ausgesprochen, auch schon abgestellt ist. Uns selbst loben brauchen wir nicht. Das Gute versteht sich von selbst. Drum laßt uns aus gemachten Fehlern lernen, die einzugestehen wir den Mut haben.

Glück und Ende des Erzbischofs Dr. Theodor Kohn von Olmütz.

Von Dr. Bernhard Münz-Wien.

Tut nichts, der Jude wird verbrannt! So heißt es noch jetzt in vielen Kreisen Oesterreichs. An diesem Dogma vermag auch die Taufe des Juden nichts zu ändern. Ja, selbst der Nachkommenschaft des Konvertiten wird Generationen hindurch die Abstammung nachgetragen, vollends wenn sie den Mut hat, den Ehrennamen „Kohn" aufrechten Hauptes beizubehalten. Dies hat sich wieder von neuem an dem jüngst verstorbenen Erzbischof Dr. Theodor Kohn von Olmütz bewährt.

Der Erzbischof wurde in dem Gebirgsdorfe Brzezintz bei Zlin im Jahre 1845 geboren. Er hat somit ein Alter von 70 Jahren erreicht. Sein Vater war der Kleinhäusler Josef Kohn, der sich taufen ließ, um seine Braut Veronika Haucik heiraten zu können. Theodor besuchte die Volksschule in der Heimat und ging dann in die Hauptschule in Ungarisch-Hradisch. Nachdem er 1867 in Kremsier die Reifeprüfung abgelegt hatte, wurde er ins Olmützer Priesterseminar vom damaligen Erzbischof Kardinal Fürstenberg aufgenommen. Er widmete sich theologischen, literarischen und Sprachstudien. Im Jahre 1871 vom Kardinal zum Priester geweiht, erhielt er eine Anstellung als Kaplan in Wsetin. Kardinal Fürstenberg, der dem jungen Priester seine volle Gunst zuwandte, ernannte ihn zum Konsistorialauditor und ein Jahr darauf zum Konsistorialrat. Im Jahre 1879 wurde Kohn zum päpstlichen Ehrenkämmerer und 1880 zum fürsterzbischöflichen Rate und Assessor des Konsistoriums ernannt. Sein Lieblingsstudium war das katholische Kirchenrecht, das er zum Gegenstand von akademischen Vorlesungen und von Aufsätzen machte, die in verschiedenen Fachzeitschriften erschienen sind. Diese wissenschaftlichen Abhandlungen lenkten auch die Aufmerksamkeit des Unterrichtsministeriums auf ihn, das ihn 1888 ohne Konkursausschreibung zum Professor des Kirchenrechtes und der Fundamentaltheologie an der Olmützer theologischen Lehranstalt ernannte. Als vorzüglicher Lehrer, der den Studierenden auch ein liebevoller Freund war, wurde er sehr geschätzt. Besonders warm legte er seinen Hörern ans Herz, zwischen Kirche, Staat und Schule stets ein schönes Einvernehmen zu pflegen. Als Kardinal Landgraf Fürstenberg 1883 bei der Visitationsreise bedenklich erkrankte, übergab er Professor Dr. Kohn die Verwaltung der großen Erzdiözese. Noch im selben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Kanzler und Kanzleidirektor des fürsterzbischöflichen Konsistoriums. Sein außerordentlicher Arbeitseifer wurde 1887 durch Ernennung zum nichtresidentialen Kanonikus belohnt.

Die Wahl Dr. Kohns zum Erzbischof erfolgte im Jahre 1892, und zwar im zweiten Wahlgange. Der erste Wahlgang hatte kein Ergebnis. Die Wahl Dr. Kohns hatte überall die größte Ueberraschung hervorgerufen. Er selbst war von seiner Wahl so frappiert und ergriffen, daß ihm zwei Domherren, als er sich aus dem Konklave zu Fuß in die Domkirche begab, Unterstützung leihen mußten. Als besonders interessant wurde in den damaligen Berichten hervorgehoben, daß,

während die übrigen Domherren in prächtigen Karossen zur Wahl fuhren, Dr. Kohn sich aus seiner Wohnung, in der die größte Einfachheit herrschte, zu Fuß in die Kirche begeben habe.

Das schöne Einvernehmen, das zwischen dem neuen Erzbischof und seiner Diözese im Anfange herrschte, wurde bald getrübt. Erst in diesen Tagen ist festgestellt worden, daß der frühere Reichsrats- und Landtagsabgeordnete Pater Wurm sofort nach der Wahl Dr. Kohns in dem tschechisch-fortschrittlichen Blatte „Pozor" einen Feldzug gegen den neuen Erzbischof eröffnete. 1902 brach wegen der strengeren Verwaltung des Kirchenvermögens ein offener Aufruhr gegen ihn aus. Damals erschienen im „Pozor" die mit „Rectus" gezeichneten Artikel, in denen ein flammender Haß gegen Dr. Kohn zum Ausdruck kam. Der Angegriffene suchte sich Genugtuung zu schaffen, fahndete nach dem Verfasser der Artikel und rief dadurch, daß er kein Mittel unversucht ließ, um zum Ziele zu gelangen, in der ganzen Diözese einen tiefen Groll hervor. Als gegen ihn der Vorwurf erhoben wurde, daß er einen Dominikaner zu einem Bruche des Beichtgeheimnisses habe verleiten wollen, um auf diese Weise die Person des Artikelschreibers im „Pozor" festzustellen, wurde Kohn nach Rom, wo er Liebkind war, berufen, und das Ergebnis der Verhandlungen mit der Kurie war sein am 14. März erfolgter Rücktritt von seinem Amte.

Dr. Kohn wurde im selben Jahre vom Papste zum Titular-Erzbischof von Pelusia ernannt, focht das Testament seines Vorgängers an und erwarb schließlich, nachdem ihm die päpstliche Kurie eine ausreichende Pension zugesprochen hatte, eine Besitzung in Ehrenhausen in Steiermark. Hier verbrachte er den Lebensabend in ländlicher Einsamkeit, bis ihn jetzt der Tod von seinem entsagungsvollen Dasein erlöste. Seit längerer Zeit war er herzkrank.

So zeigt die Lebenstragödie des hohen Kirchenfürsten Kohn an einem auffallenden Beispiel, wie bis in die zweite, ja bis in die dritte und vierte Generation die Sünde der Väter sich an den Kindern rächt. Eine ergreifende Mahnung an die Väter und Mütter, die sich dem verblendeten Wahn hingeben, ihren Kindern durch die Taufe den Lebensweg zu ebnen. Nicht nur daß sie aus ihren Kindern innerlich zerrissene, seelisch heimatlose Geschöpfe machen, auch äußerlich verfolgt sie bis auf die höchsten Höhen des Lebens noch ihre Abstammung wie ein rächendes Gespenst.

Aus den nachgelassenen Papieren von Julius Plotke. II.*)

Mitgeteilt von Dr. Georg J. Plotke.

Ein Brief nach New-York.

Frankfurt a. M., den 10. März 1901.

Mein lieber Freund!

Sie entschädigten uns reichlich für Ihr langes Schweigen mit Ihrem eingehenden Brief vom 17. Februar, aus welchem die ganze Seele meines lieben G. spricht. Die ganze Zeit hindurch habe ich es vermieden, Ihnen persönlich über die Kalamität in Rumänien zu schreiben; ich wußte, wie es Ihnen zu Mute ist; aus meiner eigenen Empfindung heraus kann ich jederzeit die Ihre nachfühlen. Wir möchten so gern gründlich und umfassend helfen, und an allen Ecken und Enden sind wir gebunden, Alles ist unzureichend, der Wille und die Kraft und die Mittel aller

*) vergl. Nr. 3/4 dieses Jahrgangs.

derer, die helfen sollten und könnten; ich komme mir vor, als befände ich mich auf offenem Meer, ich möchte schreien und rufen, und Niemand hört mich, die Wellen verschlingen jeden Ton, der nutzlos verhallt! Und selbst für meine Person ist auch alles unzureichend. Ich meine, daß ich mich loslösen müßte von allen meinen Aufgaben, die kleinen Querelen beruflicher Sorge und Arbeit aufgeben müßte und mich hineinstürzen in die Sorge für meine unglücklichen Brüder, zu ihnen eilen, nach meinen Kräften zu bessern und zu helfen, fortreisen müßte zu Ihnen, um mit Ihnen zu überlegen, wohin mit den Unglücklichen, die immer mehr verkommen, die in ihrem Lande immer mehr zu Bettlern werden, die statt Arbeit Almosen empfangen, die demoralisiert werden, weil keine ganze Arbeit, weil alles nur halbe — nein tausendstel — Hülfe mir ist! Und das Alles kann ich nicht tun! Ewige Konflikte, unter denen ich geistig und körperlich leide, die mir den ganzen Winter zugesetzt haben und mir das Gemüt in fortwährender Erregung halten. —

Ja, Sie haben Recht, leider, leider besteht der weitaus größte Teil unsrer allgemeinen Hilfstätigkeit darin, uns möglichst rasch von den Qualen zu befreien, welche uns größere und schwerere Opfer aufbürden; unsere Gemeinden sind alle ängstlich, von dem Zufluß Armer überschwemmt zu werden — jede schließt ihre Tore. Und die neunmal Weisen in unsren europäischen Gemeinden haben vielleicht Recht, wenn sie sagen: Nehmen wir eine Anzahl der Unglücklichen zu uns, so verschlimmern wir die Lage unsrer eigenen Armen, für die wir schon jetzt nicht genügend sorgen können; die reaktionären Elemente unsres Volkes beobachten uns und suchen nur einen Vorwand, um dann alle Fremden, alle Russen und Galizier, die nach und nach in deutschen Städten sich ein Leben und einen Erwerb mühselig schaffen, hinauszuweisen. Und in der Tat, Sie machen sich ja keinen Begriff, unter welchen traurigen Verhältnissen politischer Art wir hier leiden. Jetzt ist es ein Jahr her, daß Sie bei uns waren. Erinnern Sie sich vielleicht, wie ich Sie in Wiesbaden besuchte und bestürzt bei Ihnen ankam, weil ich in der Eisenbahn im Morgenblatte der Frankf. Ztg. gelesen hatte, infolge des Mordes des Gymnasiasten Winter sei eine Anzahl jüdischer Familien vernommen worden. Ich sah das finstere Gespenst wieder vor mir, das Sinn und Gemüt weiter Volkskreise verdüstert — das traurige fürchterliche Märchen, das nicht nur die Phantasie der Ungebildeten, sondern weiter gebildeter Kreise bei uns vergiftet und fanatisiert. Und jetzt ein Jahr später ist der ganze Osten unsres deutschen Vaterlandes in der fürchterlichsten Erregung, zahlreiche jüdische Existenzen sind vernichtet, und Unrecht und Haß feiern wahre Orgien! — Das alles lastet auf unsrer Seele und macht uns stumpf und verdumpft diese Atmosphäre, in der wir leben. Das äußert sich denn wieder in ungezählten in die Quere gehenden Vorschlägen, unsre Lage zu bessern; da wachsen die Zionisten mit ihren gefährlichen chauvinistischen national-jüdischen Ideen, welche auf der einen Seite gerade die ärmsten hilflosen Klassen mit falschen Hoffnungen irreführen und die Köpfe mit einer Gluthitze erfüllen, die den Trieb zur Auswanderung nähren, eine Bewegung zum Verlassen des „unwirtlichen Stiefvaterlandes" anfachen; und andererseits verbittern sie die studierende Jugend, die in ihren Idealen zurückgestoßen — weil sie nicht in Zirkel und Korps der „Deutschland, Deutschland über alles" singenden Studenten hineingelassen werden — sich an solche Pseudoideale klammern, und die mühsam errungene Stellung der Juden, welche sich als Bürger des Landes doch als volle Bürger trotz aller Zurücksetzung fühlen und die Rechtslage erhalten sollten, nur noch mehr gefähr-

den. — Da kommen alle, die die angestrebten Stellungen im Staate nicht erlangen, — welche sich als große Parlamentarier fühlen und doch nicht ins Parlament gewählt werden, welche ordentliche Professoren werden wollen und doch nicht diese Professur erlangen, welche Oberlandesgerichtsratsstellen für sich wünschen und doch nicht in diese Position kommen. Und viele viele Andere. Die kurieren an dem kranken Leibe des deutschen und österreichischen Judentums herum und machen den Patienten nur immer kränker.

Wenn man aber bei einer großen Kalamität an die Opferfreudigkeit appelliert, dann trifft man auf Engherigkeit, Schwäche, Eigenliebe. Da heißt es: die JCA, die Alliance ist dazu da, wir haben mit uns genug zu tun.

Das sind unsre Verhältnisse. — — Wundern Sie sich dann noch, wenn wir mit bangem Herzen auf unsre Freunde in Amerika hinüberblicken, auf das Land der Freiheit, des sittlich-geistigen Aufschwungs, der Regeneration — und von da aus alle die Hoffnung wenigstens für diejenigen schöpfen, denen wir selbst nicht helfen können? Ich weiß, auch drüben bei Ihnen wird mit Wasser gekocht, auch bei Ihnen fehlt es an Männern größerer Zahl, mit dem rechten Elan, mit dem Opfermut, mit dem Einfluß, mit der faszinierenden Kraft, größere Kreise in Bewegung zu setzen und zu entflammen. Es sind immer und immer dieselben Männer, deren Herzblut vergossen wird, wenn so fürchterliche Aufgaben an das gebildete Judentum herantreten. — Aber mit Recht sprechen Sie von den Organisationen, die zur Arbeit herangezogen werden müssen, von dem Orden Bnai Brith und ähnlichen. Da darf nicht länger gezögert werden. Von Ort zu Ort muß sich ein Netz von Organisationen spannen, durch deren Vermittlung die Ankömmlinge sofort von New York weg gelangen und zu einer Tätigkeit gebracht werden. Und ich halte es für durchaus billig, daß auch Europa dazu beisteuert, da außerordentlich große Mittel dafür erforderlich sind. Es wird die Aufgabe sein, wenn Charles Hallgarten, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und die Sachlage genau kennt, Ende März bei Ihnen ist, das Nähere mit ihm zu erörtern, die Summen zu normieren, welche von Europa aus zur Verfügung gestellt werden müßten, die Orte, an welche direkt die Emigranten Rumäniens zu dirigieren wären, damit sie wenn möglich New-York überhaupt nicht berühren, oder sich wenigstens dort nicht aufhalten. Es werden bei uns und Ihnen in jedem Staat, in jeder größeren Stadt Organisationen geschaffen werden müssen — soweit sie noch nicht existieren — die dem Komité in New York in die Hände arbeiten. Es ist ein Krieg gegen Haß und Verfolgung, den wir führen müssen, dieser Krieg erfordert Geld und wohldurchdachte Organisationen. — Ich persönlich sehe sehr schwarz — was Rumänien betrifft. Carp ist von seinem Platz gegangen, Stourdza wird den niedrigsten Leidenschaften des Volkes schmeicheln. Er wird nichts für die Juden dort tun! —

Es ist mir leid, daß ich meinem Kummer in diesem Briefe so sehr Ausdruck gegeben habe, — aber wem soll ich es sagen, wenn nicht Ihnen, meinem lieben mitfühlenden, verständnisvollsten Freunde?

Meine Frau wird den lieben Brief Ihrer Frau beantworten. Was Sie über Ihre Kinder schreiben, ist erfrischend und stärkend. Auch unsre Kinder entwickeln sich munter weiter. Sie haben Temperament und frohen Mut und sie sollen lernen, sich in der Welt zu tummeln, um, wenn die Heimat einmal unwirtlich werden sollte, draußen Männer eigner Kraft zu werden. Grüßen Sie recht herzlich Ihre liebe Frau und die tapfern Kinder von uns allen. In herzlicher Freundschaft Ihr

Plotke.

Bücherschau.

Grlles, Siegfried, Dr. phil., Rabbiner, **Vom wahren Leben.** Gedanken und Themen zu Predigten für das ganze Jahr. Berlin 1916. Louis Lamm. 69 S.

Wir begrüßen in dieser homiletischen Gabe eine schöne und eigenartige Sammlung von Themen und Gedanken zu Predigten. Das Buch ist in dem gleichen Sinne angelegt wie die „Gotteshilfe" von Naumann. An der Hand von biblischen Zitaten werden religiöse Betrachtungen modernen Inhalts gegeben, die stets eine charakteristische Note tragen und überall wirkungsvoll sind. Das Buch hat nicht nur für den Theologen, sondern vielleicht mehr noch für den Laien Interesse. Es eignet sich vorzüglich für Soldaten im Felde und in den Lazaretten, aber auch als Prämie in Religionsschulen und als Geschenk für Konfirmanden.

Das Vincenz-Lied, metrisch ins Hochdeutsche übertragen von **J. B. Levy.** Mit zwei Bildern und einer Notenbeilage. Berlin 1916. Louis Lamm. 33 S. Preis M. 1,20.

Zur 300jähr. Wiederkehr des „Frankfurter Purim", d. h. des Gedenktages der feierlichen Zurückführung der Frankfurter Juden nach ihrer Vertreibung infolge des Vincenz Fettmilch-Aufstandes übertrug der Verfasser das alte Vintz-Hans-Lied, das in den „Jüdischen Merkwürdigkeiten" von Schudt aufgezeichnet ist, metrisch ins Hochdeutsche. Diese wohlgelungene, dem modernen ästhetischen Geschmack angepaßte Wiedergabe des kulturhistorisch außerordentlich merkwürdigen Liedes ist eine dankenswerte Arbeit, für die nicht nur dem Verfasser, sondern auch dem Verlage, die das Büchlein schön ausgestattet und mit zwei Bildern geschmückt hat, volle Anerkennung gebührt. Der Reinertrag fließt in die Unterstützungskasse des Verbandes der jüdischen Lehrervereine im Deutschen Reiche und des Allgemeinen Deutschen Kantoren-Verbandes.

Dukas, Rosa, Dr. phil., Die Motive der preußischen Judenemanzipation von 1812, mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den Ideen der Judengesetzgebung der französischen Revolution. Berlin 1916. Louis Lamm. 64 S. Preis M. 1,50.

Diese beachtenswerte Schrift ist hauptsächlich dem Nachweis gewidmet, daß schon mehrere Jahre vor Hardenberg eine eingreifende Reform des preußischen Judengesetzes geplant war, das unabhängig von den Ideen der französischen Revolution einzig allein die Interessen des preußischen Staates im Auge hatte. Von aktuellem Interesse ist die ausführliche Darstellung der Motive des Reformplans Schrötters und der Gutachten von (Hoffmann), Wilhelm v. Humboldt, Nicolovius und Suvern, welche die Frage von den letzten historischen Gesichtspunkten aus theoretisch und praktisch zu lösen unternehmen. Die Verfasserin befindet sich aber im Irrtum, wenn sie der Ansicht ist, daß sie die erste sei, die die Judenreform nicht auf den Einfluß der französischen Revolution zurückführt. In seiner Geschichte des Judentums von Mendelssohn bis auf die neuere Zeit weist Dr. S. Stern schon mit großem Nachdruck auf diese Tatsache hin. (Seite 188 der Ausgabe von 1870). Die klaren und übersichtlichen Darlegungen der Verfasserin beruhen fast durchweg auf der wertvollen Urkundensammlung von Dr. J. Freund.

Hagadah mit durchgesehenem Texte und in neuer Uebersetzung von **Dr. B. Königsberger.** Berlin 1916. Louis Lamm. 95 S. Preis geb. M. 0,70.

Der Hauptvorzug dieser neuen Hagadah-Ausgabe ist ihr handliches Format. Die Uebersetzung ist wortgetreu und insbesondere bei den gereimten Uebertragungen nicht frei von sprachlichen Härten und wenig geschmackvollen Wendungen. Ein Beispiel möge das zeigen: „Zuend (sic!) des Pessach Seder nach seiner Lehr', Nach seiner Vorschrift ganz und Satzung hehr. Wie ihn zu feiern uns ward hohe Ehr', Sei'n wir beglückt, ihn zu begehen immermehr. Der glanzvoll thront in Himmelszelt, Nicht auf das Volk, das ungezählt! Des alten Stammes Sprossen bring' aus aller Welt, Befreit nach Zion, jubelnd aufgehellt!"

Wohlgemuth, J., Dr., Der Weltkrieg im Lichte des Judentums. Berlin 1915. Verlag des Jeschurun. 165 S. brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Aus Aufsätzen, die im Verlaufe des ersten Kriegsjahres unter dem wechselnden Eindruck der Ereignisse der Zeit entstanden und bereits

in der Monatsschrift „Jeschurun" veröffentlicht worden sind, hervorgegangen, behandelt dieses Buch von verschiedenartigen Gesichtspunkten die Frage: Wie stellt sich die Lehre des Judentums zu den Problemen, die der Weltkrieg der Religion aufgibt? Ueber die Ursachen des Weltkriegs und die Gerechtigkeit der deutschen Sache handelt der erste Aufsatz; die Ueberschriften der folgenden sind: Der Krieg und die Moral. Der Jude und der Krieg. Das große Hassen. Unser Kaiser. Die Entweihung des göttlichen Namens. Warum hassen uns die Völker? Der heilige Egoismus und das gottgesegnete Volk. Der ewige Friede. Der Gott der Gerechtigkeit.

Rosenberg, Dr. J., Der Weltkrieg im Spiegel des Psalmbuches. Berlin 1916. Louis Lamm. 18 S. Preis M. 0,60.

Von den schweren Schicksalsfragen, die der Krieg in uns erstehen läßt, handelt dieser Vortrag und von der Antwort, die unsere Bibel, insbesondere das Psalmbuch auf die großen Fragen der Zeit zu geben weiß, und wie das Psalmwort den Stimmungen und Gefühlen der Ausziehenden und Zurückbleibenden klassischen Ausdruck leiht.

Simonson, Emil, Dr., Das jüdisch-polnische Problem. Berlin 1916. Louis Lamm. 16 S. Preis M. 0,60

In einem Artikel des „Berliner Tageblatt" hatte Paul Harms die nationaljüdische Lösung der Ostjudenfrage bekämpft. Gegen diesen Artikel wendet sich Dr. Simonson in dieser polemischen Schrift. Sie bringt kein neues Tatsachenmaterial, sondern versucht nur — mit zweifelhaftem Erfolg — die Kompetenz des Angegriffenen und einige seiner Argumente zu bestreiten.

49. Bericht über den Religionsunterricht der Synagogengemeinde zu Königsberg i. Pr. für das Schuljahr 1915/16, erstattet von **Dr. Vogelstein.**

Zur Fünfzigjahrfeier der Religionsschule erscheint dieser Bericht als eine Jubiläumsschrift. Dem Berichte gehen voraus eine an interessanten geschichtlichen Rückblicken und wertvollen Anregungen reiche Festpredigt und eine Rede, gehalten in der Festsitzung des Lehrerkollegiums, beide von dem Dirigenten der Religionsschule, Rabbiner Dr. Vogelstein. Die Festrede ist ein dankenswerter Beitrag zu der Geschichte der Juden in Königsberg. Sie führt den Leser von der Wende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart und erzählt von der unterrichtlichen Tätigkeit Frankolms, Saalschütz', Bambergers und Vogelsteins selber und bietet eine Fülle lebendiger Anregungen.

Hirsch, J., Dr., Rabinská moudrost (Die Rabbiner-Weisheit). V. Praze. J. Otto.

Eine in böhmischer Sprache geschriebene Sammlung rabbinischer Weisheit.

Vom Judentum. Ein Sammelbuch, herausgegeben vom Verein Jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag. Leipzig 1913. Kurt Wolff. 2. Aufl. 284 S. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

In neuer Auflage erscheint dieses Buch, herausgegeben von Zionisten, die den Weg zu einem neuen jüdischen Leben suchen, die nach einer Reform dürsten und sie zu erreichen hoffen durch ein neues jüdisches Zukunftsideal, das weitab liegt von den bisher am höchsten geschätzten jüdischen Werten. „Wenn wir das Judentum reformieren, warum sollen wir bei der Lehre vom persönlichen Gott, und sei es ein noch so liberaler Gott, stehen bleiben, da doch die Entwicklung mindestens weiter Kreise auf eine Ueberwindung dieses Glaubens überhaupt hindrängt? Wenn alle Welt unreligiös — im bisherigen Sinne des Wortes — und, mit Nietzsche zu sprechen, amoralistisch werden will, warum sollen wir Juden, wir ehrgeizigen Europäer, beim lieben Gott und seiner Moral verharren? . . . Wir erklären das Judentum, für das unsere Väter lebten, litten und starben, für tot. Wir dürfen es getrost, denn ist gleich das Judentum tot die Juden leben. Und indem wir dieses Lebendige mit Leidenschaft ergreifen, haben wir das Judentum in neuer Form, als nationales Judentum gerettet und für eine neue Zukunft gegründet." In diesem offenen Bekenntnis ist die Richtung des Buches klar und unzweideutig gekennzeichnet.

Es ist ein Sammelbuch, in welchem mehr als 25 jungjüdische Autoren über jüdisches Wesen, jüdische Religiosität, jüdisches Denken, über Zionismus, jüdische Kunst und Dichtung,

über Kulturprobleme, Geschichtsphilosophie, Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben in nachdenklichen, zum Teil tiefgründigen Aufsätzen sich aussprechen. Daß wir der ganzen in diesem Buche nach Ausdruck ringenden Bewegung, die für uns eine gefährliche Abkehr von den geschichtlichen Idealen der jüdischen Vergangenheit bedeutet, als Gegner gegenüberstehen, hindert uns nicht an der Anerkennung der literarischen Bedeutung dieses Buches.

Süddeutsche Monatshefte. München und Leipzig. (Vierteljahr 4 M., einzeln 1,50 M.)

Diese vornehme und anziehende Monatsschrift behandelt in jedem ihrer bis jetzt erschienenen Hefte ein einziges großes und aktuelles Thema. Das Februarheft 1916 bringt 24 Aufsätze über die „Ostjuden" aus der Feder meist zionistischer Autoren. Das Märzheft bietet unter dem Titel „Kriegsgefangen" eine Sammlung von Berichten aus Kriegsgefangenschaft, von denen die ergreifenden „Briefe eines Auferstandenen" von Wladimir Meden, eines Führers der großen jüdisch sozialistischen Partei als ergreifendes Zeitdokument besonders hervorzuheben sind.

Der Jude, eine Monatsschrift. Verlag R. Löwit, Berlin N. 37, Weißenburgerstr. 6 Monatlich 4—5 Bogen, der Jahrgang M. 10.—, das Einzelheft M. 1.—

Die 4 ersten Hefte dieser neuen zionistischen Zeitschrift liegen uns vor. In einem einleitenden Aufsatz „Die Losung" sagt der Herausgeber Martin Buber, in welchem Sinne die neue Zeitschrift der Erkenntnis und Förderung des lebendigen Judentums dienen will. Hermann Glenn nimmt in einem Aufsatz „Das Volk und der Einzelne" Stellung zu dem Verhältnis des modernen Juden zu seiner Gemeinschaft und dem allgemeinen Kulturleben. Hugo Bergmann („Der jüdische Nationalismus nach dem Kriege") untersucht die Grundlagen der jüdisch nationalen Bewegung. Ein aktueller Aufsatz von Kaufmann („Grenzsperre") erörtert die Frage einer ostjüdischen Masseneinwanderung nach Deutschland. „Gedanken zum jetzigen Problem" nennt Alfons Paquet seinen Beitrag, der ein schönes Beispiel verständnisvoller Betrachtung des Judentums durch einen nichtjüdischen Schriftsteller und Politiker darstellt. Ein Aufsatz von Calvary spricht über den jiddischen Sprachgeist. Interessant sind die von Max Brod übermittelten „Erfahrungen im ostjüdischen Schulwerk".

Von weiteren Aufsätzen dieser vornehmen und gediegenen Zeitschrift heben wir hervor: Gordon, Arbeit. Salman, Emanzipation und Entjudung. Max Mayer, Rivalen oder Verbündete? Martin Buber, Das Gestaltende. Salman, Die jüd. Selbstverwaltung im polnischen Staate. Laz Abramson, Die ostjüdische Gemeinde. Hillel Zeitlin, Aufgaben der polnischen Juden. Ad. Böhm, Jüd. Positionen in Palästina. Oskar Epstein, Grundsätzliches zur zionistischen Gegenwartsarbeit. Lehnert, Jüd. Volksarbeit. Arno Nadel, Jüd. Volkslieder. Buber, Chassidisches. Jul. Berger, Deutsche Juden und polnische Juden. Hermann Cohen, Der polnische Jude. Glenn, Unsere Sonderstellung. Jak. Leszczynski, Fragen des ostjüd. Wirtschaftslebens. Nawratzki, Die wirtschaftlichen Lehren des Krieges für Palästina. Siegfried Bernfeld, Zum Problem der jüd. Erziehung. Glenn, Imperialismus und Judentum. Bilesti, Die deutschen Juden in der deutschen Politik. Oettinger, Die Bodenkultur bei den Juden. Elias Auerbach, Traditionelles und nationales Judentum. Dubnow, Die Hauptprozesse der neuesten Geschichte der Juden.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Zu einer Kundgebung von unvergeßlichem Eindruck gestaltete sich die 25. Sitzung der Diskussions-Abteilung, die am 30. August unter sehr starker Beteiligung in der Spinoza-Loge stattfand.

Das einleitende Referat über Bedeutung und Einteilung der Apologetik hatte der Vorsitzende dieser Abteilung, Herr Rabbiner Dr. Goldmann, übernommen. In hochinteressanten, von überzeugender Wärme und gründlicher Sachlichkeit erfüllten Ausführungen entrollte uns unser vorbildlicher Führer ein umfassendes Bild von dem umfangreichen Gebiet der Apologetik. Leb-

haftester immer von neuem einsetzender Beifall folgte den trefflichen hinreißenden Worten. An der Diskussion beteiligten sich die Herren Referendar Dr. Schweitzer, Sanitätsrat Dr. Reich und Dr. Nellhaus. Nach Schluß der Debatte dankte der Unterzeichnete als Schriftleiter der Diskussions-Abteilung Herrn Dr. Goldmann für seine unübertreffliche herrliche Arbeit innerhalb der Jugend und verlas zunächst folgendes Telegramm des am Erscheinen behinderten Herrn Justizrat Berger: „Segen ist der Mühe Preis, Der Verein ein blühend Reis, Die 25. Diskussion: Tausendfältig Goldmanns Lohn." Unter stürmischem Beifall der Anwesenden, unter denen sich auch der Vertreter des liberalen Hauptvereins, Herr Emil Waldstein befand, konnte der Unterzeichnete dem Jubilar eine dreifache Ehrung übermitteln: die Begründung eines Dr. Goldmann-Fonds und zwei in bekannter Meisterschaft abgefaßte poetischen Ergüsse unseres verehrten Vereinsdichters Herrn Justizrat Berger-Königshütte;*) eine Ehrenadresse, die Frl. Ruth Cohn vortrug, und ein Festlied, das in launiger Weise die Vielseitigkeit des Jubilars feierte. In überaus herzlichen, rührenden Worten dankte der Gefeierte für alle Ehrungen und schloß mit der Versicherung, daß er als deutscher Rabbiner nur seine einfache Pflicht erfüllt habe, eine selbstverständliche Tatsache, die nicht überschätzt werden dürfe. Sein begeistert aufgenommenes Hoch galt der Leitung der Jugendbewegung. Die letzten Ausführungen gaben dem Senior der liberalen Bewegung Breslaus, unserem hochverehrten Herrn Sanitätsrat Dr. Reich Veranlassung, die Jugend in den Gefühlen der Dankbarkeit zu bestärken und seine Worte in ein stürmisch aufgenommenes Hoch auf Herrn Dr. Goldmann ausklingen zu lassen. Bei musikalischen Darbietungen blieben die Teilnehmer bis Mitternacht zusammen.

Ueber unsere Arbeit können wir folgendes berichten: Unserer Bitte um Ueberlassung älterer Jahrgänge der Monatsschrift „Liberales Judentum" ist erfreulicher Weise von mehreren Seiten entsprochen worden. Wir besitzen nunmehr alle Hefte, und unsere Bibliothek zählt über 100 Bände dank hochherziger Spenden. Weitere Zuwendungen werden mit herzlichem Dank entgegengenommen.

Die Mitgliederzahl ist andauernd im Steigen begriffen und beträgt z. Z. 275. Wir eröffnen das Wintersemester am 12. September und besitzen heute schon die uns ehrende Zusage eines Zyklusvortrages des Herrn Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln über das Thema: Das Judentum und die geistigen Strömungen der Zeit.

Breslau, Anfang September 1916.

Alfred Berger.

*) Wir bringen aus einer der beiden poetischen Huldigungen: „Zur 25. Sitzung der Diskussions-Abteilung Herrn Rabbiner Dr. Goldmann gewidmet von Justizrat Berger (Königshütte)" folgende Verse zum Abdruck:

Die Jugend ist Dein Arbeitsfeld,
Du willst sie geistig heben,
Ein Kämpfer, Führer und ein Held,
Du willst sie neu beleben.

Gibst ihr die Waffen in die Hand,
Auch scharf und gut geschliffen,
Du führst das Ruder in der Hand,
Vorbei an Felsenriffen.

Nur vornehm lenkest Du den Streit,
Mit einem blanken Schilde,
Dem Höchsten hast Du uns geweiht,
Im seligen Gefilde.

So kamst Du fünfundzwanzig Mal,
Zu uns so gern herüber,
Gehärtet wie der feste Stahl,
Es ist Dir keiner über.

Hab vielen, vielen heißen Dank,
Wie können wir Dir danken!
Der Lorber Deinen Stab umrank',
Er soll wie wir nicht wanken.

Wir bleiben immer liberal,
Mit Goldmann unsrem Leiter,
Die Losung bleibe das Fanal,
Für uns und unsren Streiter.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 11 und 12. **Jahrgang 8.** **Novbr. u. Dezbr. 1916.**

Friedensarbeit im Kriege.

Von Dr. Berthold Einstein-Landau (Pfalz).

So dankenswert die Abhandlungen sind, welche mit den Beziehungen zwischen Religion und Krieg sich beschäftigen, — es wäre doch bedauerlich, wenn wir während der Dauer des Krieges keinen anderen Betrachtungen uns hingeben wollten. Schließlich werden wir ja doch mit all unserer Weisheit nicht darüber hinwegkommen, daß wir diesen furchtbaren Weltkrieg in den uns unbegreiflichen und unverständlichen Weltenplan Gottes einreihen müssen, und unsere Bemühungen, ihn mit den göttlichen Eigenschaften der Gerechtigkeit und der Güte und der Liebe, so wie wir sie zu fassen gewohnt sind, in Einklang zu bringen, werden uns nie und nimmer zu einem befriedigenden Ergebnis führen. Es wäre wohl das Beste, wenn wir uns dazu verstehen wollten, unsere menschliche Kurzsichtigkeit und die Begrenztheit unserer menschlichen Erkenntnis einzugestehen und demütig ergeben in das von Gott über uns verhängte schlimme Geschick uns zu fügen. Und wahrlich wir brauchten uns dessen nicht zu schämen. Das Menschliche, ach nur allzu Menschliche, das immer noch bei diesem Kriege im Spiele ist, kann uns noch genug zu denken und zu raten geben.

Die Zeit wird gewiß nicht ausbleiben, in der klar zu Tage tritt, daß auch dieses große Unglück, das über die Menschheit gekommen, von Gott zum Heile über die Welt gebracht wurde und wo der einzelne, der heute bekümmert und verbittert unter der Last der Opfer seufzt, die ihm an Gut und Blut auferlegt sind, sich beruhigt in dem Bewußtsein, daß er zum Wohle des Ganzen die Opfer bringen mußte. Daß gerade er sie bringen mußte, während andere verschont blieben, dafür wird er so wenig eine Erklärung je finden, wie der andere, der in der gleichen Lage wie er sich befindet und gleich ihm sein Geschick aus Gottes Hand empfängt. Großes wird nie ohne große Opfer erreicht werden und diejenigen, an deren Opferwilligkeit besonders große Anforderungen gestellt werden, müssen es lernen, einen gewissen Stolz darüber zu empfinden, daß sie zum Wohle der Gesamtheit die Opfer zu leisten vermochten. Für viele, die nur gewohnt waren an sich zu denken, für sich und der Ihrigen persönliches Wohl zu sorgen, ist das sicherlich nicht leicht, mit einem Male alle Selbstsucht aufzugeben. Aber für alle ist diese Erziehung zum Gefühle der Zusammengehörigkeit und zur Tätigkeit für die Gesamtheit überaus wertvoll.

Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit, dieses einheitliche Zusammenwirken zu einem

gemeinsamen Ziele — das sollte auch auf religiösem Gebiete für uns mit diesem Kriege erreicht werden. Die verschiedenen Parteien, die sich vor Ausbruch des Krieges auch in unserem Vaterlande oft recht feindselig gegenüberstanden und hart bekämpften, die haben im Kriege wohl nicht vergessen, was sie trennt. Sie haben aber zur Erreichung des allen gemeinsamen Zieles sich vereinigt und den Austrag ihrer Zwistigkeiten auf bessere Zeiten vertagt. Auch auf religiösem Gebiete wurde der Burgfrieden eingehalten, ohne daß die verschiedenen Richtungen ihren Standpunkt aufgegeben hätten.

Soll das von allen heiß ersehnte Ende des furchtbaren Ringens und Mordens mit den verheerenden und zerstörenden Kriegswaffen den Wiederbeginn der inneren Streitigkeiten mit derselben Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit, mit derselben Verbitterung und derselben Gehässigkeit wieder eröffnen? Soll das Judentum, dem Einigkeit zum Kampfe gegen den äußeren Feind so dringend not tut, durch die in ihm bestehenden Parteigegensätze sich zerfleischen? Können die verschiedenen Richtungen mit dem Blick auf das gemeinsame Ziel, den Bestand und die Anerkennung des Judentums, sich nicht vertragen?

Man hat so oft davon geredet, daß der Krieg die Herzen wieder der Religion geöffnet hat und viele, die ihren Gott verloren hatten, wieder zu ihm zurückführte. Soll dieser Kriegsgewinn verloren gehen? soll er unbenutzt bleiben?

Es ist nicht anzunehmen, daß alle diejenigen, die früher der Religion kalt und gleichgültig, wenn nicht gar feindlich gegenüberstanden und jetzt ihr wieder gewonnen sind, ausnahmslos der strengeren Richtung, die sich gerne die orthodoxe nennt, sich angeschlossen haben oder nach beendigtem Kriege anschließen werden. Wer bisher jeder Uebung der Religion sich fern gehalten hat, der dürfte auch unter dem Einfluß des Krieges nicht dem Formalismus sich zugewendet haben, jener Richtung, welche der peinlich strengen Befolgung jedes durch das Alter geheiligten äußeren Brauches den entscheidenden Wert beimißt. Aber auf der anderen Seite möchte er gewiß nicht das religiöse Empfinden, das ihm ins Herz eingezogen ist und ihm so viel wahre Beseligung gebracht hat, im Frieden ohne Betätigung verkümmern lassen.

So scheint mir durch den Krieg ganz besonders der Boden dafür bereitet zu sein, daß die Bestrebungen des liberalen Judentums immer mehr der Verwirklichung entgegengeführt werden. Das liberale Judentum denkt nicht an die Abschaffung und Vernichtung des Judentums. So viele geneigt waren, solches von ihm anfänglich zu behaupten und durch diese Behauptung dem liberalen Judentum blinde Feindschaft, sich selbst und ihren Anschauungen großen Anhang zu schaffen: — heutzutage dürfte mit solch bedenklichen Schlagworten nichts mehr zu erreichen sein. So wenig es heute berechtigt wäre, den Parteien, welche im Widerspruch zu dem herrschenden System in der Staatsregierung sich befinden, die Vaterlandsliebe und die Opferwilligkeit für das Vaterland abzusprechen. Das liberale Judentum will im Gegenteil das Judentum auch bei denen wieder zu Ehre und Ansehen bringen, will auch diejenigen wieder seiner Uebung gewinnen, welche für ihren angestammten Glauben nichts mehr übrig hatten und lieber mit Gewalt eine Gelegenheit sich schufen, vom Judentum endgültig loszukommen, als den verlorenen Anschluß daran aufzusuchen. Daß ihnen gegenüber eine Rücksicht auf ihre Anschauungen und die veränderten Zeitverhältnisse geradezu geboten erscheint, daß ihnen das Judentum selbst in einer zeitgemäßen, ihren Bedürfnissen und Wünschen einigermaßen entsprechenden Gestalt entgegentreten

muß, das muß doch auch zugegeben werden. Sollen sie keine Juden sein, um nicht liberale Juden zu sein? Wer anders denkt, wer durch eine andere Form der Uebung des Judentums sich mehr angezogen fühlt, dem ist sein freies Recht auch weiterhin zugestanden, wie es ihm niemals versagt war. Aber dasselbe freie Recht gebührt auch dem liberalen Judentum.

Werden diese allgemeinen Grundsätze anerkannt, so wird es auch nicht unberechtigt erscheinen, wenn allen Anhängern des liberalen Judentums es als ihre Pflicht eingeschärft wird, auch so lange der Krieg währt, an der Verwirklichung der Ziele des liberalen Judentums zu arbeiten, damit, wenn die Friedensglocken läuten, die Heimkehrenden eine Stätte finden, wo sie ihre wieder erwachten religiösen Bedürfnisse nach ihrem Wunsche und ihren sonstigen Lebensanschauungen entsprechend befriedigen können.

Wie das im einzelnen zu geschehen hat, das läßt sich kaum in allgemein gültige Regeln fassen. Aber zweifellos muß für alle die Erlangung einer genauen Kenntnis der Lehren und Vorschriften des Judentums und seiner Geschichte im Vordergrund stehen. An Hilfsmitteln dazu fehlt es nicht. Ich denke in erster Linie an die Kenntnis der Bibel, die so vielen draußen Beruhigung und Aufrichtung, Hoffnung und Zuversicht brachte, die sie stark macht, das Schwerste mutig zu ertragen und freudig in den Tod zu gehen. Für die Zeit des Krieges selbst bietet das Bibellesen den im Lande Zurückgebliebenen in ihrer Besorgnis und in ihrem Kummer dazu noch einen festen Halt und eine nimmer wankende Stütze. Denn es befestigt im Glauben an Gott, im Vertrauen auf seinen Schutz und seine Hilfe, in der demütigen Ergebung in seinen unerforschlichen Ratschluß.

Für uns Juden ist es aber besonders nötig, daß wir unsere Religion aus ihren Quellen kennen lernen, weil immer noch so viele christliche Gelehrte am Werke sind, das Judentum so darzustellen, wie es ihrer Absicht, das Judentum als minderwertig, als veraltet und überholt erscheinen zu lassen, am meisten entspricht.

Da ist eben wieder ein hübsches Büchlein erschienen: Geschichte des jüdischen Volkes von Professor Dr. Hans Meinhold (Leipzig, Quelle & Meyer, 1916, Sammlung: Wissenschaft und Bildung Nr. 133, Preis 1,25 Mk.), ein Büchlein, das vor vielen seiner Art große Vorzüge besitzt, zumal es die Entwicklung des Judentums bis gegen das Jahr 600 n. Chr. verfolgt, von vielen hergebrachten Irrtümern frei ist und recht viel Wissenswertes bietet. Es liest sich leicht und angenehm und dient in gleicher Weise der Unterhaltung und Belehrung. Aber das Büchlein ist doch mit einer gewissen Vorsicht zu gebrauchen. Wenn man Behauptungen findet wie S. 43: „dieses Hauptdogma der jüdischen Gemeinde" — die genaue Vergeltung — „mußte schließlich die Selbstsucht zur Hauptwurzel der Religion machen. Das „Ich", sein Glück, sein Fortkommen tritt nun in ganz unberechtigter Weise in den Vordergrund, wohlgemerkt das „Ich" des israelitischen Mannes: die Frau kommt kaum in Betracht. . . . Auch im Dekalog, der sich durchaus an den Mann wendet und nur an ihn, erscheint noch die Frau neben Knecht und Magd als Besitzstück des Mannes" — so hat man ein gutes Recht, bedenklich den Kopf zu schütteln und zu fragen: von wannen kommt dir diese Wissenschaft?

Diese jüdische Selbstsucht, die auf das persönliche Glück hinzielt, ist doch wohl allen Religionen gemeinsam. Alle ohne Ausnahme wollen ihre Bekenner glücklich machen, und ob es gerade berechtigt ist, das Glück, das die jüdische Religion ihren Bekennern verschaffen will, ein falsches zu nennen, das muß doch fraglich erscheinen, wenn man sich beispielsweise daran erinnert, daß es 5. B. Mos. 8,3

(nach Luthers Uebersetzung) heißt: „er demütigte dich und ließ dich hungern . . . auf daß er dir kund tät, daß der Mensch nicht lebe vom Brot allein, sondern von allem, das aus dem Mund des Herrn gehet" und dazu nimmt (ebenda 10, 12. 13): „nun, Israel, was fordert der Herr dein Gott von dir, denn daß du den Herrn deinen Gott fürchtest, daß du in allen seinen Wegen wandelst und liebest ihn und dienest dem Herrn deinem Gott von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß du die Gebote des Herrn haltest und seine Rechte, die ich dir heute gebiete, auf daß dir's wohl geht?" Auf Stellen wie Psalm 37,16, Sprüche 15,7, 15,16, 28,6, 30,7—9, auf die Bitte Salomons (1. Kap. 3,9) u. a. sei absichtlich nicht hingewiesen, auch der bekannte Spruch (Spr. d. Väter 1,3) nicht angeführt: „seid nicht wie Knechte, die dem Herrn dienen, mit der Bedingung, Lohn zu erhalten, sondern wie solche, die dem Herrn dienen ohne die Bedingung, Lohn zu erhalten" (vgl. dazu J. Weigl, das Judentum. Berlin 1911, Guttentag S. 72). Aber die Warnung (5. B. M. 8,11 ff.) soll doch noch erwähnt werden: „hüte dich nun," — wenn du reich und glücklich bist — „daß du des Herrn, deines Gottes nicht vergessest, damit daß du seine Gebote und seine Gesetze und Rechte, die ich dir heute gebiete, nicht haltest . . . . Du möchtest sonst sagen in deinem Herzen: meine Kräfte und meiner Hände Stärke haben mir dies Vermögen ausgerichtet usw."

Und woher weiß denn der Herr Professor, daß der Dekalog sich nur an den Mann wendet und in ihm die Frau neben Knecht und Magd als Besitzstück des Mannes erscheint? Ist nicht der Dekalog in Anwesenheit des ganzen *erwachsenen* Volkes gesprochen, Männer und Frauen zusammen? (vgl. z. B. 2. B. M. 19,10. 17). Deshalb heißt es ja auch im vierten Gebote: „da sollst du kein Werk tun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd". Die Frau ist nicht genannt, denn sie hört mit dem Manne die göttliche Offenbarung. Oder sollte die Frau ganz allein von der Sabbatruhe ausgeschlossen sein? Und ist nicht die Frau als Mutter ebenbürtig und gleichberechtigt mit dem Vater als Gegenstand der Verehrung im fünften Gebote genannt?

Auf derselben Seite 43 bringt Meinhold das bekannte Wort Hillels zur Erklärung der Nächstenliebe: „was dir unlieb ist, tue auch deinem Nächsten nicht, dies ist das ganze Gesetz und alles andere dazu der Kommentar", und fährt fort: „gewiß ist das eine edle und große Antwort, aber auch bei ihr gibt der Blick auf das eigene Wohl den Maßstab für die Behandlung des Nächsten ab." Als ob das ein Unrecht wäre, als ob der Mensch anders zum pflichtgemäßen Verhalten gegen den Nebenmenschen angehalten werden könnte, als wenn ihm zu Gemüte geführt wird, wie auch ihm pflichtgemäßes Verhalten von Seiten des Nebenmenschen erwünscht ist. Und als ob das große Wort von der Nächstenliebe, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst (oder besser *als* dich selbst) nicht gleichfalls das eigene Wohl zum Maßstab für die Behandlung des Nächsten nähme!

Das ist so die Methode, die auch Harnack in seinem Wesen des Christentums (Leipzig 1902, Hinrichs) angewandt hat. Da findet er nicht genug Worte des Rühmens und Preisens (S. 30) für den Ausspruch des Psalmisten (73,25): „Herr, wenn ich nur dich habe, frage ich nicht nach Himmel und Erde" und für das Wort Michas (6,8): „es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott." Und dann kommt's: „selbst die Pharisäer hatten es; *aber sie hatten leider noch sehr viel anderes daneben*." Die Erscheinung, daß die Entwicklung der Religionslehre „noch sehr viel ande

res daneben" zu Tage fördert, das nicht auf der Höhe steht, ist sicherlich keine Eigentümlichkeit des Judentums. Aber beim Judentum sieht man so gerne nur das „noch sehr viel andere daneben", das man anderswo liebevoll verdeckt und verschweigt, und häufig genug mißt man das älteste Judentum, das doch auch seine Entwicklung hatte, mit dem Maßstab der Gegenwart.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Meinhold sich bemüht, dem Judentum gerecht zu werden, daß er auch Worte der aufrichtigsten Anerkennung findet. Aber schließlich kann auch er — wenn ich so sagen darf — nicht aus seiner Haut. Darum muß unter der im Judentum gebotenen Liebe zu Gott „mehr die emsige und ängstliche Betätigung in kultischen und zeremoniellen Dingen und das strenge Festhalten des Glaubens an nur einen Gott, den Jahve von Israel" verstanden werden und „bei dem Nächsten mochte man nur an den Volksgenossen oder an den zum Volksgenossen gewordenen Proselyten denken." (S. 44.) Also hat man die Stelle im 3. B. M. 19,33. 34 immer noch nicht gefunden oder noch nicht verstanden, wo es heißt: „wenn ein Fremdling bei dir in euerem Lande wohnen wird, den sollt ihr nicht schinden. Er soll bei euch wohnen, wie ein Einheimischer unter euch, und sollt ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Aegyptenland. Ich bin der Herr euer Gott."*) (vergl. 5. Buch M. 10, 17. 18. 19). — Wenn Anderes, Besseres, Edleres sich im Glauben der jüdischen Gemeinde findet, das über den „Gesichtspunkt der Nützlichkeit" hinausgeht, so wird es wohl von Meinhold anerkannt, „aber es steht doch im Gegensatz zu der herrschenden Gemeindeorthodoxie". Auf diese ist Meinhold auch weiter nicht gut zu sprechen, wo er die talmudische Entwicklung schildert. (Stück 8, S. 58 ff. Stück 12, S. 85 ff.) Und er leistet sich das große Wort: „das Judentum selbst aber hört von nun an (von dem Untergang Jerusalems und des jüdischen Reiches im Jahre 70 n. Chr. an) auf, weiterhin ein Faktor der geistigen Kultur der Menschheit zu sein." (S. 85.) Möge darüber die „herrschende Gemeindeorthodoxie" den Herrn eines Besseren belehren!

Mir kam es nur darauf an, an einem neuen Beispiel, dem man große Vorzüge gegenüber seinen Vorgängern nicht absprechen kann, zu zeigen, daß für uns Juden große Vorsicht in der Benutzung nichtjüdischer Bücher geboten ist, wenn wir uns über das Judentum belehren wollen. Kenntnis des Judentums ist aber für den liberalen Juden eine unbedingte Notwendigkeit. Nur auf der Kenntnis des Judentums und seiner geschichtlichen Entwicklung kann sich das liberale Judentum aufbauen, wenn es auf festem Boden stehen will, und es genügt wahrlich nicht, daß die Führer des liberalen Judentums diese Kenntnis besitzen. Denn sie verlangen von ihren Anhängern nicht blinde Gefolgschaft, sondern begeisterten Anschluß, wie er nur aus der selbst gewonnenen Ueberzeugung fließen kann.

Man konnte beim Beginn der liberalen Bewegung so vielen unter unseren Glaubensgenossen begegnen, die mit den schärfsten Worten diese Bewegung verurteilten. Und wenn man sie fragte, ob sie denn mit dieser Bewegung sich näher beschäftigt hätten, ob sie die von ihnen so gründlich verdammten

*) Zweifellos hat der Herr Professor an dieser Stelle (3. B. M. 19,34) unter dem ger, dem gegenüber die Nächstenliebe geboten ist, den „zum Volksgenossen gewordenen Proselyten" verstanden. Wie will er dann aber die Begründung dieses Gebotes erklären: „Denn gerim waret ihr im Lande Aegypten"? Solche Kunststücke wären nicht nötig, wenn man dem Judentum die Vorschrift allgemeiner Nächstenliebe zuzugestehen sich entschließen könnte. Wir übersetzen ger mit „Fremdling".

„Richtlinien" auch einmal gelesen hätten, dann konnte man ein aufrichtiges Nein vernehmen und zugleich eine Berufung auf den und jenen, dem sie in ihrer Verurteilung des liberalen Judentums und seiner angeblich so großen Gefahr für den Bestand des Judentums folgten. Andere unter unseren Glaubensgenossen und nicht zum wenigsten diejenigen, welche das liberale Judentum wieder für das Judentum gewinnen möchte, lassen sich in ihrem Urteil über das Judentum durch die Darstellungen nichtjüdischer Gelehrten bestimmen, die bei allem ihrem Bestreben dem Judentum gerecht zu werden, eben doch aus naheliegenden Gründen von gewissen Vorurteilen sich nicht frei machen können.

Darum müssen wir von den Anhängern des liberalen Judentums verlangen, daß sie sich ihre Belehrung über das Judentum zunächst aus den Quellen und aus jüdischen Büchern holen. Dann können sie ruhig zum Vergleich die Darstellung nichtjüdischer Forscher heranholen und sie werden selbst zu entscheiden vermögen, was sie von ihnen zu halten haben. Aber nicht bloß für unsere innere religiöse Entwicklung ist es nötig, daß wir mit der genauen Kenntnis des Judentums uns rüsten. Es läßt sich heute noch nicht voraussagen, in welcher Weise dieser große Krieg seine Wirkung auf die Stellung des Judentums im Staate zeigen wird. Sollten nach dem Kriege die Vorurteile gegen das Judentum, die Vorwürfe und Anklagen gegen seine Lehren und seine Bekenner nicht verstummen, so wissen wir Juden, wenn wir die nötige Kenntnis des Judentums uns angeeignet haben, was es mit jenen Anschuldigungen für eine Bewandtnis hat, wir wissen aber auch, wie wir ihnen begegnen können und wie wir alle diejenigen unter uns, welche sich Verfehlungen zu Schulden kommen lassen — und warum sollte es diese unter uns nicht ebenso gut geben wie unter den Andersgläubigen? — als nicht auf dem Boden des Judentums stehend und nicht zu uns gehörend von uns wegweisen können. Und sollte nicht der Kampf, den unser deutsches Vaterland gegen Haß und Neid und Verleumdung zu einem hoffentlich guten Ende führt, auch uns Juden zum treuen Festhalten an unserem Judentum und zum unentwegten Ausharren beim Kampfe für unser gutes Recht gegen Haß und Neid und Verleumdung begeistern, zu einem Kampfe, der ja eigentlich unser geschichtlicher Beruf ist und der sicher zum Siege führen wird?

Nach den Feiertagen. Ein Gespräch im Anwaltszimmer einer Großstadt.

Von Referendar Dr. Ernst Emil Schweitzer-Breslau.

Justizrat A.: Also, lieber Kollege, Sie sind plötzlich zur Orthodoxie übergegangen; Sie, der mir stets als einer der feurigsten Anhänger des liberalen Judentums erschien.

Rechtsanwalt B.: Fällt mir nicht ein! Darf ich fragen, wie Sie auf diesen merkwürdigen Gedanken kommen?

Justizrat A.: Man erzählt mir, daß Sie jüngst einen Termin vertagt haben mit der Begründung, daß Sie am Neujahrstage nicht verhandeln wollen.

Rechtsanwalt B.: Dies muß ich zugeben. Ich gestehe sogar, daß ich es bedaure, daß eine Reihe von jüdischen Kollegen so gar keine Bedenken tragen, Termine auch an den hohen Feiertagen wahrzunehmen.

Justizrat A.: Nehmen Sie es jetzt so genau? Hand aufs Herz: haben Sie am Neujahrstage auch keine Feder angerührt? Und sind Sie den Weg zu Ihren Schwiegereltern zu Fuß gegangen?

Rechtsanwalt B.: Aber eben darin zeigt

sich ja mein Liberalismus, daß es mir bei der Heiligung des Feiertages nicht auf die Form, sondern auf den Gehalt ankommt. Wer am Neujahr nicht fährt und nicht schreibt, heiligt deshalb allein noch nicht den Feiertag, und man kann den Feiertag heiligen, auch wenn man an ihm fährt und schreibt. Den Feiertag halten, heißt für mich ausruhen von dem lärmenden Getriebe, heißt Sammlung, heißt Selbstbesinnung. „So oft ich bete oder male, ist Sonntag, und ich bin im Tale ein jubelndes Jerusalem;" so oder so ähnlich heißt es bei einem modernen christlichen Dichter. Und wenn Sie noch einen „heidnischen" Dichter hören wollen, Dehmel, der einmal uns Juden den merkwürdigen Rat gegeben hat, wir sollten alle aus dem Judentum austreten und konfessionslos werden, derselbe Dehmel läßt seinen Arbeitsmann klagen — nicht über die schwere Mühe des Tages, sondern „und uns fehlt nur eine Kleinigkeit, um so frei zu sein, wie die Vögel sind; nur Zeit." Sollten wir nicht durch solche Worte in dem Vorsatze bestärkt werden, an unsern Feiertagen grundsätzlich alle werktätige Arbeit abzulehnen? Zeit haben, Zeit für uns selbst haben, das ist die Vorbedingung aller Religiosität.

Justizrat A.: Sehr schön. Aber da Sie einen modernen Dichter zitieren, darf ich mich vielleicht auf die Autorität eines Klassikers berufen, nämlich auf unseren alten und immer modernen (jawohl, jetzt mehr als je modernen) Lessing. Haben Sie denn vergessen, daß der Knorr den Knubben hübsch vertragen soll? Sie haben Ihren Standpunkt, ich will ihn gelten lassen. Aber warum, mein junger Kollege, gleich so hitzig übertreiben; warum den Anwälten zürnen, die anderer Meinung sind? Ich kenne eine ganze Anzahl von Kollegen, die keine schlechten Juden sind, und die den verschiedensten jüdischen Richtungen angehören, und die es doch mit ihrem Gewissen sehr wohl vereinbaren können, auch an Feiertagen Termine wahrzunehmen.

Rechtsanwalt B.: Es liegt mir fern, die Kollegen, die anderer Meinung sind — und ich weiß, daß zu ihnen Angehörige verschiedener religiöser Richtungen gehören — deshalb schlechtere Juden zu schelten. Aber ihren Standpunkt halte ich für bedauerlich, und ich halte mich für berechtigt, auf die hieraus entstehenden Gefahren hinzuweisen. Ich rede Niemandem in seine religiösen Grundsätze hinein; ich halte es auch noch nicht für ein großes Verbrechen, wenn einmal ein jüdischer Kollege am Feiertage einen Termin wahrnimmt; nur die grundsätzliche Gleichgiltigkeit, mit der manche (keineswegs alle, aber doch eine nicht unbedeutende Minderheit) Kollegen Termine auf Feiertage festsetzen lassen, erregt meine Bedenken. Es würde dem Anwalt ja nur ein Wort kosten, und der Richter würde zweifellos auf seine religiösen Skrupel Rücksicht nehmen und einen anderen Termin bestimmen. Warum riskiert er nicht dieses Wort? Er mag selbst religiös denken, wie er will, aber er berücksichtige die Wirkung nach außen. Würde nicht die Lage des (unselbständigen und abhängigen) jüdischen Referendars, der aus religiösen Bedenken am Neujahrstage Urlaub erbittet, gestärkt, wenn auch der (selbständige und unabhängige) jüdische Rechtsanwalt beweist, daß er auf die Einhaltung des Feiertages Wert legt. Und welche Fülle von Kraft, Trost und Erhebung bringen die hohen Feiertage dem jüdischen Soldaten, dessen religiösen Wünschen unsere Regierung in tolerantester Weise entgegenkommt. Kann da der jüdische Anwalt — unbeschadet seiner besonderen religiösen Stellung — die Feiertage als etwas Gleichgiltiges behandeln? Auch viele christliche Kollegen stehen ihrer Religion fremd gegenüber, wird deshalb nur ein einziger am Weihnachtstage aufs Gericht kommen?

Justizrat A.: Das klingt ganz akzeptabel. Vielleicht schreiben Sie einmal einen Artikel darüber.

Kriegsgesetze vor 3000 Jahren.

Von Josef Kauffmann-Berlin.

An drei Stellen des Pentateuchs finden wir das Verbot des Zinsnehmens, im 2. B. Moses 22, 24, im 3. B. Moses 25, 35—37 und im 5. B. Moses 23, 20—21. An der letzten Stelle lautet das Gesetz:

„Lege deinem Bruder nicht Zins auf, weder Zins auf Geld, noch auf Speise, noch auf irgend etwas, wofür man Zinsen nehmen kann. Vom Ausländer magst du Zins nehmen, aber von deinem Bruder sollst du keinen Zins fordern, damit dich segne der Herr, dein Gott, in allen deinen Unternehmungen in dem Lande, welches du einzunehmen im Begriffe bist."

Nicht nur das dreimalige Vorkommen des Zinsverbotes, sondern besonders der Unterschied, der hier zwischen den Landesbewohnern und den außerhalb des Landes Wohnenden gemacht wird, hat schon in alten Zeiten die Aufmerksamkeit der Bibelerklärer auf sich gezogen. Der Talmud, Raschi, Ramban, Moses Mendelssohn faßten diese Stelle mehr als Verbot an den Schuldner auf, daß er nicht Zinsen *geben* darf, während die meisten neueren Erklärer und Uebersetzer in dieser Vorschrift das Verbot des Auferlegens von Zinsen erblicken.

Die verschiedenartige Behandlung, die hier gesetzlich für Volksgenossen und Ausländer festgelegt wird, hat oft zu Anfeindungen und Angriffen geführt, sie hat auch unter uns Manchen befremdet, scheint doch diese zwiefältige Rechtsnorm eine große Ungerechtigkeit, einen engherzigen Partikularismus in sich zu tragen.

Jede gesetzliche Bestimmung muß aber im Zusammenhang mit neben ihr hergehenden Verordnungen beurteilt werden. Wir leben in einer Zeit, die so gewaltige Umwälzungen und Ereignisse mit sich bringt, wie sie wohl noch niemals in der Menschheitsgeschichte vorgekommen sind, in einer Zeit, die unsere wirtschaftlichen Verhältnisse in ungeahnter Weise verändert, die neue Begriffe, neue Anschauungen, zahllose neue Rechtsverhältnisse hervorruft. Wenn wir aus unseren neuen Erfahrungen und Erkenntnissen heraus die so seltsam erscheinende Gesetzverordnung betrachten, werden wir vielleicht zu einem besseren Verständnis derselben kommen, als unsere Vorfahren mangels ähnlicher Erfahrungen vermochten.

Das 5. Buch Moses enthält die Abschiedsrede unseres großen Lehrers Moses, die er am Schlusse der 40jährigen Wüstenwanderung seinem Volke gehalten hat, in der er seine Lehren und Mahnungen wiederholt.

Die ersten 19 Kapitel des Buches lassen wir hier unberücksichtigt. Mit dem 20. Kapitel beginnt eine besondere Art von Bestimmungen, die Vorschriften für die Kriegsführung, die fortlaufend durch die folgenden 5 Kapitel weitergeführt werden; ihre Ueberschrift lautet: „wenn du in den Krieg ziehst". Viele dieser Verordnungen scheinen auf den ersten Blick nicht mit dem Kriege im Zusammenhang zu stehen, bei genauer Betrachtung und bei Anwendung unserer in diesem gewaltigen, in solchem Ausmaße noch nie dagewesenen Weltbrande gewonnenen Erfahrungen, tritt aber auch für diese Gesetze der Zusammenhang mit dem Kriege klar zu Tage.

Durch alle 6 Kapitel zieht sich als Leitmotiv die sichere Gewißheit des Sieges, an die Möglichkeit eines Unterliegens wird nicht gedacht.[1])

Vor Beginn des Feldzuges haben die Feldprediger eine Mut und Zuversicht erregende Ansprache an die ausgehobenen

[1]) 20. 1—4. 20. 10—20. 21. 10. 23. 15. 25. 19.

Kriegsleute zu richten[2]), darauf erfolgt die Musterung. Den Unabkömmlichen wird Erlaubnis erteilt, zurückzubleiben[3]), die Untauglichen werden zurückgeschickt[4]), die Tauglichen werden von den Kriegsobersten eingereiht und eingeteilt.[5]) Drückeberger, die als Frauen verkleidet, sich dem Kriegsdienste entziehen wollen, und Frauen, die nach Männerart sich kleiden und mitziehen möchten, werden nicht geduldet.[6])

Ein ehrlicher Krieg soll geführt werden, heimtückischer Ueberfall ist nicht gestattet, die Aufforderung zu Unterwerfung hat vorauszugehen.[7]) Wird solche abgelehnt, so erfolgt die Kriegserklärung.[8]) Der Krieg wird nur gegen die Bewaffneten, die Männer, geführt, das Leben der Unbewaffneten, Frauen und Kinder, muß geschont werden.[9]) Nur die feindseligen und verderbten 7 kanaanitischen Völkerschaften sollen aus Gründen der Selbsterhaltung und des eigenen Volksbestandes schonungslos behandelt werden.[10])

Nutzlose Verwüstungen sind verboten, Obstbäume, Weinberge und Felder müssen geschont werden, nur die Entnahme des zur augenblicklichen Ernährung Erforderlichen ist erlaubt.[11])

Unschuldige sollen unter dem Kriege nicht leiden; wird eine Gewalttätigkeit verübt, treten Franktireure auf, so soll den Behörden der nächstgelegenen Ortschaften Gelegenheit gegeben werden, sich reinzuwaschen[12]), für die Schuld des Sohnes soll der Vater nicht verantwortlich gemacht werden.[13]) Spione werden gehenkt, aber die Menschlichkeit gebietet, ihre Leichname nach Sonnenuntergang zu bestatten.[14])

Verrohungen der Krieger sind leicht Folgen des Krieges. Eine Reihe von Vorschriften strebt dem entgegen. Das marschierende Heer darf den Schutz des Eigentums und Milde gegen Tiere nicht vergessen. Umherirrendes Vieh, verlorene Gegenstände sind dem Eigentümer zurückzugeben, ist solcher nicht zu ermitteln, für ihn in sichere Verwahrung zu nehmen.[15]) Zu schwer beladenes Tragvieh ist zu erleichtern, gestürzten Tieren aufzuhelfen[16]), selbst ein am Wege gefundenes Vogelnest ist schonungsvoll zu behandeln.[17])

Ganz besonderer Wert wird auf die Hygiene im Heere gelegt. Mit Unreinlichkeit Behaftete sind dem Lager fernzuhalten, sie dürfen erst nach vorschriftsmäßig erfolgter Reinigung in dasselbe zurückkehren.[18]) Die Aborte sind außerhalb des Lagers einzurichten.[19]) Die Abgänge sind mit einem Spaten zu vergraben.[20]) Ansteckende Krankheiten sind streng zu beachten, alle sanitären Vorschriften solche betreffend, sind genau einzuhalten.[21]) Ein Deserteur darf seinem früheren Kriegsherrn nicht ausgeliefert werden, er kann dauernden Aufenthalt im Lande nehmen.[22])

Zahlreich sind die Verordnungen gegen Sittenlosigkeit. Im Heerestroß sollen sich liederliche Dirnen und feile Buben nicht befinden, Sodomie darf nicht getrieben werden.[23]) Menschenraub wird mit dem Tode bestraft.[24])

Scharfe Gesetze wahren die Ehre der Frauen und Jungfrauen, aber ebenso streng werden ehrvergessene Frauen und Bräute behandelt.[25]) Weibliche Gefangene erfreuen sich wohlwollenden Gesetzesschutzes.[26])

Streitigkeiten unter Kriegsleuten sollen vom Feldgericht gerecht entschieden werden, der Schuldige muß bestraft werden, aber die Strafe muß maßvoll bleiben, damit die Menschenwürde des Bestraften gewahrt bleibt.[27]) Für genügende Ernährung der Zugtiere ist zu sorgen.[28])

---

[2]) 20. 2—4. [3]) 20. 5—7. [4]) 20. 8. [5]) 20. 9. [6]) 22. 5. [7]) 20. 10—11. [8]) 20. 12. [9]) 20. 13—15. [10]) 20. 16—18. [11]) 20. 19—20. 23. 25—26. 24. 6. [12]) 21. 1—9. [13]) 24. 16. [14]) 21. 22—23.

[15]) 22. 1—3. [16]) 22. 4—5. [17]) 22. 6—7. [18]) 23. 10—12. [19]) 23. 13. [20]) 23. 14. [21]) 24. 8—9. [22]) 23. 16—18. [23]) 23. 18—20. [24]) 24. 7. [25]) 22. 22—23. 3. [26]) 21. 10—14. [27]) 25. 1—3. [28]) 25. 4.

Der Krieger soll sich hüten, voreilige Gelübde für einen siegreichen Ausgang des Krieges oder für seine glückliche Heimkehr auszusprechen, was er aber gelobt, muß er auch halten.[29]) Die Folgen einer Nichtbeachtung dieser Anordnung zeigt sich bei Jephtas Tochter.[30])

Scharf wird die unfreundliche Neutralität der Ammoniter und Moabiter durch das Gebot dauernder Fernhaltung von jedem Verkehr mit ihnen geahndet, freundschaftlich werden den wohlwollenden Neutralen gute Beziehungen nach dem Kriege zugesichert[31]), aber ewige Feindschaft wird den Amalekitern geschworen, weil sie heimtückisch und grundlos einen Ueberfall auf die müde und schwache Nachhut des aus Egypten ziehenden Israels unternahmen.[32])

Auch im Lande sollen bei den Zurückgebliebenen Entartungen und Entsittlichung vermieden werden. Schon damals zeigten sich Erscheinungen, wie wir sie jetzt auch erleben. Der Verrohung der Jugend, eine Folge der mangelnden Aufsicht der Väter und oft auch ungewohnter Arbeitsverdienste, wird mit strengsten Maßnahmen entgegengetreten[33]), Verfehlungen der Kriegerfrauen und Bräute werden schwer bestraft[34]), sie ziehen dauernde Scheidung nach sich.[35]) Weiblicher Schamlosigkeit steht eine nach unsern Begriffen grausame Bestrafung gegenüber.[36])

Für das Wohl der Kriegerwitwen und -Waisen muß nach Kräften gesorgt werden, Pfändungen bei Kriegerwitwen sind verboten.[37]) Die kinderlose Witwe muß der Bruder des Gefallenen heiraten; zum ehrenden, dauernden Andenken des im Dienste des Vaterlandes Gestorbenen soll der Erstgeborene dieser neuen Ehe den Namen des Hingerafften tragen.[38]) Wenn sich der Bruder dieser Ehrenpflicht entzieht, so unterliegt er einer schimpflichen Behandlung.[39]) Eine solche Ehe mag oft ungern geschlossen sein, namentlich wenn der Bruder bereits verheiratet war. Manch scheeler Blick mag auf die aufgezwungene Gattin und auf deren Sprößling seitens des Mannes und seiner sonstigen Angehörigen gefallen sein. Auch manche Ehe mit einer schönen Kriegsgefangenen ist wohl unglücklich ausgefallen, nachdem der erste Sinnesrausch verflogen war. Aber auch hier sorgt das Gesetz vor, der Frucht solcher Ehe darf kein Nachteil erwachsen, wenn sie der Erstgeborene ist, müssen alle Erstgeburtsrechte gewahrt bleiben, andersartige letztwillige Verfügungen sind ungültig.[40])

Ordnung und Sorgfalt soll während des Krieges im Lande herrschen. Die baupolizeilichen Vorschriften müssen beachtet[41]), die Aecker in üblicher Weise sorgsam bestellt[42]), Zugvieh nur in zusammenpassender Art angespannt werden[43]), die Kleidung soll in einfacher, hergebrachter Art sein.[44]) Aber die Krieger sollen eine Verzierung an ihrer Kleidung tragen[45]), vielleicht der erste Anfang einer Uniform. Es ist verboten, Schuldforderungen mit Strenge einzutreiben[46]), Maß und Gewicht zu ändern[47]), keinerlei Unrecht darf geduldet werden.[48])

Und keinerlei Wucher darf getrieben werden, weder mit Geld, noch mit Lebensmitteln, noch mit Lebensbedürfnissen irgend welcher Art.[49]) Hier liegt der Kernpunkt aller dieser Kriegsverordnungen, denn von der Beobachtung dieser Vorschrift hängt der glückliche Ausgang des Krieges ab![50]) Aber die Bedürfnisse des Volkes erfordern eine Einfuhr von außerhalb des Landes. Dem ausländischen Lieferanten kann nicht vorgeschrieben werden, daß er sich die durch den Krieg geschaffene Notlage nicht zu Nutzen macht, ihm mußt du zahlen, was er fordert, wenn seine Preise auch wucherische sind, und nur billig ist es,

[29]) 23. 22—24. [30]) Richter 11. 30 ff. [31]) V. M. 23. 4—9. [32]) 25. 17—19. [33]) 21. 18—21. [34]) 22. 13—21. [35]) 24. 1—5. [36]) 25. 11. [37]) 24. 17—22. [38]) 25. 4—6. [39]) 25. 7—10. [40]) 21. 15—17. [41]) 22. 8. [42]) 22. 9. [43]) 22. 10. [44]) 22. 11. [45]) 22. 12 [46]) 24. 10—15. [47]) 25. 13—15. [48]) 25. 16. [49]) 23. 20. [50]) 23. 21.

daß du ihn für deine Gegenlieferungen auch richtig zahlen läßt, auch er ist ja angewiesen, mancherlei Gegenstände, deren er bedarf, von dir zu beziehen. Daher: „Vom Ausländer magst du Zins nehmen oder magst ihm Zins geben.“[51])

In diesem Sinne wird uns das Gebot 5. B. M. 23, 20—21 verständlich. Wir erleben es ja jetzt selbst, daß Klagen über Wucher mit allen Lebensbedürfnissen auftreten, daß besondere Gesetze gegen den Kriegswucher erforderlich werden. Wir wissen, daß wir das Wenige, was wir aus Nachbarstaaten beziehen können, sehr teuer bezahlen müssen — wir müssen uns in diese Folgeerscheinung des Krieges fügen. Aber auch die Neutralen können diejenigen Artikel, die sie von uns beziehen müssen, gewiß nicht zu Friedenspreisen erhalten.

[51]) 23. 21.

Der gesamte, vollständige Inhalt der 6 Kapitel ist im Vorstehenden behandelt. Nur dem Genie eines geistig überaus hochstehenden Mannes können solche Vorschriften schon vor Jahrtausenden entsprungen sein, eines Mannes, der selbst schwere Kriegszeiten erlebt, der die bösen Begleitumstände und traurigen Folgeerscheinungen eines großen Krieges aufmerksamen Blickes erkannt und der die Mittel und Wege zur Verhütung derselben gefunden hat.

Die vorstehende Auffassung der 6 Kapitel wird zweifellos nicht allgemeinen Beifall finden. Der unbefangene Beurteiler mag prüfen, ob es wahrscheinlicher ist, daß ein inhaltlicher Zusammenhang besteht, als daß eine große Anzahl von Gesetzen, deren Inhalt von Ordnung und Sorgfalt bis ins Kleinste beherrscht ist, planlos und zusammenhanglos im bunten Durcheinander zusammengestellt ist.

Leopold Zunz und Abraham Geiger.

Von Ludwig Geiger.

Als ich bald nach dem Tode meines Vaters daran ging, die Materialien für seine Lebensgeschichte zu sammeln, machte ich die traurige Erfahrung, daß viele Empfänger der Schreiben meines Vaters entweder gestorben oder, wenn sie noch lebten, nicht mehr in der Lage waren, die Briefe auszuliefern. Eine Ausnahme machte Leopold Zunz, der seiner Gewohnheit nach, alle Briefe aufhob, daher noch die Briefe meines Vaters besaß, und wohl geordnet hatte und der sie mir in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellte. Ich konnte daher in dem Werke „Abraham Geigers Leben in Briefen“, Berlin 1878 (5. Band der „Nachgelassenen Schriften“), 15 Briefe meines Vaters an Zunz, hauptsächlich aus den Jahren 1834—45, ferner einige aus dem Jahre 1864 und 68, nebst einem Briefe von Zunz, 1845 mitteilen, den mein Vater seiner Wichtigkeit wegen verwahrt hatte. Freilich sind viel mehr Briefe als die abgedruckten geschrieben worden, doch enthielten die übrigen nichts, das mir der Mitteilung wert schien. Dazu kommt der erste Brief vom 22. April 1831, der bruchstücksweise in dem Glückwunschschreiben an Zunz zum 70. Geburtstag, 1864, abgedruckt und in den Nachgelassenen Schriften, Band 1, S. 305 fg. wiederholt worden ist. Daselbst ist auch eine Charakteristik des Verhältnisses beider Männer gegeben worden, auf die ein für allemal verwiesen werden soll. Außerdem verdient eine Erwähnung die Aufforderung Geigers an Zunz an der Rabbinerversammlung, 1846, in Breslau teilzunehmen (angedeutet in „Abraham Geigers Leben und Lebenswerk“, Berlin 1910, S. 117).

Die bisher bekannten Schriftstücke genügen wohl, um das Verhältnis der beiden hochstehenden Männer zu begreifen. Doch ist es bei der überragenden Bedeutung beider von allgemeinem Interesse, noch mehr zu erfahren. Freilich ist es nicht möglich, die Briefe von Zunz ihrem Wortlaute nach mitzuteilen, da diese endgültig verloren sind. Daher muß es genügen, von den Konzepten oder richtiger Inhaltsangaben Kunde zu geben, die Zunz in sein Briefbuch aufgenommen hat, wobei freilich zu bemerken und zu beklagen ist, daß dieses Verzeichnis nur für die Zeit vom 25. Oktober 1832 bis etwa 1850 erhalten ist. Trotz dieses fragmentarischen Zustandes kann man jedoch nach den oben gemachten Aufführungen sagen, daß dadurch ein Einblick in die hauptsächliche Korrespondenz gewährt wird.

Der erste Brief von Zunz ist vom Dezember und Januar 1833. Die Notizen des Altmeisters lauten darüber so: „Entschuldigung, daß ich seinen Brief vom 25. April 1831 nicht beantwortet und Dank für das Buch („Was hat Mohammed aus dem Judentum genommen"). Damals, Herbst 1833, glaubte ich, er sei nicht mehr in Bonn, und da er Geheimhaltung des Briefes gefordert, fürchtete ich, ihm zu schaden, wenn der Brief in unrechte Hände fiele. Ich ersuche um die Berichtigungen zu meinem Werke („Gottesdienstliche Vorträge"), mache ihn aufmerksam auf die Stelle aus Pirke R. Elieser in meinem Buche S. 276 Anmerkung und erkläre mich bereitwillig, an seiner Zeitschrift mitzuwirken. Er muß aber pünktlich honorieren und um tüchtige Mitarbeiter werben. Die Gründe, weshalb meine Zeitschrift nicht zum 2. Bande gelangt, sind nicht in Josts Geschichte zu finden. Ich füge über eine Seite Notata bei, die ich in mein Exemplar seines Buches eingetragen."

Die Bemerkung über Jost ist spöttisch gemeint; Zunz war wenig einverstanden mit der Art, in der er in Josts „Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Makkabäer bis auf unsere Tage" behandelt worden war. Hervorzuheben ist ferner das Drängen auf anständige Bezahlung, das in den folgenden Briefen mehrfach hervortritt. Geiger antwortete am 12. August 1834, Nachgelassene Schriften, Band 5, S. 82—84. Er übersandte eine Ankündigung der „Wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie" und bat erneut um Mitarbeit des verehrten Mannes. Dieser erwiderte am 11. Dezember 1834:

„Daß Asher (bekannter Buchhändler in Berlin) drei Exemplare für mich bestellt und fünf à Condition. Es ist nicht gut, daß der Verleger für den ersten Band kein Honorar zahlt. Anbei die Beurteilung der Gottesdienst-Ordnung der Synagoge im Weimarischen, die 1833 Dezember geschrieben ist, anonym im ersten Hefte aufzunehmen. Daß er die Anzeige über meines Buches Kapitel 5 für die Hallesche Literaturzeitung schriebe. Er kann anzeigen die Herausgabe meines Buches hebräischer Uebersetzung. Daß Johlson mich ganz vergessen. Daß ich den 15. d. M. meine Vorlesungen über das historische Verständnis der Psalmen beginne. Was er mir zu schreiben durch Asher. Auf die literarischen Bemerkungen kann ich dieses Mal nicht antworten." Diese Beurteilung der Weimarischen Synagogenordnung ist, wie man aus späteren Briefen ersieht, nicht erschienen. Daß Zunz mit ihr unzufrieden war, geht daraus hervor, daß er schon am 22. Dezember 1833 an A. Chorin in Arad schrieb: „Urteil über den deutschen Gottesdienst in Weimar, Heß ist zu weit gegangen. Zwang taugt nichts."

Ein weiteres Schreiben von Zunz erfolgte am 24. August 1835. Die darüber enthaltenen Notizen lauten:

„Daß Johlsons Ermahnung, die Stelle in Frankfurt a. M. nicht anzunehmen, mir

auffiel und Josts Annahme derselben mich erstaunt. Ich dankte meinem Schöpfer, daß ich niemanden in den Weg getreten war. Ich tadle an seiner Zeitschrift a) die Angabe der Herausgabe von einem Vereine, b) oft ist der Stil zu geblümt, c) aus der „Synagoge"; d) der Artikel gegen den Rabbiner Dr. Auerbach, e) die Wichtigkeit, die man der Schrift Freystadts beilegt, f) die Beurteilung über Peter Beer ist hart, g) die Korrektur ist nicht sorgfältig. Wenn mein eingesandter Artikel ihm nicht behagt, so an Brockhaus zu senden. Ich bin über so etwas nicht böse. Ich habe das erste Heft des Frei-Exemplares nicht bekommen und ein anderes bezahlt. Er solle mein Buch, nach Artikeln, rezensieren. Daß ich jetzt 170 hagad. Werke in meinem Buche durchgenommen. Daß Movers über die Chronik mich nicht berücksichtigt. Die Artikel Juden usw. im Con. Lex. Aufl. 8 sind von mir. Noch immer erwarte ich den unterm 27. Juli vor. J. von Dr. Johlson versprochenen ausführlichen Brief. Jetzt kann ich für seine Zeitschrift nicht arbeiten. Wenn er aus diesem Briefe etwas mitteilt, mich nicht als Korrespondenten aufzuführen. — Einige Bemerkungen über seine notata dd 12. Aug. v. J."

Zu dem Briefe ist folgendes zu bemerken: die drei ersten Bände der Zeitschrift führten den Titel „Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Gelehrten durch A. G." — Die kurzen Notizen über allerlei Vorkommnisse in der Judenheit führten im ersten und zweiten Hefte den Titel „Nachrichten aus der Synagoge"; vom dritten Heft hieß es einfach „Nachrichten", vielleicht ist dies eine direkte Folge der Ermahnung von Zunz. Der Artikel gegen Rabbiner Dr. H. B. Auerbach steht in der wissenschaftlichen Zeitschrift, Band I, S. 127—130. Das Werk von Freystadt „philosophia cabbalistica" ist in der Wissenschaftlichen Zeitschrift, Band I, S. 235—250 beurteilt. Die Beurteilung über Peter Beer von Joseph Dernburg steht in der Wissenschaftlichen Zeitschrift, Band I. S. 96—123. Die Bemerkung Zunz' über etwaige Aufnahme von Stellen aus seinem Briefe bezieht sich darauf, daß im ersten Hefte der Zeitschrift, S. 126 fg. einzelnes aus einem früheren Briefe gedruckt war. Notizen aus Zunzschen Briefen finden sich ferner in der Wissenschaftlichen Zeitschrift, Band 2, S. 462 und zwar über Movers, über die hebräische Uebersetzung der gottesdienstlichen Vorträge und über die Artikel im Brockhausschen Konversationslexikon.

Am 3. Februar 1836 ließ sich Zunz von neuem vernehmen. Sein Auszug im Briefbuch lautet:

„Anbei Analekten für die Zeitschrift, er wird gebeten um sorgfältige Korrektur und um zwei Exemplare eines Abzugs für mich nach Berlin (an Asher oder Veit) versiegelt zu senden. Einzelne Bogen von meinen Artikeln erhalte ich auch von Brockhaus. Die Mitarbeiter sollten die Zeitschrift zum Buchhändlerpreise bekommen. Erst seit November kann ich arbeiten, und den 18. November habe ich seinen Brief erhalten. Warum er Mendelssohn-Bartholdys Tod im 4. Hefte angezeigt? Er spricht zu viel von dem Schaute B. Auerbach. Ich kehr' wieder nach Berlin zurück, das hiesige Amt habe ich nur auf ein Jahr vom September 1835 an angenommen. Auch Liturgie entworfen. Nicht zu trauen den Berichten von P. Beer, M. Landau, L. Pollack. Er soll mich endlich rezensieren; ich selber arbeite nicht gerne Rezensionen. Das Honorar von 11 Fl. ist zu gering. Munk, der mich in französischen Blättern beurteilen wollte, hat nicht Wort gehalten. Fürst in „Perlenschnüren" nennt mich zweimal, aber an 11 Stellen, wo er mich ausschreibt, unterläßt er es (die einzelnen Stellen werden aufgezählt). Briefe an mich soll er an Asher schicken."

Der Brief, den Zunz am 18. November erhielt, ist nicht bekannt. Der Tod Mendelssohn-Bartholdys, des Stadtrats in Berlin, des Vaters des Komponisten, wird in der Wissenschaftlichen Zeitschrift, Band 2, S. 197 mit Teilnahme erwähnt. — Unter B. Auerbach ist nicht der berühmte Schriftsteller Berthold A. zu verstehen, obgleich sich Zunz in seinen vertrauten Briefen damals ziemlich abfällig über den Genannten äußerte, weil er an dessen Beharren am Judentum zweifelte (er wurde erst später durch B. Beer zu einer besseren Meinung über B. Auerbach gebracht), sondern entweder ist der Darmstädter Rabbiner B. H. Auerbach oder, was wahrscheinlicher ist, der Berliner Baruch Auerbach gemeint. Ueber den Letzteren findet sich ein großer Bericht in der Wissenschaftlichen Zeitschrift, Band 2, S. 433 ff., auch eine Notiz S. 450.

Wenige Wochen nach diesem Briefe folgte ein ferneres Schreiben von Zunz am 22. Februar 1836. Die gelehrten Notizen aus diesem Briefe, der einen Nachtrag am 22. März erhielt, können hier nicht mitgeteilt werden, da sie nur ein sehr kleines Publikum interessieren dürften. Das übrige lautet so:

„Daß Munk Band II, S. 158 mich überflüssig berichtigt; er soll in Oxford studieren. Frankel geht nach Dresden, erhält 800 Th., worunter 170 von der Regierung. Wiederholte Bitte um sorgfältigere Korrektur, Abzüge, Nachricht von dem Schicksal der Zeitschrift und Brief. Wegen eines Porto sollte man nicht auf jede geistige Verbindung verzichten. Warum keine Beiträge von Johlson, Kley, Levi, Lippmann, Salomon, Weil. (lauter Doktoren und Theologen). Glauben Sie nicht, was engherzige Neider etwa über mich berichten. . . . Außer George haben auch Bohlen und Vatke manche meiner Resultate adoptiert. Delitzsch kenne ich nicht. Er möchte keine Noten zu den Analekten machen. — Ueber alles hier (in Prag) vorgefallene schweige ich für jetzt. — Mit welchen literarischen Arbeiten sich gegenwärtig Dr. Jost befaßt." Soweit ich sehen kann, hat Geiger nur eine Anmerkung zu den ersten Analekten gemacht, Wissenschaftliche Zeitschrift, Band II, S. 105. In den Handexemplaren meines Vaters dagegen finden sich bei Text und Anmerkungen der Zunzschen Ausführungen sehr zahlreiche Zusätze.

Merkwürdiger als das, was Zunz schreibt, ist das, was er verschweigt. Die Wissenschaftl. Zeitschr. Band II, begann mit dem epochemachenden Aufsatz „Die Gründung einer Jüdisch-Theologischen Fakultät, ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit", S. 1—21, einem Aufsatz, der auch als Broschüre verbreitet wurde. Bekanntlich nahm Ludwig Philippson den Gedanken auf, war in seiner Anregung zu Sammlungen für diesen Zweck glücklich und brachte Gelder zusammen. Das Schweigen von Zunz erklärt sich daraus, daß er solchen hochfliegenden Bestrebungen, so sehr sie seinen eigenen Anschauungen entsprechen mußten — skeptisch gegenüber stand. Dies ergibt sich namentlich aus Zunz' Briefen an Ph. Ehrenberg und M. Isler, deren Enthusiasmus für diese Fakultätangelegenheit er dämpfte.

In einem folgenden Briefe v. 5. Mai 1836 schickte Zunz Analekten Nr. 5 Joab (gedruckt in der Wissenschaftl. Zeitschr. Band II, S. 39—58, zu der gleichfalls in dem Handexemplar meines Vaters wichtige Berichtigungen und Zusätze beigefügt sind) und schrieb:

„Daß und wie Sachs hier angestellt ist. Ueber die Veitsche Bibel möchte er nichts sagen, aber über Herzfeld Inaugural-Dissertation und über die anderen jüdischen Zeitschriften, welches seiner Zeitschrift eine Superiorität und wissenschaftliche Unbefangenheit gibt. Er möge seine größeren Arbeiten nicht liegen lassen. Die Theologie

wird sich schon ausbilden, wenn auch nicht à la Tarjag (Hinweis auf das bekannte Creizenachsche Werk). Ich habe ernstlich im Sinne, Wolfii biblioth. als Judaica herauszugeben." Die Freude über Zunz Beiträge und die Zufriedenheit mit seinen Zuschriften spricht sich aus in Geigers Brief an M. A. Stern, 31. März 1836, Nachgel. Schr. V. S. 87.

Am 31. Juli 1836 schickte Zunz Nachträge zu Joab und schrieb: „Er möge Delitzsch freundlich antworten. Zu der biblioth. judaica werde ich mich ganz besonders ausrüsten. Empfehlung der Veitschen Bibel. Gewisse Leute werden als Gegner derselben auftreten, weil ich an der Spitze stehe und zufällig mit Salomon konkurriere."

In einem ferneren Briefe vom 28. November 1836 heißt es:

„Für alles bisher Gedruckte einzusenden an Veit & Co. 20 Th.; für alles fernere a) den Bogen zu 10 Th. Gold, b) Freiexemplar des Bandes, c) 2 besondere Abzüge. — Welche Unterstützung ist für eine biblioth. judaica zu erwarten? Er sollte seine Zeitschrift in eine pünktlich erscheinende Quartalsschrift verwandeln. Hier interessiert man sich nicht für einen neuen Raw. . . Munks Rezension ist ausgeblieben, Rießer schweigt."

Der nächste Brief ist nach längerer Pause vom 12. Januar 1838. Die mit diesem Schreiben übersendeten Analekten 6 und 7 wurden erst in Band 4 der Zeitschrift aufgenommen. Das Brücksche Buch „Rabbinische Zeremonialgebräuche" ist von Geiger angezeigt in der Zeitschrift Band 3, S. 413 ff. Daselbst findet sich S. 110—117 eine Besprechung des 5. Kapitels der gottesdienstlichen Vorträge, S. 388—390 eine Besprechung des 21. Kapitels desselben Werkes.

In dem genannten Briefe erneuert Zunz seine Bitte um Geld und schreibt: „Für 4½ Th. den Bogen kann ich solches nicht liefern." Er fährt fort: „Daß die Angriffe und das Schisma bei ihm, Creizenach und Brück mir nicht gefällt. Letzterem von mir zu danken für sein Buch. Ich fürchte zu sehr, mit ihm in den Text zu kommen. Ueber den Dank der Stuttgarter Israelitischen Kirchenbehörde und Dr. Maiers Brief. Ja Belohnung durch Juden! Hier soll ich ein Seminar leiten. Meine Analekten schon im nächsten Heft."

Nach diesem Brief ist eine längere Pause, da sich Geiger von Herbst 1838 bis Ende 1839 in Berlin aufhielt. Gerade dieser Berliner Aufenthalt ist für die Gestaltung des Verhältnisses beider Männer ungemein interessant. Bisher hatte in diesem das Persönliche gefehlt. Geiger sah zu Zunz verehrungsvoll als zu dem Meister auf. Zunz betrachtete den jüngeren Forscher (denn es bestand zwischen ihnen ein Altersunterschied von 16 Jahren) als einen hoffnungsvollen Mann; doch hielt er ihm gegenüber mit tadelnden Bemerkungen nicht zurück, sprach auch anderen gegenüber von der Zeitschrift nicht immer mit Anerkennung und lehnte die schon erwähnte Fakultätsangelegenheit geradezu ab. So schrieb er an Isler am 7. Februar 1838:

„Ich halte nichts von der Fakultät, darum sage ich nichts darüber. Doch soll er sich durch mich nicht irre machen lassen. Die französischen Konsistorien sind bloß administrative Behörden. Ein Schisma wäre das größte Uebel; eine Behörde a la Hirsch ebenso schlecht. Ein Professor ohne Einfluß ist nichts."

Daß das Verhältnis von Zunz zu Abraham Geiger sich in den Jahren 1838 und 39 besonders herzlich gestaltete, — es dauerte auch in den nächsten Jahren an, bis durch Zunz' Eintreten für orthodoxe Gebräuche eine Spannung, ja geradezu Trennung erfolgte — ist zunächst allerdings der bezwingenden Liebenswürdigkeit Geigers zuzuschreiben, die selbst Kühle und Wider-

strebende fortriß, darf aber auch ein wenig auf das Konto von Frau Adelheid Zunz gesetzt werden. Denn diese Frau, die es auch sonst im Leben verstand, diejenigen, die sich durch Zunz' Schroffheit gekränkt oder abgewiesen fühlten, an das Haus zu fesseln, wenn es ihr auch keineswegs gelang, die Ecken und Härten ihres Gatten abzuschleifen, trat meinem Vater mit ihrer vollen Liebenswürdigkeit entgegen und bewies ihm, wie so vielen jugendlichen Besuchern ihres Hauses, warme Sympathie. Man muß sich hüten, diese Bemerkungen falsch zu verstehen: in dieser vortrefflichen Frau war nichts von Gefallsucht oder bewußter Koketterie, sondern Herzlichkeit und wahrhafte innere Liebenswürdigkeit, zugleich eine besondere Fähigkeit, jüngere strebende Männer in ihrer Bedeutung zu erkennen und, wie sie es meisterhaft verstand, ihnen das Haus behaglich zu machen, so wußte sie auch ihre Anhänglichkeit an den nicht selten brummigen und abwehrenden Meister zu erhöhen und zu stärken.

Gewiß hat es während dieser Zeit zwischen beiden Männern nicht an heftigen Diskussionen gefehlt, wie Zunz in seinem Briefe vom 4. Mai 1845 selbst bekennt:

„Ueber das ganze oder zerbrochene Israel hatten wir schon vor 6 Jahren mündlich gestritten."

Aber in dieser Zeit wurde die Ansicht von Zunz über meinen Vater eine wärmere, die er auch anderen gegenüber zum Ausdruck brachte. Allerdings notierte er in seiner autobiographischen Sammlung: „Das Buch Zunz" u. d. 14. Sept. 1838 (wahrscheinlich beim ersten Besuche, den Geiger machte)* „Dr. Abraham Geiger (Verehrer—Freund—Gegner — gleichgültig in chronologischer Reihenfolge." Aber in den Jahren 1838, 1839 bildete sich eine wahrhafte Freundschaft. Zu ihr mag die warme Art beigetragen haben, mit der Bernhard Beer in Dresden mehrfach über Geiger schrieb. Folgende zwei Stellen sind dafür charakteristisch. Beer an Zunz:

8. Februar 1839.

„Wie befindet sich denn Dr. Geiger? Ist er noch in Berlin? Kommt er häufig zu Ihnen? Ich nehme herzlichen Anteil an *sein ferneres Schicksal* und wünsche ihm den besten Erfolg. Grüßen Sie ihn gefälligst in meinen Namen."

25. November 1839.

„Ist unser Geiger noch in Berlin? Wollen Sie mir ihn freundlichst grüßen mit der Bemerkung, daß wenn es ihm unbequem ist, es mir recht ist, wenn er die Bücher mit der Fahrpost hierhersendet."

Zunz nahm damals an Geiger so lebhaften Anteil, daß er selbst Rapoport gegenüber ein günstiges Wort für ihn einlegte und an ihn schrieb: „Strauß in Zürich freut mich, ebenso Geiger in Breslau, der doch durchaus nicht jenem gleicht. Daß sein Brief Geiger gekränkt." So schrieb er auch an Julius Fürst in Leipzig am 7. Januar 1840: „Herrn Dr. Geiger, der an offenen und heimlichen Feinden genug hat, tun auch seine Freunde unrecht; er ist keineswegs ein Parteimann, man müßte denn Jeden, der etwas ernst will und vertritt, so benennen; was freilich zu allen Zeiten, eben wo Parteien erscheinen, geschieht."

Wie sehr Zunz damals auf Geigers Seite stand, geht aus einzelnen Aeußerungen in Briefen an andere hervor. So schrieb er an S. Cahen in Paris, 11. Juni 1840: „Die täglichen Ausfälle auf Dr. Geiger rühren von seinen Feinden her." Sehr bemerkenswert ist eine Aeußerung an Dr. Samter in Gleiwitz, 12. Juli 1840: „Daß er ungerecht in Beurteilung Geigers. *Wir haben*

*) Natürlich stammt nicht die ganze Notiz vom 14. September. Wahrscheinlich ist damals nur der Name eingezeichnet; der Zusatz folgte vermutlich am Ende der vierziger Jahre, nachdem die Entfremdung eingetreten war. Die Bezeichnung „Gegner" ist freilich zu stark.

durch Geigers Anwesenheit in Berlin bereits wesentlich gewonnen, das weiß ich sehr genau; vor dem polnischen Rabbonim und Chasidim und den jüdischen Heuchlern und Ignoranten möge uns Gott ferner bewahren. Wir haben nicht viele Geigers."

Das schönste Zeugnis aber hat Zunz dem jüngeren Freunde in einem Briefe an Isler vom 6. November 1839 mit folgenden Worten ausgestellt:

„Geigers Gemüt, Kenntnisse und wissenschaftlicher Ernst bilden ein schönes Ganzes. Ich kenne seinesgleichen wenig. Viele schreiben und toben, aber die Zahl der Erwählten ist gering und bei den meisten ist Vergoldung statt Gold. In Sodom, der sogenannten preußischen Hauptstadt wird nur ein kleines Publikum für ihn sein."

Ende 1839 verließ Geiger Berlin, nachdem er das preußische Bürgerrecht nach vielen Bemühungen erlangt hatte und trat seine Stelle in Breslau an. Von dort aus war der Briefwechsel zuerst außerordentlich lebhaft. Am 7. Januar 1840 schrieb Zunz viele wissenschaftliche Notizen. Am 1. März erklärte er es für mißlich, „daß man dort (d. h. in Breslau) in der Synagoge eine Stelle einem Christen vermietet habe." Vom 22. März—27. Dezember sind nicht weniger als 9 Briefe hintereinander verzeichnet, von denen man nicht weiß, ob sie alle einzeln abgeschickt wurden. Meist sind es persönliche und wissenschaftliche Notizen, Anfragen und Beantwortungen von Fragen der Korrespondenten, nur wenige Bemerkungen verdienen eine Hervorhebung. Am 22. März heißt es: „Die wissenschaftliche Zeitschrift tut not, nicht allein für die Theologie. Ueber jüdisches Wissen habe ich hier keinen Mitsprechenden mehr."

6. Mai. „Alle Redner in Israel sollten über Damaskus reden."

24. August. „Ich möchte nicht, daß er wie alle Rabbonim und Prediger der Wissenschaft den Abschied gebe."

8. November. „Die polemische Literatur auf Wichtiges einzuschränken, nicht die Miro-Brandschen Zänkereien zu verewigen. Man versinkt auf unwissenschaftlichem Boden gar zu leicht in das kleinstädtische Geklatsch und Wichtigtuerei. Die in dem Zirkular projektierte Idee einer jüdisch-literarischen Statistik bedarf nur einiger fleißiger Literatoren, keiner Vereine; ohnehin gefällt mir dies sich isolierende Lärmschlagen nicht. Leben in der Wissenschaft fehlt, weil kein Gelehrtenstand da ist. . . . Gestern war Seminarereröffnung, unsere Kezinim erscheinen nicht, wenn die Löwe nicht singt."

27. Dezember. „Er möge die Mächtigen anfeuern, uns hier zu unterstützen, dann kann das hiesige Seminar groß werden."

Am 18. Januar 1841 sendete Zunz Nachrichten vom Kulturverein. „Daß wir uns vor dieser breit machenden Mittelmäßigkeit hüten sollen. . . . Ob er das Weihnachtsfeiern der Juden hätte sollen auf die Kanzel bringen?" Den Brief vom 20. April 1841 bezeichnet Zunz selbst als „nur wenigés." Dagegen macht sich ein Anzeichen über den Wechsel der Stimmung in dem merkwürdigen Briefe vom 30. April 1841 an Geiger geltend, in dem es heißt: „Wir sind alle nur mitwirkende Elemente, keine Titanen. Eine Trennung, ein Riß ist nicht heilsam, die sich ablösende Minorität würde versinken." Am 1. August bedauert er, daß sich in Breslau kein Mitglied zum Kulturverein gemeldet habe.

Am 16. November notiert er: „In Hamburg gedeihen keine jüdischen Gelehrten. . . . Es fehlt den Juden ein Sinn, wie ihn selbst die Irländer haben. . . . Mendelssohn und Meyerbeer sind zusammen ein halber Jude. Meine Bibliothek kann nicht recht zu Kräften kommen, da ich nach Berliner Minhag salariert werde. Ich müßte Bernays,

Löwe oder hiesiger Chasen sein; es muß ohne Pokale, Würden, Titel, Orden, Geld, Aufmunterung auch gelebt werden." Ein neuer Brief vom 23. Februar 1842 ist gleichfalls bitter in seinem Tone. „Von der geringen Teilnahme an meinen Vorlesungen über Jüdische Literatur von Seiten der hiesigen Jugend. Daß ich weder Abzüge noch das erste Heft seiner Zeitschrift erhalten und mich daher zurückziehe. Daß man außerhalb Berlins weder für Seminar noch Kulturverein beisteuern will. Ist es denn so schwer, sich aus der Zedaka-Büchse zur Idee zu erheben? . . . Morgen fange ich an vom Talmud zu sprechen. Ueber seinen Aufsatz „Die Exegese" hätte ich mancherlei zu sagen, aber nicht zu schreiben."

24. April. Auch hier die merkwürdigen Worte. „Ich hätte als Freund noch mancherlei zu sagen aber nicht zu schreiben."

12. August 1842. „Dank für die zwei Predigten und die Ansprache; mir auch die andern Breslauer Publikationen zu besorgen. Der Verleger Levysohn hat nichts gesandt. Wie ich höre, wird an Napoleons Geburtstag hier ein Raw gewählt."

19. Oktober 1842. „Das hohe Porto und mein niedriges Gehalt — drei Zehntel des Raw — hemmt die Korrespondenz. Levysohn soll mir 7 Th. Honorar schicken. Meinen inneren Unmut über hiesige Verhältnisse habe ich schon in drei Briefen nach Prag Luft gemacht. Der letzte Brief vom 9. Dezember enthält kurze Notizen und die Anfrage, warum er keinen Beitrag für den Kulturverein zahle. Dann läßt uns das Briefbuch im Stich, die ferneren Briefe von Zunz sind unbekannt. Der tiefe Unmut Geigers über Zunz Verherrlichung der Tefillin und über dessen Gutachten über Beschneidung kommt in vielen Briefen Geigers, besonders in dem ausführlichen Schreiben vom 19. März 1843, Nachgel. Schriften V, S. 180—184 zum Ausdruck. Zunz antwortet ziemlich schroff, 4. Mai 1843, daselbst S. 184 fg. Geiger versuchte einzulenken, 25. Juni 1843, aber vergebens. Auf die Einladung zur Rabbinerversammlung in Breslau 1846 reagierte Zunz nicht. Während seines kurzen Aufenthalts in Berlin (1847) hatte Geiger, wie er am 30. Juli schrieb, „mit Zunz eine höchst interessante Diskussion, die erste Begrüßung war in alter Weise als Freund und so auch der Abschied." Trotzdem ruhte der Briefwechsel eine lange Zeit. Als meine Mutter in Berlin operiert wurde und im Hedwigs-Krankenhause lag, bezeugten Zunz und seine Gattin ihr die herzlichste Anteilnahme, wie aus der sehr schönen Würdigung hervorgeht, 13. Januar 1860, Nachgel. Schriften V, S. 230. Gegen die üble Art, in der Zunz von Grätz behandelt worden war, legte Geiger lauten Protest ein, wie er in seinem Briefe vom 26. und 27. März 1860 bekundete (Nachgel. Schriften V, S. 242). Nach dem Tode meiner Mutter müssen Zunsens ein Trostschreiben an den Witwer gesendet haben, als Antwort erfolgte die wundervolle Charakteristik der Verstorbenen, die Geiger an Zunz 27. und 28. Dezember, Nachgel. Schr. V, S. 248, richtete.

Ob mein Vater 1863 bei unserer Durchreise durch Berlin Zunz aufgesucht, ist mir nicht erinnerlich. Von Frankfurt aus wurde ein eigentlicher Briefwechsel nicht geführt. Sein schönes Glückwunschschreiben zu Zunz 70. Geburtstag begleitete Geiger mit wenigen Zeilen (Nachgel. Schr. V, S. 290), sonst ist aus der Frankfurter Epoche nur ein kleiner Brief vom 7. Januar 1866 erhalten (Nachgel. Schr. V, S. 303). Ich erinnere mich, daß Zunz und seine Gattin uns in Frankfurt besuchten, und daß wir, wenn ich nicht irre, in Soden mit ihnen einen Nachmittag verbrachten, wo mir die haushälterische Art des alten Herrn, mit der er den übrig gebliebenen Zucker, ja selbst die Butter verwahrte, in Erinnerung geblieben ist. In Berlin 1870—74 gestaltete sich ein traulicher Verkehr. In

den Diskussionen wurden gelehrte Angelegenheiten berührt; mit welcher Freude Geiger die bibelkritische Abhandlung von Zunz begrüßte, geht aus der Aeußerung vom 13. Juli 1874 (Nachgel. Schr. V, S. 364) hervor. Seine stets gleichbleibende Verehrung für den Altmeister drückte Geiger z. B. in folgenden Versen aus:

Gut Purim, treubewährter Alter
Und doch so jugendfrisch als Lehrer,
Noch heut der Geistesschatzverwalter,
Des Wissens schöpferischer Mehrer.
Daß lange noch Dein Licht uns leite,
Dein edles Weib Dir treu zur Seite!
3. März 1874.

die der Vollständigkeit halber nicht fehlen sollen.

So wahrte Geiger bis zum Ende seines Lebens dem Altmeister Treue und Verehrung. Ob und wie Zunz den vor ihm Heimgegangenen schriftlich betrauerte, ist mir nicht bekannt. Daß er sein Andenken ehrte, geht schon aus der Tatsache hervor, daß er bei der Subskriptionsaufforderung für die Nachgelassenen Schriften seine Unterschrift gewährte. Denn wenn auch Zunz die Parteistellung Geigers nicht vollständig anerkannte, so ehrte er ihn als Menschen und als wissenschaftlichen Arbeiter und hat, einzelne Verstimmungen abgerechnet, ihm alle Zeit die Würdigung zuteil werden lassen, die er in den schönen an Isler 1839 gerichteten Zeilen zum Ausdruck gebracht hatte.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Nach umfangreichen Vorbereitungen haben wir am 12. September unsere Wintertätigkeit wieder aufgenommen.

Herr Bayer eröffnete die glänzend besuchte Versammlung und begrüßte besonders den Redner des Abends, Herrn Rabbiner Dr. Berger, Görlitz, und unser Ehrenmitglied Justizrat Berger, Königshütte, und dessen Frau Gemahlin. Der Vorsitzende gab sodann einen Ueberblick über unsere Arbeit im verflossenen Sommer. Es ist uns, dank reicher Spenden aus den Kreisen unserer alten Herren, gelungen, eine Bibliothek von 130 Bänden zusammenzustellen, die unseren Mitgliedern Gelegenheit gibt, sich über Religionswissenschaft, Geschichte, Literatur und Apologetik des Judentums zu unterrichten. Ganz besonderer Dank gebührt unserem lieben Vereinsbruder, Herrn Dr. Nellhaus, der sich um die Organisation der Bücherei große Verdienste erworben und die Leitung derselben übernommen hat. Im engen Zusammenhang mit der Bibliothek ist die ständige Einrichtung eines Leseabends in Aussicht genommen; die wichtigsten Zeitungen aller jüdischen Richtungen werden ausliegen, und es wird den Mitgliedern ein zwangloser Gedankenaustausch ermöglicht werden.

Mit warmen Worten des Dankes und eindringlicher Aufforderung zu rastloser Weiterarbeit für unsere Bewegung schloß Herr Bayer unter lebhaftem Beifall und erteilte Herrn Rabbiner Dr. Berger, Görlitz, das Wort zu seinem Vortrag:

„Der Wille zum Judentum — eine Schöpfung des Krieges."

Der geschätzte Redner führte ungefähr aus:

Die Hoffnungen, die wir zu Beginn des Krieges auf das Erstarken der Sittlichkeit und der Religion gesetzt hatten, haben sich leider nicht erfüllt. Aber ganz ohne Wirkung auf unseren Geist wird dieses gewaltige Ringen nicht an uns vorüber gehen. Wir haben gelernt, daß mit dem grübelnden und wägenden Verstand allein alle Vorgänge des Lebens nicht erklärt werden können. Zu großen Taten begeistert nur starkes impulsives Gefühl; wir haben es mit einem Schlage empfunden, daß wir Deutsche sind, und all die vielen Beweise, die wir Juden im Frieden anführten, sie erscheinen uns heut ganz überflüssig. Auch mit dem Judentum ist es uns ähnlich ergangen; in dieser schweren Zeit haben wir erst gefühlt, wie eng wir mit unserer Glaubensgemeinschaft verwachsen sind, jeder, der den Willen zum Judentum in sich spürt, ist Jude.

Der Sinn für den Wert und die Tiefe des Daseins ist uns aufgegangen, und ein starker Lebenswille beherrscht uns alle; das wird auch unsere Arbeit im Dienste des Judentums erleichtern und uns neue Kräfte zuführen. Der Krieg, der gezeigt hat, daß wir in nichts zurückstehen hinter unseren Mitbürgern, wird unsere Selbstachtung, an der es uns oft gefehlt hat, wieder erstarken lassen. Man singt unsere Psalmen, man bewundert unsere Propheten, von uns selbst aber spricht man verächtlich. So teilen wir mit den Deutschen das Los, daß man uns wegen unserer Vorzüge beneidet und uns daher haßt. Wenn wir uns aber im Lebenskampf behaupten wollen, müssen wir uns unseres Wertes bewußt sein.

Mit der begeisterten Mahnung, treu zu unserem Vaterland und unserer Religion zu halten, schloß der Herr Redner seinen fesselnden Vortrag. Stürmischer Beifall folgte seinen Worten.

Nach herzlichen Dankesworten des Herrn Vorsitzenden gab unser Kassenwart, Herr Alfred Berger, einen kurzen Ueberblick über unsere finanzielle Rüstung, die es uns ermöglicht, unsere Pläne erfolgreich durchzuführen und uns außerdem noch an der 5. Kriegsanleihe zu beteiligen. Zum Schluß gedachte er mit ehrenden Worten Professor Dr. Philippsohns, der noch kurz vor seinem Hinscheiden seinem warmen Interesse an unserer Organisation in einem herzlichen Schreiben Ausdruck gab.

Unser Ehrenmitglied, Herr Justizrat Berger, dankte hierauf nochmals dem Herrn Vortragenden und ermahnte unter lebhaftem Beifall die Jugend, die eindringlichen Worte des Herrn Redners zu beherzigen.

Um ¾11 Uhr schloß Herr Bayer die Versammlung, der ein gemütliches Beisammensein folgte.

Zu den hohen Feiertagen sandten wir an unsere Feldgrauen eine literarische Festgabe in Gestalt der Kriegsbetrachtungen von Herrn Feldrabbiner Dr. Italiener. 12 Vereinsbrüder haben bisher die Auszeichnung des Eisernen Kreuzes II. Klasse erhalten.

Für unsere zweite Versammlung am 10. Oktober hatte sich unser außerordentliches Mitglied, Herr Justizrat Breslauer aus Breslau zur Verfügung gestellt.

Herr Erich Bayer eröffnete die sehr gut besuchte Sitzung mit der Mitteilung von acht Beitrittserklärungen seit der letzten Versammlung und erteilte dem Herrn Redner des Abends das Wort zu seinem angekündigten Vortrage:

Der Kampf der preußischen Juden ums Recht bis zum Jahre 1812.

Der Herr Referent entrollte uns ein klares Bild von den schweren Kämpfen der preußischen Juden seit ihrer Niederlassung unter dem Großen Kurfürsten im Jahre 1671 bis zur Erlangung der Gleichberechtigung im Jahre 1812. Der Große Kurfürst hatte den Juden durch das Edikt vom 21. April 1671 gestattet, sich in Brandenburg niederzulassen und Handel zu treiben. Unter seinen Nachfolgern wurden ihnen jedoch diese Rechte immer mehr beschnitten. Sie durften nur noch Geld- und Trödelgeschäfte treiben; hohe Steuern und Abgaben, insbesondere der entehrende Leibzoll, bedrückten sie schwer. Trotzdem gelangte ein großer Teil von ihnen zu Reichtum und zählte gesellschaftlich zu den gebildeten Kreisen. Unter Friedrich Wilhelm II. ersuchten die preußischen Juden durch eine Eingabe um Aufhebung aller sie zurücksetzenden Bestimmungen.

Mit fesselnden Worten zeigte dann der geschätzte Herr Redner den schweren Kampf der Juden bis zu ihrer völligen Gleichberechtigung im Jahre 1812.

Mit der Aufforderung, das teuer erkaufte Gut der Gleichberechtigung stets hoch zu halten und gegen alle Angriffe zu verteidigen, schloß Herr Justizrat Breslauer seine Ausführungen, denen reicher Beifall folgte.

Breslau, Ende Oktober 1916.

Walter Cohn.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die

religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum

:: :: :: in Deutschland :: :: ::

unter der Redaktion von

Dr. Caesar Seligmann,

Rabbiner in Frankfurt a. M.

9. und 10. Jahrgang.

Frankfurt am Main.

1917 und 1918.

Inhalts-Verzeichnis.

Leitartikel und Abhandlungen.

1917.		Seite
Nr. 1/2	Deutsches Judentum, von Prof. Dr. Ernst Samter-Berlin	1
„ „	Hermann Cohen und die Stellung der Juden im deutschen Volk, von Dr. Schweitzer-Breslau	5
„ 1/2f	Aus meinem Kriegstagebuch, von Dr. Salzberger-Frankfurt a. M. IX., X. (Schluß)	9, 37
Nr. 3/4	Der Prophet Elia, der Schutzheilige unseres Peßachfestes, von Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld	25
„ „	Neuorientierung, von Bernhard Breslauer	29
„ „	Jüdisches Judentum, von Max Wiener-Stettin	33
Nr. 5/6	Gegenwart und Zukunft des Liberalismus im Judentum, von Rechtsanwalt H. Stern-Berlin	49
„ „	Nach dem Kriege, von Rabbiner Dr. Max Freudenthal-Nürnberg	58
„ „	Das liberale Judentum und die jüdische Wissenschaft, von Rabbiner Dr. Vogelstein-Königsberg	61
„ „	Die jüdische Frau in der Propaganda, von Else Dormitzer-Nürnberg	66
„ „	Gründet jüdisch-liberale Jugendvereine, von Albert Wolf, z. Zt. im Felde	68
„ „	Eine Friedensspende, Mahnruf von Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.	70
Nr. 7/8	Jüdische Erziehung oder Erziehung zum Judentum?, von H. Becker-Wollstein	73
„ „	Ueber die notwendige Umgestaltung des jüdischen Gottesdienstes, von Dr. Eduard Baerwald-Frankfurt a. M.	76
„ „	Zur Bedeutung des Unterrichts im Hebräischen, von H.	82
Nr. 9/10	Heinrich Graetz, von Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.	89
„ „	Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist, von Dr. M. Spanier-Berlin	94
„ „	Haß und Religion, von Rabbiner B. Gottschalk-Konitz	95
„ „	Rede zur Einweihung des Ehrenfriedhofs und Denkmals zu La Mouriere, von Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.	97
Nr. 11/12	Protokoll der zweiten Delegiertenversammlung der Arbeitsgemeinschaft der jüdisch-liberalen Jugendvereine Deutschlands zu Breslau am 13./14. Oktober 1917	105
1918.		
Nr. 1/2	Was will das liberale Judentum, von Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.	1
„ „	Liberale Vereinigung und Liberalismus, von Rabbiner Dr. Bruno Lange-Magdeburg	3
„ „	Hin zur Bibel, von Rabbiner Dr. Dienemann-Ratibor	6
„ „	Die Bibel im jüngsten deutschen Drama, von Referendar Erwin Seligmann-Frankfurt a. M.	11
Nr. 3/4	Von der Selbstachtung, von Rechtsanwalt Dr. Gallinger-Nürnberg	17
„ „	Worauf muß sich die Arbeit eines jüdisch-liberalen Jugendvereins erstrecken, von Hermann Zippert-Berlin	20
„ „	Der Liberalismus und die polnischen Juden, von Rabbiner Dr. Gelles-Lissa	24
Nr. 5/6	Hermann Cohens System — die Begründung des liberalen Judentums, von Rabbiner Dr. Kellermann-Berlin	33
„ „	Ist das Judentum ein Problem, von Prediger Karl Rosenthal-Hörde	37
„ „	Der Ritus, von Rabbiner Dr. Behrens-Göttingen	40
„ „	Liberales Judentum im Osten, von Hermann Becker-Wollstein	42
„ „	Feldruf von Hermann Itzig-Posen (z. Zt. im Felde)	44

		Seite
Nr. 7/8	Religiöse Ehrlichkeit, von Dr. Fritz Wachsner-Berlin	49
„ „	Optimismus und Pessimismus im Kriege von Dr. Felix Freudenthal-Berlin	52
„ „	Um die Ethik unserer Propheten, von M. Abraham-Berlin	53
Nr. 9/10	Dem Hamburger Tempel zu seinem hundertjährigen Jubiläum, von Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.	63
„ „	Die Bedeutung des Hamburger Tempels für die Geschichte des neuzeitlichen Judentums von Rabbiner Dr. Rieger-Braunschweig	68
„ „	Zur Entstehungsgeschichte des Hamburger Tempels, von Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.	70
„ „	Der Hamburger Tempel und seine erster Prediger, von Rabbiner Dr. Leimdörfer-Hamburg	73
„ „	Bemerkungen zum Gesang im Hamburger Tempel, von M. Henle-Hamburg	76
„ „	Hundert Jahre Hamburger Tempel, von Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld	79
Nr. 11/12	Ueber die Berechtigung des Zionismus, von Erich Sachs-Charlottenburg	81
„ „	Memento mori, von Prediger Karl Rosenthal-Hörde i. W.	86
„ „	Die biblische Lehre von der göttlichen Vergeltung, von Direktor Dr. Gutmann-Berlin	87

Geschichte und Wissenschaft.

1917.		
Nr. 11/12	Zunz' Tätigkeit für die Reform, von Ludwig Geiger	113

Poetisches und Erbauliches.

1917.		
Nr. 1/2	Judenzählung, von Henriette Fürth-Frankfurt a. M.	12
Nr. 9/10	Heinrich Graetz, von Erwin Seligmann-Frankfurt a. M.	93
1918.		
Nr. 2/3	Sederabend, von einer Schülerin	32

Bücherschau.

1917.		
Nr. 7/8	Italiener, von Heimat und Glauben, besprochen von Dr. Willy Cohn	86
„ „	Arnold Zweig, Ritualmord in Ungarn, besprochen von Erwin Seligmann-Frankfurt a. M.	86
Nr. 9/10	Paul Zifferer, die fremde Frau. — Gustav Meyrink, Das grüne Gesicht. — Berta Pappenheim, Kämpfe. — Oskar A. H. Schmitz, Englands politisches Vermächtnis an Deutschland. — Achad-Haam, Am Scheidewege. — Martin Buber, Die jüdische Bewegung. — Agnon und Eliasberg, Das Buch vom polnischen Juden. — Eduard Bernstein, Von den Aufgaben der Juden im Weltkriege. — Josef Feiner, Dr. Anton Rée. — Dr. Cora Berliner, Die Organisation der jüdischen Jugend in Deutschland. — Max Simon, Der Weltkrieg und die Judenfrage. — Mitteilungen über die Verwaltung der jüdischen Gemeinde zu Berlin. — Central-Conference of American Rabbis. — Dr. Kauffmann Kohler, Hebrew Union College. — Verhandlungen und Beschlüsse der Generalversammlung des Rabbinerverbandes in Deutschland zu Berlin am 9. und 10. Mai 1918. — Dr. Benzion Kellermann, Der ethische Monotheismus der Propheten. — B. Gottschalk, Agada-Sammlung, 2. B. B. Gottschalk, Ziele des Staatslebens nach der Lehre des Judentums. — Dr. W. Ahrens, Hebräische Amulette. — Louis Lamm, Die jüdischen Friedhöfe in Kriegshaber etc. — Ders., Zur Geschichte der Juden in Lauingen. — Dr. Josef Meisl, Die Juden im Zartum Polen. — Ders., Heinrich Graetz. — Neue Jüdische Monatshefte. — Der Jude	98

1918. Seite

Nr. 1/2 Benno Elkan, Polnische Nachtstücke, besprochen von Erwin Seligmann . . 13
Nr. 7/8 Ad. Goetz, Im Föhrer Ley. — Derf., Die Bettler. — Micha Jof. bin Gorion, Die ersten Menschen und Tiere; Abraham Isaak und Jakob; Joseph und seine Brüder. — Derf., Vom östl. Judentum. — Zwei Generationen. — Else Lasker-Schüler, Die gef. Gedichte. — Ludw. Mich. Fuchs, Von Tod zu Tod, Gedichte. — Felix Holländer, Der Tänzer. — Jof. Kastein, Logos und Pan. — Jerubbaal, eine Zeitschrift. — Sigm. Mayer, Die Wiener Juden. — Jak. Neubauer, Bibelwiffenschaftliche Irrungen. — R. E. May, Konfeffionelle Militärstatistik. — Dr. Jof. Bloch, Kol Nidre. — B. Gottschalk, Method. Fragen d. jüd. Rel.-Unt. — Franz Rosenzweig, Zeit iffs. — Dr. A. Tänzer, Gesch. d. Juden in Brest-Litowsk. — Louis Lamm, Berliner Taufjuden. — L. Uhlfelder, Aus d. Zeit d. Schutzbriefe. — Dr. M. Braun, Ein kurzer Gang durch d. Gesch. d. jüd. Lit. — Mart. Buber, Mein Weg zum Chassidismus. — Friedenspflichten des Einzelnen. — Mitteilungen d. Jüd. Reformgemeinde zu Berlin. — Jüd. Feldgebetbuch, besprochen von Vogelstein 57
Nr. 11/12 Samuel, Bibel und Heldentum, besprochen von Dienemann. — Netter, Die Schuldennot der Metzer Gemeinde, besprochen von demselben. — Rosenfeld, Nationales Selbstbestimmungsrecht der Juden in Polen, besprochen von demselben. — Behr u. Rosenthal, Der Mischnahtraktat Sotah, bespr. von demf. 95

Rundschau.

1917.

Nr. 1/2 Frankfurt a. M., Freisinniger Verein f. jüd. Gemeindeleben. — Nürnberg, Direktor Moritz Gombrich. — Nürnberg, Vortrag d. Generalsekretärs, Rechtsanwalt H. Stern 13
Nr. 3/4 Dessau. — Posen 42
Nr. 5/6 Danzig. — Liberaler Verein der Synagogen-Gemeinde Breslau 72b
Nr. 7/8 Elberfeld 88
Nr. 9/10 Berlin, Vorstandssitzung 103

1918.

Nr. 1/2 Frankfurt a. M., Freisinniger Verein für jüd. Gemeindeleben 14
Nr. 3/4 Berlin, V. J. O. D. 26
Nr. 5/6 Nürnberg, jüdische Erziehungswoche 46
Nr. 11/12 Münster, Bildung einer neuen Ortsgruppe 96

Aus der Jugendbewegung.

1917.

Nr. 1/2 Der jüdisch-liberale Jugendverein in Breslau und seine Bestrebungen. — Vortragszyklus des Rabbiners Dr. Goldmann-Oppeln. — Posen 19
Nr. 3/4 Die Tagung in Posen. — Beschluß der Vertreter der J. l. J. in Posen. Berlin. — Hamburg. — Breslau, Jahresbericht 1916 43
Nr. 7/8 Breslau. — Posen 88b
Nr. 9/10 Breslau 104

1918.

Nr. 1/2 Breslau. — Berlin 16
Nr. 3/4 Verständigungsgemeinschaft d. jüd. Jugendorganisationen. — Gründung des Jüd. lib. Jugendvereins in Frankfurt a. M. 26
Nr. 5/6 Berlin. — Breslau. — Frankfurt a. M. 47
Nr. 7/8 Breslau. — Posen 64
Nr. 11/12 Breslau 96b

Verschiedenes.

1918.

Nr. 3/4 Erklärung von Dr. Georg Minden 32

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 1 und 2. Jahrgang 9. Januar u. Februar 1917.

Deutsches Judentum.

Von Prof. Dr. Ernst Samter-Berlin.

In seinem „offenen Briefe an Herrn Prof. Friedrich Paulsen" wendete sich Emil Lehmann 1897 mit treffenden Worten gegen die Aeußerung Paulsens, bei den Juden sei das Judentum die „Substanz" und nicht wie bei den katholischen und protestantischen Deutschen die deutsche Nationalität. Lehmann betont mit Recht, daß die überwiegende Mehrzahl der gebildeten Juden in Deutschland zuerst deutsch, dann erst jüdisch sei. Das gilt auch heute und heute mehr als je, denn im Kriege ist es doch wohl gar manchem, der sonst vielleicht über diese Frage nicht nachgedacht, zum Bewußtsein gekommen, daß das Deutschtum, um mit Paulsen zu sprechen, seine „Substanz" sei, hinter der alles andere zurücktritt. Von diesem Bewußtsein erfüllt sind auch die trefflichen Ausführungen von Willy Cohn im „Liberalen Judentum". Wie im ersten Jahrgang der Zeitschrift Otto Münsterberg in einem sehr verständigen Aufsatze darauf hinwies, bei einer ernsthaften Reform müsse die erste Voraussetzung sein, daß der Jude in erster Linie Deutscher sei, daß das Vaterlandsgefühl auch bei der religiösen Erziehung voran gestellt bleibe, — so mahnt jetzt Cohn aus dem Felde her, dafür zu sorgen, daß wir unsere Söhne zu deutschen Jungen erziehen, die nicht das Gefühl haben sollen, einem anderen Lebenskreise anzugehören als ihre christlichen Gefährten.

Gewiß hängt die Erfüllung dieses letzteren Wunsches nicht von uns allein ab, der Kampf um die volle Gleichberechtigung wird auch nach dem Kriege noch nötig sein. Aber wenn wir ihn mit Erfolg führen wollen, so müssen wir auch das unsere tun, um unsererseits alles Fremdartige zurückzudrängen. Dazu gehört für die meisten deutschen Juden auch die fremde Gebetsprache und ihre Aufnahme in den Religionsunterricht. Die Urkunden der christlichen Religion sind griechisch geschrieben; aber nirgends wird deshalb im christlichen Religionsunterricht Griechisch gelehrt, nur die Schüler, die ohnehin Griechisch gelernt haben, nutzen diese Kenntnis auch im Religionsunterricht zur Lektüre der griechischen Bibel aus. Im jüdischen Religionsunterricht dagegen werden Kinder einer Altersstufe, auf der man sonst in der Schule keinerlei fremde Sprachen lehrt, mit einer solchen belastet, und auf allen Stufen wird die kostbare Zeit, die zur Vertiefung des religiösen Verständnisses verwertet werden sollte, einer dem Religionsunterricht fremden Aufgabe geopfert.[1]) Freilich diese Entlastung des

[1]) Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn das Hebräische mit älteren Schülern, vor allem mit denen, die eine höhere wissenschaftliche Bildung bekommen, in wissenschaftlicher Art getrieben würde, — wie ja auch den christlichen Schülern in den oberen Klassen des Gymnasiums Gelegenheit zur Erlernung des Hebräischen geboten wird.

Religionsunterrichts ist nur dann möglich, wenn sich auch der Gottesdienst dem anpaßt, das ist offenbar auch Cohns Forderung, wie es die von Emil Lehmann war.

„Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch,
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund."

Das gilt auch für das jüdische Gebet.

So ist denn die Konsequenz von Cohns Forderung für die Jugenderziehung, daß der Gottesdienst deutsch gehalten werde. Daß auch in der Uebersetzung alte Gebete sich würdig gestalten lassen und erhebend wirken können, zeigen z. B. Seligmanns Uebersetzungen, von denen Proben erfreulicher Weise durch Fiebigs Büchlein „Das Judentum von Jesus bis zur Gegenwart" (Religionswissenschaftliche Volksbücher II. Reihe, Heft 21/22) jetzt auch in christliche Kreise dringen werden. Dagegen, daß einzelne Gebete in der Urform beibehalten werden, ist nichts einzuwenden, wenn sie eben nur als pietätvolle Erinnerungen an die Vergangenheit, als historischer Bestandteil des Gottesdienstes betrachtet werden.[2]) Daß dagegen selbst vom Standpunkte des traditionellen Judentums nichts einzuwenden ist, daß schon vor 2000 Jahren die Rabbiner dies anempfohlen haben, ist gerade in demselben Hefte der Zeitschrift, in dem Cohns Aufsatz steht, von Friedland wieder hervorgehoben worden.

Läßt sich aber die Forderung heute durchführen, ohne die Gefühle der anders Denkenden zu kränken? Zum mindesten ist es da ohne jede Schwierigkeit möglich, wo mehrere Synagogen vorhanden sind. Mögen dort die Orthodoxen oder die ihnen nahestehen, ohne sich so zu nennen, ihren Gottesdienst nach Belieben gestalten, mag ihr Gottesdienst fremdartig bleiben, — in den anderen Synagogen bekomme das Deutsche sein gebührendes Recht.

Gleichzeitig höre man dann auf, im Religionsunterricht der öffentlichen Schulen Hebräisch zu treiben, — an Religionsschulen mag es als Konzession beibehalten werden.[3])

Ist erst einmal in einer größeren Zahl von Orten der deutsche Gottesdienst durchgeführt, dann wird er sich allmählich sicherlich schon von selbst überall durchsetzen.

Möglich aber wäre seine Durchführung auch an den Orten mit einer Synagoge, an denen die Liberalen in der Mehrheit sind, vielleicht auch jetzt schon in folgender Weise: die Art des Gottesdienstes könnte an den verschiedenen Feiertagen wechseln, dabei müssen beide Teile, Konservative wie Liberale, Konzessionen machen. Bisher wurden ja Konzessionen fast nur von Seiten der Liberalen gemacht, man muß aber daran festhalten, daß sie nur da berechtigt sind, wo auch die andere Partei zu gleichem bereit ist.

Für die hebräische Sprache im Gottesdienst hat man öfters angeführt, daß sie ein Einigungsmittel der Juden verschiedener Nationalitäten sei. Aber gerade dieser Grund spricht gegen sie. Wir wollen kein nationales Band als Juden, da wir national nur Deutsche sein wollen. Wohl können und wollen wir als Menschen Mitleid empfinden mit Glaubensbrüdern, die ihres Glaubens wegen bedrückt werden, wir können und sollen be-

[2]) Daß der katholische Gottesdienst in lateinischer Sprache abgehalten wird, darf man nicht, wie es bisweilen geschieht, zur Verteidigung des Hebräischen im jüdischen Gottesdienst anführen. Bei den Juden liegt die Sache deshalb ganz anders, weil ihr Gottesdienst ausschließlich Gemeindegottesdienst, nicht wie der katholische, Priesterfunktion ist.

[3]) Vielleicht fällt dann für diese das Bedürfnis überhaupt fort. Denn das Wünschenswerte ist, daß die jüdischen Kinder, abgesehen von der Konfirmandenvorbereitung, ihren Religionsunterricht, gleich den christlichen, nur in der Schule empfangen, für die der jüdische Religionsunterricht ebenso obligatorisch sein müßte wie der christliche.

müht sein, ihnen zu helfen, aber ein nationales Band darf uns nicht mit ihnen vereinen.

Auch noch manche andere Dinge müssen verschwinden, die nicht mit unserem deutschen Volkstum in Einklang stehen. In einem früheren Aufsatz aus dem Felde hat Willy Cohn die Hoffnung ausgesprochen, daß der Krieg eine Wandelung herbeigeführt habe, weil manches durch den Krieg von selbst beseitigt sei, so die Frage der Nahrung. Er meint, diese Frage sei für einen jüdischen Soldaten kein Problem mehr, und die Zurückkehrenden würden es nicht verstehen, wenn alles das, was im Felde praktisch gelöst sei, wieder zum Problem werden sollte. Man darf sich dieser enthusiastischen Zuversicht freuen, aber ich fürchte, es wird doch noch viel ernster Arbeit bedürfen, ehe die Absonderung, die die Speisegesetze mit sich bringen, ganz überwunden sein wird. Wer der festen Ueberzeugung lebt, daß die Speisegesetze göttliche Gebote sind, den soll man nicht zu bekehren versuchen, er verbindet religiöse Gedanken mit ihnen, und so wenig wir diese teilen können, einer ehrlichen Ueberzeugung, gleichviel welchen Inhalts, werden wir unsere Achtung nie versagen. Die Zahl dieser von der Göttlichkeit der Speisevorschriften wirklich Ueberzeugten ist klein, und daher schadet es auch wenig, wenn sie sich von ihren christlichen Mitbürgern absondern.

Aber neben ihnen gibt es viel Zahlreichere, die sich absondern, obwohl sie keineswegs göttliche Gebote in den Speisegesetzen sehen. Man kann es auf Reisen sogar öfters beobachten, daß Juden, die sonst gar keinen Wert auf rituelle Kost legen, doch rituelle Pensionen aufsuchen, — weil sie dort gutes Essen finden oder aus ähnlichen ganz unreligiösen Gründen. So wird die Zahl derer, die sich ohne religiöse Ueberzeugung absondern, stark vergrößert. Das aber ist ein schweres Unrecht. Ebenso wie der Gläubige die Speisegesetze halten muß, ebenso darf es der nicht tun, der nicht an ihren göttlichen Ursprung glaubt. Besonders wichtig in dieser Frage ist das Verhalten der liberalen Rabbiner, auch für sie muß derselbe Grundsatz gelten, den ich eben für die Laien aufstellte. Daß die Durchführung für sie viel schwieriger ist, gebe ich gerne zu, nicht aber, daß sie unmöglich ist, wenigstens bei weitem nicht für alle. Darüber habe ich an dieser Stelle schon vor 5 Jahren gesprochen, ich gehe also nicht noch einmal darauf ein. Ein Zufall hat es gefügt, daß damals unmittelbar hinter meinem Aufsatz eine Abhandlung über die Speisegesetze folgte, die auf Grund von Wieners Buch ihre Wertlosigkeit für die heutige Zeit darlegte. Auf sie sei hier noch einmal hingewiesen.

Wie aber werden denn die Speisegesetze von liberalen Theologen heute begründet? Ich habe öfters danach gefragt, aber nie eine einleuchtende Antwort bekommen. Sie dienen zum Zusammenhalten der Juden, sagte der eine. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall, denn da die Mehrzahl nicht daran festhält, wirken sie trennend auch innerhalb der Juden. Sie gewöhnen an Enthaltsamkeit, war eine andere Antwort. Auch das trifft nicht zu, denn wer da weiß, wie üppig sehr häufig in den jüdischen Pensionen der Kurorte die Mahlzeiten sind, der wird ein Lächeln nicht unterdrücken können, wenn er an diese Art von „Enthaltsamkeit" denkt. Am schmerzlichsten war mir die dritte Antwort auf die erwähnte Frage: Die Speisegesetze sollen die Juden von den Christen unterscheiden. Es bedarf wohl keiner Aeußerung über diese Begründung seitens eines liberalen Juden.

Die Abschaffung der fremden Sprache im Gottesdienst und die Abschaffung der Speisegesetze sind nur Beispiele für die Forderungen, die an ein deutsches Judentum zu stellen sind. Wie diese beide, muß noch manches andere fallen, was unseren Volkssitten widerspricht. Wie Emil Lehmann es ausdrückte, abzulehnen

ist „alles asiatische und orientalische Gebrauchstum."

Wenn wir aber unsere Kinder, wie Cohn es verlangte, zu wahrhaft deutschen Juden erziehen wollen, so darf etwas nicht vergessen werden, was er nicht erwähnt: wir müssen sie schützen gegen zionistische Beeinflussungen. Die Irrtümer und Trugschlüsse des Zionismus sind ja für jeden leicht zu durchschauen und zu widerlegen, der sich die Fragen ernstlich klar macht und historisch denken gelernt hat. Aber die Jugend kann das aus sich noch nicht, auf sie wirken vielfach die hochtönenden Worte und Lieder der Zionisten, die romantischen Neigungen entgegenkommen und deren Hohlheit sie nicht zu prüfen imstande ist. Darum müssen diejenigen, denen die religiöse Erziehung der Heranwachsenden obliegt, Rabbiner und Religionslehrer in Predigt und Unterricht ihnen die Torheiten der zionistischen Theorien klar machen und sie für ein deutsches Judentum zu begeistern suchen, damit sie immun werden gegen das berauschende Gift, das man in einer oft skrupellosen Agitation ihnen einzuflößen versucht. Voraussetzung dazu aber ist natürlich, daß Rabbiner und Lehrer selbst Gegner des Zionismus sind, — soweit dieser mehr sein will als eine Organisation zur Unterstützung bedrückter Juden des Auslands, soweit er für den Gedanken eines nationalen Judentums Propaganda macht. Es ist selbstverständlich, daß Rabbiner und Religionslehrer einer jüdischen Gemeinde nur der sein kann, der fest auf dem Boden der jüdischen Religion steht. Ebenso selbstverständlich muß es sein, daß in einer deutsch-jüdischen Gemeinde keiner ein Amt bekleiden darf, der nicht fest auf dem Boden des Deutschtums steht, der nicht jeden Gedanken an eine jüdische Nationalität verwirft, der nicht aus vollster Ueberzeugung weiß und lehrt, daß die deutschen Juden in Deutschland und nur in Deutschland die starken Wurzeln ihrer Kraft haben. —

Es sind fast 30 Jahre her, da wurde in meiner Heimatstadt Danzig der stolze Bau der neuen Synagoge eingeweiht, die Ende und Böckmann im Stile der alten Danziger Bauten errichtet hatten. Bei dieser Einweihungsfeier hielt der eine der beiden Bauleiter, Baurat Böckmann, eine Rede, die mir tiefen Eindruck machte und unauslöschlich im Gedächtnis geblieben ist. Er sagte darin ungefähr, auch er habe, wie andere Architekten, früher mehrfach Synagogen in maurischem Stil gebaut. Aber er habe eingesehen, daß das ein Unrecht gewesen sei, und er werde es nie wieder tun. Denn der maurische Stil lasse die Synagoge in Mitten der anderen Bauten der Stadt als etwas Fremdartiges erscheinen, was sie doch nicht sein dürfe.[4])

Was hier von der architektonischen Form gesagt war, kann als ein Symbol gelten. Wie die fremdartige Bauform aufgegeben wird, damit der jüdische Tempel auch äußerlich als das erscheine, was er sein soll, ein deutsches Gotteshaus, so müssen auch die anderen fremden Formen verschwinden, damit das Judentum ganz das werde, was ihm allein bei uns Berechtigung und Bestand geben kann, ein auf die ethischen Lehren der Propheten gegründetes deutsches Judentum.

---

[4]) Daß Böckmanns Beobachtung darüber zutrifft, zeigt ein Wort Lagardes (Deutsche Schriften S. 252): „Die Fremdheit betonen die Juden durch den Stil ihrer Synagogen alle Tage selbst auf die auffälligste Weise. Was soll es bedeuten, Ansprüche auf den Ehrennamen eines Deutschen zu erheben und die heiligsten Stätten, die man hat, in maurischem Stile zu bauen, um nur ja nicht vergessen zu lassen, daß man Semit, Asiat, Fremdling ist?"

Hermann Cohen und die Stellung der Juden im deutschen Volke.

Von Referendar Dr. Ernst Emil Schweitzer-Breslau.

Rabbiner Dr. Cäsar Seligmann hat im Januarheft des Liberalen Judentums (Jahrgang 1916) gelegentlich seiner Besprechung von Cohens „Deutschtum und Judentum" auch seinerseits zu der Legende von der Zwiespältigkeit des deutschen und jüdischen Geistes, von der angeblichen Zerrissenheit und dem seelischen Dualismus der jüdischen Deutschen Stellung genommen, und er hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Hermann Cohen schon als Persönlichkeit beweise, zu welch' wunderbarer Harmonie sich deutsches und jüdisches Fühlen vereinigen. Von dieser großartigen Geschlossenheit des Charakters, von diesem tiefen Erleben deutschen und jüdischen Geistes zeugt auch die neue Arbeit, die Cohen über dasselbe Thema in dem von Thimme herausgegebenen Sammelwerke „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes" (S. Hirzel, Leipzig 1916) veröffentlicht. Nur auf die Grundgedanken der ausführlichen wissenschaftlichen Darstellungen Cohens kann hier eingegangen werden.

Man erinnert sich, wie den liberalen Rabbinern in dem Richtlinienstreit es von orthodoxer Seite (Dr. Wohlgemuth) zum ganz besonderen Vorwurf gemacht wurde, daß sich ihre religiösen Anschauungen mit denen des liberalen Christentums berühren. Seligmann hat damals sehr zutreffend erwidert: „Sollen wir aus lauter Angst davor, daß das liberale Christentum nach 1800 Jahren seine unterscheidenden Dogmen abzuwerfen beginnt und darum der Mutterreligion, von der es sich durch eben diese Dogmen einst getrennt hat, wieder ähnlicher wird — sollen wir aus lauter Angst davor uns immer mehr in unser Schneckenhaus verkriechen? Sollen wir das Gute, was wir der Welt gebracht, nicht mehr als gut ansehen dürfen in dem Augenblick, wo es sich siegreich Bahn bricht? Wird unsere jüdische Wahrheit dadurch geringwertiger, daß sie sich die Welt erobert? Soll die vornehmste Aufgabe des Judentums immer nur darin bestehen, anders zu sein als die anderen? Selbst auf Kosten seines wesentlichen und edelsten Inhalts?" („Eine Abrechnung mit Herrn Dr. Wohlgemuth und mit den Erklärungen gegen die Richtlinien" Frankfurt a. M. bei J. Kauffmann 1913, S. 57/58.)

Dieser Gedanke wird von Cohen nicht unmittelbar ausgesprochen, er liegt aber seinem Ideenkreise zu Grunde. Und so kann Cohen mit aller Offenheit erklären, daß im wissenschaftlichen Sinne eine wahrhafte sittlich-religiöse Differenz zwischen Judentum und Christentum nicht besteht. „Denn die moderne Religiosität, zumal in Deutschland, hängt sich nicht mehr vorzugsweise an den Text der Dogmen, sondern sie sieht den Kern des Glaubens, sie sucht seine Wahrheit in den Grundzügen der religiösen Sittlichkeit / für das menschliche Individuum, wie für die Völker der Menschheit. Als Offenbarung wird nicht sowohl die des göttlichen Wesens als vielmehr die der menschlichen Sittlichkeit gedacht und verehrt. Auch der schrecklichste Krieg aber kann uns nicht aus dem messianischen Geleise der israelitischen Propheten herausreißen, so daß wir das höchste Ziel der allgemein menschlichen Sittlichkeit aufgeben, an der Zukunft der Menschheit und an der göttlichen Vorsehung in der Geschichte verzweifeln könnten." (Seite 55f.)

Cohen wiederholt hier, was er schon früher immer wieder betont hat: in dem Messiasgedanken der Propheten, in dem Glauben an die göttliche Vorsehung in der Geschichte und in dem hiermit eingeschlossenen Glauben an Gott — in ihrer religiösen Sittlichkeit also — sind die Grundlagen der jüdischen Religion zu erblicken.

Diese unvergänglichen Wahrheiten haben die jüdische Religion und sie haben trotz aller Leiden, Verfolgungen und Verleumdungen auch die Judenheit selbst am Leben erhalten. Hierin liege aber zugleich die Gemeinschaft mit den wahrhaftigen Grundlagen der lebendigen Religiosität eines modernen deutschen Menschen, so daß von einem wirklichen Gegensatz zwischen Judentum und Christentum keine Rede sein könne. (Seite 551/2.)

Hier sind meines Erachtens die Kernsätze der neueren Cohen'schen Darlegungen. Aus diesen religiösen Anschauungen ergibt sich aber auch für Cohen die Brücke für seine Auffassung von der Stellung der Juden im Staatsleben. Cohen betont, daß der Staat wie die Religion das ganze einheitliche Herz des Menschen verlange (Seite 555). Aber hierdurch gerate der religiöse deutsche Jude in keinen Gewissens-Konflikt. Cohen bekennt mit seinen politischen Bestrebungen und Wünschen, allein dem Vaterlande anzugehören. Aber eben darum kann Cohen sagen: „Es ist unzweifelhaft mein Recht und meine Pflicht, als religiöser Mensch, geschweige als Bekenner des Judentums, auch den Schutz und die Erhaltung des jüdischen Stammes zum Zwecke der Erhaltung der Religion des Einzigen Gottes meinem deutschen Staate als eine ideale Aufgabe aufzuerlegen. Aber ich sehe nicht, wie ein deutscher Staatsbürger die Sorge für die Erhaltung des Judentums mit dem Gedanken eines jüdischen Staates verbinden kann, ohne die idealen Obliegenheiten für den deutschen Staat, nämlich mit dem ganzen ungeteilten Herzen, mit unbedingter Begeisterung und Zuversicht ihm allein anzuhängen, durch jenen Nebengedanken abzuschwächen." (Seite 555.)

Zur Würdigung dieser für das politische Problem besonders bedeutungsvollen These Cohens sei auf die beiden Gesichtspunkte hingewiesen, von denen Cohen ausgeht. Der eine Gesichtspunkt ist der oben berührte von der Verwandtschaft von Judentum und Christentum und damit zugleich der von Cohen später (Seite 556/7) ausgesprochene Gedanke, „daß dieser Wert des israelitischen Monotheismus für den allgemeinen Idealismus der Welt- und Lebensauffassung immer freier, immer tiefer, immer unumwundener erkannt und gewürdigt werde. Wie die Pflege des Alten Testaments für die Wissenschaft eine wachsende Verpflichtung bildet, so muß es eingesehen werden, wie gut es sei, daß es noch Menschen in der Welt und in unserem lieben Deutschland gibt, die schlechthin an den Einen Gott glauben, ohne Hinzunahme anderer göttlicher oder menschlicher Kräfte und Nebenbedeutungen."

Der zweite Grundgedanke Cohens ist aber offenbar jene Auffassung vom Staate, wonach der Staat die Aufgabe hat, die Vervollkommnung des Einzelmenschen und damit der Menschheit überhaupt nach jeder Richtung hin zu fördern. Auch diese Auffassung kommt an einer späteren Stelle zum unzweideutigen Ausdruck. Hier (Seite 559) spricht Cohen davon, daß Luther, indem er die allgemeine Schulpflicht zu einer Obliegenheit des Staates machte, den Weg der deutschen Politik als den der Sozialreform vorgezeichnet hätte. „Fortan ist niemand im Staate so gering, daß die Fürsorge des Staates sich nicht auf ihn, und zwar für sein ganzes geistiges, wie leibliches Wesen erstrecken müßte."

Aus diesen beiden Grundgedanken ergibt sich dann aber die oben wiedergegebene These, wonach Cohen in seiner Eigenschaft als Staatsbürger wie als Jude vom Staate den Schutz des jüdischen Stammes zum Zwecke der Erhaltung der jüdischen Religion fordern kann. So wird die Religion selbst die Versöhnung anbahnen (Seite 559). Und so gelangt Cohen dazu, die Forderung der Juden nach Gleichberechtigung als Forderung der

Gerechtigkeit in philosophischer tiefschürfender Weise zu begründen.

Es sei mir im Anschluß an Cohens neueste Arbeit gestattet, nochmals auf Cohens Hauptschrift über Deutschtum und Judentum (Töpelmann 1915) zurückzukommen.

Cohen beschwert sich in seiner Schrift gelegentlich darüber, daß seine frühere Schrift über „Das Eigentliche des deutschen Geistes" in Deutschland nur eine Besprechung gefunden hat, nämlich in einer Dresdener Zeitung. Auch über die neue Cohen'sche Schrift, die im Juli 1915 erschien, habe ich nur wenige eingehende Besprechungen in allgemeinen deutschen (nicht jüdischen) Zeitungen gefunden. Der Grund hierfür mag wohl darin liegen, daß Cohens Arbeit trotz oder gerade wegen ihrer Kürze durchaus keine leichte Kost ist. Cohen drängt in einem Satze oft mehr Gedanken zusammen, als ein anderer in einem ganzen Artikel.

Im übrigen wird freilich der tiefer dringende Leser gerade die Schärfe und Präzision der Cohen'schen Begriffsbestimmungen rühmen müssen.

Wenn ich an dieser Stelle versuche, die Hauptgedanken der Cohen'schen Arbeit darzustellen, so wird dies wohl noch durch einen besonderen Gesichtspunkt gerechtfertigt. Cohens neueste Schriften sind Ausstrahlungen dieses seines grundlegenden Werkes. Das gilt insbesondere auch von seinem Artikel „Ueber Religion und Zionismus". Man tat daher von gegnerischer Seite dem Gelehrten Unrecht, soweit man sich bei der Kritik von Cohens Stellungnahme gegen den Zionismus nur an diese letzte kleinere Arbeit hielt. Noch weit bedenklicher aber wäre es, wenn Cohens Anhänger sich mit der Lektüre dieses mehr populären Artikels begnügen wollten und darüber das wichtige, aber mühevollere Studium des Hauptwerkes verabsäumten. Der Zweck meiner Darlegungen ist also nur, neue Leser auf die Cohen'sche Arbeit hinzuweisen und ihnen das Studium zu erleichtern, keinesfalls aber soll meine kurze Inhaltsangabe dieses Studium ersetzen. Ausdrücklich bemerke ich, daß eine kritische Stellungnahme zu den Cohenschen Auffassungen außerhalb des Rahmens dieses Artikels liegt. Es mag daher hier zunächst versucht werden, die Grundgedanken der Arbeit darzustellen.

Cohen glaubt, daß Deutschtum und Judentum im tiefsten Grunde verwandt seien. Die deutsche Philosophie ist Idealismus. Den Sinn des deutschen Idealismus aber erblickt Cohen in wissenschaftlicher Nüchternheit und Ehrlichkeit. „Nicht die Eingebung, nicht die Erleuchtung, nicht die geniale Ueberschau des glücklichen Momentes, und was alles die Intuition bedeuten soll, enthüllen die Wahrheit und das Sein, sondern Versuch, Entwurf, Vorannahme, Voraussetzung sind aller Wissenschaft Anfang. . . Die Probe machen, das ist alles Beweisen." Darum war die Reformation im tiefsten Sinne ein deutsches Werk, mit ihr tritt der deutsche Geist in den Mittelpunkt der Weltgeschichte. Deutsch ist es, daß der Mensch die Rechtfertigung selbst von seinem Gewissen erfordert, erst dem menschlichen Gewissen wird die Erlösung zuteil. So wird die Religion zum Versuche, die Idee der Sittlichkeit der Menschheit zur Verwirklichung zu bringen.

Der Idealismus des Judentums besteht nun darin, daß Gott der irdischen Wahrnehmung entrückt ist. Gott ist einzig, das heißt, sein Sein ist das einzige Sein. Aber das Denken Gottes ist nicht das Denken der Wissenschaft, sondern erfaßbar ist Gott nur durch die Liebe. Mit Maimonides endlich beginnt der Protestantismus im Judentum.

Insbesondere zeigt sich die Verwandtschaft des Judentums mit dem Protestantismus in dem zweiten Grundgedanken des Judentums, in dem Grundbegriff von der Reinheit der Seele. Auch im Judentum wird

das religiöse Heil des Menschen nur durch die eigene sittliche Arbeit begründet.

Nachdem Cohen in überaus anregender Weise die Hauptgedanken des Judentums aufzudecken gesucht hat, sucht er die innere Verwandtschaft zwischen Deutschtum und Judentum in einem anderen Zentrum des Nationalgeistes, nämlich in der Kunst zu begründen, und hierbei wählt er die Lyrik, weil diese den Grundquell aller Poesie bildet. Die schönste Nationaleigentümlichkeit der deutschen Lyrik ist nach Cohen die Vereinigung von Sehnsucht und Ehrfurcht, diese aber verdanken wir Luthers Begeisterung für die Psalmen, aus denen eine Keuschheit, eine Lauterkeit in unser Liebeslied gekommen ist, wie wir sie in solcher Verbindung mit der Naturgewalt der Leidenschaft in der Lyrik keines anderen Volkes finden. In der Vereinigung von Schiller und Goethe erblickt Cohen die Vollendung des deutschen Geistes.

Eine ähnliche Parallele zieht Cohen des ferneren zwischen der deutschen Musik, die ihre Erhabenheit ihrem religiösen Ursprunge, dem Chorale verdankt, und der das ganze Kultusjahr durchziehenden jüdischen Musik.

Cohen sucht auch historisch nachzuweisen, wie deutscher und jüdischer Geist einander befruchtet haben. Gerade in Deutschland haben die Juden niemals in geistiger Isolierung von dem Leben ihres Heimatlandes gestanden. Sie haben schon an der Bearbeitung mittelalterlicher poetischer Stoffe, an der Artussage, an Tristan und Isolde mitgewirkt, und es war diese deutsche Literatur der Juden in reinem Deutsch, nicht in Jargon geschrieben. Erst Moses Mendelssohns Verdienst aber ist es, daß er das Deutschtum zu einer Lebenskraft des Judentums gebildet hat. Die Engheit und Einseitigkeit Moses Mendelssohns erklärt sich aus seiner historischen Stellung. Cohen verwirft die Auffassung Mendelssohns, wonach das Judentum nur ein Judentum des Gesetzes ist. Das Gesetz selbst erhält seine Wahrheit erst durch die religiöse Erkenntnis und die religiöse Liebe.

Für Cohen ist die deutsche Kultur eine Kultur des Klassizismus. Der eigentliche Begründer der deutschen Ethik ist Kant, der in seinem kategorischen Imperativ das Ich im empirisch und isolierten Sinne zu einem Ich der Menschheit im idealen Sinne erweitert hat. Die Menschheit ist der Grundbegriff der Kantschen und damit der deutschen Ethik überhaupt; und so steht auch der Sozialismus nicht im Gegensatz zur deutschen Ethik, sondern er ist im Gegenteil aus dieser deutschen Ethik hervorgegangen.

So kann Cohen die Brücke schlagen zwischen der deutschen Ethik und der jüdischen Ethik, denn im Mittelpunkt der jüdischen Ethik stand, und gerade dies hat Cohen mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, und in tiefster Weise begründet, der Messianismus der jüdischen Propheten. Die Lehre von der Gotteskindschaft aller Menschen mußte gerade der deutschen Ethik entsprechen. So hat der Messiasgedanke eingewirkt auf die Entwicklung des deutschen Humanismus, und umgekehrt hat der deutsche Humanismus aufs tiefste die jüdische Religion befruchten können. Es war daher kein Zufall, daß der Deutsche Abraham Geiger zuerst das Judentum als Weltreligion gepredigt hat. Die Predigt und die Wissenschaft des Judentums gehen auf deutschen Ursprung zurück. Deutschland ist das Mutterland der jüdischen Seele, und darum haben die Juden der ganzen Welt, unbeschadet ihrer nationalen Pflichten, Pietätspflichten gegen Deutschland, die sie nicht leichtherzig außer acht lassen sollten. Cohen glaubt, daß auch die jüdische Religion ein wertvoller Faktor der deutschen Kultur ist, insofern als sie einen Schutz gegen den Mystizismus darstellt.

So glaubt Cohen an das Judentum sowohl, wie an das Deutschtum. Deutschland

soll zum Mittelpunkt eines Staatenbundes werden, der den ewigen Frieden verbürgt: „Wenn mit diesem Kriege die letzten Schatten verscheucht werden, welche die innere deutsche Einheit verdunkeln, dann wird über alle Schranken der Religionen und der Völker hinweg der weltbürgerliche Geist der deutschen Humanität auf der Grundlage der deutschen Nationalität, der deutschen Eigenart in seiner Wissenschaft, seiner Ethik und seiner Religion die anerkannte Wahrheit der Weltgeschichte werden."

Aus meinem Kriegstagebuch.

Von Rabb. Dr. Georg Salzberger-Frankfurt a. M.

IX.

Umlernen.

Mag der Krieg sich auch mehr und mehr zu einem unermeßlichen Unglück für den Einzelnen sowohl wie für die Völker der Welt auswachsen, so bleibt doch wahr, daß er eine unvergleichliche Schule für uns Menschen sein kann. Wer nur die Empfänglichkeit des Herzens und den Willen zum Lernen sich bewahrt hat, der vermag hier zu lernen, nicht totes unfruchtbares, sondern lebendiges fruchttragendes Wissen, wie es allein die harte Schule des Lebens zu lehren weiß. In den meisten Fällen wird dies Lernen ein Umlernen sein, das unserem verbildeten Verstand und unserem verkümmerten und verbogenen Willen not tut, und es wird gründlich sein, je unmittelbarer wir diesen Krieg erleben, gründlicher also für den Mann im Felde als für den Menschen daheim.

In eine gänzlich andere Welt als die bisher gekannte ist der Mann im Felde gestellt. Zeit, die ihm sonst Geld, ja Leben selbst bedeutete, gilt hier wenig oder nichts. Tage, Wochen, Monate fließen eintönig dahin; da gibt es keine Hast und Unruhe, als könnte man eine Stunde vergeuden und verlieren; man hat Zeit in Fülle. Der Raum dagegen erhält eine ungeahnte Bedeutung: ehedem ward er mit den Mitteln des modernen Verkehrs spielend überwunden, Riesenentfernungen schrumpften dem Reisenden zu einer kurzen Linie zusammen; jetzt muß fast jede Strecke Wegs zu Fuß zurückgelegt, jeder Fußbreit Boden mit Aufbietung aller Kräfte gegen den Feind gehalten oder ihm abgerungen werden. Die Dinge, die im Raume sind, gewinnen damit ein neues Gesicht. Der Soldat kennt jeden Baum, jeden Stein vor'm Graben oder am Weg, er beobachtet das Wachsen der Pflanzen, das Leben der Tiere um ihn her; Sonnenaufgang und -untergang, die Sternenbilder am nächtlichen Himmel werden ihm so vertraut wie dem Städter die Straßen seiner Vaterstadt. Es ist eine allgemeine Rückkehr zur Natur. Der Kopfarbeiter wird wieder zum Handarbeiter, der Handelsmann zum Landmann.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß solches Umlernen gerade für uns Juden, die wir zumeist aus den Städten kommen, einseitig auf den Intellekt, auf abstraktes begriffliches Wissen und so selten auf reine Anschauung eingestellt sind, eine wahre Gesundung bedeutet. Wir kehren damit nach einer jahrhunderte langen, durch die Verhältnisse uns aufgezwungenen bloß logischen Schulung zu dem biblischen Erziehungsziel der „daath" zurück, die nicht so sehr unserem „Wissen" als vielmehr unserer „Erkenntnis" entspricht.

Ungleich wichtiger als für das Wissen von den Dingen ist diese Erkenntnis für das Wissen von den Menschen. Mit unzähligen Menschen führt uns unser friedlicher bürgerlicher Beruf zusammen; wie wenige davon lernen wir wirklich kennen und verstehen. Im

Felde, wo der Soldat mit seinen Kameraden Tag und Nacht vielleicht jahrelang zusammen steht und liegt und ißt und schläft, da sieht Einer dem Anderen bis auf den Grund des Herzens. Die Phrase ist verpönt, die Maske fällt, und der Mann wird nach seinem innersten Kern gewertet. Parteien, Stände, Konfessionen kommen sich näher, als es irgend wann und wo sonst möglich wäre. Vorurteile, die zwischen gewissen Klassen bestehen, werden berichtigt; man begreift das Gute auch am Andersartigen und versagt ihm nicht mehr die Daseinsberechtigung.

Bei aller Fähigkeit zu denken und zu urteilen, haben doch auch wir Juden unsere Umgebung nicht immer mit ungetrübtem Blick gesehen; das erkennen wir nun in dem engen und innigen Zusammenleben mit Andersgläubigen. Der Fehler, der uns gegenüber so oft begangen wird, nämlich den Ausnahmefall zur Regel zu stempeln — auch wir können uns von ihm nicht freisprechen. Aber es ist nur natürlich, daß die Mehrheit, in deren Mitte wir leben, über uns Minderheit viel weniger unterrichtet ist als umgekehrt. Wie mir so ist es gewiß vielen jüdischen Kameraden ergangen: sie haben in Gesprächen mit christlichen Mannschaften und Offizieren, auch sonst durchaus gebildeten, eine erstaunliche Unkenntnis über Geschichte und Wesen des Judentums gefunden. Kaum Einer wußte auch nur zu sagen, wieviel Juden in Deutschland leben; ihre Zahl wird in der Regel um das Sechs- bis Achtfache zu hoch geschätzt. Selbst Wohlmeinende sind davon durchdrungen, daß das Judentum darauf ausgehe, wirtschaftlich und geistig die Welt zu erobern, von anderen oft wiederholten Märchen ganz zu schweigen. Wie viel nützliche Aufklärung kann hier der jüdische Mann unter Mannschaften, der Offizier, der Arzt unter Offizieren, ganz besonders aber der Feldrabbiner in weitesten Kreisen verbreiten. Ich habe häufig Gelegenheit, mit Leuten aus dem Volke, etwa in Lazaretten, mit Geistlichen der beiden anderen Konfessionen, mit hohen und höchsten Offizieren über die Judenfrage zu sprechen, und nehme jedesmal den Eindruck mit, daß eine offene Aussprache für beide Teile höchst lehrreich ist. Wertvoller noch als alle Worte ist, daß die Anderen uns in unserer Betätigung als Juden kennen lernen.

Ich habe es daher mit großer Freude und Dankbarkeit begrüßt, daß wiederholt Divisions- und Korpskommandeure unsere Feldgottesdienste besucht haben. Zuerst kam einer der Herren in Begleitung seines Adjutanten gänzlich überraschend; auf seine Veranlassung ein anderes Mal ein zweiter Kommandeur mit seinem Adjutanten u. s. f., so daß innerhalb vier Wochen vier Generale uns durch ihr Erscheinen auszeichneten. Die innere Anteilnahme, die unsere Andacht bei ihnen erweckte, haben sie alle in den wärmsten Worten an mich und meine Gemeinde ausgesprochen. Dabei war ihnen, abgesehen von der Predigt, die Liturgie nur durch die Uebersetzung des Feldgebetbuchs verständlich. Aber ein Gebet wie das Kaddisch für die gefallenen Brüder, mit einigen passenden Worten eingeleitet und von der ganzen Versammlung nachgesprochen, übte auch in der Ursprache die sichtbar tiefste Wirkung auf sie aus. Diese Männer, die ein selten offenes Auge und ein unbestechliches Urteil besitzen, haben zwar nur einen ersten flüchtigen Einblick in unser religiöses Leben genommen, aber das Bild, das sich ihnen eingeprägt, dürfte für alle ihre Vorstellungen von jüdischer Religiosität maßgebend bleiben.

Ein besonders eindrucksvolles Erlebnis möchte ich in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt lassen. Jüdische Kameraden, meist Frankfurter, hatten aus dem Bedürfnis nach einem eigenen Betraum heraus eine „Waldsynagoge" errichtet. Auf halber Höhe eines waldigen Hügels hatten sie rings um eine stämmige, man möchte fast sagen, deutsche Eiche den Boden planiert. Ein Geländer von

Birkenholz zäumt den Platz nach dem Tal zu ein. Stufen führen zu einem höheren Platz mit einem schmaleren Geländer, das aus kleinen glatten Birkenzweigen die Inschrift trägt: „adonaj nissi", der Ewige ist mein Panier. Aus Eiche ist der breite mit Zelttuch verkleidete Tisch, von einer ragenden Kanzel überbaut. Aber noch über die Kanzel hinaus wird der Blick durch eine Lade, die „Heilige Lade" gehoben, die an dem mächtigen wie eine Tempelsäule wirkenden Stamme lehnt. Dahinter steigt steil ein Wald zum Gipfel an, über's weite Tal hinübergrüßend zu dem dunklen Höhenrücken der Argonnen. Und über allem wölbt sich Gottes Himmmel wie eine gewaltige Kuppel über einem Riesentempel. Der Eiche knorrige Aeste verdecken diesen Himmel nicht, sie scheinen vielmehr ausgebreitete Arme, des Tages das sonnbeglänzte reine Blau und die lichte Sternenpracht der Nacht von droben zu empfangen, um sie auf das geweihte Fleckchen Erde gesammelt wieder zu senken.

Die Einweihung der ersten Waldsynagoge im Bereiche unserer Armee, vielleicht im Felde überhaupt, sollte feierlich begangen werden. Schon lange vor der festgesetzten Zeit fanden sich nach einander etwa 80 Teilnehmer, darunter Offiziere und Aerzte, auf dem Platze ein, dessen Lage durch einen Wegweiser von der Landstraße aus angezeigt ist. Auf meine Einladung erschien der Kommandeur der betr. Division, ein alter Chinakämpfer und prächtiger Haudegen., gefolgt von seinem Adjutanten. Die Regimentskapelle war aus dem besonderen Anlaß befohlen worden. Das schöne niederländische Dankgebet, von den Klängen der Musik weithin getragen, eröffnete die Feier. Ein kurzer Mincha-Gottesdienst folgte, dann wurde die Sefer Thora unter dem Gesang der Gemeinde in die Lade gehoben. Prediger H., der sich um das Zustandekommen des Werkes verdient gemacht hatte, sprach ein paar Worte der Weihe. Ich selbst hielt die „Festpredigt".

Der Wald um uns stand im tiefen Schweigen eines Herbsttages. Statt der ewigen Lampe leuchtete uns jenes Weltenlicht, das der Ewige selbst am Firmament entzündet. Jenseits der Berge donnerten die Kanonen. Blutiger Kampf inmitten des heiligen Friedens der Natur — wie oft empfinden wir im Felde diesen brennenden Widerspruch! Aber ist es denn in Wahrheit ein Widerspruch? Auch in der scheinbar ewig friedlichen Natur kämpfen allüberall gewaltig die Kräfte um den Sieg, auch in dem tobenden Völkerringen offenbaren sich ewig ruhende göttliche Gesetze. Und wir Menschen, die wir in Natur und Geschichte gleichermaßen hineingestellt sind, was anderes könnte unsere sittliche Aufgabe sein, als den Zwiespalt in der eigenen Brust mit dem ehernen Gesetz der Pflicht zu überwinden, wie die Religion sie gegen uns selbst, gegen unsere Gemeinschaft und gegen unser Vaterland zu üben gebietet? Nur die unbeirrbare treue Pflichterfüllung kann uns den inneren Frieden geben, der über allem heißersehnten äußeren Frieden steht.

Das etwa waren die Gedanken, die mich auf der stillen Höhe dieses Hügels überkamen und denen ich Ausdruck zu verleihen suchte. Mit dem vaterländischen Liede „Deutschland, Deutschland über alles" schloß diese allen Beteiligten unvergeßliche Stunde. Se. Exzellenz drückte in einer kurzen kernigen Ansprache an die Versammelten seine Freude darüber aus, unserer Andacht beigewohnt zu haben. Hierher sollen sie kommen, so oft ihr Herz beladen und bekümmert sei, um im Gebet zu ihrem Gotte neue Kraft und Zuversicht für die schweren Kämpfe zu finden, die uns allen noch bevorständen. Eine wahre Festtagsstimmung lag über der Gemeinde, noch lange nachdem der beliebte General sich verabschiedet hatte.

Das Interesse maßgebender Militärs, das durch solche Besuche bezeigt wird, hat daneben noch die nicht zu unterschätzende Wirkung, daß es uns Juden und unser Judentum in un-

seren eigenen Augen hebt. Leider kranken wir ja wie an Ueberheblichkeit in bezug auf unsere persönlichen Fähigkeiten und Leistungen, so an Unterschätzung unseres religiösen Gemeinguts. Die rechte Selbsterkenntnis, die das Urteil der Anderen und der Vergleich mit ihnen uns lehrt, ist nicht der geringste Gewinn aus der Schule des Krieges. Daß unsere Denkkraft, unsere Nüchternheit, unser Fleiß und unsere Zuverlässigkeit selbst bei weniger Wohlwollenden volle Würdigung findet, wußten wir auch früher. „Denkende Soldaten brauchen wir", sagte mir gelegentlich einer Unterhaltung ein bekannter General, „und das sind Ihre Glaubensgenossen." Aber was vielen von uns eindringlich zu Gemüte geführt werden mußte, war, daß auch der tapferste Jude sich nur durch persönliche Bescheidenheit verbunden mit dem Stolz auf seinen Glauben die Achtung der Anderen erringt.

Jedoch damit sind wir von der Lehre, in der der Krieg uns umlernen heißt, schon zu dem Zweiten und Bedeutenderen übergegangen, was die Schule des Lebens an uns bewirkt: zur Erziehung des Willens und Umbildung des Charakters.

Judenzählung.

Weit dehnen sich des Ostens weite Steppen,
Aus schwankem Moorgrund greift der Tod empor.
Er lauert in der Sümpfe gift'gen Schleppen,
Er droht aus steilgetürmten Felsentreppen
Und bricht aus feigem Hinterhalt hervor.

Dort stehen sie. Dort kämpfen unsere Brüder.
Dort kämpft auch manchen jüd'schen Vaters Sohn
Und mancher jüd'schen Mutter Kind sank nieder
Und kehrt ihr nimmermehr, kehrt niemals wieder.
Geht doch und zählt. S'ist leichter Mühe Lohn.

Und wo im Westen die Kolonnen wandern.
Aus tausend Feuerschlünden bricht der Tod,
Da stehn der Juden Söhne mit den andern,
Dort an der Somme, der Ancre und in Flandern,
Und alle, alle teilen gleiche Not.

Geht doch und zählt sie. Zählt auch die begraben
Und die verkrüppelt dieser grause Krieg.
Geht hin und zählt. Sollt unsre Hilfe haben
Zum Zählen auch der jüd'schen milden Gaben
Und jüd'schen Streiter für den innern Sieg.

Wir lieben unser Land, der Heimat Gauen.
Wir nennen Deutsche uns, weil deutsch wir sind.
Und Lieb' um Lieb', Vertrauen um Vertrauen
So wollten wir mit euch die Zukunft bauen
Ein einig Volk. Des ein'gen Deutschlands Kind.

Nun zählt ihr uns. Wir wollen's nicht ertragen.
Was taten wir, daß man uns das getan?
Wie durftet ihr nach dem Bekenntnis fragen?
Wir fragten nicht in jenen hohen Tagen:
Für's Vaterland ward's ungefragt getan.

Und wenn einst der Geschichte Urteil spricht,
Seid ihr's, nicht wir, die man zu leicht befand.
Wir aber scheu'n der Wahrheit Helle nicht,
Die leuchtend aus der Nacht der Zeiten bricht:
Wir schreiten aufrecht in der Zukunft Land.

Henr. Fürth.

Rundschau.

Frankfurt a. M. Freisinniger Verein für jüdisches Gemeindeleben.

Am Samstag, den 13. Januar d. J. fand eine ordentliche Mitgliederversammlung statt, in welcher Herr Rechtsanwalt H. Stern aus Berlin sich als Generalsekretär der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland vorstellte und einen mit großem allseitigen Beifall aufgenommenen Vortrag hielt über „Aufgaben und Ziele des Liberalismus im Judentum in Gegenwart und Zukunft." An den Vortrag schloß sich eine außerordentlich angeregte und interessante Debatte, an welcher sich die Herren Dr. Ed. Baerwald, Justizrat Dr. Auerbach, Dr. Rud. Geiger, Direktor Dr. Adler, Rabbiner Dr. Seligmann und Kantor Weißmann beteiligten.

Eröffnet wurde die Versammlung durch eine Ansprache des Vorsitzenden Sanitätsrat Dr. Baerwald, der in warmen Worten den neuen Generalsekretär begrüßte und ein engeres Zusammenarbeiten des Frankfurter Vereins mit der großen Vereinigung in Deutschland in Aussicht stellte. Der Frankfurter Verein soll in Zukunft neben seinem offiziellen Namen den Untertitel tragen „Ortsgruppe der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland." Eine rege und tatkräftige Propaganda wurde von dem Vorsitzenden im Anschluß an den Vortrag und die Diskussion in Aussicht gestellt.

Herr Wilh. Theod. Stern erstattete den Kassenbericht und Herr Dr. Rud. Geiger den allgemeinen Jahresbericht.

Aus diesem mögen die wichtigsten Stücke hier eine Stelle finden:

Die Tätigkeit des Vereins war, wie im vorigen Jahr, durch den Krieg wesentlich beeinflußt insofern, als von einer größeren Tätigkeit in der Oeffentlichkeit, insbesondere von der Abhaltung von Versammlungen abgesehen werden mußte. Dagegen waren der Vorstand und der Ausschuß nach vielen Richtungen hin außerordentlich tätig.

1. In der letzten Generalversammlung vom 25. November 1915 war für die bevorstehenden Ausschußwahlen beschlossen worden, namens des Freisinnigen Vereins die Herren Dr. Richard Merzbach und Arthur Forchheimer in Vorschlag zu bringen, auch war die von dem Zentralverein vorgeschlagene Kandidatur akzeptiert worden.

Die Wahl fand im Dezember vorigen Jahres statt und die drei Kandidaten wurden einstimmig zu Ausschußmitgliedern gewählt. Das Stimmenverhältnis im Gemeindeausschuß, in welchem nach wie vor fünf liberale und vier konservative Gemeindemitglieder sitzen, ist sonach dasselbe geblieben.

2. Des Weiteren hat die letzte Generalversammlung auf Grund einer seitens des Herrn Professor Gräfenberg ausgesprochenen Anregung, sich mit der Frage befaßt, in welcher Weise der in Frankfurt bei der Anstellung jüdischer Lehrer an den städtischen Schulen eingerissenen Zurücksetzung begegnet werden könne. Die Generalversammlung hat die Angelegenheit an den Vorstand zur weiteren Erwägung überwiesen. Entsprechend diesem Beschlusse hat sich der Vorstand in seiner Sitzung vom 9. Dezember 1915 mit der Angelegenheit

befaßt und dieselbe eingehend mit den in Betracht kommenden Gremien beraten und behandelt. Die Angelegenheit ist indessen noch nicht abgeschlossen. Ein Bericht über das definitive Ergebnis wird daher erst im nächsten Jahresbericht erstattet werden können.

3. Die vorjährige Generalversammlung hat ferner auf Grund eines Antrages der Herren Dr. Ed. Baerwald und Justizrat Dr. Ernst Auerbach beschlossen, an den Zentralverein Israelitischer Gemeindeglieder das Ersuchen zu richten, daß die Verhandlungen über die Feststellung des Entwurfes eines neuen Gemeindestatuts nunmehr schleunigst fortgesetzt und zum Abschluß gebracht werden sollen. Es ist weiter beschlossen worden, daß, wenn der Zentralverein die Sache weiter verzögere, nunmehr von unserem Verein selbständig bei der Regierung durch Einreichung unseres Entwurfes die geeigneten Schritte in die Wege geleitet werden sollen.

Der Vorstand ist diesem Beschlusse nachgekommen und hat infolgedessen wieder während dieses ganzen Berichtsjahres und darüber hinaus fortgesetzte Verhandlungen gepflogen. Leider haben dieselben kein positives Ergebnis gehabt. Ohne hier auf Einzelheiten eingehen zu können, sei nur hervorgehoben, daß der Zentralverein zwei Forderungen aufstellte, die in diametralem Gegensatz zu seinem früheren Verhalten standen und außerdem in gewissen Punkten eine vollkommene Knebelung der liberalen Richtung bedeuteten. Es wurde nämlich verlangt, daß die Ritualkommission über die nichtgottesdienstlichen rituellen Anstalten der Gemeinde ein Aufsichtsrecht habe und daß sie „in Ausübung dieses Aufsichtsrechtes" je ein Mitglied in die Verwaltung des Friedhofs und Gemeindespitals delegieren solle. Ferner wurde vom Zentralverein verlangt, daß alle religiösen oder rituellen Fragen die sich auf orthodoxe oder gemeinsame Institutionen beziehen, vom Gemeindevorstand dem mit Beaufsichtigung der rituellen Anstalten betrauten orthodoxen Gemeinderabbiner zur Begutachtung vorgelegt und gemäß dessen schriftlichen Gutachtens entschieden werden müßten. Durch diese Bestimmung sollten also für alle gemeinschaftlichen Institutionen die liberalen Rabbiner einfach ausgeschaltet und die ganze Gemeinde sollte bedingungslos dem orthodoxen Gemeinderabbiner unterstellt, ja auch sogar der Gemeindevorstand in seinen Entschließungen von ihm abhängig gemacht werden.

Innerhalb des Vorstandes des Freisinnigen Vereins wurde beschlossen, dem Zentralverein für die Stellung des orthodoxen Gemeinderabbiners vorzuschlagen:

„Vor der Entscheidung ritueller oder religiöser Fragen hat der Gemeindevorstand, soweit orthodoxe Institutionen in Frage kommen, den orthodoxen Gemeinderabbiner, soweit gemeinsame Institutionen in Frage kommen, den orthodoxen und einen liberalen Gemeinderabbiner und soweit liberale Institutionen in Frage kommen, einen liberalen Gemeinderabbiner vor seiner Entscheidung zu hören."

Diese Entschließung wurde dem Zentralverein mitgeteilt, von demselben aber nach längeren Verhandlungen abgelehnt. Die Verhandlungen sind demnach als gescheitert anzusehen, und der Freisinnige Verein wird demgemäß, wie er dem Zentralverein bereits in einem früheren Stadium der Verhandlungen mitgeteilt hat, selbständig in dieser Angelegenheit vorgehen.

4. Von der übrigen Tätigkeit des Vereinsvorstandes und Ausschusses, soweit sie nicht unmittelbar durch Beschlüsse der letzten Generalversammlung veranlaßt war, ist noch Folgendes zu berichten:

a) Die Aemter im Vorstande und Ausschusse wurden in der gleichen Weise verteilt, wie im Vorjahre; nur wurde an Stelle des verstorbenen Herrn Isidor Dreyfuß Herr Professor Gräfenberg zum stellvertretenden Vorsitzenden des Ausschusses gewählt.

b) Die Mitgliederwerbung wurde in beschränktem Umfange weiter betrieben, sie litt allerdings zum Teil darunter, daß unser Schriftführer, Herr Dr. Salfeld, zum Heere einberufen ist. Trotzdem gelang es, eine größere Anzahl neuer Mitglieder dem Vereine zuzuführen. Es sind im Laufe des Berichtsjahres ausgeschieden: 4 Mitglieder, darunter durch Tod 1, während bis jetzt weitere 26 Mitglieder neu eingetreten sind; der Verein zählt unter Berücksichtigung der weiteren Ab- und Zugänge seit Schluß des Berichtsjahres, im ganzen 429 Mitglieder.

c) Der Vorstand hatte weiterhin Gelegenheit sich mit Herrn Rabbiner Dr. Nobel auf dessen Anregung hin über die Frage zu unterhalten, ob, und evtl. in welcher Form die

Einführung eines hebräischen Unterrichts in den Frankfurter Schulen stat finden kann und soll. Die Schwierigkeit liegt darin, daß von orthodoxer Seite verlangt wird, es müsse bei Erteilen dieses Unterrichts von den Schülern und dem Lehrer die Kopfbedeckung getragen werden. Nach einer innerhalb des Vorstandes und des Ausschusses in der Sitzung vom 26. Januar 1916 stattgehabten ausführlichen Erörterung wurde, ohne Fassung eines formellen Beschlusses, der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die große Mehrheit des Vorstandes und Ausschusses es für durchaus begrüßenswert halte, wenn den jüdischen Schülern Gelegenheit zur Erlernung der hebräischen Sprache gegeben werde. daß aber das Tragen der Kopfbedeckung während des hebräischen Unterrichts den Kindern des liberalen Teiles der Gemeinde nicht zugemutet werden und der ganzen Religionsunterricht gefährden könne, daß auch einzelne, von verschiedenen Seiten gemachte Vermittlungsvorschläge nicht geeignet seien, die Schwierigkeiten zu beseitigen und daß Vorstand und Ausschuß auch nicht im Stande seien, einen Weg zu finden, der über diese Schwierigkeiten hinweg führe. Auftragsgemäß ist von dieser Entschließung durch den stellvertretenden Vorsitzenden des Vereins Herrn Dr. Nobel mündlich Mitteilung gemacht worden. Weiteres ist in dieser Angelegenheit bisher nicht geschehen.

d) Herr Rabbiner Dr. Seligmann hatte sich in entgegenkommendster Weise dem Verein für einen Vortragszyklus über die „Bibel" zur Verfügung gestellt. Der Vorstand hat dieses Anerbieten mit großer Freude angenommen, die Vorträge haben in der Aula der Philanthropin stattgefunden. Sie haben sich eines außerordentlich großen Zuspruchs erfreut und großen Beifall gefunden. Die Vorträge werden in Druck erscheinen, und der Vorstand hat beschlossen, eine größere Anzahl derselben zwecks Vertriebs bei den Mitgliedern des Vereins fest zu bestellen. Dem Herrn Vortragenden, der sich in selbstloser und hingebender Weise uns zur Verfügung gestellt hatte und durch seine Vorträge der liberalen Sache außerordentliche Dienste geleistet hat, — was sich auch äußerlich durch eine Reihe nach den Vorträgen eingehender Mitgliedsanmeldungen kund tat — sei auch an dieser Stelle nochmals der herzlichste Dank ausgesprochen.

e) Gemeindewahlen werden für das nächste Jahr nicht stattfinden. Der Vorstand unseres Vereins hat bei der Gemeindeverwaltung angeregt, daß man mit Rücksicht auf den Krieg von Vornahme von Ergänzungswahlen in diesem Jahre Abstand nehmen und die Amtsdauer der jetzigen Mitglieder entsprechend verlängern möge. Nach einigen Verhandlungen erklärte auch der Zentralverein seine Zustimmung. Der Gemeindevorstand beschloß demgemäß, und der Herr Polizeipräsident hat gleichfalls die Genehmigung erteilt.

Aus dem vorstehenden Bericht dürfte sich ergeben, daß, wenn auch Vereinsversammlungen nicht stattgefunden haben, Vorstand und Ausschuß des Vereins in dem vergangenen Jahre keineswegs müßig geblieben sind, sondern in reichlicher Arbeit tätig waren und nach besten Kräften die Interessen des Vereins zu fördern gesucht haben.

Ehe dieser Bericht geschlossen wird, erscheint es angemessen, darauf hinzuweisen, daß der Verein im November 1916 auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit zurück blicken konnte. Der immer noch währende Krieg verbot es, durch eine besondere Feier diesen Gedenktag entsprechend zu begehen. Es soll aber wenigstens an dieser Stelle dieser Tatsache gedacht werden. Wir hoffen, daß, wenn der Krieg in hoffentlich nicht allzu großer Ferne beendigt sein wird, wir in der Lage sein werden, in würdiger Weise uns noch nachträglich dieses fünfundzwanzigjährigen Jubiläums zu erinnern. Heute sei nur darauf hingewiesen, daß wir mit Stolz und Befriedigung für unseren Verein auf das vergangene Vierteljahrhundert zurückblicken können. Nicht nur daß wir, wie ohne Ueberhebung gesagt werden kann, durch unsere Tätigkeit das Interesse der Gemeindemitglieder an dem Gemeindeleben stetig und nicht unerheblich erhöht und durch die innere Vereinstätigkeit unseren Mitgliedern und Freunden reichliche Anregung nach verschiedensten Richtungen geboten haben, dürfen wir auch mit Befriedigung feststellen, daß der Freisinnige Verein ein wichtiger und anerkannter Faktor im hiesigen Gemeindeleben geworden ist und daß wir sowohl für die allgemein jüdisch-liberale Sache in Deutschland als auch überhaupt für die deutschen Juden nicht Unerhebliches geleistet haben. Wir sind der älteste liberal-jüdische Verein in Deutschland überhaupt, wir haben als erster

Verein eine private liberale Religionsschule eingerichtet, uns sind in beiden Richtungen erst später die Großgemeinden in Berlin und Breslau gefolgt. Durch unsern Verein ist vor ca. 20 Jahren auch der „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" in Frankfurt eingeführt worden; unter dem Präsidium unseres damaligen Vorsitzenden tagte hier die erste Propagandaversammlung des Zentralvereins. Mitglieder unseres Vereins waren es, die in sehr erheblichem Maße an den Vorarbeiten zur Gründung des Verbandes der deutschen Juden sich beteiligten und endlich ist es unser Verein gewesen, der die gesamten Vorarbeiten für die Gründung der jetzt bestehenden „Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland" geleistet hat. Die ganzen Vorverhandlungen mit auswärtigen liberalen Vereinen, die damals die Gründung im Gefolge hatten, wurden von unserem Vereinsvorstande geführt, und die, die definitive Gründung vorbereitende Versammlung, wurde hier in Frankfurt von unserem Vereinsvorsitzenden geleitet. Auch hier dürfen wir also mit Stolz und Genugtuung einen Teil des Verdienstes nach der Richtung für uns in Anspruch nehmen, daß die liberale Vereinigung jetzt mit Erfolg und segensreich in Deutschland arbeitet.

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß es uns vergönnt sein möge, in gleicher Weise wie in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren, auch in Zukunft tätig sein zu können und wir sind sicher, daß bei andauernder Unterstützung durch unsere Mitglieder, wir auch fernerhin in der Lage sein werden, stets eine für das Judentum, und insbesondere für die liberale Sache, segensreiche Tätigkeit zu entfalten.

Der Vorstand.

Direktor Moritz Gombrich.

Einen schweren Verlust hat die jüdische Gemeinde und die Stadt Nürnberg durch den Tod des Institutdirektors Moritz Gombrich erfahren, welcher am 5. Jan. infolge eines Herzschlages im 71. Lebensjahre verschied. In allen Kreisen, in jüdischen sowohl wie in christlichen, war der vortreffliche Mann beliebt und verehrt. Ueberall schätzte man sein Wissen, seine Gewandtheit, seine rastlose Tätigkeit im Dienste des öffentlichen, sozialen und jüdischen Lebens. Zu diesen Eigenschaften gesellte sich eine sympathische, vornehme Persönlichkeit und liebenswürdige Umgangsformen, so daß das Haus des Genannten unter Mitwirkung einer gleichgesinnten Gattin jederzeit die Stätte herzlicher Gastfreundschaft eines großen Freundeskreises war. Gombrich war das älteste Mitglied der israelitischen Kultusverwaltung und führende Persönlichkeit in der jüdisch-liberalen Bewegung. Als vor 7 Jahren die Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland ins Leben gerufen wurde, hat der Verklärte mit wahrer Begeisterung diese Idee erfaßt. Er hat die konstituierende Versammlung besucht und an den ersten Veröffentlichungen mit feilen helfen. Seine große Liebe zum Judentum, gepaart mit gründlichem Wissen, machten ihn als Mitarbeiter besonders geeignet und wertvoll. Als Vorstandsmitglied der Vereinigung hat er mit allen führenden Männern, insbesondere mit Justizrat Breslauer, lebhafte Freundschaftsbeziehungen gepflogen und auf dem Wege reger und eingehender Korrespondenz vertieft. Für die liberale Bewegung war ihm keine Anstrengung zu groß und keine Reise zu weit. Als in Nürnberg eine Ortsgruppe der liberalen Vereinigung gegründet wurde, war es hauptsächlich der Werbekraft und dem Einflusse Gombrichs zu verdanken, daß der Nürnberger Verein in kurzer Zeit die höchste Mitgliederzahl nächst Berlin erhielt.

Als wir vor kaum Jahresfrist anläßlich des 70. Geburtstages Moritz Gombrichs seiner mannigfachen Verdienste um die Sache des Judentums und speziell der liberalen Bewegung an dieser Stelle gedachten, da schlossen wir mit dem Wunsche, daß uns die ungebrochene Arbeitskraft, die zielbewußte Führung dieses Mannes noch lange erhalten bleiben möchten. Es sollte anders kommen! Mitten in vollster Tätigkeit, in nimmer ruhendem Schaffen rief der Tod ihn hinweg, sanft und schmerzlos, so wie er es immer gewünscht und gehofft hatte. Seinem ausdrücklichen Wunsche, daß an seiner Bahre keinerlei Lobreden gehalten werden sollten, wollen auch wir uns pietätvoll fügen. Wir lassen nur einen kurzen Bericht über seine Beerdigung folgen, die unter ungeheurer Teilnahme aus allen Kreisen der Nürnberger Bevölkerung am Montag, den 8. Januar, auf dem neuen is-

raelitischen Friedhof in Nürnberg stattfand und am eindringlichsten zum Ausdruck brachte, welchen hohen Ansehens, welch großer Beliebtheit sich der Verstorbene zu erfreuen gehabt hatte. Trug man selbstredend auch seinem Willen, ihn nicht zu loben und zu preisen, in jeder Weise Rechnung, so ließ es sich trotz allem nicht vermeiden, daß seine Leistungen auf den mannigfachen Gebieten des öffentlichen Lebens von den hiezu berufenen Vertretern gewürdigt und beleuchtet wurden. Einige Sätze aus diesen Reden wollen wir zitieren; sie lassen am besten das Bild des Mannes vor uns erstehen, dessen Tod in manchen Vereinigungen eine schier unausfüllbare Lücke gerissen hat.

Die Rede des Geistlichen, Herrn Rabbiners Dr. Freudenthal, entwarf in markanten Worten eine Schilderung des Lebens und der Erfolge, der Verdienste und Leistungen Direktor Gombrichs. Zwei Grundmotive zogen sich durch sein ganzes Dasein: Die Liebe zum Vaterland, die Treue zum angestammten Glauben.

Aus ihnen resultiert alles, was der Verstorbene erstrebt und erreicht hat; seine Liebe und sein Verständnis für die heranwachsende Jugend, die mit schwärmerischer Anhänglichkeit an dem verehrten Lehrer hing; seine Begeisterung für die deutsche Turnsache, sein unermüdliches Interesse für alle Angelegenheiten des Judentums, dem er mit hohem Idealismus, nach dem biblischen Zitat des Redners „mit Würde und mit Kraft" diente. Sein vorbildliches Familienleben, das ihm eine Quelle reinsten Glückes gewesen, seine hochangesehene Stellung in Stadt und Land erfuhren die eingehendste Würdigung, und tiefe Ergriffenheit ging durch die Reihen der Trauerversammlung, als der Geistliche mit Worten des Dankes Abschied von dem Entschlafenen nahm.

Im Auftrage der Kultusgemeinde Nürnberg widmete Herr Justizrat Dr. Held deren bewährten 2. Vorsitzenden einen tiefempfundenen Nachruf. Aus seinen Ausführungen sei ein Satz herausgegriffen, der dem Wesen Direktor Gombrichs in besonders treffender Weise gerecht wurde und der da lautete: „Es parte sich bei ihm Schärfe des Verstandes mit Milde des Herzens, Entschiedenheit des Willens mit Freundlichkeit der Formen, Strenge der sittlichen Anschauungen mit Gerechtigkeit des Urteils, Lebensklugheit mit wissenschaftlichem Durchdringen, rege Teilnahme für alle Fragen des Tages mit unermüdlichem Fleiß und peinlicher Gründlichkeit!"

Als nächster Redner brachte Herr Stadtpfarrer Lauerbach in zu Herzen gehenden Worten die Abschiedsgrüße des Lehrerkollegiums der Gombrich'schen Handelslehranstalt, deren hochverdienter Leiter der Verstorbene jahrzehnte lang gewesen war, dar, das vorbildliche Zusemmenwirken von Lehrern und Direktor, der Geist echter Zusammengehörigkeit, der an dieser Anstalt herrscht, er leuchtete aus jedem Worte der warmen und eindrucksvollen Ansprache.

Für die Vereinigung für die liberalen Interessen des Judentums sprach Herr Justizrat Josephsthal; bei der großen Bedeutung, die Direktor Gombrich gerade für diese Bewegung hatte, lassen wir die Rede im Wortlaut folgen:

Hochverehrte Trauerversammlung!

Unter den zahlreichen Körperschaften, die über Direktor Gombrichs Heimgang klagen, steht die Vereinigung für die liberalen Interessen des Judentums in erster Linie in tiefster Trauer an dieser Bahre.

Als ich vor wenigen Monaten dem allverehrten Manne namens unserer Vereinigung die Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstage aussprechen durfte, da habe ich ihn als den getreuen Mentor unserer Bewegung bezeichnet, der in seltener Weise mit der Reife und Würde des Alters den glücklichen Optimismus und die Begeisterungsfähigkeit der Jugend verband und wie kaum ein zweiter berufen war, eine führende Stellung in dieser Bewegung einzunehmen.

Seien Sie überzeugt, so schrieb er mir damals, daß ich bis zum letzten Atemzug der von mir als gut erkannten Sache treubleiben werde.

Er hat dieses Versprechen getreulich gehalten.

Seit Gründung der Vereinigung, an deren Schöpfung er mitgewirkt hatte, hat er deren Vorstand angehört; uns in Nürnberg ist er der geborene, der selbstverständliche, der vorbildliche Führer gewesen. Sein Hinscheiden bedeutet für die religiös liberale Bewegung einen schweren Verlust; für uns in Nürnberg hinterläßt er eine schier unaus-

füllbare Lücke. Sein kluger Rat, seine Ueberzeugungstreue und seine dem wahren Liberalismus immer eigene Versöhnlichkeit und Duldsamkeit werden für uns eine Richtschnur für alle Zukunft sein.

Im Auftrage des Vorstandes der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland, dem es bei der Kürze der Zeit nicht möglich war, eine eigene Vertretung hierher zu entsenden, vor allem aber namens des Nürnberger Vereins sage ich dem hochverdienten Manne unsern letzten Dank für all' die Liebe und Aufopferung, mit der er für uns gewirkt."

Es folgten dann noch Ansprachen des Herrn Justizrat Wittelshöfer für den Landesverband israelitischer Gemeinden, in dessen Vorstandschaft Direktor Gombrich wirkte; von Herrn Turninspektor Häublein für den Turnverein Nürnberg und den bayr. Turnerbund, wo der Verlebte hohe Vertrauensstellungen einnahm, von Herrn Hauptmann d. R. Oberndorfer namens des israelitischen Mädchenstiftes, dessen Förderung dem Verlebten besonders ans Herz gewachsen war; von Herrn Privatier Braun namens des Vorstadtvereins Gostenhof, von Herrn Dr. Sommer namens des Vereins der Badenser, der besonders die große Anhänglichkeit des Verstorbenen an sein Geburtsland Baden rühmte; von Offiziersaspirant Ried namens der vereinigten ehemaligen Schüler des Instituts und von einigen der jetzigen Schüler, die namens ihrer Kameraden mit Dankesworten herrliche Kranzspenden niederlegten.

Ein schier unabsehbarer Zug bewegte sich nach der letzten Ruhestätte dieses Mannes, und echte Trauer erfüllte die Herzen, als man unter dichten Schneeflocken einen Sarg verschwinden sah, der Einen der Besten unserer Gemeinde barg. Sein Andenken wird hier unvergessen sein! E. D.

Aus den hinterlassenen Aufzeichnungen des trefflichen Mannes lassen wir noch einige bezeichnende und allgemein interessierende Stellen hier folgen:

Aus meinem Leben.

Als Sohn eines Hauptlehrers an der Simultanschule eines Dorfes im bad. Schwarzwald faßte ich in meinen jungen Jahren schon Neigung zum Beruf eines Erziehers und Lehrers.

Ich lebte als überzeugter Jude und habe mich jederzeit als solchen bekannt. Niemals habe ich in meinem Berufe unter diesem Bekenntnis zu leiden gehabt, niemals war meine Zugehörigkeit zum Judentum für mich ein Stein des Anstoßes weder in meinem Berufsleben noch in meiner außerberuflichen Wirksamkeit.

Obwohl ich ein Anhänger der religiös liberalen Richtung im Judentum war, ja sogar mit an der Spitze der religiös liberalen Bewegung stand, war ich niemals ein Feind der gesetzestreuen Richtung; ich habe von ihr nur die Anerkennung der Existenzberechtigung des liberalen Judentums, soweit es auf positiv religiösem Boden steht, verlangt.

Von meiner frühen Jugend an fühlte ich mich als Deutscher und nichts war im Stande, mir dieses Bewußtsein aus der Seele zu reißen. Während meines ganzen Lebens habe ich allen nationalen und gemeinnützigen Bestrebungen in Gemeinde, Staat und Reich mein volles Interesse zugewandt und war jederzeit bereit, für dieselben einzutreten, sobald man meine Mitwirkung in Anspruch nahm.

In Turnerkreisen verstand und schätzte man meine deutsche Gesinnung und seit einem halben Jahrhundert genoß ich in der deutschen Turnerschaft, insbesondere im bayer. Turnerbund und im Nürnberger Turnverein das größte Vertrauen, das durch Uebertragung verschiedener verantwortungsvoller Ehrenstellen zum Ausdruck kam. Dieses Vertrauen erfüllte mich Zeit meines Lebens mit Stolz und Genugtuung.

Mein Leben und mein Wirken ist abgeschlossen; wie kein Mensch frei von Fehlern ist, so habe auch ich oft gefehlt; aber in ruhigen Stunden habe ich immer Einkehr gehalten und mir selbst Rechenschaft über meine Gesinnungen und Handlungen abgelegt. Alle diejenigen, welche ich beleidigt und gekränkt haben kann, bitte ich, mir zu vergeben.

Ich habe den Tod nie gefürchtet und und oftmals über das Rätsel des Lebens und des Todes nachgedacht.

Nun bin ich eingegangen in das ewige Jenseits; mögen alle, die mich kannten, mir ein freundliches Gedenken bewahren.

Bericht aus Nürnberg.

Am 18. Dezember führte sich Herr Generalsekretär Dr. Stern aus Berlin, nachdem er zuvor schon in Breslau und Oppeln mit großem Erfolg seine Tätigkeit aufgenommen hatte, in der hiesigen Ortsgruppe „Verein für die liberalen Interessen des Judentums" durch einen Vortrag über das Thema: „Aussichten und Zukunft des Liberalismus im Judentum unter Berücksichtigung der durch den Krieg geschaffenen Lage" ein.

Dem Vortrag ging eine Besprechung der Ausschußmitglieder voran, in welcher Herr Rechtsanwalt Stern seine künftige Tätigkeit als Generalsekretär darlegte und verschiedene Punkte aus den Aufgaben der liberalen Vereinigung zur Diskussion brachte.

Der Vortrag war in Anbetracht des Umstandes, daß an diesem Abend in Folge einer Explosion im Kraftwerk die elektrische Beleuchtung bis 7 Uhr versagte und der Straßenbahnbetrieb ganz eingestellt war, recht gut besucht.

Den Vorsitz führte Herr Schuldirektor Gombrich, der in seiner Begrüßungsrede die Aufgabe der liberalen Vereine im Allgemeinen und speziell in Bayern betonte und zum treuen Festhalten an der einmal entfachten Bewegung ermahnte, und ferner betonte, daß während des Krieges trotz mehrfacher Angriffe auf unsere Ziele der Burgfrieden von unserer Seite nicht gebrochen werden solle.

Hierauf hielt der Herr Generalsekretär einen einstündigen Vortrag über das oben genannte Thema. In gedankenreicher und formvollendeter Rede legte Herr Rechtsanwalt Stern dar, daß der Krieg das religiöse Empfinden und Wollen, sowohl bei uns in der Heimat, wie bei den im Felde Stehenden gestärkt, zumteil neu geweckt habe. Auf einsamer Feldwache in sternenklarer Nacht sei manch Einer seinem Gotte näher gekommen, und gerade im Felde habe es sich gezeigt, daß die Ausübung unserer Religion nicht an starren Formen hafte, denn selbst Feldgottesdienste unter Außerachtsetzung aller altgewohnten Formen hätten ihrer ergreifenden Wirkung auf die Teilnehmer nie verfehlt. Ein fruchtbarer Boden sei vorbereitet für die Aussaat, die nach dem Kriege von unserer Seite zu erfolgen habe. Es gelte in erster Linie, die aus dem Felde heimkehrende Jugend für unsere liberale Sache zu gewinnen, damit sie den schon jetzt mit allen zu Gebote stehenden Mitteln arbeitenden Gegnern nicht zugeführt würden. Unsere ganze Bewegung habe ihre Daseinsberechtigung bereits bewiesen. Das zeige nicht nur das Interesse, das ihr allgemein entgegengebracht werde, sondern dafür zeuge auch die Tatsache, daß in allen liberalen Gemeinden, wo sie Fuß gefaßt habe, die führenden und prägnantesten Persönlichkeiten der betreffenden Gemeinde an der Spitze der liberalen Ortsgruppen stünden, wie dies z. B. gerade in Nürnberg der Fall sei.

Der Redner wies mit besonderem Nachdruck auf die Betätigung der jüdischen Jugend an unserer Sache hin und mißt den sogenannten Jugendvereinen die größte Bedeutung bei; so leistet z. B. der Breslauer Jugendverein ganz Vorzügliches für die liberale Bewegung. Jüdisches Wissen, besonders das Studium der jüdischen Geschichte sei das beste Mittel, die Jugend in unserem Sinne heran zu ziehen.

Selbstverständlich wurde auch eingehend der großen Leistungen gedacht, die die Juden im Weltkriege aufzuweisen haben, der blutigen Opfer, die sie, erfüllt von echter Vaterlandsliebe, im Gefühle ihres Deutschtums brachten und noch zu bringen haben, und daß trotz der bitteren Erfahrungen gerade der letzten Zeit jeder Jude auch fernerhin voll und ganz seine vaterländische Pflicht erfüllen werde.

Mit verheißungsvollem Ausblick auf die Zukunft des liberalen Judentums schloß der Redner seine mit warmen Beifall aufgenommenen Ausführungen.

Aus der Jugendbewegung.

Der jüdisch-liberale Jugendverein in Breslau und seine Bestrebungen.

Der Breslauer jüdisch-liberale Jugendverein hielt am 26. Dezember 1916 eine Chanukkah-Feier ab. Und diese Feier war uns wieder ein Beweis dafür, daß da, wo Jugend und Alter zusammensteht, es auch unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen möglich ist, weite Kreise der jüdischen Bevölkerung für die liberale Sache zu interessieren. Mehr als 2000 Personen füllten den Saal der Gesellschaft der Freunde. Auf die würdige religiöse

Feier (Lichterweihe durch H. Kantor Wartenberger und eine tiefdurchdachte Festansprache des Herrn Rabbiner Dr. Goldmann) folgte eine sehr beifällig aufgenommene Begrüßungsansprache des Vors. Herrn Erich Bayer. Hierauf folgte der gesellige Teil der Veranstaltung und nahm gleichfalls einen glänzenden Verlauf.

Unser Ehrenmitglied J. R. Berger brachte mit vielem Temperament ein Festlied auf den um unseren Verein besonders verdienten Rabb. Goldmann zum Vortrag. Herr Alfred Berger, der in vorbildlich opferwilliger und rühriger Weise für unseren Verein tätig ist, toastierte auf die Ehrenmitglieder und den gleichfalls anwesenden Syndikus des Zentralvereins R. A. Holländer, Berlin.

Mit vorstehendem bin ich der Aufforderung des Vorstandes nachgekommmen über die Feier im „Liber. Judent." zu berichten. Nicht ganz ohne Bedenken habe ich mich dieser Aufgabe unterzogen. Haben wir jungen Juden das Recht in unserer wissenschaftlichen Zeitschrift Raum für die Darstellung unserer geselligen Veranstaltungen zu beanspruchen? Und doch ist vielleicht ein solch knapper Bericht nicht nutzlos. Er zeigt auch dem Fernstehenden, wie reich und umfassend sich die Tätigkeit eines solchen Jugendvereins gestalten kann und wie, wenn nur jeder auf dem Posten ist, es möglich ist, weite Kreise zur freudigen Mitarbeit an den jüdischen Dingen heranzuziehen. Selbstverständlich sind solche Chanukkahfeiern eben Feiertagsveranstaltungen, die die ernste Werktagsarbeit unseres Kreises zwar unterbrechen, aber nicht hemmen können. Darum habe ich es mit besonderer Freude begrüßt, daß unser hochverdientes Ehrenmitglied Herr San.-Rat Reich seine Ansprache auf einen durchaus ernsten Ton stimmte und mit männlichen Worten, die wahrhaft ergreifend wirkten, auch auf die „Judenstatistik" zu sprechen kam. Wenn jüngst Martin Buber im „Juden" schrieb, unsere Glaubensgenossen sollten das Protestieren gegen diese Maßnahme — den „Aufrechten-Deutschen" überlassen, so muß ich mir vorbehalten, auf diesen eigenartigen, aber für den deutschen Zionismus charakteristischen Ruf an anderer Stelle ausführlich zurückzukommen. Soviel nur hier: wir jungen liberalen Juden haben für diese Lösung keinerlei Verständnis. Wir überlassen die Wahrnehmung unserer Rechte nicht anderen, sondern wir nehmen sie selbst in die Hand. Dieses: laßt sie doch zählen, sie haben ja immer gezählt! dieses laisser faire et laisser aller auf den Antisemitismus übertragen, berührt uns wie aus einer anderen Welt längst entschwundenen Ghettojudentums.

Und so habe ich diese meiner Neigung so widerstreitende Aufgabe, über ein Fest zu berichten, eigentlich nur übernommen, um bei dieser Gelegenheit festzustellen, daß wir liberalen Juden, so gewiß wir verstehen, jung und fröhlich zu sein, die Aufgabe eines Jugendvereins nicht in Geselligkeit und Vergnügungen erschöpft sehen. Wir sind Kämpfer. Und wir lehnen ab jene Gleichgiltigkeit ja Gesinnungslosigkeit, welche sich oft hinter schönen Worten wie Objektivität und Neutralität verbirgt. Doch sei, um Mißverständnisse zu vermeiden, ausdrücklich hervorgehoben, daß der Breslauer Verein den Burgfrieden peinlichst innehält und sich angesichts der durch den Krieg geschaffenen besonderen Lage auf die Veranstaltung religiös-wissenschaftlicher Vortragsabende beschränkt. Dadurch, daß sich an solche Vorträge regelmäßig eine Diskussion anschließt, werden die Mitglieder zur gewissenhaften Nachprüfung, aber auch zur schlagfertigen Vertretung ihrer persönlichen Auffassung erzogen, und es werden so ganze Mitstreiter herangebildet, die mit Liebe am Judentum hängen und von denen zu hoffen ist, daß sie einmal fähig sein werden, die Sache unserer Gemeinschaft auch nach außen hin wirksam zu vertreten.

Breslau.

Dr. Ernst Emil Schweitzer.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Mit unserem 1. Leseabend am 31. Oktober haben wir unseren fortlaufenden Veranstaltungen eine neue angegliedert, die unseren Mitgliedern für die vielseitigen Aufgaben unserer Organisation ein tieferes Verständnis bringen soll.

Unser stellvertretender Vorsitzender Herr Erich Bayer gab zunächst einleitend in kurzen Worten Zweck und Ziel dieser Abende an und erteilte dem Referenten Herrn Dr. phil. Nellhaus das Wort, der in längeren Ausführungen einen Ueberblick über die Entstehung und den bisherigen Bestand unserer Bibliothek gab.

Hierauf verlas Herr Berger drei Briefe unserer Bruderorganisationen in Berlin, Hamburg und Posen, die sich mit der Wiederaufnahme und der Ausgestaltung ihrer Tätigkeit befassen. Am Mittwoch, den 8. November fand unter sehr starker Beteiligung der erste Zyklus-Vortrag unseres Ehrenmitgliedes Herrn Rabb. Dr. Goldmann statt. Redner sprach zunächst von den Grenzen der Religion und Wissenschaft, die, wenn sie innerhalb ihrer Gebiete bleiben, sich niemals berühren können. Leider aber hat die Religion sich bereits sehr früh Uebergriffe in das Gebiet der Wissenschaft erlaubt und sich ein Weltbild geschaffen, welches mit dem damaligen Stande der Naturwissenschaft übereinstimmte, das aber mit der fortschreitenden Forschung nicht mitging, sondern ihre einmal aufgestellte Sätze festhielt. Der dadurch entstehende Widerspruch zwischen Glauben und Verstand wurde schon früh versucht auszugleichen. Jede Religion tat es auf eine andere Art.

Wie war es nun im Judentum? Hier hatte man eine so hohe Achtung vor der Wissenschaft, daß man ihr zu Liebe in das jüdische Weltbild so viel hineinlegte, drehte und deutelte, bis es mit der herrschenden Weltanschauung übereinstimmte. Diese Methode, die Relionsphilosophie, hat dem Judentum sehr geschadet. Denn es liegt in diesem Ausgleichsversuch eine große Geringschätzung der Religion des Judentums, die es nicht notwendig hat, sich zu verstecken. Die verschiedensten Zeitströmungen sind über den Felsen des Judentums dahingebraust, aber sie haben nicht vermocht, die ewigen Werte desselben zu vernichten. Es soll damit nicht gesagt sein, daß unsere Religion sich nicht verändert hat; nur in der Entwicklung ist Leben, ihr großer Fehler bestand und besteht noch darin, daß sie sich nach Zeitströmungen orientiert. Wenn diese verschwinden, dann läuft das Judentum, wenn es sich ihnen ganz verschrieben hat, Gefahr, selbst unterzugehen. Nur aus eigener Kraft und auf dem Boden des Judentums sollen wir unseren Glauben fortentwickeln Der Liberalismus muß das Selbstbewußtsein haben, dasjenige, was im Judentum noch Bedeutung hat, auch zu erhalten. Der Herr Redner schloß mit einem kurzen Ueberblick über die nächsten Vorträge. Seine Worte lösten stürmischen Beifall aus, dem der Leiter der Versammlung noch besonderen Ausdruck gab. Eine Diskussion wurde nicht gewünscht. Am 14. November fand unser 2. Leseabend statt, an dem eine recht rege Aussprache über die Ausgestaltung der Vereinstätigkeit erfolgte, die Herr Alfred Berger leitete.

Unser 2. Zyklus-Vortrag am 21. November zeigte wieder einen sehr starken Besuch. Herr Erich Bayer eröffnete die Versammlung und teilte mit, daß in der letzten Vorstands-Sitzung Herr Dr. phil. Nellhaus in den Vorstand gewählt wurde, da durch weitere Einziehungen von Vorstandsmitgliedern eine Zuwahl mit Rücksicht auf die wachsende Innenarbeit erforderlich erschien. Unser Ehrenmitglied, Herr Rabbiner Dr. Goldmann, hielt hierauf seinen angekündigten Vortrag: Das Problem des freien Willens. Der Redner führte etwa aus: Man muß bei diesem Problem einen scharfen Unterschied zwischen der naturwissenschaftlichen und religiösen Seite machen. Nach der jüdischen Anschauung ist das Wollen natürlich frei, denn ohne diese Voraussetzung gäbe es ja keine Sittlichkeit und ohne Sittlichkeit auch keine Religion. Die Thora hat sich mit dieser Frage sehr eingehend befaßt und ihr Satz: „Siehe, ich lege in Deine Hand Segen und Fluch, Du sollst wählen", gibt uns einen klaren Aufschluß über ihre Stellungnahme. Die Idee der Versöhnung im Judentum hat ja auch nur dann Sinn, wenn der Mensch sittliche Freiheit besitzt, wenn er sich selbst durch eigene Arbeit erlösen kann. Auch die Selbstüberwindung, dieser Sieg des Göttlichen über die tierische Natur im Menschen, ist nur eine Folge unserer Willensfreiheit. Im schärfsten Gegensatz zu dieser Anschauung steht Baruch Spinoza, der die Lehre aufgestellt hat, daß alles Vorherbestimmung ist. Der Mensch ist nicht frei, sondern sein ganzes Wollen und Handeln erfolgt unter einem Zwange, von dem er natürlich nichts merkt. Daß es für Spinoza daher keine Sittlichkeit geben kann, ist natürlich; für ihn sind gut und nützlich, ebenso wie böse und schädlich oder weniger nützlich identische Begriffe. Der Pantheismus sagt: Gott und die geistige und körperliche Welt decken sich. Nach unseren Anschauungen ist Gott mehr als diese; er steht über den Dingen. Zum Glück war Spinoza keine Kampfnatur, er hätte sonst dem Judentum unendlichen Schaden zufügen können. Zu

seiner Zeit hatte seine Lehre nur wenige Anhänger, erst Ende des 18. Jahrhunderts gelangte sie besonders in Deutschland zu großer Blüte; ihr bedeutendster Verfechter war Goethe. Heute ist der Spinozismus fast völlig überwunden. Das Judentum hat wieder einmal seine sittliche Ueberlegenheit gezeigt, denn nur auf der Grundlage eines freien Willens ist sittlicher und wissenschaftlicher Fortschritt möglich.

Der größte Teil der Anwesenden blieb noch nach dem Vortrag gemütlich zusammen. Bei dieser Gelegenheit machte Herr Alfred Berger einige interessante Mitteilungen über innere Vereinsangelegenheiten und konnte gleichzeitig berichten, daß seit langer Zeit des Schweigens wieder einmal ein Feldpostbrief unseres Vorsitzenden, Unteroffiziers Albert Wolf eingegangen ist, von dessen Ergehen die Versammlung mit lebhaftem Interesse Kenntnis nahm.

Am 3. Leseabend las Herr Alfred Berger aus „Sozialer Ethik" die Abhandlung Leo Baecks über die Schöpfung des Mitmenschen.

Unter sehr starker Beteiligung fand der 3. Zyklus-Vortrag des Herrn Rabbiner Dr. Goldmann statt. Der geschätzte Herr Redner behandelte sein Thema: Optimismus ungefähr wie folgt: Das Judentum ist optimistisch, und dieser Gedanke wird schon im Schöpfungsbericht der Bibel durch die Worte: „Und Gott sah, daß es gut war" zum Ausdruck gebracht. Wir Juden beweisen nicht, daß diese Welt die beste sei; unser Optimismus ist Glaubenssache, seine schönste Verkörperung hat er in der messianischen Idee gefunden. Das Judentum ist an den Leiden des Lebens nicht blind vorbeigegangen, und im Buche Hiob findet die Frage nach der Ursache des Unglücks, unter dem auch der Gerechte oft leiden muß, ergreifenden Ausdruck. Aber einem Pessimismus, wie ihn das Christentum kennt, ist das Judentum stets fremd geblieben. Den bedeutendsten philosophischen Vertreter hat die pessimistische Weltanschauung in Schopenhauer gefunden, für ihn ist diese Welt die schlechteste, die überhaupt möglich ist, jedes Glück ist nur eine Pause im Unglück. Er mußte bei dieser Weltanschauung ein scharfer Gegner des Judentums werden; er hat aber diese Gegnerschaft auch auf die Juden selbst übertragen. Das Leben Schopenhauers zeigte, daß dieser Philosoph ganz anders gelebt hat, wie man es nach seinen Lehren erwarten sollte. Der Pessimist, der ganz folgerichtig handeln will, muß schließlich zum Selbstmord, dem Gipfel der Lebensverneinung kommen. Nur der Optimist, der ungeachtet mancher Fehlschläge, seinen Weg geht und der niemals die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft aufgibt, kann im Leben etwas erreichen. Das Judentum hat auf seinem Gang durch die Geschichte viele Leiden erdulden müssen, aber es ist nicht unterlegen, da es den Glauben an die Erfüllung einer Mission nicht verloren hat; in der Zeit seines äußersten Niederganges haben seine Propheten die Lehre von der Menschheit und dem messianischen Zeitalter aufgestellt, und diese beiden Lehren haben das jüdische Volk auch in den schwersten Zeiten des Mittelalters auf echt erhalten und sollen auch uns zu neuer Arbeit anspornen auf dem Wege, der zu ihrer Verwirklichung führt. Durch den Antisemitismus hervorgerufen hat in neuerer Zeit unter einem Teil der Juden der Pessimismus Anhänger gewonnen, er ist die Ursache des Zionismus, der sich resigniert vom Kampfe um unser Recht zurückgezogen hat, und unseren Glauben an die Menschheit verlacht.

Mit einem Aufruf an den Optimismus der Jugend, der uns liberale Juden zu rastloser Arbeit für unseren Glauben anspornen soll, schloß Herr Dr. Goldmann unter stürmischem Beifall seinen Vortrag.

Herr Berger übermittelte Grüße der Berliner Bruderorganisation und teilte gleichzeitig mit, daß dieselbe ihre Tätigkeit wiederaufgenommen hat. Ferner dankte er unserem Vereinsbruder Dr. Schweitzer für seine Anerkennung, die er unseren Leistungen in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" gezollt hat und schloß seine Ausführungen, die starken Beifall auslösten, mit einer dringenden Mahnung, die immer schwieriger werdende Arbeit des Vereins durch aktive Teilnahme zu unterstützen. Herzliche Worte der Anerkennung widmete uns unter lebhaftem Beifall unser Ehrenmitglied Herr Sanitätsrat Dr. Reich.

Auch dieser Abend brachte uns eine Reihe neuer Beitrittserklärungen.

Am 12. Dezember fand, wiederum unter starker Beteiligung, der 4. Zyklus-Vortrag statt. Herr Rabbiner Dr. Goldmann sprach über „Soziale Ethik". Eine Grundlage

des Judentums ist sein Sozialismus; alle Menschen haben gleiche Rechte, denn alle stammen nach einem Berichte der Bibel von einem Menschenpaar ab. Das Judentum kennt daher auch nur einen Adel, der sich an die Person knüpft. Jeder Mensch hat ein Anrecht auf Glück und um jedem dasselbe zu verschaffen, hat das Judentum eine große Reihe von Gesetzen aufgestellt, die den sozialen Grundzug sichern.

Das Christentum kennt diese Gesetze nicht und verwirft sie; nach seiner Anschauung muß Wohltätigkeit auf freiwilliger Grundlage aufgebaut sein, da durch den Zwang der sittliche Wert des Handelns beeinträchtigt wird. Das Leben hat dem Judentum recht gegeben; ohne Gesetz ist eine Durchführung des Sozialismus unmöglich. Die jüdische soziale Gesetzgebung wird heute von den Staaten eingeführt; es sei nur an die Sonntagsruhe erinnert, die das Judentum schon lange kennt, die aber von der Regierung gesetzlich festgelegt werden mußte, da man sonst garnicht daran gedacht hätte, dieselbe durchzuführen. Die Schwachen müssen gestützt werden, sie dürfen nicht auf unser Erbarmen angewiesen sein, sie müssen auf ihr Recht pochen können.

Nietzsche ist der große Gegner des Sozialismus. Er sagt, der Zweck dieser Welt ist nicht das Glück der Menge, sondern die Schaffung bedeutender Menschen, in denen der Wille zur Macht groß ist; für ihn ist Nächstenliebe Sklavenmoral, das Mitleid ist das Unglück der Welt. Aber er ist kein Egoist, der die Macht nur zur Erlangung eigener Vorteile ausgenütz wissen will; für ihn ist der Kampf der Menschen unter einander nur Mittel zu dem großen Zweck der Menschheit, zur Schaffung des Uebermenschen. Nitzsche ist daher ein Gegner des Judentums, dessen Moral aus der blonden Bestie ein zahmes Haustier gemacht hat; er ist aber gleichzeitig gegen die Juden gerecht und rühmt ihre große Zähigkeit und Standhaftigkeit.

Nietzsche verwirft die Sklavenmoral des Judentums, weil sie die Menschen verdorben habe. Herrscht diese Sklavenmoral aber vielleicht in der Welt? Man kann diese Frage nur mit Nein beantworten, in Wahrheit herrscht noch immer die Gewalt, und von dem Ideal des jüdischen Prophetismus sind wir noch weit entfernt. Die einzige Möglichkeit für den Menschen vorwärts zu kommen und der Menschheit zu nützen, ist die soziale Ethik. Das Judentum sagt: Wenn ich nicht für mich bin, wer sollte für mich sein, wenn ich nur für mich bin, was bin ich dann? Bemühen wir uns groß und stark zu werden um mit unserem Ueberflusse dem Schwachen beizustehen. Stürmischer Beifall wie nach jedem Vortrag des geschätzten Redners, folgte auch diesen Ausführungen, die den Hörern einen tiefen Blick in die geistigen Schätze unserer Religion gewährten. Nach Dankesworten des Herrn Bayer konnte Herr Berger unter freudiger Zustimmung der Versammlung auf Grund neuer Beitrittserklärungen den Namen des 300. Mitgliedes bekanntgeben.

Am 19. Dezember fand der 4. Leseabend statt. Herr Dr. Nellhaus las das feinsinnige Zwiegespräch zwischen Weihnachtsbaum und Chanukkah-Licht vor.

Zum Chanukkah-Feste sandten wir unseren Feldgrauen eine literarische Festgabe, für die wiederum Herr Rabbiner Dr. Eschelmann einen besonderen trefflichen Artikel uns widmete. Wir legten der Sendung Dr. Samuels „Bibel und Heldentum" bei.

Breslau, den 21. Dezember 1916.

Walter Cohn.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Posen.

Nach langer Pause, die dadurch bedingt war, daß alle männlichen Vorstandsmitglieder unseres Vereins sich bis vor ganz kurzer Zeit im Felde befanden, traten wir anläßlich des Chanukahfestes wieder mit einer größeren Veranstaltung vor die Oeffentlichkeit.

Im Anschluß an den von der hiesigen Synagogen-Gemeinde in den beiden Synagogen am Dienstag, den 19. Dezember cr., nachmittags 4 Uhr veranstalteten Fest-Gottesdienst mit Predigt der Herren Gemeinde-Rabbiner Prof. Dr. Bloch und Dr. Freimann, zu dem die in Posen anwesenden jüdischen Soldaten durch Kommandanturbefehl benachrichtigt waren, luden wir diese zu einer Bewirtung mit Liebesgabenverteilung ein. Etwa 200 Soldaten waren unserer Einladung gefolgt; sie saßen an langen Tafeln in dem schön dekorierten Saale des Hotel

Friedrichshof, und an jedem Platz fand jeder Gast seinen Liebesgabenteller.

Nach einem Harmoniumvorspiel sprach unser Vorstandsmitglied, Frl. Hertha Jacobsohn einen von ihr selbstverfaßten, stimmungsvollen Prolog*), nach welchem Herr Rabb. Prof. Dr. Bloch die Chanukahlichte entzündete und die Anwesenden das Chanukahlied sangen, von welchem 2 Strophen unser Mitglied, Frl. Hilda Kurz, als Solistin, vort.ug. Harmoniumspiel beendete den religiösen Teil. Nun regten sich die fleißigen Hände unserer weiblichen Mitglieder, um für die Bewirtung unserer Feldgrauen zu sorgen, und geschäftig liefen sie hin und her, immer wieder die Teller und Gläser unserer Gäste füllend. Im Verlaufe der Bewirtung begrüßte unser stellvertr. Vorsitzender, Herr Lachs, die Anwesenden, zu denen sich inzwischen noch Rabb. Dr. Freimann, ferner Vertreter des Vorstandes der Gemeinde, des Vereins liberaler Juden und der Amicitia Loge eingefunden hatte, und brachte das Kaiserhoch aus, worauf Herr Unteroffizier London, Mogilno, im Namen der Soldaten dankte und mit einem Hoch auf unseren Verein schloß. In bunter Reihe wechselten jetzt die Vorträge ab. Voll des Lobes und des Dankes verließen unsere Feldgrauen die gastliche Stätte, an der sie einige Stunden, frei von den Sorgen des Dienstes, fröhlichen Mutes geweilt haben.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß von unseren Mitgliedern außer denen, die sich in der hiesigen Garnison befinden, 50 im Felde stehen, die wir anläßlich des Chanukahfestes mit Liebesgaben bedacht haben.

Arthur Simon.

*) Der Prolog lautet:

Noch immer wankt und bebt die Erde,
Noch lastet schwer der Stunde Joch,
Der Krieg rast mit erhobnem Schwerte,
Gierig zerstörend, immer noch.
Noch loht der Kampf an allen Seiten,
Das Meer von Blut und Tränen schwillt,
Und unsrer Sehnsucht Seufzer gleiten
Zum Glück des Friedens — unerfüllt.

Und wieder kommst du lichtumgeben,
Du lieblich-liebes Fest der Weih',
Vom Staube uns emporzuheben,
Die Kraft zu stählen uns aufs neu'!
O gieße deines Lichtes Welle
Erwärmend du in jedes Herz,
Daß es ein Schimmer noch erhelle
Auch in des rauhen Alltags Schmerz!

Wohl Schweres haben wir ertragen,
Und Schwerstes ist noch zu bestehn,
Doch unsere Kraft wird nicht versagen,
Und Opfermut nicht untergehn.
Wir deutschen Juden woll'n beweisen,
Daß wir an Mut und Treue reich,
Voll frohen Stolzes: deutsch zu heißen
Und Juden, makkabäergleich!

Und ob des Hasses Gift sie säen,
Ob Mißgunst uns verzehren möcht',
Wohl schmerzt uns solches Mißverstehen,
Wohl kämpfen wir um unser Recht,
Doch über allem Kampf und Ringen
Steht unverletzbar unsre Treu',
Steht unsre Liebe, die wir bringen
Dir, Deutschland, unentwegt und frei!

Wir fragen nicht, ob uns auch gleißet
Der Anerkennung heller Schein,
Des Herzens Zwang uns machtvoll heißet,
Dem Vaterlande uns zu weih'n,
Zu streiten stark und ohn' Ermüden
Bis zu dem letzten Atemzug,
Bis Gott gebietet seinen Frieden:
Nun heile du, nun ist's genug!

Mein Vaterland! Was wir empfinden,
Dem kann kein Wort Gestalt verleih'n,
Des Juden Tat soll es dir künden:
Er ist es wert, dein Kind zu sein!
Das Bild der Makkabäer leuchtet
Uns vor mit herrlich hohem Schein,
Und ob das Auge sich auch feuchtet, —
Das Herz bleibt stark, bleibt ewig dein!

Posen, 28. Januar (Tel.) Arbeitsgemeinschaft jüdisch-liberaler Jugendvereine soeben gegründet.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 3 und 4. Jahrgang 9. März u. April 1917.

Der Prophet Elia, der „Schutzheilige" unseres Peßachfestes.

Von Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld.

Im Gegensatz zu anderen Bekenntnissen kennt die jüdische Religion keine Heiligen, an die man sich um Rat oder Hilfe wendet, keine sogenannten Schutzheiligen für bestimmte Tage und Feste. Die Anerkennung von Heiligen würde der Einheit des jüdischen Gottesbegriffes Abbruch tun.

Von dieser Regel gibt es eine scheinbare Ausnahme. Unser Peßachfest nämlich, das Fest der Freiheit, besitzt sozusagen einen jüdischen Heiligen, der unser Fest und die, die es feiern, wie ein Schutzengel bewacht, besonders an den beiden ersten Abenden, die die Krone des Festes bilden, an den beiden Sederabenden: es ist der Prophet Elia. Nach alter Sitte wird an den Sederabenden für den Propheten Elia ein besonderes Glas mit Wein auf der Festtafel bereit gehalten; denn wir erwarten ihn als Gast, daß er teilnehme an unserer Festesfreude und uns die hohe Bedeutung des Peßachfestes übermittele.

Im Laufe des Jahres lesen wir im Gotteshause so manchen Abschnitt aus Jesaja, Jeremia, Ezechiel und den zwölf kleinen Propheten. Niemals aber können wir uns einer Prophetenrede Elias erfreuen, weil wir von ihm nur so viel wissen, als uns die beiden Königsbücher von ihm berichten. Seine Reden hat er entweder nicht aufgezeichnet, oder sie sind uns verloren gegangen. Gewiß ein schwerer Verlust. Allein die Königsbücher haben uns unsern Elia so wunderbar gezeichnet, haben ein so vollendetes Bild von ihm entrollt, haben mit den Worten, die sie ihm in den Mund legen, uns seinen Charakter in seiner ganzen Erhabenheit so unübertrefflich vor Augen geführt, daß, wenn wir seine Reden auch kennen würden, unsere Bewunderung seiner starken Persönlichkeit einer Steigerung doch nicht mehr fähig wäre.

Dieser Elia nun ist der „Schutzheilige" unseres Peßachfestes, der unsichtbare Gast an jedem Sedertische. Warum gerade er? Weil keiner so wie er die Bedeutung des Festes der Freiheit uns lehren kann. Wir feiern das Peßachfest ja zum Andenken an die Befreiung unserer Ahnen aus hartem Sklavenjoche. Einst waren wir Knechte, jetzt sind wir frei. Sind wir denn nun aber auch wirklich frei, oder hat nicht der Dichter Recht, daß nicht alle frei sind, die ihrer Ketten spotten? Suchen wir doch einmal ein Merkmal, an dem wir erkennen können, ob ein Mensch frei ist. Frei ist derjenige, der offen, ehrlich und

furchtlos seine Meinung ausspricht. Frei ist derjenige, der nicht, bevor er den Mund zum Aussprechen einer Ansicht öffnet, erst dreimal nach rechts und dreimal nach links schielt, ob er auch um des Himmels willen nicht bei dem Einen oder Anderen mit seinem freien, ehrlichen Wort Anstoß erregt. Nun, an diesem Maßstab gemessen, wie viele Menschen gibt es, die befugt sind, sich frei zu nennen? Wohin wir blicken, ängstliches diplomatisches Abwägen der Worte. Und wollte man diese Diplomatie noch wenigstens auf das gesellschaftliche Leben beschränken! Aber nein! Selbst im religiösen Leben, das doch ohne das wahre, offene, freie, ungeschminkte Wort gar nicht bestehen kann, selbst da macht sich die Politik und die Diplomatie breit und lastet auf ihm wie ein Alpdruck. „Fanget uns die Füchse“, heißt es im Hohenlied, „die kleinen Füchse, die Weinbergsverderber, dann wird unser Weinberg blühen.“ Die Religionspolitiker, die Religionsdiplomaten, das sind in der Tat die kleinen Füchse, die trotz ihrer Kleinheit und Bedeutungslosigkeit Schaden über Schaden anrichten. Sie verderben den Weinberg des Herrn der Heerscharen, sie schlagen der echten, ehrlichen Gottesfurcht, der wahren, aufrichtigen Religiosität unheilbare Wunden, sie bringen die ganze Religion und deren Lehrer und Verkünder in den üblen Ruf, als wären sie Alle Heuchler und Pfaffen.

Und nun wenden wir unsere Blicke von diesen schlauen, pfiffigen Religionsdiplomaten fort, die es zu allen Zeiten gegeben hat, und schauen auf Elia, den Schutzgeist unseres Peßachfestes. Der war nicht schlau, der war nicht pfiffig, der verstand nichts von Religionspolitik und Religionsdiplomatie; sonst hätte er gute, ruhige, vergnügte Tage leben können. An der Tafel des Königs Ahab und der Königin Isebel hätte er seinen Platz gehabt, wie die vierhundertundfünfzig Propheten des Baal und die vierhundert Propheten der Astarte. Nein, da wollte er doch lieber in die Einsamkeit wandern, wollte sich lieber von Raben speisen lassen und mit dem Wasser des Baches Kerith seinen Durst löschen: aber ein freier Mann wollte er sein, ein Mann, der ohne Furcht und Scheu seine Meinung aussprach, der der Volksmenge am Vorgebirge Karmel die bittersten Vorwürfe ins Gesicht schleuderte, der dem wankelmütigen Könige und der verbrecherischen Königin den Spiegel vorhielt ohne Schonung und Erbarmen.

In unserm Tischgebet findet sich der Wunsch: „Gott sende uns den Propheten Elia, daß er uns gute Botschaft bringe, Heil und Trost.“ Nun, Jahr für Jahr kommt Elia zu uns, an den Sederabenden erscheint er als unsichtbarer Gast in unseren Häusern, und sein Feuergeist umschwebt uns am Feste der Freiheit. Und wahrlich, er kommt nicht mit leeren Händen; nein, gute Botschaft bringt er uns, Heil und Trost. Aber wir müssen die Botschaft auch hören wollen, müssen seinen Heils- und Trostverheißungen auch unser Ohr leihen. „Verderbet mir nicht den Weinberg des Herrn der Heerscharen“, ruft Elia; „denn nicht ihn zu verderben seid ihr berufen, sondern ihn zu hüten, zu schützen, zu pflegen. Am Feste der Freiheit komme ich zu euch: so werdet frei. Werdet ehrlich und aufrichtig in eurem Tun und Lassen, befreiet euch von den Fesseln der Religionsdiplomatie und schaffet Raum für ehrliches, wahrhaft religiöses Denken!“

* * *

Wir haben eben darauf hingewiesen, daß die Prophetenreden Elias leider nicht auf uns gekommen sind. Seiner vollen Würdigung hat das indessen nichts geschadet.

Wohl fehlte es an einem Werke, das seinen Namen trug; aber auch ohne Werk pflanzte sein Ruhm sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, sein Leben war sein Werk. Und so weiß denn der letzte Prophet, Maleachi, seine letzte Rede nicht besser zu schließen, als mit der Verheißung, die wir alljährlich an dem Sabbat vor Peßach lesen: „Siehe, ich sende euch den Propheten Elia, bevor des Tag des Ewigen kommt, der große und erhabene. Er wird das Herz der Eltern den Kindern wieder zuführen und das Herz der Kinder ihren Eltern, daß ich nicht komme und die Erde mit Verwüstung heimsuche." Mit dieser Verheißung schließt das jüdische Prophetentum, mit der Verheißung des Erscheinens Elias vor Ankunft des großen erhabenen Tages, des Tages des Ewigen. Der Tag des Ewigen: darunter versteht der Prophet die messianische Zeit, die Zeit des allgemeinen Friedens unter den Völkern, des allgemeinen Wohlergehens unter den Menschen, der allgemeinen Gotteskenntnis und Gottesfurcht unter den Bekenntnissen. Als Vorbote dieser Zeit soll Elia erscheinen; das ist die Rolle, die die Bibel ihm zuerteilt.

Im Talmud fällt ihm scheinbar eine andere Rolle zu: Wenn dort die Gelehrten über eine schwierige Frage streiten und zu keiner Einigung gelangen können, dann pflegt der Talmud zu sagen: „Diese Frage bleibt unentschieden ad schejowo Eliohu, bis Elia kommt." Das ist von Manchen irrtümlicherweise dahin aufgefaßt worden, als solle Elia als ein großer Schriftgelehrter hingestellt werden, der die Weisen des Talmud allesamt an Scharfsinn überrage und einst die Entscheidung herbeiführen werde über schwierige Fälle des jüdischen Ritual- und Zeremonialgesetzes. In Wirklichkeit bedeutet die Redewendung: „Eine Frage bleibt unentschieden bis zur Ankunft Elias", sie bleibt unentschieden für unabsehbare Zeit, da ja die Ankunft Elias vom Propheten Maleachi in Verbindung gebracht worden ist mit der messianischen Zeit, mit der spätesten Zukunft der Menschheit. Wohl haben einzelne talmudische Gelehrte in Elia tatsächlich eine entscheidende Instanz für rituelle Vorschriften erblicken wollen, die Mehrheit der Weisen tritt indessen dieser Anschauung ganz entschieden entgegen und bemerkt: „Elia wird nicht kommen, um etwas für rein oder unrein zu erklären, für erlaubt oder unerlaubt, sondern um zwischen denen, die über religiöse Dinge verschiedener Meinung sind, Frieden herzustellen." Das ist eine Aufgabe, eines Elia würdig. Daher sehen wir denn auch Maimonides, am Schlusse seines großen Religionswerkes Mischneh Thorah, dem Elia diese Aufgabe zuerteilen. Der Prophet Elia, der Schutzheilige unseres Peßachfestes, der Mann, der sozusagen die Freiheit in Person verkörperte, der Mann mit dem entschlossenen Mut, dem unbeugsamen Willen und dem feurigen Geist, der hat wahrhaftig Wichtigeres, Nützlicheres, Wertvolleres, Höheres zu tun, als rituelle Entscheidungen zu treffen. Seine Aufgabe ist überhaupt nicht, Entscheidungen zu treffen, das widerstrebt seinem freiheitlichen Geist. Er will Jedem seine Meinung lassen, sobald diese nur ehrlich und aufrichtig ist. Seine Aufgabe ist, den Frieden herzustellen zwischen denen, die verschiedenen Ansichten huldigen; seine Aufgabe ist, die Achtung zu lehren vor der ehrlichen Meinung des Andern. Denn wie nur der sich frei nennen darf, der seine eigene Meinung offen vertritt, so ist auch nur der wahrhaft frei, der die Meinung des Andern duldet und achtet und sich ehrliche Mühe gibt, sie zu verstehen. So sind denn Bibel und Talmud unter einander einig in der Aufgabe, die

sie dem Elia zuerteilen, in den Wünschen und Hoffnungen, die sie an seine überragende Persönlichkeit knüpfen. In der Bibel erscheint er uns als der Vorbote der messianischen Tage, des goldenen Zeitalters der Menschheit, das ja nicht, wie die alte Sage kündet, der Vergangenheit angehört, sondern der späten Zukunft, als Vorbote des allgemeinen und ungestörten Friedens. Im Talmud wiederum stiftet er den Frieden unter den Richtungen und Parteien, nicht in dem Sinne, daß die Richtungen, die Parteien, die Meinungsverschiedenheiten ein Ende nehmen, sondern in dem Sinne, daß die Vertreter der verschiedenen Anschauungen einander verstehen und in Frieden und Freundschaft miteinander leben.

Es ist fürwahr eine dankbare Rolle, die die biblischen und die nachbiblischen Schriftsteller unserem Elia übertragen haben. Aber die Aufgabe ist auch so schwierig, daß wohl nur ein Elia sie lösen könnte. Das wird uns dann ganz besonders deutlich, wenn wir beobachten, wie schroff und feindselig sich häufig älteres und jüngeres Geschlecht gegenüberstehen, eine der betrübendsten Erscheinungen unserer Tage. Fast will es scheinen, als hätten Alt und Jung überhaupt nicht mehr dieselbe Religion. Bei den Alten Verärgerung und Verbitterung darüber, daß sie die Jugend nicht an sich zu fesseln vermögen; bei den Jungen frivoles Hohngelächter über alles, was dem älteren Geschlecht heilig und teuer ist. Was sind das für furchtbare Zustände, die an dem Lebensmark des Judentums zehren! Muß denn das sein? Seit Menschengedenken hat es doch stets ein älteres und ein jüngeres Geschlecht gegeben; wo aber kannte man früher bei den Aelteren Verärgerung und Verbitterung und wo bei den Jüngeren Hohnlachen und verächtliches Achselzucken? Das liegt daran, daß es heute vielfach, und zwar auf beiden Seiten, an dem Wichtigsten mangelt, an dem Eifer, an der Liebe, an der Begeisterung für unsere heiligen Ideale. Es lohnt ihnen beiden nicht sich Gedanken darüber zu machen, wie wohl die Brücke geschlagen werden könnte hinüber und herüber. Und doch muß die Brücke einmal geschlagen werden, und doch muß es bald zu einer Verständigung kommen, auf daß nicht Verheerung eintrete, Verwüstung und Untergang.

Die Verständigung muß kommen, und ich zweifle nicht daran, sie wird auch kommen. Die Verheißung des Propheten Maleachi wird sich nicht als leerer Wahn erweisen, sondern als die einzige Lösung des schwierigen Problems. „Siehe, ich sende euch den Propheten Elia; er wird das Herz der Eltern den Kindern wieder zuführen und das Herz der Kinder ihren Eltern." Bezeichnenderweise heißt es nicht, Elia werde die Ansicht der Eltern der der Kinder zuführen und die Ansicht der Kinder der ihrer Eltern; das brächte auch ein Elia nicht fertig. Die Entwicklung der religiösen Gedankenwelt geht ihren Gang, und keine Macht auf Erden kann ihr Einhalt gebieten. Aber das Herz der Eltern, verheißt der Prophet, wird dem der Kinder wieder zugeführt werden und das Herz der Kinder dem ihrer Eltern. Das ältere Geschlecht wird nicht mehr verärgert und verbittert auf die Jugend schauen; es wird sich liebevoll bemühen, die Anschauungen der Jugend zu verstehen, und wird ihr einen Schritt entgegenkommen. Und die Jugend wird es dem älteren Geschlecht hundertfach danken und vergelten, sie wird das Höhnen und Spotten weit von sich weisen und den Anschauungen des älteren Geschlechtes, auch wenn sie ihnen nicht huldigt, doch liebevolles Verständnis entgegen-

bringen. Das ist die wunderbare Aufgabe des Propheten Elia, den wir den Schutzgeist, den Schutzheiligen unseres Peßachfestes genannt haben.

Freilich, der alte Elia, der einst im heiligen Lande zur Zeit des Königs Ahab und der Königin Isebel gelebt hat, wird nie aus einer anderen Welt wiederkommen, um uns und unserer Zeit zu erscheinen; dies zu glauben, wird nicht von uns verlangt. Elia ist uns ein Sinnbild, ein Sinnbild für freiheitlichen Eifer, für innige, warmherzige Liebe zu unserem Glauben. Und da kein Einzelner von uns einfachen Menschen des Durchschnitts das zu erreichen vermag, was ein Elia vermöchte: so müssen wir Alle uns zusammentun zu gemeinsamem Eifer, zu gemeinsamer Liebe zum Judentum, so müssen wir Alle gemeinsam wenigstens so viel erwirken, wie ein Elia allein erwirken könnte. Wir müssen es gemeinsam dahin bringen, daß das Herz der Eltern wieder verständnisvoll den Kindern entgegenschlägt und das Herz der Kinder sich dankbar und liebevoll den Eltern zuwendet; daß älteres und jüngeres Geschlecht einander verstehen, einander würdigen und mit einander arbeiten — jedes auf seine Weise — zur Erhaltung unseres heiligen Glaubens.

Neuorientierung. Von Bernhard Breslauer.

Nicht um das Wort abzuhetzen, nicht um ein Programm aufzustellen oder eine programmatische Erklärung abzugeben — — nur aussprechen will einer von vielen, wie er sich die Zeit nach der glücklichen Beendigung des Weltkrieges denkt.

Man meint, daß nach dem Kriege der Antisemitismus aufs schärfste wieder einsetzen werde, und daran mag etwas Wahres sein. Aber man übersieht, daß die Art wie die Juden während des Krieges ihre vaterländische Pflicht erfüllen, nicht unbeachtet bleiben kann, und daß sich jedenfalls die Staatsverwaltung nicht den Luxus des Antisemitismus wird gönnen können.

Immerhin werden die Juden nach wie vor in Verteidigungsstellung verharren müssen. Dazu aber ist notwendig, daß sie unter sich einig sind. Der Gegensatz der Parteien mag bestehen bleiben, nach außen aber dürfen sie nur eine kompakte Masse bilden, wenn sie Erfolg haben wollen.

Deshalb muß die bisher geübte Praxis aufhören, nach der eine Partei die andere auch nach außen hin befehdet. Es darf nicht mehr vorkommen, daß die eine der anderen bei den Staatsbehörden entgegentritt und sei es auch nur auf Hintertreppen und mit Hilfe andersgläubiger angesehener Persönlichkeiten.

Es darf nicht mehr vorkommen, daß eine Partei der anderen das Judentum abspricht und ihr Deutschtum herabsetzt. Wir haben in unserem deutschen Vaterlande unsere „rechtlich gesicherte Heimstätte" und tauschen sie mit keiner anderen. Wollen andere es anders, so mögen sie ihre Ziele verfolgen, uns aber sollen sie dabei in Ruhe lassen.

Auch die Art, in der die eine Partei die andere angreift, muß sich ändern. Angriffe, wie sie gegen Hermann Cohen, Cäsar Seligmann und Ludwig Geiger gerichtet worden sind, müssen unmöglich sein. Phantastische Ideen Einzelner, die in der Verelendungs- und Verelungstheorie ihre Grundlage haben und ihren Gipfelpunkt in Vorschlägen finden wie die Errichtung von „Settlements", um die deutschen Juden „dem Deutschtum zu entfremden", sie in eine jüdisch-nationale Masse hineinzudrängen, müssen unterdrückt werden.

Keine Partei hat das Recht, sich der Schuljugend zu bemächtigen. Die Schule muß frei von allen Parteikämpfen bleiben,

wenn sie selbständige Männer und Frauen erziehen will. Wer den Parteigeist in die Schule trägt, vergiftet das kindliche Gemüt. Erst der erwachsene Mensch kann entscheiden, welche Partei seiner Anschauung entspricht.

Bei alledem ist es durchaus nicht schwer, die Parteien zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen. Manche Anfänge dafür sind bereits vorhanden. An mancher Stelle wird schon gemeinsam gearbeitet und Ersprießliches geleistet. Es muß aber noch erreicht werden, daß alle Richtungen sich entschließen, in dieser Beziehung Ernst zu machen, es muß verlangt werden, daß alle einander als Juden anerkennen, und „es darf ein Gipfelchen sich nicht vermessen, daß es allein der Erde sei entsprossen." —

Gelingt es, die immer von unseren Feinden behauptete, leider nicht vorhandene Solidarität der Juden zu erreichen, dann müssen sie in einer Organisation zusammengefaßt sein, wenn sie ihren Verteidigungskampf mit Erfolg durchführen sollen.

Schon manche Versuche, eine staatliche Organisation der Juden zu schaffen, sind angestellt worden. Alle scheiterten an zweierlei: am Mißtrauen der Orthodoxie und dem Vetorecht, das die Rabbiner verlangen.

Das Mißtrauen der Orthodoxie ist unbegründet. Keiner der Mitarbeiter an dem Organisationswerke hat je die Orthodoxie schädigen oder auch nur beeinträchtigen wollen. Alle Rechte, die sie für sich wünscht, sollten ihr vorbehalten bleiben. Und daß dies geht, beweisen alle die staatlichen Organisationen der Juden, die schon jetzt in Deutschland und anderwärts vorhanden sind.

Ein gesetzliches Veto der Rabbiner hat im jüdischen Recht keine Unterlage. Der Rabbiner hat nicht die Funktionen eines der andersgläubigen Geistlichen, von denen einzelne ein solches Recht in gewissem Umfange haben mögen. Mit dem Amte des Rabbiners ist das Vetorecht nicht verknüpft. Der Rabbiner war und ist der Lehrer und geistige Führer in der Gemeinde. Er erwirbt die Befugnis, ein Veto zu sprechen, durch die Kraft seiner Persönlichkeit und den Glanz seiner Leistungen.

Und welchem Rabbiner soll das Vetorecht zustehen in Gemeinden, wie die meisten in Deutschland, deren Angehörige verschiedenster Richtung sind, und in denen Rabbiner verschiedenster Richtung amtieren? Soll ein Rabbiner ein Vetorecht gegen den anderen haben? Daß dem Rabbiner eine seinem Amte entsprechende Stellung in der Gemeinde *verwaltung* eingeräumt werden kann und bei einer neuen Organisation eingeräumt werden soll, ist dabei selbstverständlich.

Können diese beiden Hindernisse beseitigt werden — und bei gutem Willen ist alles zu erreichen — dann stehen dem Verlangen einer Organisation im Staate Hindernisse unter den Juden nicht entgegen.

Aber so lange diese staatliche Organisation nicht geschaffen ist, müssen die Juden einer freiwilligen Organisation sich unterordnen. Diese Organisation ist vorhanden, nur muß sie allerseits und insbesondere auch von ihren einzelnen Mitgliedern aufrecht erhalten werden. Alle bestehenden großen jüdischen Organisationen sind im „Verband der Deutschen Juden" zusammengefaßt, alle arbeiten mit ihm zusammen, aber wo es sich um die Spezialinteressen der einzelnen Organisation handelt, da suchen sie doch mehr oder weniger selbständig tätig zu sein. Und doch ist die Organisation so einfach, daß sie im Verteidigungskampf, wie früher schon, so gerade in der Kriegszeit, Großes geleistet hat, wenn auch von manchem die Oeffentlichkeit noch nicht Kenntnis erhalten durfte, und Großes auch fernerhin zu leisten vermag.

Man gewöhne sich daran, anzuerkennen:

Der Verband der Deutschen Juden hat die Leitung und ausschließliche Vertretung nach außen,

der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens bearbeitet Justiz- und Polizeisachen,

der Deutsch-Israelitische Gemeindebund die Kommunalangelegenheiten,

der Rabbinerverband die religiösen Angelegenheiten,

der Lehrerverband die Schulangelegenheiten,

wenn es gelingt, den erwünschten Verband für jüdische Wohltätigkeitspflege in Deutschland zu errichten, dieser die sozialen Fragen,

der jüdische Frauenbund die Frauenfrage, soweit sie hier in Betracht kommt.

Daneben bestehen die Organisationen für die orthodoxen deutschen Juden und die zionistische Vereinigung für Deutschland. Jede einzelne dieser Körperschaften hat ihre eignen Aufgaben, die sie für sich zu erfüllen und stets erfüllt hat. Wo es sich aber um die den Juden im Deutschen Reiche gemeinsamen Rechte handelt, nach außen hin tritt grundsätzlich nur der Verband der Deutschen Juden auf. Er führt den Verteidigungskampf. Er ist es, der ausschließlich mit den Behörden, so weit dies erforderlich wird, in Verhandlung tritt.

Aber so oder so, ohne feste Organisation werden auch die geeinigten Juden den ihnen aufgezwungenen Verteidigungskampf nicht wirksam führen können. Es braucht nicht immer wiederholt zu werden, daß die Juden nur und ausschließlich ihr Recht verlangen und ihr Recht verteidigen. Aber daß sie es verteidigen, ist ihr gutes Recht. —

Auch die Gemeindeverwaltungen und ihre einzelnen Abteilungen werden in die neue Zeit nicht eintreten können ohne mancherlei Aenderung ihrer Grundsätze und Einrichtungen.

Die weit überwiegende Mehrzahl der Gemeinden hat Mitglieder aller religiösen Schattierungen. Für alle diese Richtungen, so weit sie nicht ganz kleine Konventikel bilden, hat die Gemeindeverwaltung Sorge zu tragen. Schon jetzt wird dieser Grundsatz anerkannt. Aber meistens gelangt er nur zur Durchführung, wo es sich um die Wünsche der Orthodoxie, oder noch besser gesagt, der konservativen Gemeindemitglieder handelt; den liberalen Mitgliedern ihr Recht zu geben, dazu entschließt man sich erst, wenn überhaupt, in letzter Reihe und nach langem Zögern. Welche Kämpfe, welche Debatten ruft es hervor, wenn ein freierer Gottesdienst eingerichtet, seine Dauer verändert werden soll, wenn gewisse Gebete, die heute nur noch symbolische Bedeutung haben, fortgelassen werden sollen! Für rituelle Anforderungen, für Wiederaufnahme veralteter Gebräuche ist man immer zu haben, aber die Synagogenorgeln auch außerhalb des Gottesdienstes für geistliche Musik oder die Synagoge für Nachmittagsvorträge herzugeben, dafür ist man nicht zu haben, denn die Synagoge sei kein Konzertsaal. Ist es doch auch vorgekommen, daß das Geschenk eines Harmoniums für den Gottesdienst einer Altersversorgungsanstalt zurückgewiesen worden ist, weil die alten Leute an Musik im Gottesdienst nicht gewöhnt seien.

Alle Einrichtungen in den Gemeinden, die zur Aufnahme von Juden dienen, Krankenhäuser, Altersversorgungsanstalten, Waisenhäuser, Erziehungsanstalten jeder Art werden ausschließlich mit ritueller Verpflegung eingerichtet. Oft bis 95% der Gemeindemitglieder kennt in ihrem Haushalt eine solche Verpflegung nicht. Für diese wird nicht gesorgt. Diesen, sagt man: wenn sie in die Anstalten aufgenommen werden sollen, „schade es ja nichts", daß sie die bisher ungewohnte Kost erhalten. Körperlich wird ihnen allerdings kein Schaden zugefügt; aber der Schaden ist ein viel größerer: es wird ihr Recht gebeugt und es wird ihre Selbst-

bestimmung und religiöse Anschauung gekränkt. Pflicht der Gemeinde ist es, für alle ihre Gemeindemitglieder zu sorgen, ihre Einrichtungen für alle Schattierungen zu treffen. Und da sollte sie nicht die Pflicht haben, auch diese Einrichtungen für die weit überwiegende Mehrzahl ihrer Mitglieder nach deren Lebensweise zu gestalten?

Auch den Frauen wird ihr Recht zuteil werden müssen. Volle Gleichberechtigung mit dem Manne ihnen einzuräumen, liegt an sich kein Hindernis vor. In allen Verwaltungsangelegenheiten müssen sie gleiches Stimmrecht wie der Mann haben. Es besteht auch an sich kein Grund dagegen, sie in der Synagoge dem Manne gleich zu stellen; allerdings wird man hier durch die Einrichtung des Gottesdienstes für die verschiedenen Richtungen den Wünschen Andersdenkender entgegenkommen können. Aber ebenso wie an den hohen Feiertagen auch bei konservativ gerichtetem Gottesdienste Männer und Frauen ohne Scheidung in einem Raume zum Gottesdienste vereinigt werden, so liegt gar kein Grund vor, diese Einrichtung für die freier gerichteten Synagogen das ganze Jahr hindurch einzuführen.

Die Bestrebungen für den Religionsunterricht müssen weiter gefördert werden als bisher. Der Streit, ob der Religionsunterricht mit dem Profanunterricht gemeinsam und nur von dem Lehrer der Profanunterrichts erteilt, oder ob der Religionsunterricht vollständig selbständig für sich gegeben werden soll, muß für die erste Art entschieden werden. Nur dann kann der Religionsunterricht auf den Schüler seine Wirkung ausüben, wenn er sieht, daß es ein Unterricht wie jeder andere ist und daß dieser Unterricht für seine Gesamtausbildung ebenso notwendig ist wie alle anderen Lehrgegenstände.

Entstehen hierbei Schwierigkeiten für die Ausbildung in der hebräischen Sprache, so kann dieser Unterricht ohne jeden Schaden von dem Religionsunterricht getrennt und an anderer Stelle erteilt werden; insoweit haben die Religionsschulen auch in Zukunft ihre Berechtigung.

Vor allem aber müssen die Gemeinden in Zukunft mehr als bisher der Wissenschaft des Judentums ihr Augenmerk zuwenden. Diese Wissenschaft, die den Juden und der gesamten Welt die grundlegende Bedeutung unserer Religion in die Erkenntnis bringt, ist vermöge ihrer Aufgaben und ihrer Ziele von der wichtigsten Bedeutung für die Existenz und die Fortentwicklung des Judentums. War es doch ein Vertreter der Wissenschaft, der das grundlegende Werk über die Entwicklung des Gottesdienstes uns geschenkt hat. Die Wissenschaft zu pflegen, ihren Jüngern die Wege zu öffnen und die Zukunft zu gestalten, ist eine der vornehmsten Aufgaben aller Gemeindeverwaltungen. —

Endlich werden auch die einzelnen Gemeindemitglieder nicht umhin können, ihr bisheriges Verhalten zu ändern. Es hat bisher an Männern nie gefehlt, die sich der Gemeindeverwaltung zur Verfügung gestellt haben. Schied der eine aus, so war bald ein anderer da, der seine Stelle einnahm. Aber es gibt doch noch eine große Anzahl von Glaubensgenossen, die die Teilnahme am Gottesdienst, die Mitwirkung bei der Gemeindeverwaltung und bei den allgemeinen jüdischen Angelegenheiten für nicht notwendig erachten und sich höchstens entrüsten, wenn bei einer Beerdigung nicht alles nach ihrem Wunsche geht. Diese werden ihren Sinn ändern müssen. Sie werden einsehen lernen müssen, daß nur in der Gemeinsamkeit und der gemeinschaftlichen Zusammenarbeit das Heil und die Zukunft liegen. Die Zeiten sind vorbei, in denen der Einzelne glauben durfte, daß es für ihn besser sei, wenn er nicht als ein Mitglied der Gemeinde erkannt

wird. Man frage unsere Krieger, die mit ihrem Blute im Schützengraben das deutsche Vaterland verteidigt haben und noch verteidigen, man frage insbesondere die Feldrabbiner, wie die Stellung der Juden draußen gewesen ist, und die weit überwiegende Mehrzahl wird antworten, daß jeder Jude, der sich als solcher bekannt hat und sich nicht scheute, sein Judentum zu vertreten, daß nur dieser Anerkennung und Freundschaft gefunden, daß diejenigen aber, die sich scheuten, ihr Judentum zum Ausdruck zu bringen, bei jeder Gelegenheit unter dieser Zwiespältigkeit zu leiden hatten. Und so wie draußen, so ist es in der Heimat. Ein jeder bekenne sich öffentlich zu seinem Judentume. Er wird dann immer Anerkennung bei den Andersgläubigen finden. Dazu gehört aber auch, daß er sich nicht selbst über sich als Juden lächerlich macht, daß er nicht mit teilnimmt an der Verbreitung sogenannter Scherze über Juden, die nur geeignet sind, sie als Juden herabzusetzen, daß er sich fern hält von Theaterstücken und Kinoaufführungen, die unter dem Vorgeben, jüdische Sitten zu schildern, Juden und Judentum verhöhnen. Eine solche Selbstzucht kann nur die Gemeinschaft festigen. —

Bedarf es so eines innigen Zusammenhaltens, um dem äußeren Feind in fester Abwehr standzuhalten und diejenigen Rechte durchzusetzen, die den Juden nach Verfassung und Gesetz gebühren, so muß andererseits verlangt werden, daß jede echte Parteirichtung sich auf sich selbst besinnt, und das, was sie für erstrebenswert hält, auch ins Leben umzusetzen sich bemüht, ohne Angriff auf die anderen Parteien, ohne Feindschaft gegen sie, und ohne häßliche Ausartung der Gegensätze. Aber jeder muß seiner Anschauung treu bleiben. Im ehrlichen, anständigen Vorgehen mag jede Partei das für richtig erkannte durchzusetzen suchen. Was nützt die „neutrale" Stellungnahme? Wozu dient die Mischmaschpolitik? Sie hat bisher die merkwürdigsten Blüten getrieben. Liberale Synagogen haben konservative Vorsteher erhalten, eine orthodoxe Schule (mit zum Teil christlichen Lehrern) hat liberale Kuratoriumsmitglieder! Glaubt man dadurch zur Einigkeit zu gelangen, daß man den Gegner unterstützt? Glaubt man dadurch die erwachsenen jungen Leute zu charakterfesten Menschen und Juden zu erziehen, daß man sie ins „neutrale" Fahrwasser leitet? Glaubt man, daß unsere im Felde gereiften Krieger sich nicht zu einer festen Ansicht auch auf dem Gebiete der Religionsübung durchgerungen haben? Ehrliche Ansichten ehrlich vertreten, nicht aus Rücksicht auf einen faulen Frieden mit der Durchführung seiner Ansicht zögern, andere Meinungen achten, aber die eigene durchsetzen — das scheint ein notwendiges Gebot zu sein auch für die Neuorientierung.

Jüdisches Judentum.

Von Max Wiener-Stettin.

In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift machte Herr Prof. Dr. Ernst Samter-Berlin grundsätzliche Forderungen geltend, die ihm von einem „Deutschen Judentum" erfüllt werden müßten. Wenn hier zu seinen Aeußerungen Stellung genommen wird, so geschieht's weniger darum, weil wir in eine Erörterung über die konkreten Programmpunkte dieses „Deutschen Judentums" eintreten möchten, als vielmehr aus der Erkenntnis heraus, daß der gewählte Standort für die Beurteilung niemals fruchtbare Ergebnisse zeitigen kann. Man mag das Hebräische als Gottesdienstsprache opfern, das Speisegesetz in aller Form für unverbindlich erklären, für Synagogen jeden Baustil, nur nicht den maurischen, anerkennen:

das wollen wir dem Verfasser mit aller Gemütsruhe konzedieren; bloß eins nicht, daß wir das alles um unserer deutschen Nationalität willen tun, geschweige gar um den Kampf für unsere Gleichberechtigung als Staatsbürger mit glücklicherem Erfolge führen zu können, sondern einzig und allein, wenn unser jüdisch-religiöses Bewußtsein derlei von uns verlangt. Um der Aufrichtigkeit und Reinheit unserer Frömmigkeit willen darf der Glaube und seine Lebensäußerung sich niemals von dem Zwang der ihnen fremd und äußerlich bleibenden Rücksichten und Absichten modeln und biegen lassen, kann nationalen und patriotischen Gesichtspunkten auch nur der geringste Spielraum von Einwirkung auf die Religiosität und ihre Offenbarung nicht verstattet werden; sondern weil eine wirklich gelebte, nicht aber als unbequem störendes Vätererbe empfundene Religion, in der tiefsten Tiefe der menschlichen Seele ihren Sitz hat, gestaltet sie selbstsicher und autonom, ohne Seitenblicke, ohne Kompromisse, ohne Rücksicht und Vorsicht ihr Verhältnis zu allen anderen Lebensbeziehungen.

Der Weg aber, auf dem Samters „Deutsches Judentum" schreitet, ist der typische einer Beurteilung nicht von innen, sondern von außen her, von der Peripherie nichtjüdischen Fühlens und Denkens aus, doch nicht von dem unmittelbar erlebten religiösen Selbst; er ist nur die Fortsetzung der Straße, die eingeschlagen wird, wenn christliche Deutsche, von unzweifelhaft ehrlichem Wohlwollen gegen uns erfüllt, zur deutschen „Judenfrage" das Wort nehmen. Sie wollen sie lösen, indem sie uns unserer Seele berauben, unser Selbst morden, worauf dann die einzelnen jüdischen Menschen, von keiner eigenen Innerlichkeit mehr beschwert, ein bequemes Unterkommen unter der übergroßen Mehrheit finden. Es liegt uns ferne, den Verfasser gleicher Ziele verdächtigen zu wollen. Aber der Aufriß der von ihm gestellten Antithese: Judentum—Deutschtum zeigt deutlich, wie ihm das Gefühl für die ungeheure Wucht abgeht, mit welcher sich eine tief im Gemüt wurzelnde Ueberzeugung von hohen und heiligen Dingen auf den Menschen bürdet. Samter zitiert mit Anerkennung eine Bemerkung Emil Lehmanns gegen Friedrich Paulsen, der den Mangel an deutscher Substanz bei den Juden, gegenüber den katholischen und protestantischen Deutschen, beklagt. Mit Recht habe Lehmann betont, daß „die überwiegende Mehrzahl der gebildeten Juden in Deutschland zuerst deutsch, dann erst jüdisch sei." Das gelte — meint Samter — heute mehr als je; „denn im Kriege ist es doch wohl gar manchem, der über diese Frage nicht nachgedacht, zum Bewußtsein gekommen, daß das Deutschtum seine Substanz sei, hinter der alles andere zurücktritt."

Wir sind über diese hypothetische Konstruktion eines zu überbrückenden Gegensatzes zwischen Judentum und Deutschtum um so mehr erstaunt, als für Samter doch bloß ein ausschließlich religiöses Judentum in Frage kommt und jeder Gedanke daran, daß irgend etwas über das Konfessionelle Hinausgehende uns binden könnte, leidenschaftlich abgelehnt wird. Einmal diese Voraussetzung als wahr unterstellt, erlauben wir uns, auf ein „Problema" aufmerksam zu machen, das die mit Wohlgefallen anerkannte deutsche „Substanz" der Katholiken nahelegt. Wie steht's z. B. — das ist natürlich bloß eine weltferne Hypothese — wenn die im Staat organisierte Nation in der augenscheinlichsten Absicht uns zu zerreiben, Maßnahmen etwa im öffentlichen Erziehungswesen trifft, die auf die Ertötung unseres eigenen religiösen Bewußtseins abzielen? Sicherlich läge es im Interesse kraftvollster Einheitswirkung der deutschen Nation, daß sie nicht ein gut Teil ihrer inneren Stärke an die konfessionelle

Zerspaltung verzettelt; und kein allein von Gedanken nationaler Größe geleiteter Politiker wird leugnen, daß die Zwangsbekehrung der Hugenotten, die Austreibung der Salzburger, die Drangsalierung gewisser englischer Sekten, die zu ihrer Auswanderung nach Amerika geführt hat, unter dem Gesichtspunkte nationaler Größe allein wohl gerechtfertigt war. Wir glauben nicht, daß Kriegserfahrungen irgend welcher Art uns davon abbringen können, die Charakterstärke und Glaubenstreue, ja mehr als dies, den erhabenen Persönlichkeitswert der Menschen minder anzuerkennen, die in ihrem „Starrsinn" sich dem nationalen Machtinstinkt als recht unbequem erwiesen haben.

Wir haben mit Absicht krasse Beispiele gebracht, um das Problem mit aller Klarheit ans Licht zu stellen. Eins wird uns jedenfalls daraus einleuchten: Es ist ein zum mindesten irreführender Ausdruck, zu sagen, ich habe in erster Linie Deutscher und erst danach Jude zu sein; genau so, wie jeder rechte überzeugungsstarke Anhänger einer anderen Religion diese Alternative ablehnen müßte. Die Substanz des Menschen beruht nicht, zumal wenn er ein gebildeter, ein nicht bloß intellektuell, sondern moralisch gebildeter Mensch ist, in blinder Gefolgschaft gegenüber etwelchen Lebenskreisen, in welche er — weiß Gott wie — hineingekommen; sondern sie ist verankert in Gewissenhaftigkeit, Rechtschaffenheit des Denkens, Lauterkeit des Empfindens, in unbestechlicher Reinheit der Gesinnung; mit einem Worte, in der Aufrichtigkeit und Gradheit des persönlichen Wesens.

Was folgt daraus? Einmal und zu allererst, daß die Stimme unseres intellektuellen Gewissens uns davor warnt, so heterogene Dinge zusammenzukoppeln, wie man es tut, wenn National- und Religionsbewußtsein auf eine Linie gestellt wird. Denn das geschieht doch offenbar, wenn darüber gegrübelt wird, was ich erstens und was ich zweitens bin. Ein Zionist oder vielleicht ein Pole deutscher Staatsbürgerlichkeit und Kultur, Menschen, die kein einheitliches Nationalbewußtsein haben, mögen, von der Wucht großen deutschen Nationalerlebens erschüttert, dazu kommen, das einer Revision zu unterziehen, was in ihrem Selbst jüdisch oder polnisch ist; denn dieses Selbst ist ja von Haus aus gebrochen und zerteilt; und es mag, wenn ihm nun die große Schicksalsfrage gestellt ist, den endgültigen Schritt auf die in ihm übermächtig gewordene Seite vollziehen. Und so sei auch die Behauptung riskiert, die alle psychologische Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß diejenigen, die der Krieg darüber belehrt hat, in erster Linie Deutsche und erst in zweiter Juden zu sein, mißratene Stammesjuden sind und weiter nichts, deren jüdisches Bewußtsein, von ihnen fälschlich als religiöses gedeutet, sich in Wahrheit von rudimentär gewordenen Stammesgefühlen ernährt hat, dieweil sie die Religion sehr kalt gelassen. Sie haben es notwendig Deutsche zu werden. Wer aber wie Samter ernsthaft glaubt, in seinem Judentum gar nichts anderes als eine „Konfession" zu besitzen, dem aber diese Konfession zugleich eine Religion ist, eine laute auch durch Patriotismus nicht zu beschwichtigende Mahnung zu Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, der sollte es ablehnen, zu numerieren und zu rubrizieren. Das ist das eine.

Zum zweiten sei es gestattet, aus intellektuell-moralischem Reinlichkeitsbedürfnis heraus — auch einem Stück Religion — zu bekennen, daß die jüdischen Menschen, unbeschadet aller Liebe zum Deutschtum, das ihnen Gegenwart und Zukunft ist, infolge der Gleichheit ihrer Geschicke und Geschichte, der Gemeinsamkeit des Blutes in Vergangenheit und doch wohl auch in Zukunft, eine Gemeinschaft bilden, die etwas anderes noch bindet als allein die Religion. Diese Ein-

sicht bahnt zwar noch lange keinen Weg nach Palästina; aber sie muß doch die Augen darüber öffnen, daß unser Glaube steht und fällt mit einem jüdischen Totalitätsbewußtsein, von dem er zwar das hauptsächlichste, aber doch nicht das einzige Moment ist. Es ist undenkbar, aus der religiös-ethischen Weisheit der Propheten und anderer jüdischer Geistesheroen ein Glaubenssystem herauszudestillieren und das Bekenntnis zu ihm als ein lebenskräftiges oder auch nur lebensfähiges Judentum auszugeben. Das heißt nicht etwa, unter der ehrwürdigen „historischen" Firma alle Inventarstücke dauernd mittragen, mitschleppen, die irgend einmal als jüdisch gegolten. Aber es bedeutet, für alle Fälle Respekt vor dem Leben haben, auch wenn es sich nicht leicht einem vorgefaßten Schema fügt.

Hier ein Wort zu dem Hebräischen als Gebetssprache! Es ist sicherlich für das religiöse Gefühl unerträglich, wenn der Beter in einem ihm unverständlichen Idiom zu seinem Gotte redet. Es muß auch zugegeben werden, daß die überwiegende Mehrheit der deutschen Juden zu einer Kenntnis des Hebräischen, die das Verständnis des alten Gebetbuches vermittelt, nicht erzogen werden kann. Auf der anderen Seite ist zu erwägen, daß diejenigen, denen es nicht bloß eine einigermaßen verständliche, sondern sogar eine heilige Sprache ist, die eigentlichen Träger des regelmäßigen Sabbatgottesdienstes sind, und daß die ungeheure Ueberzahl der solcher intensiven Religionsbetätigung Fernstehenden auch durch die Einführung einer ausschließlich deutschen Gebetssprache für einen häufigeren Besuch des Gotteshauses kaum zu gewinnen wären. Es sei übrigens darauf hingewiesen, daß, am Maßstab des mehr oder minder gefüllten Gotteshauses gemessen, das deutsche Judentum trotz des Hebräischen ein unvergleichlich regeres Leben aufweist als die christlichen Konfessionen, mindestens so weit die größeren Städte in Frage kommen. Was freilich ein schlechter Trost ist, da unsere absolut geringe Zahl eine ganz andere Intensität von vornherein notwendig macht, wenn wir auch bloß nicht sterben wollen. — Auch die genialste Reform dürfte keine äußeren, im Gotteshaus sich offenbarenden Erfolge erheblichen Umfangs aufweisen, da die notwendig uniforme Gestalt der Gemeindeandacht dem modernen individualistischen Fühlen immer weniger liegt; eine Gefahr, welche durch die intellektualen Bestandteile des Gottesdienstes, Predigt und vernünftig gewählte deutsche Schriftvorlesung, auch nicht recht beschworen wird. Das alles enthebt natürlich nicht der Pflicht, den wirklichen Bedürfnissen der betenden Gemeinde genügen zu wollen. Die aber ist aus inneren rein religiösen Gründen vor allem an einem kurzen Gebetsgottesdienst interessiert. Beschränken wir uns unter Beseitigung der unendlichen Wiederholungen auf den Kern der hebräischen Hauptgebete, fügen wir diesen deutsche Stücke — aber in einer mannigfaltigen Abwechslung — ein, nutzen wir die ganze Bibel für die Haphtara, so werden wir nicht bloß im wesentlichen die historische Form wahren, wir werden auch den Unterricht im Hebräischen ohne übertriebene Belastung als eine wirkliche Vorbereitung zur Teilnahme an der Gemeindeandacht gestalten können, und wir werden der hebräischen Sprache, die selbst zahlreichen der ihrer nur höchst unvollkommen Mächtigen heilige Sprache bleibt, eine Heimat in der Seele aller derer bereiten, die Juden sind und es ernstlich bleiben wollen.

In der Frage des Speisegesetzes ist wahrheitsgemäß zuzugeben, daß ihm niemals eine größere innere Bedeutung zukam, als die ist, welche in der treuen Bewährung eines als göttlich anerkannten Gebotes beruht. Ferner, daß es immerhin eine fragliche Sache

ist, in welchem Maße es eine Disziplinierung der Begierden erreicht hat. Und endlich, daß es als ein Mittel zur Sicherung der in ihrem Zusammenhalt gefährdeten Gemeinschaft nur wirken kann, wenn diese Gemeinschaft es — tatsächlich beobachtet. Aus all dem folgt nur, daß man es niemandem aufdrängen und niemandes jüdische „Substanz" um seiner Vernachlässigung willen verdächtigen soll, aber nicht, daß man, von doktrinärer Leidenschaft erfaßt, zum Vernichtungskriege dagegen auffordert, dessen Flammen andere — und zwar unbestreitbar wertvolle — religiöse Lebensgüter zerstören müßten. Den fehlenden Heroismus dieses Standpunktes ersetzt die ihm innewohnende Vernunft, die kein verständiger Mensch mit unaufrichtiger „Klugheit" verwechseln wird.

Die nämliche Vernunft, die bekanntlich mit unmittelbarem Gefühl und instinktiver Treffsicherheit oft so wunderbar übereinkommt, weit besser als der bloß kritische Intellekt, mahnt aber auch anzuerkennen, daß uns Juden ein Daseinszusammenhang umschließt, an Innigkeit das Maß übersteigend, das ein bloßes Bekenntnis zu geistig religiösen Wahrheiten bewirken kann. Geist und Schicksal und Blut haben uns zu dem gemacht, was wir sind. Das ist eine triviale Selbstverständlichkeit. Aber bisweilen ist es nötig, auch den Ausspruch von Banalitäten nicht zu scheuen.

Weil dem aber so ist, können wir keine Sünde gegen das Deutschtum, dem wir uns ehrlich ergeben wissen, darin erblicken, wenn wir uns des Zusammenhaltes und der Solidarität der Juden freuen, geschweige gar, daß wir diesen Gütern entgegenarbeiten. Sei es aus keinem triftigeren Grunde als aus dem uns hauptsächlich bewegenden, dem religiösen: Ohne Gemeinschaft der Menschen keine Gemeinschaft des Glaubens. So lange Gedanken noch menschlicher Hirne bedürfen, um gedacht, und Taten noch menschlicher Persönlichkeiten, um ausgeführt zu werden, werden wir schon um die jüdischen Menschen besorgt sein müssen, und alles daran setzen, ihre Gemeinschaft zu erhalten, nicht aber einem „deutschen Judentum" zuliebe Selbstmord begehen.

Aus meinem Kriegstagebuch.

Von Rabb. Dr. Georg Salzberger-Frankfurt a. M.

X.

Umlernen (Fortsetzung und Schluß).

„Wohl dem Mann, der schon in Jugendtagen lernt, das schwere Joch zu tragen, der einsam sitzet und geduldig trägt, weil Er es ihm auferlegt!" Unzählige Male werde ich im Felde an dieses tiefe Wort Jeremias erinnert. Es ist wahr, das junge Geschlecht, das diese Zeit kämpfend und duldend erlebt, wird um den sorglosen Frohsinn der schönsten Jahre des Lebens betrogen. Auf unseren Jünglingen lastet drückend das schwere Joch eines langen bitterernsten Krieges. Und doch und gerade gilt von ihnen: „Wohl dem Mann . . . . !" Wir müssen eben auch hier umlernen. Glaubte das „Jahrhundert des Kindes" der Weisheit höchster Schluß sei, den jungen Menschen sich ausleben zu lassen, ihm nach Möglichkeit alle Anstöße und Hindernisse aus dem Wege zu räumen, so erweist es sich jetzt, wie recht einsichtige Erzieher mit der Mahnung hatten, daß nur im Kampfe mit dem Strom der Welt sich Charaktere bilden. Jüdische Väter und Mütter zumal waren in mißverstehender blinder Liebe eifrigst bemüht, ihrem Kinde die wirtschaftliche und gesellschaftliche Laufbahn so bequem und so glatt wie möglich zu gestalten; sie schreckten selbst vor der Charakterlosigkeit der Taufe nicht zurück, damit nur ja dem Liebling aus seinem Glauben keine Ungelegenheit erwüchse. An Glätte ließ also der Weg ins

Leben nichts zu wünschen übrig; aber wie viele sind grade durch diese Glätte gestrauchelt und zu Fall gekommen! Nicht ein Jahrhundert des Kindes, sondern eins des Mannes brauchen wir, und zu diesem dürfte allem Anschein nach der Weltkrieg den Grund legen.

Um eine körperliche Ertüchtigung handelt es sich zunächst. Trotz des großen Aufschwungs, den in den letzten Jahrzehnten der Sport unter der Jugend genommen — wer hätte geglaubt, daß unsere jungen Männer die ungeheuren Anstrengungen würden tragen können, die vom Soldaten heut gefordert werden? Dem jüdischen Manne mögen sie vielfach noch schwer fallen. Hundert Jahre der Freiheit konnten die Schäden noch nicht wieder gutmachen, die Jahrhunderte im Ghetto unserer leiblichen Entwicklung zugefügt hatten. Auch rächt sich nun die Verwöhnung und Verweichlichung des jüdischen Hauses. Vor jedem Luftzug mußte der Knabe ängstlich behütet werden, und nun steht der Jüngling draußen, Tag und Nacht, bei Wind und Wetter, ohne Dach und Decke über sich. Das Muttersöhnchen, das vielleicht zum ersten Mal das elterliche Haus verläßt, ruht nicht mehr auf weichen Polstern; wie Jakob in jener ersten Nacht auf einsam ödem Felde muß ihm ein Stein als Kissen dienen, und gewiß, er schläft auf solch hartem Lager so gut wie unser Ahnherr und träumt so schön wie er. Es ist kein Zweifel, der Krieg macht wie Tausende zu Krüppeln, so andere Tausende zu Kranken und Siechen für ihr ganzes Leben, aber es kann nicht oft genug betont werden, daß noch viel größer die Zahl derer ist, die durch den Krieg abgehärtet und gekräftigt, ja geradezu gesund werden. Das gilt namentlich von allen Arten der Nervenschwachen, zu deren Heer wir Juden ein erschreckend hohes Kontingent stellen. Die Bewegung im Freien, die körperliche Arbeit und nicht zuletzt das eiserne Muß heilt besser als alle Medizin die nervösen Beschwerden, an denen der moderne Mensch in Stubenluft und am Schreibtisch krankt. Die krankhafte Reizbarkeit wird durch die Einstellung des Willens auf ein einfaches klares nahes Ziel überwunden, der Wille selbst damit unendlich gestärkt und gestählt. Es ist oft gesagt worden, der Krieg verrohe die Menschen. Nun, für meine jüdischen Kameraden glaube ich einstehn zu können. Sie haben keine Anlage zu Roheit. Eine viertausendjährige Kultur geht bis auf den Grund des Wesens. Kultur aber ist das Gegenteil von Roheit. Aber härter werden sie, und das ist gut so. „Das Volk, das die besten Nerven hat, wird den Sieg davontragen", so hat man gesagt. Wenn das Wort nicht nur physisch, sondern auch psychisch verstanden wird, dann trifft es heute mehr denn je zu. „Ausharren" und „Durchhalten" lautet immer wieder die Losung. Die Geduld des Mannes im Stellungskampfe wird auf eine fast übermenschlich harte Probe gestellt. Nicht die Begeisterung des Anfangs reißt ihn noch von Sieg zu Sieg einem nah geglaubten Ziel entgegen. Wohl dem, der sein Heldentum nach einem trefflichen Worte unserer Weisen darin bewährt, daß er sich selbst bezwingt, der fern der Heimat, nach seinen Lieben bangend, „einsam sitzet und geduldig trägt."

Die Stärke des Willens läßt sich am einfachsten erproben, wo er scheinbar aufgehoben, weil einem anderen Willen untergeordnet wird. Auf keinem Gebiete tritt der erzieherische Einfluß der militärischen Schule so klar zu Tage, wie auf dem der Disziplin, der unbedingten Unterwerfung unter den Befehl des Vorgesetzten und des schweigenden Gehorchens. Freilich, die charakteristische Kraft der Subordination beginnt erst da, wo der Zwang als heilsam erkannt und das Gesetz freiwillig befolgt wird. Es ist schon viel gewonnen, wenn wir Juden, die wir zu Kritik und Widerspruch neigen, uns wortlos zu fügen gezwungen werden und unser weitgehender Individualismus in der soldatischen Uniformierung seine engen Schranken findet.

Aber das darf noch nicht alles sein. Was unsere Alten von der Beschäftigung mit der Thora sagen, läßt sich mit einiger Freiheit auf den Dienst des Vaterlandes übertragen; am Ende wird man ihn um seiner selbst willen üben, mag es auch im Anfang nicht so sein. Dem äußeren Respekt wird sich beim Verständigen bald die innere Achtung gesellen, und das Durchdrungensein von der Notwendigkeit des Systems und die Ehrfurcht vor dem Großen, was geniale Führer mittels seiner leisten, wird die unvermeidlichen Fehler und Mängel im ein-

zelnen leichter verschmerzen lassen. Welcher gerecht denkende Jude wollte leugnen, daß grade wir in der Kunst, die Sache über die Person zu stellen, noch gar viel zu lernen hätten? Daß wir das Persönliche und damit auch unsere eigene Person oft in den Vordergrund rücken, ist schuld daran, wenn wir so selten, hier sei das Fremdwort gestattet, Distance zu halten wissen, am seltensten unseren eigenen Glaubens- und Stammesgenossen gegenüber. Der jüdische Untergebene, er mag im übrigen eine noch so hohe Lebensstellung einnehmen, hat sich seinem jüdischen Vorgesetzten so wenig wie einem christlichen gleich oder gar überlegen zu dünken. Je gewissenhafter diese selbstverständliche Forderung erfüllt wird, desto mehr ist zu hoffen, daß die große Zahl der heimkehrenden jüdischen Männer uns von diesem spezifischen Fehler heilen hilft.

Jedoch mit der Unterordnung der Person unter die Sache kann nicht das Untergehen der Einzelpersönlichkeit im Ganzen gemeint sein. „Wir brauchen denkende Soldaten." Jeder muß auf seinem Posten seinen Mann stehen. „Da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein." Innerhalb des straffen Systems ist dem Einzelnen doch eine große Freiheit gelassen; von seiner Geistesgegenwart, seiner Entschlußfähigkeit, seiner Unerschrockenheit, die genau so ansteckend wirken, wie ihr Gegenteil, hängt der Erfolg im Kleinen wie im Großen ab. Eine vorzügliche Schule für den Grübler und den Zweifler, den Schwächling und den Schwankenden. Hier gelten keine noch so großen und schönen Worte, die Tat allein ist entscheidend, die unsere Weisen bei aller hohen Schätzung des Lernens und Forschens schon als das Höchste priesen. Zur Selbständigkeit, zur Tatkraft und dem gesunden Selbstgefühl, das diese eingibt, wird der Mann des Krieges erzogen. Wie viel für ihn auch vorgesorgt wird, am Ende muß jeder für sich selber sorgen. „Wenn ich nicht für mich bin, wer ist für mich?"

Aber von einer Heiligsprechung des Egoismus ist deswegen noch lange keine Rede. Im Gegenteil, nirgend so wie im Felde begreifen wir Hillels weises Wort: „Und bin ich nur für mich, was bin ich?" In der Tat wie ein Verlorener, wie ein Ausgestoßener muß sich derjenige vorkommen, der hier nur für sich ist und nicht teil hat an Freud und Leid der anderen. Mit dem sicheren Urteil, wie es die Kameraden in der Schule haben, bewerten die Leute im Felde einen Kameraden nach seiner Güte oder seiner Herzlosigkeit. „Da wird das Herz noch gewogen." Lehrer und Vorgesetzte mögen sich täuschen, aber wer bei seinen Kameraden schlecht gelitten ist, trägt selbst die Schuld. Was man vom Geiste der Kameradschaftlichkeit unter unseren Feldgrauen, nicht der Etappe, aber der Front sagt und schreibt, ist nicht übertrieben. Ist es denn ein Wunder, wenn Menschen, die tagaus, tagein gemeinsam dem Tode ins Angesicht schauen, sich für Leben und Sterben miteinander verbunden fühlen? Unmittelbar empfindet ein jeder, daß er auf die Hilfe des anderen angewiesen ist, wie der andere auf seine. „Was Du willst, das man Dir tu, das tu auch Deinem Nächsten." In dieser praktischen Anwendung stellt das Gebot der Nächstenliebe sich hier dar, das in seiner biblischen Fassung den meisten heute unfaßbar und unerfüllbar erscheint. So vollzieht sich in der soldatischen Gemeinschaft des Feldes, diesem Ausschnitt der menschlichen Gesellschaft, der Ausgleich zwischen dem individuellen Recht und der Pflicht gegen die Gesamtheit — man möchte sagen — automatisch.

Es ist nach dem Vorhergehenden nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß bei den gelehrigen Schülern der Schule des Krieges sich eine höhere Lebensauffassung Bahn bricht. Die großen Ansprüche ans äußere Leben werden auf ein gar bescheiden Maß herabgedrückt. „Brot zur Speise, ein Kleid zum Schutze und Heimkehr zum Frieden ins Vaterhaus", in diesen drei Bitten, die Stammvater Jakob nach jener ersten Nacht auf freiem Felde getan, sieht auch sein später Enkel jetzt alles beschlossen, was ihm begehrenswert erscheint. Er, dem das Leben bisher ein stetes Sammeln und Sorgen und wiederum sich Zerstreuen war, kommt nun zum ersten Mal zur rechten inneren Sammlung, zu sich selbst, zu seinem eigensten Ich. Eine gähnende Leere findet mancher da. Wofür hat er eigentlich gelebt? Für Geld und Gut? Wie gering und nutzlos erscheint das jetzt, wo Arm und Reich dasselbe Los traf! Für Genuß und Bequemlichkeit? Aber was wollen die bedeuten, wo das Leben täglich auf dem Spiele steht! Und wofür wäre

er am Ende gestorben? Er weiß es nicht. Die materialistische Lebensanschauung (wenn man hier überhaupt von einer Lebensanschauung reden darf), der bis in die Reihen des Volkes der Religion hinein häufig gefrönt wird, enthüllt endlich ihre Hohlheit. Der Grundirrtum dieser Anschauung, als ob das Leben der Güter höchstes wäre, klärt sich auf. Der Tod, zu einer kaum mehr gefürchteten alltäglichen Erscheinung geworden, führt die Ueberschätzung des Lebens auf das gehörige Maß zurück. Das Leben, ob es kurz oder lang währt, ist ein Nichts, um das zu leben sich nicht lohnt, wenn der Mensch ihm nicht einen Inhalt gibt, der es überdauert. Für ein Ziel zu wirken, das weit höher und umfassender ist als die kleine Einzelexistenz, für die Gemeinschaft, für Volk und Vaterland zu kämpfen, das war's, das ergraute Männer mit jugendlicher Begeisterung gegen den Feind anstürmen, was unsere Jünglinge singend in den Tod gehen ließ, das ist's, was Vätern und Söhnen heute die Kraft gibt, auszuharren bis zum Ende. Die drohende Gefahr, daß das junge Geschlecht, der natürliche Bannerträger der Ideale, dem überhandnehmenden Materialismus erliegen würde, ist für's erste glücklich abgewendet. Aus dem Leben und Sterben der Hunderttausende da draußen zieht ein neuer Idealismus seine Säfte, ein heroischer Idealismus der Opferfreudigkeit und der Selbsthingabe. „Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein." Es ist der Idealismus, der der Religion den Boden bereitet.

Wenn Religion das erste und oberste Fach des Unterrichts, Religiosität Anfang und Ende der Charakterbildung ist, so müssen wir bekennen, daß die Schule des Krieges ihr letztes Ziel noch nicht erreicht hat. Der Enthusiasmus in den ersten Monaten des Krieges war, was das Wort ursprünglich bedeutet, ein Erfülltsein der Herzen von Gott wie von allem Großen, Guten, Wahren. Was bedeutete damals eine Andacht vor der Schlacht oder ein Dankgottesdienst nach dem Siege! Wie Frauen und Kinder in den heimatlichen Gotteshäusern, so strömten im Feld die Männer in Scharen zum gemeinsamen Gebet zusammen, von innerstem Drange getrieben. Die Konfessionen waren verbrüdert, man fragte nicht, ob evangelisch oder katholisch. Juden besuchten christliche Feldandachten, um ihr religiöses Bedürfnis zu befriedigen, solange sie noch der Geistlichen des eigenen Bekenntnisses entbehrten. Eine neue Blütezeit des Glaubens schien angebrochen.

Aber dann kam der Rückschlag, nicht plötzlich aber allmählich. Die Schwingen, die die Seele emporgehoben und getragen hatten, wurden lahm. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr schwand die Hoffnungsfreudigkeit und mit ihr die Lust an religiöser Erhebung. Wohl gibt es nicht wenige, die in der Not eines Augenblicks oder in der Stille langer Nächte einmal für immer ihren Gott gefunden haben. Aber der meisten, wenn sie nicht schon von Haus aus gottgläubig waren, hat sich allgemach ein fatalistischer Glaube bemächtigt: ihr Schicksal sei bestimmt, was sie auch täten oder litten, sie könnten ihm nicht entgehen; ein resignierender Glaube, der praktisch nicht ohne Vorteil ist, aber doch mit dem demutsvollen Vertrauen des Frommen wenig gemein hat, „der einsam sitzet und geduldig trägt, weil Er es ihm auferlegt." Die Dauer und die Art des Krieges haben jenen Rückschlag verschuldet, aber wer wollte behaupten, daß er ausgeblieben wäre, wenn wir einen raschen Frieden uns ersiegt hätten?

Was ich hier über den Mißerfolg des Religiösen (der natürlich nicht der Religion zur Last gelegt werden kann), nicht leichten Herzens feststelle, gilt ebensowohl von Christen wie von Juden. Was uns Juden aber ein gewisser Trost sein kann, ist die Tatsache, daß unsere jüdischen Soldaten jüdischer geworden sind. Es zeigt sich eben, daß es außerhalb oder besser unterhalb des Glaubens noch etwas gibt, was uns verbindet, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, kurz die gemeinsame Geschichte. Ein festes Band von Fleisch und Blut gewordenen Erinnerungen, von lebendigen Erlebnissen und von Sorgen und Hoffnungen umschlingt uns alle. Das fühlt der Jude im Felde stärker als je, ohne daß dadurch die Liebe zu seinem deutschen Vaterland irgendwelche Minderung erleidet. Einer der Beweggründe, die den jüdischen Soldaten, auch den „unfrommen" zum Feldgottesdienst treiben, ist das Bedürfnis, mit seinen Stammesgenossen zusammen zu treffen. Der Bet-

raum wird hier wahrhaft zum bet hakneses, zum Versammlungshaus wie die Synagoge einst bei uns genannt wurde. Aus den verschiedensten Gegenden des Reiches stammen die Glieder dieser Zufallsgemeinde, aber keinen Augenblick kommt das Gefühl der Fremdheit auf, sie kennen einander als Brüder. Das erstarkende Gemeinschaftsgefühl schafft und erhöht ein edles jüdisches Selbstbewußtsein. Ich will nicht sagen, daß alle Juden im Felde diese Wandlung an sich erfahren. Es bleibt ein allerdings geringer Rest, der sich nach wie vor aus der jüdischen Gemeinschaft ausschließt, teils aus grundsätzlicher Ablehnung alles Partikularistischen, teils aus Unwissenheit und Trägheit, zum größten Teil aber aus Feigheit, in dem kindischen Wahn, man erkenne sie nicht als Juden, wenn sie ängstlich jede jüdische Gesellschaft meiden.

Aber auch dieser Rest dürfte in seinem Gewissen aufgerüttelt werden durch die neue judenfeindliche Bewegung, die vielen gänzlich unerwartet kam. Es ist ja in der Tat zunächst gar nicht zu fassen, daß gegen einen Volksteil, der an Opferfreudigkeit und Opfern von Gut und Blut fürs Vaterland, hinter der Gesamtheit wahrlich nicht zurückgeblieben ist, niedrige Verdächtigungen und haltlose Verleumdungen wieder laut werden durften. Wo nicht die Gerechtigkeit, hätte doch die Klugheit verhüten müssen, daß in einer Zeit, die mehr als irgend eine frühere ein einiges Volk verlangt, nicht nur der künstlich bewahrte Burgfrieden gebrochen, sondern auch Mißtrauen und Zwietracht bis in die Reihen der kämpfenden Truppen gesät wird. Mit tiefem Schmerz und mit Beschämung muß es jeden Patrioten erfüllen, daß auch hierin der edle Geist von Kriegsbeginn, der im Zeichen des Kaiserworts stand: „Ich kenne keine Parteien mehr", so bald und so gründlich vergessen und verleugnet worden ist. Mag die vom Kriegsministerium befohlene Judenzählung immerhin der wohlmeinenden Absicht entsprungen sein, den Treibereien und Hetzereien der Heimat entgegenzutreten, ihre Wirkung ist jedenfalls die gegenteilige gewesen. Nicht etwa wegen des zahlenmäßigen Ergebnisses der Zählung; das hätten wir Juden gewiß nicht zu scheuen gehabt, wir hätten vielmehr zur besserer Belehrung der Oeffentlichkeit seine Bekanntgabe dringend gewünscht, wäre die Statistik in ihrer Anlage nur weniger einseitig und unvollständig gewesen. Aber daß jeder Kompagnieschreiber den „Geheimerlaß" in die Hände bekam, ihn mißverstand und mißverstehen mußte, als sei er, der Kompagnieschreiber, nunmehr befugt, ja verpflichtet, seine jüdischen Kameraden, ja selbst die jüdischen Offiziere und Aerzte auf Drückebergerei zu untersuchen, war nur zu sehr geeignet, die Eintracht, wenn nicht gar die Autorität zu untergraben. Die Kluft zwischen Juden und Christen, die überbrückt gewesen war, tut sich von neuem auf. Der Jude fühlt sich als Gezeichneter. Er weiß wohl, daß es unter seinen jüdischen Kameraden Drückeberger gibt, ganz wie unter den christlichen und wünscht, daß gegen sie mit aller Strenge vorgegangen wird. Aber er ist mit Recht entrüstet, daß man das Vergehen eines Einzelnen allen zur Last legt, daß man Juden, die als Verwundete oder Kranke in der Etappe Dienst tun, oder andere, die wegen ihrer Vorbildung und Fähigkeiten auf Schreiber- und ähnliche Posten ohne ihr Zutun kommandiert wurden, unter die Pflichtvergessenen und Feiglinge rechnet; er sieht das Andenken der Tausende von Brüdern beschimpft, die ihr Leben für's Vaterland gelassen, fühlt sich in seiner eigenen soldatischen Ehre tief gekränkt. Er hat seine Pflicht als deutscher Mann erfüllt. Gewiß, es war nicht mehr als seine Pflicht. Dank oder Lohn hat er dafür nicht verlangt, aber doch auch nicht solchen Undank erwartet.

Daß diese bittere Erfahrung die Freude des Juden am Dienst für's Vaterland erhöhte, wird niemand glauben. Aber ein Gutes hat sie doch gehabt: sie hat die Juden zusammengeschweißt. Auch sonst schon traten im Felde die Gegensätze zwischen Liberalen und Orthodoxen, zwischen Zionisten und „Assimilanten" stark zurück; nun aber ist über die einigende Not alles Trennende vergessen. Leute, die bis dahin von ihrem Judentum nichts wissen wollten, werden mit einem Mal nachdrücklichst daran erinnert. Die Judenfrage ist vor sie persönlich hingestellt und fordert von ihnen eine persönliche Entscheidung. Die Besseren unter ihnen bekennen sich endlich entschlossen und uneingeschränkt zu unserer Gemeinschaft, eben weil sie angegriffen wird. Ein Solidaritätsbe-

wußtsein, wie es kein Glück und keine Freiheit uns gebracht hat, ist unter Drang und Anfeindung uns erwachsen. So erweist sich hier, wie schon oft in unserer Geschichte, der Judenhaß als jene „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Noch ist der reinste Segen, den Israel, der „Gottesstreiter", im nächtlichen Kampfe mit der Welt so oft sich hat erringen müssen, noch ist eine vertiefte und verinnerlichte Religiosität uns nicht zuteil geworden. Aber die Männer, die durch die Schule des Krieges gegangen sind, haben die sittliche Reife erlangt, für die die Frage: „Bin ich der Hüter meines Bruders?", keine Frage mehr ist. „Alle Israeliten bürgen einer für den anderen." In diesem Bekenntnis zur sittlichen Verantwortung einigt sich im Geist der Väter das junge jüdische Geschlecht. Es ist kein religiöses Bekenntnis, aber doch eines, von dem nur ein Schritt ist zu dem nicht bloß überlieferten sondern lebendigen Glauben an den heiligen Gott des alten Gottesvolkes.

Es ist ein törichtes und anmaßliches Unterfangen, die Zukunft zu prophezeien. Ob die deutschen Juden nach diesem Kriege politisch und gesellschaftlich besser oder schlechter gestellt sein werden als vorher, oder ob alles beim Alten bleibt, welcher Besonnene wollte das auch nur mit einiger Sicherheit vorhersagen? Vor allzu düsteren Gedanken über die Zukunft bewahrt uns der alte in tausendfachem Leid erprobte jüdische Optimismus. Aber eines kündet sich heute schon durch deutliche Zeichen an: wir Juden bleiben nicht dieselben. Von unseren heimkehrenden Söhnen und Brüdern wird wie ein lebender Strom ein neuer fester Wille zum Judentum ausgehn, der die Lauen und Lässigen, die Wankenden und Schwankenden mit sich fortreißt, ein Wille der die Erneuerung des Judentums verbürgt.

Rundschau.

Dessau. Am Sonntag, den 21. Jan. veranstaltete der hiesige Gemeindeverein „Moses Mendelssohn" bei Gelegenheit seiner ordentlichen Vereinsversammlung einen Vortragsabend, bei dem der Generalsekretär der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland, Herr Rechtsanwalt Stern aus Berlin, über „die Bedeutung des Krieges für die religiöse Entwickelung des Judentums" sprach. Der Vortragende wies auf das infolge des Krieges allgemein erstarkte religiöse Interesse hin, das sich nicht nur bei den jüdischen Soldaten im Felde, sondern auch in weiten Kreisen der heutigen Judenheit geltend mache und eine Befriedigung dringend erheische. Dieselbe könne nur durch eine zeitgemäße Ausgestaltung der religiösen Formen und Institutionen des Judentums in freiheitlichem Sinne erfolgen. Darin liege daher eine der hauptsächlichsten Aufgaben des modernen Judentums. An der Hand der Propheten sowie der späteren geschichtlichen Entwickelung zeigte der Vortragende die Berechtigung zu solch liberaler Betätigung und verstand es, durch seine überzeugenden Ausführungen die Erschienenen zur Mitarbeit an derselben zu begeistern. An der sich anschließenden Besprechung beteiligten sich der Vorsitzende des Gemeindevereins, Herr Justizrat Dr. Cohn, welcher die Wichtigkeit und Dringlichkeit der vom Referenten geäußerten Forderungen betonte, sowie Herr Landesrabbiner Dr. Walter, der sich ebenfalls mit den maßvollen Vorschlägen des Vortragenden im großen und ganzen einverstanden erklärte, jedoch im Interesse des Friedens unter Vermeidung radikaler Maßnahmen möglichste Schonung der religiösen Gefühle und Anschauungen andersdenkender empfahl. C.

Posen. In einer durch liberale Vertreter des Gemeindevorstandes und der Repräsentantenversammlung sowie die Mitglieder der Verwaltungskommission der Gemeindesynagoge B (Israelitische Brüdergemeinde) verstärkten Vorstandssitzung des Vereins liberaler Juden stellte sich am 27. Januar cr. der neue Generalsekretär der Vereinigung für das liberale Judentum, Herr Rechtsanwalt Heinrich Stern-Berlin der hiesigen Ortsgruppe vor und berichtete über die Organisationstätigkeit der Vereinigung und ihre nächsten Aufgaben, insbesondere in der Provinz Posen. Allgemeine Zustimmung fand die von dem Berichterstatter gegebene Erklärung, daß die Wiederaufnahme der Ar-

beiten während des Krieges schon deshalb unabweislich sei, um den Tausenden aus dem Feld heimkehrenden, an jüdischen Dingen weit mehr als vordem interessierten jüdischen Kriegern etwas zu bieten, was sie dauernd an das Judentum fesselt. Hinsichtlich der Organisationstätigkeit in der Provinz Posen zeigte die an den Vortrag des Generalsekretärs sich anschließende lebhafte Erörterung, daß die zu leistende Arbeit angesichts der erforderlichen Eindringlichkeit und Schwierigkeit von der Ortsgruppe Posen nicht geleistet werden kann, sondern besondere Kräfte erfordert. Auch die Fragen des Gemeindeprogrammes und des neuen Gebetbuches der liberalen Vereinigung, sowie ihre Stellungnahme zu einem jüdischen Organisationsgesetz und zu den jüdischen neutralen Jugendvereinen sowie die Bedeutung der Jugendorganisationen überhaupt wurden erörtert. Mit dem festen Entschluß zu weiterer intensiven Arbeit ging man auseinander. Dr. K.

Aus der Jugendbewegung.

Die Tagung von Vertretern der jüdisch-liberalen Jugendvereine Deutschlands in Posen am 28. Januar 1917.

Eindrücke von George Goetz-Hamburg.

Am 27. Januar abends fanden sich im Hotel Friedrichshof zu Posen bereits verschiedene Teilnehmer der Tagung zusammen. Ich lernte dort die aus Berlin erschienenen Delegierten kennen: Herrn Robert Hirschfeld, Frau Altmann, Herrn Fritz Choyke und Fräulein Schönberg. Während wir gemeinsam unser Abendbrot verzehrten, erschienen in Begleitung von Herrn und Fräulein Simon sowie Fräulein Jacobsohn-Posen die Breslauer Gäste: Herr Berger, Herr Bayer, Herr Dr. Schweitzer und Fräulein Lattner. Wir gingen noch ein wenig ins Kaffee, wo wir einige Vertreter des Vereins liberaler Juden zu Posen trafen, die von einer Veranstaltung ihres Vereins kamen, Herrn Justizrat Dr. Kämpfer, Herrn Kommerzienrat Hamburger und außerdem den Generalsekretär der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland, Herrn Rechtsanwalt Stern-Berlin. Man war noch eine Weile fröhlich beisammen, einige Herren und Damen verabredeten sich zu einer kurzen Wagenfahrt für den nächsten Morgen in der richtigen Voraussetzung, daß auf der Tagung so viel zu besprechen sein würde, daß nach ihrer Eröffnung keine Zeit mehr sein würde, die vornehme und elegante Stadt Posen und ihre mannigfaltigen Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

Am Vormittag des 28. Januar kurz nach 10 Uhr wurde im kleinen Saal des Hotel Friedrichshof die Versammlung durch Herrn Artur Simon-Posen eröffnet. Außer den bereits genannten Vertretern des Berliner, Hamburger, Breslauer und Posener Vereins nahmen an der Versammlung noch teil Herr Rabbiner Professor Dr. Bloch-Posen, Rabbiner Dr. Goldmann-Oppeln und Rabbiner Dr. Steinthal, letzterer in der uns allen bekannten Uniform des Feldrabbiners. Es waren als Zuhörer noch eine ganze Reihe von Mitgliedern des Posener Ili erschienen, und es muß als Zeichen der Zeit erwähnt werden, daß diese Zuhörer sämtlich weiblichen Geschlechts waren, da die Herren des Posener Vereins mit Ausnahme des genannten Herrn Simon alle im Felde sind.

Schon aus den Begrüßungsansprachen, die von dem Vertreter unserer Gastgeber, Herrn Simon, und von dem Vertreter der Vereinigung für das liberale Judentum, Herrn Generalsekretär Rechtsanwalt Stern, gehalten wurden, wehte uns der frische Zug gehobener Stimmung entgegen, die von der großen Idee des Zusammenschlusses der bestehenden jüdisch-liberalen Jugendvereine zu einer Arbeitsgemeinschaft ausging. Soll dieser Zusammenschluß doch dazu bestimmt sein, dem liberalen Judentum unter der Jugend, die die Zukunft bedeutet, größere Ausdehnung und innigere Hingebung zu verschaffen. Von dieser Hingebung legte Zeugnis ab die Unermüdlichkeit und Unverdrossenheit, mit der alle Teilnehmer dem Gang der Verhandlungen folgten. Es war eine außerordentlich umfangreiche Tagesordnung zu erledigen, und im Anschluß an die einzelnen Referate ergaben sich immer neue Einzelpunkte, die besprochen werden mußten. Die Versammlung dauerte infolgedessen von 10 Uhr vormittags bis zum Nachmittag um 3 Uhr. Wer einmal einer ähnlichen Versammlung beigewohnt hat, kann

sich vorstellen, welche Anforderungen an die Spannkraft der Teilnehmer gestellt wurden, noch dazu in einem vollständig ungeheizten Saal, was bei der Kälte, die in jenen Tagen ihren Höhepunkt erreicht hatte, besonders unangenehm empfunden wurde. Für die Strapazen wurden wir indessen reichlich entschädigt, als uns nach Schluß der Sitzung Herr Simon im Auftrage seines Vereins bat, Gäste des Posener Jli zu sein. Wir nahmen die Einladung mit Freuden an und setzten uns zu einem für Kriegszeiten ausgezeichneten Mahle nieder, mit dem uns der Wirt des Friedrichshof sogar für den ungeheizten Saal versöhnte. Die Stimmung bei Tische war denn auch ganz besonders angeregt; von allen Teilnehmern war kaum einer, der nicht in einer kleinen Tischrede seiner Freude darüber Ausdruck gegeben hätte, daß uns die Gründung einer Organisation gelungen war, von der wir uns mit Recht Segen und Förderung unserer Ideen und damit auch des Gesamt-Judentums, des ehrwürdigen Bekenntnisses unserer Väter, versprechen durften.

Es waren Glückwunsch-Telegramme von Justizrat Berger-Königshütte und Sanitätsrat Reich-Breslau eingelaufen, für die wir telegraphisch dankten. Von der erfolgten Gründung der liberalen Arbeitsgemeinschaft gaben wir außerdem Herrn Justizrat Breslauer, dem Vorsitzenden der liberalen Vereinigung, Herrn Rabbiner Dr. Seligmann-Frankfurt a. M. und Herrn Landesrabbiner Dr. Rieger-Braunschweig Kenntnis.

Von 4½ bis 6 Uhr lauschten wir dann einem Vortrage des Herrn Rabbiner Dr. Goldmann über das Thema „Kriegszeit und jüdischer Optimismus". Dieser Vortrag, dem man nicht genug Verbreitung — besonders unter den indifferenten Juden — wünschen kann, ermahnte uns, im Kampfe gegen den mit furchtbarer Gewalt heraufziehenden Antisemitismus uns nicht wie so oft im Laufe der Geschichte von unserem jüdischen Optimismus — betrügen zu lassen, sondern zu kämpfen und zu arbeiten, damit unsere Hoffnungen und unser Optimismus sich als berechtigt erweisen.

Um 6 Uhr verabschiedete ich mich von den Posener und Breslauer Herren und fuhr zusammen mit den Berliner Delegierten zunächst bis Kreutz. Dort trennten sich unsere Wege, meine Reisebegleiter stiegen nach Berlin um, und ich fuhr allein weiter. Allein? Nicht ganz, denn mich begleiteten all die liebgewordenen Gestalten des an Eindrücken so reichen Tages, und mich hob das Bewußtsein, gesehen zu haben, daß in den verschiedenen Teilen des Reiches Freunde und Anhänger des liberalen Judentums sind, die alle mit gleicher Begeisterung und mit gleicher Kraft für ihre Ideen einzutreten entschlossen sind. Und das war wohl das Schönste an unserer Posener Tagung, daß er uns einen Ausblick in eine helle Zukunft gewährte.

Auf der von dem Posener Verein in glücklicher Weise vorbereiteten Tagung wurde Herr Simon-Posen zum 1. Vorsitzenden, Herr Lehrer Hirschfeld-Berlin, zum 2. Vorsitzenden, die Herren Götz-Hamburg und Dr Schweitzer-Breslau zu Schriftführern gewählt.

An das Referat des Herrn Generalsekretär Rechtsanwalt Stern schloß sich eine ausführliche Debatte. Allgemein wurde dem Referenten darin zugestimmt, daß es notwendig sei, eine Arbeitsgemeinschaft jüdisch-liberaler Jugendvereine zu gründen. Ueber die Aufgaben der Arbeitsgemeinschaft sprach Herr Rabbiner Dr. Goldmann, der auch auf das Verhältnis zu den neutralen Jugendvereinen einging. An der lebhaften Diskussion über diese Frage beteiligten sich insbesondere die Herren Rabbiner Dr. Bloch, Lehrer Hirschfeld und Rabbiner Dr. Steinthal. Beschlüsse wurden nicht gefaßt, da über die Stellung zu den neutralen Jugendvereinen noch Verhandlungen schweben.

Zu längeren Debatten gaben die Fragen die Errichtung von Turnabteilungen und der Propagandatätigkeit Anlaß, zu denen sich Justizrat Dr. Kämpfer, Rabbiner Dr. Goldmann, Rabbiner Dr. Steinthal und Dr. Schweitzer in bemerkenswerter Weise äußerten. Schließlich gelangte folgender Beschluß zur Annahme:

Beschluß

der Vertreter der Jli auf dem Vertretertag in Posen am 28. Januar 1917.

1. Es wird eine Arbeitsgemeinschaft der liberalen Jugendgemeinden gegründet.
2. Aufgabe der der Arbeitsgemeinschaft angehörigen Jli soll es sein, alle geistigen Interessen der jüdischen Jugend auf religiös-liberaler Grundlage zu fördern.

Oertlicher Entschließung bleibt es vorbehalten, außerdem die Frage der körperlichen Erziehung in den Kreis der Aufgaben zu ziehen.

5. Die Arbeitsgemeinschaft soll einen Vorstand haben. Den Vorstand bilden:
   a) je ein Vertreter der angeschlossenen Vereine,
   b) eine vom Vorstand der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland beauftragte Persönlichkeit,
   c) Personen, die von der Arbeitsgemeinschaft auf Grund persönlichen Vertrauens gewählt werden.

6. Aufgabe des Vorstandes ist es vornehmlich, auf die Tätigkeit in den einzelnen Vereinen anregend zu wirken. Er hat das Recht, die Durchführung der satzungsgemäßen Aufgaben in den einzelnen Vereinen zu überwachen.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Berlin.

In der ordentlichen Mitgliederversammlung des jüdisch-liberalen Jugendvereins zu Berlin am 12. Februar 1917 gedachte der derzeitige Leiter des Vereins, Herr Robert Hirschfeld, zunächst der seit der letzten Mitgliederversammlung verstorbenen Mitglieder. Auf dem Felde der Ehre sind gefallen: Unsere rührigen Vorstandsmitglieder Emil Bernstein und Kurt Zadig, deren Wirken mit besonders warmen Worten gedacht wurde, und die Herren Albert Pincus und Kurt Themal. Außerdem sind unsere außerordentlichen Mitglieder Louis Sachs und Sanitätsrat Dr. Rosenberg gestorben, die stets mit regem Eifer an unseren Bestrebungen und auch häufig an unseren Sitzungen teilgenommen haben. Wir haben den Angehörigen unser aufrichtiges Beileid ausgesprochen, und werden den Dahingeschiedenen ein treues Andenken bewahren.

Zum eigentlichen Bericht übergehend bedauerte Herr Hirschfeld, daß durch die Kriegsereignisse und den dadurch bedingten wiederholten Wechsel in der Leitung des Vereins die Akten- und Mitgliederliste nur unvollständig sind. Die Zahl der Mitglieder betrug Mitte 1915 etwa 200, von denen mehr als 40 zu den Fahnen einberufen sind. Von sehr vielen Einberufenen sind uns leider die Adressen nicht bekannt. Wir haben, soweit wir konnten, unsern Feldgrauen häufig Pakete mit körperlicher und geistiger Nahrung gesandt. Ausgeschieden oder verzogen sind etwa 20 Mitglieder. Der Vorstand setzte sich zusammen aus: Dr. Fritz Steinthal, 1. Vorsitzender, Dipl. Ingenieur Dr. Blaschke, 2. Vorsitzender, Emil Bernstein, 1. Schriftführer, Frl. Schöneberger, 2. Schriftführerin, Frl. Budwig, 1. Kassiererin, Kurt Zadig, 2. Kassierer, Dr. W. Breslauer und Dr. J. Wertheim, Beisitzer.

Von diesen legte Fräulein Budwig bei ihrer Verheiratung ihr Amt nieder, die übrigen Herren, mit Ausnahme von Dr. Breslauer wurden zum Heere einberufen, sodaß der Vorstand nur noch aus 2 Personen bestand. Da die Schwierigkeiten in der Geschäftsleitung sehr groß wurden, übernahm im April 1916 Herr Hirschfeld die Leitung des Vereins, ohne in den Vorstand einzutreten.

Von größeren Veranstaltungen fand nur eine Versammlung statt, in der Herr Rabbiner Dr. Seligmann-Frankfurt über „Die göttliche Weltordnung und der Krieg" sprach. Außerdem wurden folgende Vorträge gehalten: Dr. Steinthal: „Der jüdische Krieg." Fräulein Schönberger: „Gabriel Riesser." Herr Hirschfeld: „Islam und Judentum." Dr. Blaschke: „Kriegserlebnisse." Justizrat Breslauer: „Die jüdischen Parteien während des Burgfriedens." Generalsekretär Dr. Kahn: „Der Krieg und die Ostjuden."

Die Geselligkeit wurde gepflegt durch Veranstaltung einiger Ausflüge, die aber nur schwach besucht waren. Unter demselben Mangel litt auch ein Besuch des 2. Waisenhauses der jüdischen Gemeinde in Pankow, bei dem Herr Direktor Grunwald in liebenswürdigster Weise die Besucher durch das Gebäude führte und ihnen über die Geschichte und den Zweck des Hauses eingehend Mitteilung machte.

Nach Uebernahme der Leitung des Vereins durch Herrn Hirschfeld fanden folgende Veranstaltungen statt: Vorträge hielten: Herr Hirschfeld über: „Die Aufgaben der jüdisch-liberalen Jugendbewegung" und „Jüdische Erziehungsfragen." Dr. Fleischer: „Die neueste Literatur über die Ostjuden." Verlagsbuchhändler Fraenkel: „Die Juden in der jüngstdeutschen Literatur." Bankdirektor Ginsberg: „Eigene Erlebnisse in serbischer Kriegsgefangenschaft." Rentier Isidor Levy: „Aus alten Kriegszeiten." (Ut de Franzosentied.) Frau Rosenthal-Budwig: „Leopold Zunz und seine

Zeit." Herr Choyke: „Die Organisation der jüdischen Gemeinde zu Berlin."

Am 20. Dezember 1916 fand eine Chanukahfeier statt, die ungefähr 150 Mitglieder und Freunde des Vereins vereinigte.

Herr Hirschfeld machte Mitteilung über den Zusammenschluß der Jli von Berlin. Breslau, Hamburg, Posen. Nach einer vorbereitenden Korrespondenz zwischen dem Vorstand und dem Breslauer Verein hatte er diesen Ende Dezember 1916 besucht, und nach einigen Vorbereitungen traten am 28. Januar 1917 die Delegierten der vier Vereine in Posen zusammen. Sowohl der Referent als die andern Delegierten des Vereins berichteten mit großer Befriedigung von der edlen Begeisterung, die auf der Posener Tagung alle Teilnehmer, die Jungen wie die Alten erfaßt hatte, und die hoffentlich reiche Früchte tragen wird.

Zum Schluß machte Herr Hirschfeld die Mitteilung, daß an diesem Tage unser erster Vorsitzender als Rabbiner nach Posen abgereist sei, und widmete ihm warme Worte der Anerkennung, mit denen er die Wünsche verband, die uns alle für sein ferneres Wirken erfüllen.

Für die Zukunft erwarten wir viel von einer rührigen Propaganda, als deren erstes Mittel wir die Wiederaufnahme der Diskussionsabende ansehen.

Nach diesem Tätigkeitsbericht gab Fräulein Schönberger den Kassenbericht, der den erfreulichen Bestand unserer Finanzen zeigte. Es wurde darauf die formelle Entlastung des Vorstandes und der Kassiererin ausgesprochen.

An der nun folgenden Besprechung beteiligte sich ein großer Teil der Anwesenden. Als Ergebnis kann etwa Folgendes festgestellt werden: Eine Neuwahl des Vorstandes soll nicht stattfinden, dagegen eine Zuwahl dem Vorstand gestattet werden. Er machte sofort von diesem Recht Gebrauch, und wählte Frau Auguste Rosenthal-Budwig zur Schriftführerin, Herrn Fritz Choyke und Herrn Rechtsanwalt Heinrich Stern zu Beisitzern, denen besonders die Leitung der Propaganda übertragen wurde.

Die Hamburger Jugendorganisation.

(Nach einem Bericht auf der Tagung jüdisch liberaler Jugendvereine in Posen.)

Unter dem Einfluß des für die liberale Idee rührig tätigen jetzigen Landesrabbiners in Braunschweig, Dr. Paul Rieger wurde die Hamburger Jugendorganisation im Februar 1912 gegründet. Zunächst wurden Diskussionsabende veranstaltet, in welchen die Mitglieder durch Behandlung religiöser und geschichtlicher Themata sich mit dem positiven Judentum vertraut machten. So veranstaltete man im ersten Jahre einen Vortragszyklus über die jüdischen Feste.

Unter Führung des Herrn Dr. Rieger gelang es, eine Reihe von jungen Leuten so weit zu bringen, daß sie in öffentlichen Versammlungen anderer Vereine zu einer kleinen Schar liberaler Redner wurden; auch wurden von der Jugendorganisation einige öffentliche Abende veranstaltet. Diese letzteren, an denen teilweise auswärtige Referenten sprachen, es seien hier Herr Rektor Gombrich Nürnberg und Herr Dr. Wertheim-Berlin genannt, waren aber nicht das Wesentliche der Tätigkeit des jungen Vereins. Unsere Hauptaufgabe war und blieb das Arbeiten an uns selbst. Um uns mit dem Judentum immer bekannter zu machen, referierten und diskutierten wir über die „Volksschriften über die jüdische Religion", die Herr Rabbiner Dr. Ziegler Karlsbad erscheinen ließ, und wir hatten bald die Genugtuung, den Kreis unserer regelmäßigen Zuhörer immer größer werden zu sehen. Erfreulich sahen wir die Werbekraft des liberalen Judentums unter den bis dahin indifferenten jungen Damen und Herren und freuten uns, dem Judentum auf diese Weise abbröckelnde Teile neu zuzuführen. Einen großen Teil unseres Mitgliederstammes umschloß bald ein festes Freundschaftsband, das seinen Ausdruck in einem angenehmen gesellschaftlichen Verkehr fand. Unvergeßlich für alle Zeiten wird mir die letzte Pessachfeier vor dem Kriege sein, die uns im Hause dreier zu uns gehörender Brüder beschieden war, und die wir ganz in liberaler Form nach Dr. Seligmanns Haggadah abhielten. Es scheint fast, als wäre jenes Fest die letzte Krönung unserer langen gemeinsamen Arbeit gewesen, denn wir sind nie wieder so alle zusammengekommen.

Mitten in unseren schönsten Hoffnungen überraschte uns der Krieg, der uns plötzlich alle auseinanderriß. Unser Vereinsvorstand sah sich zunächst genötigt, die Art der Tätigkeit ganz umzugestalten. Wir hielten Sonntag vormittags kleine Feiern ab, jene „Ernsten Stunden", von denen Sie im Vereinsblatt gelesen haben werden. Es wurden unter Mitwirkung des Tempelchors unter Leitung unseres Herrn Henle religiöse Musikstücke aufgeführt, Hamburger Schauspieler trugen Psalmen oder religiöse Dichtungen vor, und im Mittelpunkt der Veranstaltung stand jedesmal ein Vortrag; so hatten wir z. B. die Freude, unseren verehrten Herrn Dr. Seligmann bei uns sprechen zu hören.

Was nach dem Kriege wird — wir wissen es nicht. Aber tun werden wir, was in unseren Kräften steht. Es ist uns schon einmal gelungen, der Idee des liberalen Judentums unter Hamburgs Jugend Boden zu gewinnen, und wir werden alles daran setzen, daß dieses Feld uns nicht wieder verloren geht, sondern daß die jüdisch-liberale Jugendorganisation es recht bald wieder bebauen kann — zum Segen unseres liberalen Gedankens und zur Ehre des Bekenntnisses unserer Väter, unseres heißgeliebten, göttlichen Judentums!

George Götz.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Jahresbericht 1916.

Leider kann ich meinen Bericht nicht beginnen, ohne der traurigen Pflicht genügt zu haben, der drei Vereinsbrüder wehmutsvoll zu gedenken, die im vergangenen Jahre für unser Vaterland gefallen sind. Den Heldentod starben die Herren Vizewachtmeister Baumgart, Kriegsfreiwilliger Bergmann und Jäger Walter Tichauer. Wir haben an ihnen treue Anhänger unserer jüdisch, liberaler Ideale verloren und werden uns ihrer stets in aufrichtiger Trauer erinnern.

Wenn das äußere Zeichen für das Aufblühen eines Vereins das Wachsen seiner Mitgliederzahl ist, so können wir uns rühmen, einen großen Schritt vorwärts getan zu haben. Im Laufe des Jahres erfolgten 82 Neuaufnahmen, sodaß wir jetzt 302 Mitglieder zählen, 230 ordentliche und 72 außerordentliche davon sind 77 weibliche und 225 männliche. Außerdem haben wir 23 auswärtige Mitglieder.

Im verflossenen Vereinsjahr hielten wir folgende Veranstaltungen ab, die einen durchschnittlichen Besuch von 65 Personen brachten.

1. Am 15. Februar 1916 Vortrag des Herrn Justizrat Joel, Breslau, über:

„Welche Lehren können wir aus der preußischen Gesetzgebung über die Rechtsverhältnisse der Juden bei dem inneren Ausbau des religiösen Lebens unserer Glaubensgemeinschaft ziehen"?

2. Am 1. März 1916 Vortrag von Herrn Rabb. Dr. Goldmann, Oppeln, über:

„Die Notwendigkeit des Gleichberechtigungskampfes."

3. Am 19. März 1916 Vortrag des Herrn Fürstl. Archivar Dr. Zivier, Pleß, über:

„Rasse und Judentum",

an diesen Vortrag schloß sich anläßlich des Purimfestes ein gemütliches Beisammensein.

4. Am 11. April 1916 Vortrag der Frau Kgl. Amtsrat Hepner, Guttentag, und des Herrn Sanitätsrat Dr. Reich, Breslau, über:

„Emil Lehmann als Lehrer der Judenheit und Führer der jüdischen Jugend."

5. Am 7. Mai 1916 Ansprache von Herrn Professor Dr. Wohlauer, und Vortrag des Herrn Justizrat Peiser, Breslau, über das Thema:

„Aus der Verwaltung der Breslauer Synagogengemeinde."

6. Am 12. September Vortrag von Herrn Rabbiner Dr. Berger, Görlitz, über:

„Der Wille zum Judentum — eine Schöpfung des Krieges."

7. Am 10. Oktober 1916 Vortrag des Herrn Justizrat Breslauer, Breslau, über:

„Der Kampf der preußischen Juden ums Recht bis 1812."

8. Am 24. Oktober 1916 Vortrag von Herrn Emil Waldstein, Breslau, über:

„Aus den jüdischen Lebensverhältnissen."

Mit unserem 9. Vereinsabend beginnt der erste Vortragszyklus unseres Vereins, den unser rastloser Führer, Herr Rabbiner Dr. Goldmann übernommen hat, und dessen glänzender Besuch zeigt, daß wir damit dem Wunsche einer großen Anzahl von Mitgliedern entgegengekommen sind.

Am 8. November sprach Herr Rabbiner Dr. Goldmann über: „Religionsphilosophie", das erste Thema der Vortragsfolge:

„Das Judentum und die geistigen Strömungen der Zeit."

Am 21. November fand der zweite Zyklusvortrag über: „Das Problem des freien Willens"; am 6. Dezember der dritte Zyklusvortrag über: „Der Optimismus", und am 12. Dezember der vierte Vortrag über: „Soziale Ethik" statt.

Die noch folgenden Vorträge über: „Idealismus" und „Die Grundlagen der Moral" wird Herr Dr. Goldmann noch in diesem Monat halten.

Am 26. Dezember veranstalteten wir im Saale der Gesellschaft der Freunde unsere Chanukafeier. Die Lichterweihe hatte unser Mitglied, Herr Kantor Wartenberger übernommen. Die Festansprache hielt Herr Rabbiner Dr. Goldmann. An diese schloß sich ein gemütliches Beisammensein, das durch musikalische und rezitatorische Darbietungen verschönt wurde. Als literarische Festgabe erhielten unsere Mitglieder einen Chanukagruß von Herrn Rabb. Dr. Goldmann und von Dr. J. Goldschmidt: „Das Judentum in der Religionsgeschichte der Menschheit."

Die Diskussionsabteilung tagte bis zum Beginn der Zyklusvorträge unter Leitung des Herrn Dr. Goldmann weiter; es wurden folgende Referate gehalten, an die sich immer eine eifrige und lebhafte Diskussion schloß. Es sprachen am 12. Januar Rabb. Dr. Goldmann über: „Die Ursachen des Antisemitismus."

Am 2. Februar Herr stud. med. Wohlgemuth: „Der Antisemitismus von 1870 bis auf die Gegenwart."

Am 9. Februar Frl. Ilse L. schinski: „Wie bekämpft man den Antisemitismus."

Am 23. Februar Herr stud. jur. Froehlich: „Das Taufjudentum."

Am 8. März Frl. Ruth Cohn: „Die Mischehe."

Am 5. April Herr Gerhard Bettsack: „Die Berufswahl der jüdischen Jugend."

Am 27. April Frl. Ernestine Schmidt: „Die Zukunft der deutschen Juden."

Am 17. Mai Frl. stud. med. Peritz: „Die Ostjuden."

Am 31. Mai Herr Dr. phil. Nellhaus: „Der Chassidismus."

Am 21. Juni Herr Rabb. Dr. Goldmann: „Die Entstehung des Talmuds und seine Bedeutung für das Judentum."

Am 4. Juli Herr Walter Cohn: „Der Inhalt des Talmuds."

Am 30. August Herr Rabb. Dr. Goldmann, 25. Sitzung: „Bedeutung und Einteilung der Apologetik."

Am 20. September Herr Erich Bayer: „Die Kriminalität der Juden."

Am 3. Oktober Frl. Alice Sonnenfeld: „Die Juden als Soldaten."

Am 17. Oktober Frl. Lilly Neumann: „Die Ritualmordanklage."

Nach Beendigung der Vorträge von Herrn Dr. Goldmann wird die Diskussionsabteilung ihre Tätigkeit wieder aufnehmen.

Das Jahr 1916 brachte uns die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, die Gründung einer eigenen Bibliothek.

Durch reiche Bücher- und Geldspenden war es uns möglich, in kurzer Zeit eine reichhaltige Bücherei zusammen zustellen. Da sie von den Mitgliedern eifrig benutzt wird, dürfte sie das positive Wissen vom Judentum in unseren Reihen mehren. Alle 14 Tage finden Leseabende statt, an denen die gelesensten jüdischen Zeitungen ausliegen. Die Organisation der Bibliothek sowie die Auswahl der Bücher und Zeitungen lag in den Händen von Herrn Dr. phil. Nellhaus, dem wir ebenso wie allen Spendern nochmals unseren besten Dank aussprechen.

In den Sommermonaten trafen wir uns an jedem Montag in der Schweitzerei in Scheitnig zu gemütlichem Beisammensein.

Mit unseren zur Fahne einberufenen Vereinsbrüdern stehen wir in engem Briefwechsel, den in liebenswürdiger Weise eine Anzahl unserer Mitglieder übernommen hat. Außerdem erhalten unsere Feldgrauen regelmäßig „Lib. Judentum" und Liebesgaben zugeschickt. Zu Chanuka sandten wir ihnen die sehr interessante Abhandlung von Dr. Samuel: „Bibel und Heldentum."

Die Zahl der Eingezogenen beträgt gegenwärtig ungefähr 120, ist aber täglich noch im Steigen begriffen. Das Eiserne Kreuz erhielten bis jetzt 17 Vereinsbrüder.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 5 und 6. Jahrgang 9. Mai u. Juni 1917.

Gegenwart und Zukunft des Liberalismus im Judentum.

Von Rechtsanwalt H. Stern, Generalsekretär der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland.

So oft der Satz auch ausgesprochen ist, wir müssen es uns stets von neuem wundernd vor Augen halten, in welch neue Bahnen unser Leben in den letzten drei Jahren hineingeworfen wurde, wie nicht nur unser äußeres Dasein von Grund aus umgestaltet worden ist, sondern wie vor allem unser Innenleben auf eine Probe gestellt wurde, wie sie wohl noch kein Menschengeschlecht hat über sich ergehen lassen müssen. Anschauungen, Wertungen, die wir unzerstörbar festgelegt glaubten als unverlierbares Erbe der gesitteten Menschheit, sind in Trümmer zerschlagen oder wenigstens für lange Zeit in den Hintergrund unseres Erlebens gedrängt worden. Auf der anderen Seite sind Gedanken und Gefühlswerte, Güter der Seele, deren man schon für immer entraten zu können glaubte, in einer Macht vor uns aufgestanden, daß wir nur staunend uns davor als vor einem lichten Wunder neigen müssen.

Zu diesen neu erstandenen Menschheitsgütern gehört vor allem die Religion. Nicht, daß es die Religion not gehabt hätte, durch einen Weltensturm von Schlacken und Schatten befreit zu werden; — nein, wir Menschen brauchten wohl dieses Geschehen ohnegleichen, um reif zu werden für den Segen, den uns die Religion zu gewähren vermag.

Niemals noch hatten wir es so verspürt, hier das Gefühl der Nichtigkeit des einzelnen und dort das Bewußtsein, ein Glied des größten Ganzen zu sein, das sich Menschenseelen erträumen können, des Vaterlandes, hier ein zu Boden Geworfensein, dort ein Langen nach den Sternen, hier die Ohnmacht den Tritten des Schicksals gegenüber, dort das Sich-Emporrecken über die Schranken des Endlichen, das erhebende Gefühl, im Plan der Welt ein Wert zu sein, fähig, das Größte zu geben für das Größte, das eigene Leben für das Schicksal derer, die nach uns kommen sollen!

Dieser geheimnisvehre Schwung der Seele, dieses Einordnen des eigenen Ich in den Weltenplan, dieses demutsvolle Erkennen eines waltenden Willens, das war Ruach Adonoj, der Atem Gottes, das war die Befreiung des verschütteten religiösen Gefühls, der Sieg der Gottesidee, vor dem wir uns alle anbetend neigten.

Dieser Aufschwung der Seele zeigt sich auch noch heute. Denken wir an die schwere stille Arbeit eines ganzen Volkes, sehen wir, wie unsere Frauen und Mütter in stillem Heldentum ihr Liebstes hingeben und opfern,

wie sie an ihrer Männer Stelle im Hause treten, wie sie zu Helfern in Stadt und Land geworden sind, ernst, still, in selbstverständlicher Uebernahme unerhörter Pflichten und Mühen, ja — so können wir immer und immer wieder betonen, sie, wir alle erleben Gott täglich von neuem; denn wir erleben den Triumph einer großen heiligen Idee über Not und Kleinlichkeit des Alltags.

Wie aber stehen erst die ihrem Gott nach, die da draußen stündlich dem Tode entgegensehen, die, aus dem Mutterboden ihrer Heimat, ihrer Arbeit und ihrer Familie genommen, sich draußen mit tausend Schmerzen neu einwurzeln müssen in ein hartes und strenges Erdreich, in Neuland der Seele! Wahrlich, wer das Glück gehabt hat, draußen unserer Helden Kamerad gewesen zu sein, wer, wie ich, an der äußersten Ostgrenze unserer Front mit Wache halten durfte, der hat es ehrfürchtig miterlebt, was die Bibel von ihren Gottbegeisterten so oft schildert: Gott schauen! Im Brüllen der Geschütze, im Donner des Sturms, im nächtlichen Schweigen einsamer Wache fühlten wir jenes tiefinnerliche, heilige Wehen, unter dem sich das Herz dem Gottesgedanken öffnete wie fruchtbare Erde dem Frühlingsregen.

Wir alle bringen, ob wir es gestehen oder nicht, ein erneutes Herz mit uns; wir haben heilig Land betreten und wünschen, den Schatz unserer Seele zu bewahren für alle Zukunft.

Wer diesen *Segen* religiöser Erhebung an sich erlebt hat, den treibt es, diesen Segen festzuhalten und weiter zu überliefern. Das sind wir nicht nur uns, das sind wir unseren Kindern schuldig. Im Kindesherzen glüht die heilige Flamme der Gottsucher. An uns ist es, in der Seele unseres Kindes einen Herd ewigen Feuers zu errichten, um den Kindern Wärme, Licht und Schwung zu verleihen für die Stürme ihres Erdendaseins.

Aber nicht nur unseren Kindern, wir sind es denen schuldig, die jetzt draußen stehen. Sie wollen, wenn sie in Frieden zurückkehren, den Gott daheim wiederfinden, der ihre Feuersäule war in Nacht und Grauen.

Die Pflicht, unsern Kindern und Kämpfern das heilige Erbe des großen Krieges zu sichern und das Andenken unserer gefallenen Gottesstreiter durch ein Leben in ihrem Sinne zu ehren, zwingt uns aber, uns vor allem selbst darüber klar zu werden, in welche Bahnen des jüdisch-religiösen Lebens wir unserer Kinder, unserer Brüder, unsere eigenen Schritte hinlenken müssen, um ein segensvolles Werk von dauerndem Bestand zu errichten, ein beglückendes Heim der Seele, in dem das religiöse Einzel- und Gesamtleben sich blühend entfalten kann.

Was ist die Lehre des Kriegs für die Richtung unseres religiösen Lebens? Zunächst Wertung und Hochhaltung des *Judentums als einer Religion*, als einer seelischen Heimat. Dazu bedarf es in erster Linie des Ringens um die Seelen der vielen Schlafenden, Abgewandten, Gleichmütigen. Lauheit ist Unklarheit, und Unklarheit ist schlimmer als offener Abfall. Noch viel zu viel nennen sich Juden, ohne Juden zu sein; edler Boden liegt brach, auf dem Frucht zu ernten wir keinen Augenblick verzweifeln dürfen. Also positive religiöse Anteilnahme aller Juden ist das erste Erfordernis zur Vorbereitung der Friedensarbeit.

Wir wollen Belebung und Erhaltung unserer Religion, aber *nur der Religion*! Von nationaljüdischer Seite wird uns Liberalen verächtlich vorgehalten, wie wenig Greifbares wir damit erstreben. „Nur Religion!" Nun, wer „nur Religion" für zu wenig hält, der zeigt, daß er keine Ahnung hat von dem, was des biblischen Judentums, was des rabbinischen Judentums Seele und Mark gewesen ist, der hat in der Tat mit dem geschichtlichen Judentum den Zusammen-

hang verloren; der zeigt, daß das moderne Schlagwort vom Nationalismus Besitz von seiner Seele ergriffen hat an Stelle des antiken geheiligten Inhalts der Religion.

Andererseits haben wir im Krieg nichts von der Kraft einer jüdischen Nationalität verspürt. Wo hat sich ein gemeinsames jüdisches Nationalbewußtsein gezeigt, wie es Irländer, Inder, Polen, Littauer, Ruthenen, Balten, ja Esthen, Letten, Finnen betont und betätigt haben? Nicht für eine jüdische Nation, sondern für ihr deutsches Volkstum haben die Tausende unserer jüdischen Kriegsfreiwilligen begeistert die Waffen ergriffen und ihr Leben dahingegeben. Gerade der Krieg hat es uns gezeigt: Wir sind mit allen Fasern unseres Herzens Deutsche. Unser eigenes vergossenes Blut, die Gräber unserer Kinder und Brüder haben uns mit tausend neuen Banden an die geliebte deutsche Heimat geknüpft. Wir weisen es zurück, uns als Glieder einer anderen Nation stempeln zu lassen als unseres deutschen Vaterlandes.

Wir halten es für unsere durch die Lehren des Kriegs nur eindringlicher betonte Aufgabe, anstatt die Juden in die engen Bande eines Kleinstaates — mehr würde doch selbst bei völligem Siege nationalen Judentums nicht erreicht werden — zu schmieden, den Glauben an die Weltmission der Religion Israels zu pflegen und dieser sieghaften Idee unser Leben zu weihen.

Wenn wir die Wege überblicken, die wir zur Erfüllung unserer religiösen Pflichten beschreiten können, so wandern unsere Gedanken unwillkürlich zu den Kämpfen, die der jüdische Liberalismus gerade vor Kriegsbeginn gegen seine Gegner führen mußte. Es sind nicht immer erfreuliche Erinnerungen. Gedenken wir es dankend den deutschen liberalen Rabbinern, daß sie im Jahre 1912 ihre Stimme einer immer mehr anschwellenden Bewegung geliehen und den erhebenden Entschluß gefaßt haben, das, was Tausende und Tausende deutscher Juden als Ueberzeugung im Herzen getragen hatten, in Worte zu kleiden und in den „Richtlinien zu einem Programm für das liberale Judentum" die Grundlagen und Ziele einer jüdischen liberalen Weltanschauung niederzulegen. Das war eine Tat, die wir unsern religiösen Führern nie vergessen wollen. Sie haben das ausgesprochen, was so mancher liberaler Jude lange für richtig erkannt, aber zu bekennen sich gescheut hatte und haben dadurch Tausende mit neuer Liebe an das Judentum gefesselt. Sie haben die tiefe Grundidee des Liberalismus erneut auf den Schild erhoben, daß, wo die Wandelbarkeit geistiger Werte und der ewige Fluß der Formen längst erkannt ist, auch die Entwicklung der Religion nicht gehemmt werden darf, sondern gefördert werden muß. Fest stehen jedem liberalen Juden die ewigen Wahrheiten und sittlichen Grundgebote der jüdischen Religion. Aber wir haben den Wahrheitsmut, diesen unzerstörbaren, edlen Kern zu scheiden von der wandelbaren Hülle, in die eine jahrtausendlange Entwicklung mit ihrem wechselnden, gar oft streitenden Forschen, mit ihren vielfach nachweisbaren Zufällen und Irrtümern, das Ewig-Giltige eingeschlossen, oft verschlossen hat.

Wenn uns nicht schon die Geschichte, wenn uns nicht schon die große jüdische Wissenschaft gestärkt hätte in unserem Streit für das Wesentliche gegen das vielzuviel Nebensächliche, so müßten die Lehren dieses Kriegs doch allen, die sehen wollen, gezeigt haben, daß wir den rechten Weg gegangen sind. Wer von uns hat nicht mit froher Rührung, mit Herzenserhebung und innerer Erschütterung von den Berichten unserer Feldgeistlichen über die jüdischen Feldgottesdienste, über die still, aber tief wirkende Seelsorge da draußen Kenntnis genommen! Und, wenn ich von eigenem Erlebten und Gehörten berichten darf, unvergeßlich werden allen Beteiligten — und an vielen, vielen Stellen der

jüdischen Streitmacht fand sich das gleiche Bild — die stillen Stunden der Andacht und Einkehr sein, da aus dem kleinen Feldgebetbuch ein Kamerad am Abend einen Psalm, ein Gebet vorlas, meist in unserer deutschen Sprache und wir unsere Herzen erhoben an der schlichten, edlen, tiefen Macht dieses Borns der Weihe und Erbauung. Die deutsche Sprache hat unser jüdisches Gewissen nicht beschwert, und der Feldgottesdienst war uns eine mit allen Herrlichkeiten religiöser Weihe gesegnete Erbauung, selbst wenn wir dazu am Sabbath fahren, wenn wir uns dazu in einer elenden Hütte, ja auch in einer Kirche versammeln mußten und wenn die Klänge der Militärkapelle zu unserer Feier ertönten. Wer dachte daran, ob jede vom alten Schulchan Aruch für unverletzlich hingestellte Form gewahrt wurde —, und doch, wie viele haben den Gott unserer Väter, von dem sie so oft gelesen und gehört hatten, erst in diesen Stunden unvergänglicher Selbsterhebung, mitrüglicher Selbstläuterung erfahren, haben den Zusammenhang zwischen uns Irdischen und Ihm, dem geheimnishehr Thronenden, in diesen wahrhaft heiligen Augenblicken erst deutlich empfunden. Wir, die wir durch solch Erleben gegangen sind, lassen uns nicht mehr von anderen, die sich die Rechtgläubigen nennen, unser Judentum, unsere Religiosität absprechen, weil wir über unserem Gottesringen alte Normen und Formen übersehen, ja übertreten haben, die uns nichts mehr sind! Wir halten uns dennoch für fromme Juden. In dieser erbarmungslos wahren Prüfungszeit hat unser liberales Judentum seine Probe bestanden. Und wenn sie wieder gegen uns streiten, dann will ich meine Kameraden gegen sie anfrufen mit ihren Schätzen neuerkämpfter alter Religion; sie alle, das weiß ich, werden zeugen für die Ideale des jüdischen Liberalismus.

Das sind die Erfahrungen des Kriegs. Das liberale Judentum braucht sich ihrer wahrlich nicht zu schämen.

Wenn ich aber auch aus innerster Ueberzeugung des Glaubens bin, daß dieser Liberalismus fähig und würdig ist, eine Quelle edelster Zukunftsblüte für Israel und seine Religion zu werden, so weiß ich doch, daß zur Wahrung und Förderung unserer Zukunft nicht nur eine wahre reine Lehre gehört, sondern vor allem erprobte, fähige Jünger nottun, die sich um das erwählte Panier scharen.

Von seinen Jüngern aber verlangt der Liberalismus dreierlei: religiösen Schwung der Seele, gründliches Wissen, das dem Gefühlsleben die notwendige geistige Stütze gibt und vor allem den Mut, die einmal für recht erkannte Meinung rückhaltslos zu vertreten und vor der Welt zu ihr zu stehen.

Vor allem die jüdische Seele! Tief in jedem wahren Juden liegt die Begeisterung für das Ideal einer geistig-sittlichen Weltordnung, tief in der jüdischen Seele liegt das Schwingen des Herzens zum Urquell alles Seins; dieses Sehnen nach dem Höchsten, es ist die uralte Gottessehnsucht Israels. Verschließt Euch ihr nicht! „Machet die Tore weit, daß einziehe der König der Ehren." Es sei euer Stolz, Idealisten zu sein. Tausende deutscher Juden sind für das Ideal, sind für ihren Gott gestorben. Wir fordern von Euch nur, daß Ihr für das gleiche Ideal lebet!

Aber eine hochgestimmte Seele allein läßt sich nicht dauernd bewahren, der Verstand tritt hinzu, er fragt gebieterisch: „Sage mir doch, Seele, was ist das für ein Ideal, dieses Judentum, demzuliebe du Gefahr, Entsagung und Leiden auf dich nehmen sollst?" Wie oft hören wir von den Lauen das ungläubig-trotzige Geständnis, sie wüßten garnicht, wofür sie denn sich und ihre Kinder von dem erleichterten Leben der Umwelt ausschlössen, wofür sie Zurücksetzungen erleiden, Entbehrungen ertragen müßten. Wie oft hören wir die scheue Entschuldigung der Fahnenflüch-

tigen, daß sie mit dem Judentum nur einen Begriff aufgeben, der für sie keinen Inhalt habe.

Ihr Eltern und Lehrer, ein schwerer Vorwurf, der Euch angeht! Es ist leider in vielen Kreisen, die unser Bollwerk bilden sollten, so: sie kennen ihr Judentum nicht, sie sind grenzenlos unwissend, und diese Unwissenheit ist unser schlimmster, nie genug zu bekämpfender Feind. Sie ist in Wahrheit der Zerstörer Israels!

Wir dürfen an diesem schweren Schaden nicht blinden Auges vorübergehen. Wir verlangen heute nicht von Eltern und Lehrern, daß sie aus unseren Kindern große Talmudgelehrte, tiefe Kenner der hebräischen Sprache machen, — obwohl kein Jude nicht wenigstens die Hauptgebete in ihrer heiligen Ursprache verstehen sollte, aber den religiösen Grundgehalt des Judentums, die herrlichen, ewig schönen Schriften unserer Bibel, die Grundzüge der Glaubens- und Sittenlehre, die Lehre von der Bedeutung unserer Feste und vor allem die Geschichte des Judentums muß jeder Jude kennen. Wer Israels Geschichte kennt, der liebt sie auch. Weiß man denn überhaupt, daß das Judentum eine Geschichte hat? Die biblische Geschichte kennt man zur Not; aber zwischen der Tempelzerstörung und etwa Moses Mendelssohn dehnt sich für die meisten Juden ein unbekanntes Trümmerfeld, das mit dem Schlagwort „Ghetto" und „Judenverfolgung" gekennzeichnet ist. Von der herrlichen Blütezeit jüdischen Geistes in Babylon und Arabien, von der Glanzzeit unserer Ahnen in Spanien und Südfrankreich, von der ganzen gewaltigen Geschichte jüdischen Geisteslebens, wer weiß davon, wer hat sich je damit beschäftigt? Nur wer dieses Judentums Aufstieg, Blüte, Verfall und Neuerwachen, wer Israels Geschichte kennt, der kann überhaupt ermessen, welches Gnadengeschenk der Vorsehung es bedeutet, Jude zu sein! Nur wer die Entwicklung des Judentums aus seiner Geschichte selbst zu erkennen bestrebt ist, kann auch die große Bedeutung des Entwicklungsprinzips für das heutige Judentum verstehen, kann die Daseinsberechtigung des Liberalismus würdigen und für den Liberalismus werben. Nicht weil es ihnen zu beschwerlich ist, die alten Ritualvorschriften einzuhalten, nicht weil sie zu ihrer besseren Bequemlichkeit Altehrwürdiges zerstören wollen, haben die großen deutschen Liberalen, haben jetzt die Verfasser der Richtlinien gewisse Formvorschriften als überlebt, als nicht mehr bindend bezeichnet und streben nach einer freieren, moderneren Ausgestaltung des Gottesdienstes und des religiösen Gemeindelebens, — nein, aus tiefer Kenntnis der Entwicklung des religiösen und Geisteslebens, gestützt auf die Lehren der Geschichte.

Darum ergeht die dringende Mahnung an die deutschen Juden: Lernt Euer Judentum kennen! Lest die Schriften unserer Glaubensgelehrten, lest die Geschichtswerke, an denen wir reich sind. Beginnt z. B. mit der herrlichen Schrift von Abraham Geiger über das Judentum und seine Geschichte. Wer dieses Werk einmal begonnen, den läßt es nicht mehr los. Lest dieses Buch mit Euern heranwachsenden Kindern. Ich weiß von mir, daß es reichste Belehrung und schönste Erhebung enthält. Nur der Anfang muß gemacht werden! Alle, denen die Zukunft des Judentums am Herzen liegt, die gegen Gleichgiltigkeit, Schwanken und Abfall kämpfen wollen, müssen für die Förderung jüdischen Wissens eintreten. Jeder Fernstehende, der sich entschlossen hat, zu lernen, der ist wiedergewonnen. Darum lehret Eure Kinder, belehrt Euch selbst, damit Ihr immer mehr erstarkt im Kampfe gegen die Lauheit und den bösen Willen. Nicht nur das jüdische Gemüt, auch der jüdische Geist muß mit uns streiten, wird mit uns siegen.

Das dritte Erfordernis, dessen wir bedürfen, um für die Zukunft gerüstet zu sein, ist der Mut der eigenen Ueberzeugung. Ganz zweifellos ist der größte Teil der deutschen Juden liberal gesinnt. Viele erkennen die Bewegungen und die Ziele des Liberalismus im Judentum als richtig an und nennen sich daher liberal. Wenn es aber gilt, einmal vor der Gemeinde oder gar vor dem Staat diese liberale Gesinnung in die Tat umzusetzen, dann fehlen die Liberalen. Würde der liberale Gesamtwille so stark sein, wie die liberale Gesinnung der einzelnen, so müßte unsere Bewegung in Deutschland ganz anderen Umfang und ganz andere Bedeutung haben, als dies bisher der Fall war.

Was Mut der Ueberzeugung, Eintreten für das als recht erkannte Ziel angeht, so können wir von unseren Gegnern nur lernen. Wo die Zionisten und die Orthodoxen auch nur geringen Boden gefaßt haben, da halten sie zusammen und da treten sie geschlossen auf den Plan mit dem festen, unerschütterlichen Willen, ihre Absichten und Pläne durchzusetzen. Und sie setzen sie viel öfter durch, als wir Liberalen die unseren.

Leider bedeutet für viele Liberalismus den Respekt vor jeder anderen Ueberzeugung, nur nicht vor der eigenen. Wir sehen es in unseren großen Gemeindeverwaltungen mit liberaler Mehrheit. Die Wünsche der Minderheit werden mit Achtung entgegengenommen, wohlwollend geprüft und sehr oft durchgeführt, trotzdem die ausführenden Organe nach ihrer Ueberzeugung das Erstrebte für unberechtigt, die Wünsche als unvorteilhaft für die Allgemeinheit erachten. Aber man will auf alle Fälle zeigen, daß man liberal ist, d. h. die Gesinnung der anderen achtet und vergißt dabei seine eigenen Ziele, die Ziele der eigenen Gesinnungsgenossen. Und das merken die Gegner bald.

Wir Liberalen sind so ängstlich in der Durchsetzung und Förderung unserer Anschauungen, als wenn unsere Bewegung um Nachsicht, um Rechtfertigung zu bitten hätte und nicht mindestens eine gleichgeartete, gleichberechtigte Schwester der anderen Geistesrichtungen im Judentum wäre.

Wenn jüngst ein orthodoxer Rabbiner für seine Gesinnungsgenossen rühmend in Anspruch nahm, daß am Tische, wo sie raten und taten, neben ihnen und unter ihnen das unsichtbare Synhedrion der Väter sitze und mitstimme, so haben wir dieser Berufung auf die Pietät gegen die Ahnen, die wir durchaus teilen, ein Zweites, ebenso Wichtiges, entgegenzusetzen. An unserem Tische sitzt das Synhedrion unserer Kinder und Kindeskinder und tagt mit uns mit. Es ist schön, auf die Vergangenheit zu sehen, und wir Liberalen nehmen ja für uns genau das gleiche Recht in Anspruch, als historisch empfindende Juden angesehen zu werden, für wichtiger aber und für heiliger erachten wir die Aufgabe, an einem Judentum mitzuschaffen, das die Religion unserer Kinder und Kindeskinder sein kann. Wir verschließen uns nicht der Erkenntnis, daß das Leben fortgeschritten ist über manches Bewahrenswerte. Aber wir machen uns nicht blind gegen das Leben, rechnen mit der veränderten Erziehungsweise, mit den neuen Pflichten und Anforderungen, die die heutige Zeit an uns und unsere Kinder stellt; und weil wir unsere Kinder bei der Religion halten wollen, weil wir für die Zukunft unserer Religion sorgen, darum treten wir ein für ein liberales Judentum. Eine solche Bewegung hat das Licht nicht zu scheuen, und daher müssen wir von unseren Gesinnungsgenossen fordern, daß sie den Stolz hervorkehren auf ihre eigene Anschauung und mit der Tat eintreten für das, was sie im Herzen tragen und auf den Lippen führen.

Wiederholt habe ich in letzter Zeit, wenn ich bekannte Männer, deren Liberalismus ganz offenkundig ist, aufgefordert habe, unserer Vereinigung beizutreten, um vor der

Oeffentlichkeit Zeugnis abzulegen für den jüdischen Liberalismus, die Antwort erhalten: „Ich kann es nicht, ich gehöre dem Gemeindevorstand an und muß allen Richtungen gerecht werden."

Mit einem solchen Standpunkt kommen wir freilich nicht weiter. Gerade die Führer unserer Gemeinden, die dazu in der Lage sind, weil sie die Verwaltung in Händen haben, müssen unserer Bewegung eine Gasse bahnen. Es ist nicht zu verstehen, warum Männer für eine Bewegung, die sie nach ihrer wohlerwogenen Ueberzeugung als richtig anerkannt haben, nicht auch nach außen eintreten. Auf der Gegenseite haben wir solche ängstlichen Skrupel noch niemals gefühlt, und daher ist die Kraft auf der Gegenseite viel stärker als die Zahl.

Auch wir müssen uns sammeln, müssen die Fahne erheben und für unsere Ueberzeugung Kämpfer werden. Mit einem Liberalismus im stillen Kämmerlein ist uns nicht gedient. Wir verlangen von jedem Einzelnen, der sich zu uns neigt, auch ein offenes Bekenntnis, ein mutvolles Eintreten und, was an ihm liegt, eine Hilfe im Kampfe.

Als selbstbewußte Kämpfer für die innerste Ueberzeugung werden wir um so selbstbewußtere Kämpfer auch für den gemeinsamen Kampf des ganzen deutschen Judentums werden. Ein solcher Kampf wird nicht ausbleiben. Wir werden nach dem Kriege jeden einzelnen brauchen, um den Feinden unserer Religion, den Feinden des Judentums gewappnet entgegenzutreten. Schon rüsten sie sich, schon hebt der Drache, den wir zertreten glaubten, wieder das Haupt, um sein Gift gegen das Judentum und seine Bekenner zu schleudern. Noch leben wir der Ueberzeugung, daß es sich nur um die ohnmächtige Wut einzelner, leider vieler einzelner, handelt und daß der Staat, daß das Vaterland selbst sich der hereinbrechenden Schmutzflut entgegenstemmen wird.

Aber der beste Schutz des Judentums sind immer die Juden selbst gewesen, und darum tut es heute doppelt not, sich zu rüsten und um die Fahne zu scharen, der zu folgen man geschworen hat. Weil uns eine schwere Zeit bevorsteht, darum müssen wir mehr als je, trotz aller grundsätzlichen Gegensätze, die Einigkeit des Judentums betonen und immer und immer wieder dessen gedenken, daß wir Kinder eines Vaters sind, Zweige eines Baumes, in dessen Schatten wir alle unsere seelische Erquickung, unsere sittliche Erhebung suchen und finden.

Leider ist unser Streben nach Einigkeit auf der Gegenseite wiederholt schroff zurückgewiesen worden. Wie sich Teile der Altgläubigen ganz von der Gemeinde losgelöst haben in der durch nichts gerechtfertigten Verblendung, daß sie allein noch den Schild des Judentums unbefleckt vor sich tragen, so haben andererseits jüdische Gegner versucht, uns aus dem Tempel unseres Gottes herauszudrängen, haben gewagt, uns den Namen Jude, auf den wir stolz sind, abzuerkennen und so versucht, das Tuch zwischen sich und uns gänzlich zu zerschneiden.

Der Liberalismus wird sich weder durch die Absplitterung der sogenannten Separatisten, noch durch den Sturmlauf von rechts und links aus seiner Bahn drängen lassen.

Das Judentum hat Platz für jede Geistesrichtung. Wer aus innerer Ueberzeugung, gestützt auf gründliche religiöse Kenntnisse, für notwendig hält, streng auf dem Boden der alten Form der überkommenen Glaubensrichtung zu bleiben, dessen Pietät werden wir stets achten, auch wo wir sie nicht teilen. Aber ebenso nehmen wir für uns das ungeschmälerte Recht in Anspruch, unser religiöses Bedürfnis, die Sehnsucht unserer Seele nach Gott auf dem Wege zu stillen, den wir nach ernster, pflichtgemäßer Ueberlegung für den rechten erkannt haben.

Wenn wir nichts anderes für uns beanspruchen, so verlangen wir, daß diejenigen, die unsere Gesinnung nicht teilen, unsere ehrliche Ueberzeugung achten. Und darum müssen wir uns vor allem auch gegen diejenigen wehren, die unter dem Vorgeben, zwischen den Gegensätzen vermitteln zu wollen, zwar für sich selber die Fesseln und Normen der alten Form abgestreift haben, aber von anderen, insbesondere von ihrer Gemeinde selbst, verlangen, daß sie in diesen Fesseln weiterlebe. Was man für sich selbst als recht anerkennt, das soll man nicht als Sünde ansehen, wenn es von anderen geübt wird. Es gibt für jeden in derselben Sache nur eine Wahrheit: die man selbst als wahr anerkannt hat, und nach der man im Leben handelt, und diese Wahrheit soll man nicht nur für sich selbst gelten lassen, sondern bei allen Geistesverwandten schätzen und überall dafür eintreten.

Schließen sich möglichst viele Liberale in diesem Sinne zusammen, so wird es dem Gesamtjudentum zum Segen sein. Dann ist der innere Kampf nur der Sturmwind, hinter dem die Sonne eines starken selbstbewußten Judentums aufgeht. Für dieses Gesamtjudentum werben wir, wenn wir für den Liberalismus werben. Und werben müssen wir, Seelen werben, die dem Judentum innerlich noch fernstehen.

Diese Werbetätigkeit erfolgt durch die Verbreitung jüdischen Wissens in den Reihen der Unkundigen, in erhöhtem Maße aber noch durch die Erweckung jüdischen Stolzes! Und diesen Stolz erwecken wir durch das Beispiel eines eigenen, in sich gefestigten, aufrechten, furchtfreien Lebenswandels. Wenn die Schwachen und Lauen, wenn die große Menge der Gleichgültigen erst einmal sieht, daß sie in eine Gemeinschaft opferwilliger, vorwärts strebender, in sich zusammengeschlossener Brüder treten kann, daß Hunderte und Tausende von Männern und Frauen ihrer mit geöffneten Armen harren, dann, meine ich, wird das Eis gebrochen, wird die spröde Zurückhaltung beseitigt werden, und die Verlorenen werden gerettet sein.

Selbstverständlich müssen wir bei dieser Werbetätigkeit in unserem eigenen Hause anfangen. Es ist heilige Pflicht der Eltern, ihre Kinder durch Lehre und Beispiel auf ihren Pfad zu ziehen. Das ist lebendige Pietät, die mehr wert ist, als das bloße Rückwärtsschauen auf noch so teure Gräber. Wer im Sinne der Väter leben will, der muß säen, wie sie gesät haben. Eine Kindesseele empfindet fein und tief. Wir müssen dem kindlichen Idealismus unsere Liebe und unsere Erfahrung entgegenbringen, um ihn auf den richtigen Weg zu leiten, auf dem richtigen Weg zu erhalten.

Zu diesem Zwecke wendet sich der Liberalismus auch vor allen Dingen an die jüdischen Mütter und Frauen. Jeder weiß es, was das Beispiel und die Liebe einer guten Mutter vermag. Ihr Mütter seid zuerst verantwortlich für eure Kinder! Von euch fordert Israel seine Söhne und Töchter! Sorgt, daß das heilige Pfand, das in eure Hände gelegt ist, unangetastet, ja veredelt der Glaubensgemeinde zurückgegeben werde!

Und wie wir im eigenen Haus zu wirken bestrebt sein müssen, so tritt an uns auch die Pflicht heran, im Kreise der Verwandten und Freunde mit allen Kräften zu werben. Durch ernsthafte Aussprache, werbenden Hinweis auf die eigenen Ideale wird der Freund den Freund für sich und für seine Anschauungen gewinnen können. Wir wollen keinen Seelenfang treiben, keine Missionstätigkeit ausüben mit Zwang und Schmeicheln und Drohen, aber verschüttete Tore in den Herzen freizumachen, das ist eine Freundespflicht, der sich jeder unterziehen soll und unterziehen muß!

Und wie jeder einzelne still im eigenen Kreise wirken soll, so sollen wir Liberalen zusammen in Gemeinde und Welt wirken für

unsere Ideale. Wir müssen in den Gemeinden den Platz einnehmen, der uns nach unserer Zahl und nach der Wichtigkeit unserer Bewegung gebührt. Wir müssen in den Gemeinden arbeiten an der Ausbreitung jüdischen Wissens und jüdischer Bildung, damit die Grundlage gelegt werde, auf der erst ein gedeihliches Schaffen ermöglicht wird. Wir müssen jeden einzelnen zur Arbeit in der Gemeinde heranziehen. So unendlich viele Pflichten, so unendlich viele Betätigungsmöglichkeiten gibt es in der jüdischen Gemeinde, daß jeder Mann und jede Frau, die mithelfen will, dort befriedigende Beschäftigung findet.

Wir Juden sind uns selbst die Nächsten. Kein anderer, kein Staat, keine Gemeinde tritt für uns ein. Wir müssen uns immer selbst helfen. Darum ist es Ehrenpflicht jedes Juden, seine Kräfte der eigenen Glaubensgemeinschaft zu widmen, die auf ihn angewiesen ist. Es bleibt noch immer genug für die Arbeit und Liebestätigkeit in Gemeinde und Staat.

Werden die fernstehenden Glaubensgenossen zur allgemeinen Verwaltung der Gemeinde herangezogen, erhalten sie auf dem weiten Gebiete jüdischer Betätigung ihr Arbeitsfeld, so wird ihr Verantwortlichkeitsgefühl geweckt, mit der Verantwortlichkeit die Freude an der Arbeit und mit der Arbeitsfreude die Liebe zu dem großen Ganzen, jene Liebe, deren wir so dringend für unsere Zukunft bedürftig sind.

Diese Liebe, diese Arbeitsfreudigkeit muß aber vor allem geweckt werden in unserer jüdischen Jugend! Auf ihre Mitarbeit müssen wir in allererster Linie zählen. Darum ist es an uns, die jüdische Jugendbewegung, vor allem unsere liberale Jugendbewegung, aus allen Kräften zu unterstützen. Daß sie herrliche Früchte tragen kann, das haben wir mit Genugtuung aus den Berichten über die Entwicklung unserer Jli und aus ihrer Einigung in der Arbeitsgemeinschaft der Jli ersehen.

Diese jungen Leute, welche aus ihrer geistigen Gemeinschaft Anregung, Belehrung, Festigung entnehmen, sind die wahren Träger unserer jüdischen Zukunft.

Darum sollen die Aelteren diese Jugendbewegung fördern und die Jüngeren sollen nicht aufhören, im eigenen Kreise Gefährten zu suchen für ihre gute, heilige Sache. Wir sind stolz auf unsere liberalen Jugendvereine und hoffen, daß das Beispiel, das sie geben, nicht nur auf die Altersgenossen, sondern auch auf die Aelteren einwirken werden, damit unsere Reihen sich immer mehr auffüllen und zusammenschließen.

Große Aufgaben, große Ziele harren unser. Nichts mehr und nichts weniger, als die Zukunft unserer Glaubensgemeinschaft hängt von unserer Arbeit, von unserer Hingebung ab. Solche Aufgaben aber erfordern — das sehen wir täglich in unserem Vaterlande — eine feste Organisation. Der einzelne, so redlich er es meint, so begeistert er ist, ist ohnmächtig in der Flut der Zeit. „Vereinigt werden auch die Schwachen mächtig"! Im Zusammenschluß, in der Gemeinschaftlichkeit der Arbeit, in der Gemeinsamkeit des Strebens liegt die Kraft, die Erfüllung verbürgt. Wenn ich daher an dieser Stelle von Herzen dafür eintrete, es nicht nur bei liberaler Gesinnung bewenden zu lassen, sondern sie zu betätigen, zunächst einmal durch Beitritt zu unserer „Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland", der großen Organisation, welche die Förderung des Liberalismus in Deutschland sich zur Aufgabe gemacht hat, so treibt mich zu dieser Bitte nicht der Wunsch, unsere Vereinigung möglichst zahlreich vor der Welt stehen zu sehen und durch ein Anhäufen angesehener Namen unserer Mitwelt zu imponieren. Es drängt mich die Liebe zu meiner Religion, die Sorge um ihren Fortbestand und die nimmer zu erschöpfende Hoffnung, daß es ehrlicher gemein-

schaftlicher Arbeit gelingen müsse, den drohenden Zerfall aufzuhalten und zu dämmen. Ich glaube, daß jeder Jude in dieser gemeinschaftlichen Arbeit die innere Befriedigung finden wird, welche das Bewußtsein gibt, einer guten Sache seine Kräfte zu leihen.

So möge sich unser liberales Judentum in Deutschland, so möge sich unsere Vereinigung aus dieser ernsten, schweren Zeit geläutert hervorheben, zur Stärkung und Erhaltung des Judentums, zu Ehren des göttlichen Namens!

Nach dem Kriege.

Von Rabbiner Dr. Max Freudenthal-Nürnberg.

Nach dem Kriege! Wie verlockend das klingt! Wir denken nicht an die ungeheuerlichen Schwierigkeiten, welche der Uebergang in die Friedenszeit und diese selber auf allen Gebieten als Folgen des gewaltigsten Ringens der Weltgeschichte mit sich bringen wird; wir denken nur der frohen Möglichkeit, daß wieder Frieden herrschen wird und wir zu unserer so lange unterbrochenen Friedensarbeit zurückkehren dürfen. Auch zu unserer Friedensarbeit, die der Krieg so jäh zerstört hatte! Die Richtlinien für ihre Wiederaufnahme sind gegeben. Es sind unsere „Richtlinien", die noch ebensosehr des wissenschaftlichen wie des praktischen Ausbaues harren. Für ihre theoretische wie für ihre tatsächliche Verwertung hat der Krieg so manchen wichtigen Fingerzeig gegeben. Eine Zeit, in der ein großer Teil der religiösen Ideen und religiösen Vorschriften durch den Zwang der Verhältnisse außer Kraft gesetzt wird, führt von selber zur kritischen Nachprüfung des Glaubens- und Pflichtenkreises einer Religion. Das Bekenntnis des religiösen Liberalismus, wie es in den Richtlinien kurz vor dem Kriege seinen Ausdruck gefunden hat, wird solche Nachprüfung kaum zu scheuen haben. Die „ewigen Wahrheiten und sittlichen Grundgebote" der jüdischen Religion, welche jene an erster Stelle bekennen, sind durch den Weltkrieg nicht erschüttert worden, vielmehr ist im Gegenteil die Notwendigkeit ihrer Verbreitung und Anerkennung unter den Menschen erst recht überzeugend klar und sicher geworden. Für diese Verbreitung und Anerkennung müssen die liberalen Juden sich um so stärker einsetzen, als ihnen jene ewigen Wahrheiten und sittlichen Grundgebote Haupt und Kern des Judentums bedeuten. Schon rüsten sich dessen Feinde — mitten im Burgfrieden — alles Jüdische zu bekämpfen und zu verunglimpfen, und wäre es in religiöser und vaterländischer Betätigung selbst das Heiligste und Hehrste. - Schon haben sogar die Judenmissionäre ein weitgehendes Programm veröffentlicht, um nach dem Kriege aufs stärkste den Abfall innerhalb des Judentums zu propagieren, und sie nehmen dabei besonders die liberalen Juden aufs Korn. So wird sich gerade infolge des Krieges zur praktischen Verwirklichung unserer Richtlinien nach zwei Seiten hin reichliche Gelegenheit bieten: tapfere Abwehr der gehässigen Angriffe und entschiedene Abweisung der Verlockungen zum Abfall. „Israels Religion in ihrer Reinheit zu bewahren und zu verkünden, durch die lebendige Kraft des Beispiels und der opferwilligen Hingabe zu bezeugen und so für die Herbeiführung des Gottesreiches auf Erden zu wirken", lautet der dritte Programmpunkt unserer Richtlinien. Jeder liberale Jude, aber auch die einzelnen liberalen Vereine und unsere liberale Gesamtorganisation wird nach dem Kriege sich in praktischer Weise an der Lösung dieser Aufgaben beteiligen müssen und damit zugleich den Be-

weis erbringen, daß es ihnen allen heiliger und ehrlicher Ernst ist um die Erhaltung unserer Glaubensgemeinschaft.

Auch die Erscheinungsformen unserer Religion, von denen die Richtlinien in den weiteren Programmpunkten handeln, haben vielfach unter dem Einfluß des Krieges gestanden. Besonders für die Tapferen, die auch aus unserer jüdischen Mitte draußen im Felde das Vaterland verteidigen helfen, fand der Grundsatz im zehnten Programmpunkt seine tägliche Bewahrheitung, „daß wir die Bewertung der Frömmigkeit nach dem Maß der äußeren Uebung verwerfen". Der Gottesdienst und seine Zeremonien nahmen im Felde die schlichteste und kürzeste Form an, die aber gerade darum um so nachdrücklicher wirkte. Nach übereinstimmendem Urteil wurde dabei die enge Verbindung des hebräischen Väterwortes und der deutschen Muttersprache, sowie der erhebende Eindruck des gemeinschaftlichen Gesanges aufs eindringlichste empfunden. Solche Erfahrungen weisen den Weg zum Ausbau des Gottesdienstes auch in der Heimat. Die Richtlinien erstreben ihn ganz in derselben Weise. Der Gottesdienst sei möglichst schlicht und kurz, weise innige Verschmelzung des Hebräischen und der Landessprache auf und gestatte der Gemeinde selber regste Anteilnahme durch Wort und Lied.

Am allerstärksten unter den äußeren Erscheinungsformen haben durch die Kriegszeit die Speisegesetze gelitten. Viele Familien im Lande wurden durch die Ernährungsschwierigkeiten gezwungen auf ihren rituellen Haushalt zu verzichten, und draußen an der Front mußten erst recht Männer und Jünglinge, die bis dahin rituell gelebt hatten, mit allem vorlieb nehmen, was ihnen zugewiesen ward. Es ist eine alte Erfahrung, daß da, wo erst einmal mit dieser strengen Lebensführung gebrochen werden mußte, die Rückkehr zu ihr nur in den seltensten Fällen mehr erfolgt. Da die Richtlinien all das „als wertvoll anerkennen, was für den einzelnen die Kraft hat, fromme Gesinnung hervorzurufen, die sittliche Tat zu fördern und religiöse Wahrheiten und Erlebnisse in anschauliche Erinnerung zu bringen", so muß man auch vom liberalen Standpunkte aus das zwangsweise Schwinden religiöser, sonst mit Bewußtsein und Ueberzeugung geübter Bräuche aufrichtig bedauern, wie überhaupt die angebliche Feindschaft der Richtlinien gegen die Speisegesetze eine pure Erfindung der Gegner ist. Nur der Meinung wollte und will der Liberalismus entgegentreten, als ob derjenige als minderwertiger Jude anzusehen sei, der an die im Ritualgesetz überlieferten äußeren Kultvorschriften den Maßstab geschichtlicher Entwicklung anlegt und darum in vielen Fällen ihre Verbindlichkeit für sich persönlich ablehnt, in anderen sie noch anerkennt, sonsten aber und in allen Fällen sich als aufrechter Jude fühlt und betätigt. Wie viele sind leider schon von solcher aufrechten Betätigung und Empfindung dadurch abgestoßen worden, daß sie sich wegen der persönlichen Ablehnung von Kultusformen in die zweite Klasse des Judentums versetzt sahen, nicht mehr als rechte Juden galten und darum es auch nicht mehr sein wollten. Solche Gefahren tauchen jetzt wieder bei denen auf, die durch den Krieg im bisherigen religiösen Empfinden geschwächt und in der bisherigen religiösen Uebung eingeengt worden sind. Ihnen muß der Liberalismus mit seiner Auffassung der Ideen und der Entwicklung des Judentums zu Hilfe kommen. Es gilt, sie alle dem Judentum weiter zu erhalten und ihnen darzutun, daß unsere Religion ihre Betätigung auf zahlreichen Gebieten sucht, und daß wenn eines dieser Gebiete einmal ausscheidet, die übrigen darunter nicht leiden sollen und dürfen und am allerwenigsten das Ganze dadurch in Gefahr geraten muß. Gibt es doch genug religiöse, sittliche und kultuelle Vorschriften, die das

jüdische Leben ausmachen und in deren Betätigung sich echtes Judentum zu erweisen vermag.

Der Krieg hat nicht bloß die Männer und Jünglinge, sondern auch die Frauen und Jungfrauen an der Arbeit gezeigt. Draußen im Feld und hier in der Heimat haben jüdische Frauen und Jungfrauen für das Vaterland ihr Bestes getan. Jüdische Schwestern sind in der Front, in der Etappe und in den Heimatlazaretten tätig. Jüdische Frauen und Mädchen haben sich auf allen Gebieten der Fürsorge für die Soldaten, die Verwundeten, die Angehörigen und Hinterbliebenen der Kriegsteilnehmer sowie in der Mitarbeit für das öffentliche Wohl während der Kriegszeit ausgezeichnet bewährt. Der überwiegende Teil derselben gehört naturgemäß liberal jüdischen Häusern an. Es wird eine dankbare Aufgabe des Liberalismus sein, diese nach dem Krieg freiwerdenden Kräfte mit ihren gesammelten Erfahrungen und erprobten Fähigkeiten für den Dienst im jüdischen Gemeinwohl zu gewinnen. Dringend werden überall für die jüdische Krankenpflege Helferinnen und Schwestern gebraucht, die aus guten und gebildeten Häusern stammen; in allen großen, mittleren und selbst in den kleinen Gemeinden bedarf die jüdische Fürsorgearbeit im Inland wie die für die großen Ostjudenprobleme einer Schar von Helferinnen und Pflegerinnen, die gesamte Wohltätigkeitsorganisierung der Mitarbeit tüchtiger, erfahrener und in modernen Wohlfahrtsbetrieben geschulter Frauen und Jungfrauen. Hier öffnet sich ein großes Feld zu praktischer Betätigung im Sinne der Richtlinien, welche fordern, „daß zur Mitarbeit an den Gemeindeaufgaben, insbesondere auch auf dem Gebiete der Wohltätigkeit und der sozialen Fürsorge möglichst alle Gemeindemitglieder heranzuziehen sind, und daß auch die Teilnahme der Frau am religiösen und Gemeindeleben unentbehrlich ist".

Nach dem Kriege wird in Preußen und Bayern die Frage des neuen Judengesetzes wieder brennend werden. Sie muß unbedingt zur Lösung kommen. Die liberale Richtung hat die natürlichsten Interessen an dieser Neugestaltung und wird vor allem auf drei grundsätzliche Punkte ihr Augenmerk zu richten haben: darauf, daß das Judentum nach außen hin in gleichberechtigter Weise in den allgemeinen Staatsorganismus eingegliedert wird, daß innerhalb desselben alle religiösen Richtungen völlig ungehinderte Entfaltung gewinnen können, daß endlich die Rabbiner überall die ihnen gebührende amtliche Stellung als Geistliche und Seelsorger erhalten. Was den letzteren Punkt anlangt, so wird seine Durchführung vor allem in Preußen erstrebt werden müssen, wo es den Rabbinern an jeder amtlichen Stellung mangelt und sie weder als Geistliche noch als Seelsorger gelten. Hier werden die Erfahrungen des Krieges nutzbar zu machen sein. Unsere Feldrabbiner haben in die bisher bestehende Zurücksetzung Bresche gelegt. Sie, aber ebenso auch die meisten in der Heimat tätigen Rabbiner sind während der Kriegszeit eigentlich nur in der geistlichen Seelsorge aufgegangen. Da im Judentum seit den ältesten Zeiten die Fürsorge für die Armen, der Besuch der Kranken, der letzte Beistand für den Sterbenden, die Tröstung der Trauernden als hochheilige Vorschriften gelten, so war diese Tätigkeit an sich kein besonderes Novum; sie offenbarte aber endlich einmal sichtbar und unbestreitbar, daß der moderne Rabbiner doch etwas anderes darstellt als jenen „Kauscherwächter", auf den nach dem berüchtigten Gutachten von Ruben Gumperz (s. Kaufmann-Freudenthal, die Familie Gomperz, S. 204 ff.) die Stellung des Rabbiners in der preußischen Judengesetzgebung zugeschnitten ist. Von jeher war es ein Programmpunkt des jüdischen Liberalismus, der schon in den ersten liberalen Rabbinerversammlungen und Synoden zur Gel-

ung kam, über diese völlig antiquierte Auffassung der jüdischen Theologie und des jüdischen Theologen hinauszukommen und wie dem Judentum, so auch seinen geistlichen Vertretern, um mit den Richtlinien zu sprechen, „den rechten Platz in der Gegenwart" anzuweisen. Für die Zukunft des jüdischen Liberalismus wird die Erfüllung dieser Desiderien eine Lebensfrage sein; denn jene ruht nur auf den Schultern der jüdischen Theologen. Die Lebenskraft des liberalen Judentums hängt nicht von der Beteiligung der Jurisprudenz und Medizin, sondern nur von der Fortentwicklung der jüdischen Theologie ab. Dieser aber als Lebensberuf wird sich in Zukunft noch viel weniger wie heute ein liberal gesinnter Jüngling und Mann zuwenden wollen, wenn ihr und ihren Vertretern nicht innerhalb und außerhalb des Judentums die öffentliche Stellung eingeräumt wird, die beiden gebührt und die allein die wissenschaftliche Arbeit fruchtbar und die praktische Betätigung erfolgreich machen kann.

Nach dem Kriege! Nur einige Hinweise auf bedeutsame Gebiete der Friedensarbeit sollten hier gegeben werden. Es fehlt auch sonsten nicht an Arbeit, wenn die Programmpunkte unserer Richtlinien praktisch durchgeführt werden sollen. Nicht immer wird diese Friedensarbeit eine „friedliche" bleiben. Doch der Kampf der Geister wird hoffentlich fortan die Lehren dieses blutigen Völkerkampfes nicht mehr beiseite setzen: daß wir alle eng und fest zusammengehören. Laßt uns darum werben für unsere gute liberale Sache, zugleich aber auch in Treue einstehen und tätig sein für die große Gesamtheit, die uns alle im Glauben und in den Pflichten einigt!

Das liberale Judentum und die jüdische Wissenschaft.

Von Rabbiner Dr. Vogelstein-Königsberg.

Nach dem Kriege wird eine Neuorientierung auf allen Gebieten eintreten. Die furchtbare Katastrophe hat alles von Grund aus aufgewühlt. Die äußeren Verhältnisse und die inneren Voraussetzungen sind fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens andere; auf politischem wie auf religiösem Gebiet ist es notwendig, aus dem Alten eine neue Zeit zu schaffen. Der Krieg, der so schwere Opfer fordert, muß wenigstens ideell und kulturell Ertrag und Segen bringen.

Um die Neuorientierung werden die Kämpfe entbrennen. Auf den Frieden wird die Zeit der inneren geistigen Kämpfe folgen, aber nichts Großes ist ohne solche Kämpfe denkbar. Nur sollen sie ohne Gehässigkeit und ohne persönliche Verunglimpfungen lediglich um der Sache willen geführt werden, nur sollen sich alle vor Augen halten, daß auch der Gegner nach bester Ueberzeugung handelt. Die alten Parteien werden ausnahmslos die Grundlagen ihrer Anschauungen und die praktischen Forderungen ihrer Programme nachzuprüfen und vielfach einer Veränderung unterziehen müssen. Wehe der Partei, die aus dem Erleben dieses Krieges nichts gelernt und nichts vergessen hat!

Die Neuorientierung wird praktisch in einzelnen Maßnahmen in die Erscheinung treten, um sie werden die Kämpfe entbrennen. Aber auf politischem und in weit höherem Maße auf religiösem Gebiete ist von größerer Wichtigkeit die Grundlegung, d. h. die Klärung und Vertiefung der Anschauungen, aus denen heraus die einzelnen Maßregeln zu fordern oder abzulehnen sind. Es ist deshalb durchaus berechtigt, daß bereits jetzt Forderungen erhoben und Vorschläge gemacht werden, durchaus notwendig, daß die Parteiorganisationen sich festigen. Aber ebenso wichtig, wenn

nicht wichtiger ist die Erörterung der grundlegenden Fragen, ohne die alle einzelnen Maßnahmen nur ein systemloses und darum ziellosses Tasten sein würden.

Man wird sich allgemein daran gewöhnen, religiös-liberale und konservative Anschauung nicht bloß nach Aeußerlichkeiten zu beurteilen. Wer am Sabbat einen Schirm trägt, und wer eine Orgelsynagoge besucht, braucht darum noch lange nicht liberal zu sein, und wer sich über Sabbat- und Speisegesetze hinwegsetzt, kann trotzdem recht konservativen Anschauungen huldigen, so widerspruchsvoll dies freilich ist. Denn die konservative Idee sieht in den äußeren Formen des religiösen Lebens in weit höherem Maße als der Liberalismus wesentliche Bestandteile der Religion.

Der religiöse Liberalismus im Judentum wird für die Neuorientierung weit mehr als bisher auf die jüdische Wissenschaft angewiesen sein. Aus ihr muß er seine Kraft ziehen, sie muß ihm die Bausteine liefern, und er hinwiederum muß mit allem Nachdruck für die Förderung der Wissenschaft eintreten. Damit erweist der Liberalismus sich im besten Sinne des Wortes zugleich als liberal, d. h. frei, und als konservative, d. h. erhaltende und festigende Kraft im Judentum. Denn die Wissenschaft vom Judentum und die wissenschaftliche Durchdringung der jüdischen Religion ist seit dem babylonischen Exil als eine der wesentlichsten Aufgaben von allen führenden Geistern, welcher Richtung sie auch angehören mochten, anerkannt worden. Die unlösliche Verknüpfung und gegenseitige Durchdringung liberaler Anschauung und jüdischer Wissenschaft ist am stärksten in die Erscheinung getreten in der Zeit des Uebergangs aus dem mittelalterlichen Ghetto in die moderne Kultur. Die jüdische Wissenschaft ist damals aus den Anschauungen herausgewachsen, die wir als liberal bezeichnen können, und sie hinwiederum hat den anfangs unklaren, mehr gefühlsmäßig empfundenen als klar durchdachten Reformbestrebungen Inhalt, Richtung und Ziel gegeben; dies alles, ohne daß etwa die Wissenschaft tendenziös gefärbt und damit ihres Charakters und ihrer Reinheit entkleidet worden wäre.

Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wissen wir alle, wie stark die Praxis von der Wissenschaft beeinflußt wird. Daß Physik und Chemie nicht nur für den Gelehrten ihre Bedeutung haben, sondern durch ihre Ergebnisse das praktische Leben umgestalten, ist eine Binsenwahrheit. Nur zieht man selten aus dieser Erkenntnis die weitere Schlußfolgerung, daß Gleiches auch in etwas anderer Weise für alle anderen Gebiete zutrifft, weil auf den anderen Gebieten des menschlichen Lebens der Einfluß der Wissenschaft meist nicht so unmittelbar in die Erscheinung tritt. Aber gerade die jüdische Geschichte des 19. Jahrhunderts weist Beispiele dieser Einwirkung auf. Nur wenige seien herausgegriffen.

Es ist dem heutigen Geschlecht vielfach schon unbekannt, daß vor hundert Jahren um die Zulassung der deutschen Predigt in unserem Gottesdienst schwere Kämpfe geführt werden mußten. Das Mittelalter und in noch höherem Maße die nachmittelalterliche Verwilderung der letzten vormendelsohnschen Jahrhunderte hatte wohl die Derascha im Jargon, die am Sabbat vor dem Peßachfeste und am Sabbat nach dem Neujahrsfeste regelmäßig stattfand und auch sonst gelegentlich gepflegt wurde, gekannt; die regelmäßige Predigt in deutscher Sprache galt als christliche Einrichtung. Solange die Juden den Jargon sprachen und in dem Ghettomilieu lebten, entsprach die Derascha dem Bedürfnis und damit dem Zweck der religiösen Belehrung. Mit dem Eintritt der Juden in die moderne Kultur wurde dies anders. Form und Inhalt der Derascha standen im Widerspruch zu dem Empfinden eines großen Teils der Gemeinden und zu dem Zwecke, dem sie

dienen sollte. Die Umgangssprache war das Hochdeutsche geworden, die Deraschа blieb im Jargon, das Verlangen nach deutschen Predigten machte sich geltend. Von der damaligen Orthodoxie wurde es leidenschaftlich bekämpft, die Hilfe der Regierung wurde angerufen, und tatsächlich hat die preußische Regierung durch die Kabinettsorder vom 9. Dezember 1823 die deutschen Predigten in den Synagogen verboten. Denn auch der preuß. Regierung galt die deutsche Predigt als eine christliche Einrichtung, die von den Juden als Neuerung zur Auffrischung des der Regierung recht unerwünschten Judentums eingeführt werden sollte. Diese Kämpfe sind der äußere Anlaß, der dem großen Altmeister der jüdischen Wissenschaft Leopold Zunz die Feder in die Hand drückte zu seinem standard work die gottesdienstlichen Vorträge der Juden. Das Werk geht nicht auf die Tageskämpfe ein, aber es verdankt ihnen nicht nur seine Entstehung, sondern es hat die Anschauungen über diese Frage innerhalb und außerhalb des Judentums gründlich umgestaltet. Daß heute auch die orthodoxeste Synagoge die deutsche Predigt kennt, ist nicht nur eine Folge der natürlichen Weiterentwicklung, sondern auch der geistigen Umgestaltung infolge besserer wissenschaftlicher Erkenntnis. Und daß es auch heute nur vereinzelte liberale Synagogen sind, in denen allsabbatlich gepredigt wird, wie es altjüdische Einrichtung ist, ist ein Beweis dafür, wie langsam sich die Ergebnisse der Wissenschaft in vollem Umfange in die Praxis umsetzen.

In ähnlicher Weise hat die jüdische Wissenschaft in die Emanzipationskämpfe eingegriffen. Die famose Kabinettsorder der preußischen Regierung, die den Juden die Annahme „christlicher", d. h. deutscher Vornamen verbot, hat denselben Zunz auf den Plan geführt und der jüdischen Wissenschaft seine vorzügliche Studie über die Namen der Juden geschenkt, in der er mit wissenschaftlicher Objektivität nachweist, daß die Juden zu allen Zeiten die Namen geführt haben, die in den Ländern, in denen sie lebten, üblich waren. Ebenso hat der Kampf gegen den schimpflichen Judeneid, der in Preußen bekanntlich erst am 15. März 1869 beseitigt worden ist, die wirksamste Unterstützung erfahren durch die objektive Forschung der Gelehrten, von denen hier in erster Reihe Zacharias Frankel genannt sei.

Diese Beispiele ließen sich leicht vervielfachen, sie mögen jedoch genügen. Die Einwirkung der Wissenschaft auf das praktische Leben zeigt sich nicht immer so deutlich, aber sie ist auch dann vorhanden, wenn sie weniger offenkundig in die Erscheinung tritt. Das alte Wort, daß die Geschichte die Lehrmeisterin des Menschengeschlechts ist, wird ja oft genug zitiert und leider nur zu selten richtig angewendet, weil die meisten entweder schablonenmäßig Altes auf die neue Zeit zu übertragen suchen oder wegen der offenkundigen Verschiedenheiten die innere Uebereinstimmung nicht zu erkennen vermögen oder schließlich bei scheinbarer Gleichheit die vorhandenen Verschiedenheiten nicht sehen. Darum ist in Politik und Religion der unmittelbare Einfluß der geschichtlich gerichteten Wissenschaft meist nicht so groß und so tiefgehend, wie es wünschenswert wäre.

Der religiöse Liberalismus im Judentum verdankt der jüdischen Wissenschaft die Grundlegung. Die Wissenschaft hat durch die geschichtliche Erkenntnis nachgewiesen, daß das Judentum von den ältesten Zeiten an eine ununterbrochene Entwicklung durchgemacht hat. Erst die Erkenntnis der einzelnen Phasen der äußeren wie der Geistes- und Religionsgeschichte hat ein wirkliches Verständnis für die religiösen Aufgaben der Gegenwart ermöglicht. Die wissenschaftliche Bewegung unter den deutschen Juden, die in recht bescheidenen Ansätzen mit der Zeit Mendelssohns begann, hat darum auf die Reformbewegung

in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen tiefgreifenden Einfluß ausüben müssen. Es ist durchaus verständlich, daß die Anhänger des Alten vor hundert Jahren jeder wissenschaftlichen Regung im Judentum unbedingt feindlich gegenüberstanden, wie es andererseits verständlich ist, daß die führenden Männer der jüdischen Wissenschaft, ja letzten Endes alle wissenschaftlich Tätigen damals auf seiten der Reformbewegung standen. Darunter sind Männer, die wir keineswegs als Reformer oder auch nur als entschieden Liberale anzusprechen haben. Die Frage, ob Wissenschaft oder nicht, war damals bei den deutschen Juden das Schibboleth, das die Anhänger der neuen Zeit von denen des Alten schied. Als die Orthodoxie mit der Wissenschaft ihren Frieden gemacht, als sie sich überhaupt mit der neuen Zeit einigermaßen ausgeglichen hatte, hörte die jüdische Wissenschaft auf, eine Domäne der Fortschrittler zu sein. Wie schon früher, besonders in Italien, wetteifern seither Männer aller Richtungen in Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft.

Aber für den Liberalismus ist die jüdische Wissenschaft und ihre Förderung eine Lebensfrage. Hat man anfangs vorzugsweise ästhetische Reformen durchzuführen gesucht, d. h. manches äußerlich Häßliche modernisiert, hat man überhaupt ohne festes Programm und ohne klare Grundsätze fast instinktiv das alte Judentum den neuen Verhältnissen anzupassen gesucht, so mußte im Laufe der Zeit immer mehr eine wissenschaftliche Begründung für die praktischen Forderungen gesucht, so mußten andererseits die praktischen Forderungen nach wissenschaftlich begründeten Gesichtspunkten erhoben und durchgeführt werden. Geschichtswissenschaft, talmudische und rabbinische Gelehrsamkeit, gründliche Kenntnis der jüdischen Religionsphilosophie wie der zeitgenössischen Philosophie und Bibelwissenschaft haben die Anschauung vom Judentum erst schaffen können, die in liberalen Maßnahmen und Forderungen ihren Ausdruck finden konnte. Aron Chorin, Nachman Krochmal, Abraham Geiger und Leopold Löw, um nur wenige der Größten zu nennen, haben das theologische Lehrgebäude des Judentums von ihrer liberalen Auffassung her aufgebaut. Keiner hat mit solcher Klarheit und Folgerichtigkeit wie Geiger von den verschiedensten Seiten her den Entwicklungsgedanken klargelegt. Die religiöse Bewegung des Liberalismus ist durch die Arbeiten dieser und anderer ruhiger, stetiger, klarer und darum innerlich wirksamer geworden. Sorgt der Liberalismus nicht für tatkräftigste Förderung der jüdischen Wissenschaft, so entzieht er sich selbst den Boden unter den Füßen.

Aber die jüdische Wissenschaft bedarf ihrerseits des Liberalismus. Es ist bereits darauf hingewiesen, daß die Anfänge der jüdischen Wissenschaft aus der liberalen Gesamtrichtung herausgewachsen sind. Die liberale Weltanschauung ist naturgemäß mit ihrer Auffassung der Freiheit und Vorurteilslosigkeit der Wissenschaft jedem wahren wissenschaftlichen Streben förderlicher als die orthodoxe. Die Wissenschaft soll und darf nicht nach dem praktischen Zweck ihrer Untersuchungen fragen, und sie darf keine Schranken und Grenzen anerkennen; auch nicht die Schranken religiöser, dogmatischer Gebundenheit. Das tritt besonders zutage in der biblischen Wissenschaft. Hier besteht auch heute noch ein tiefgehender Unterschied zwischen den liberalen und den konservativen Forschungen. Die Ergebnisse und Methoden der modernen Bibelkritik kann der Liberale sich ohne weiteres zu eigen machen. Seine Stellung zu den grundlegenden Fragen der Religion wird nicht wesentlich berührt durch die Entscheidung über die Frage, ob dieses oder jenes biblische Buch oder dessen Teile aus der Zeit und von dem Verfasser herrühren, wie die Ueberlieferung angibt. Ob diese moderne Bibelkritik objektiv richtig ist oder nicht, ist damit

in keiner Weise entschieden, nur die Freiheit der Forschung ist dadurch gesichert. Von konservativen Forschern sind wertvolle Einzelergebnisse auf dem Gebiete biblischer Wissenschaft zu erwarten, den Grundfragen stehen sie gebunden gegenüber.

So ist es tief bedauerlich, daß gerade die Bibelwissenschaft von jüdischen Gelehrten nur in verhältnismäßig geringem Umfang angebaut worden ist, wie es beklagenswert ist, daß den deutschen Juden überhaupt die Bibel recht fremd geworden ist.

Ein ungeheures Feld hat die jüdische Wissenschaft zu bearbeiten zur Klärung der Anschauungen über das Judentum. Auf Schritt und Tritt begegnen dem Kenner in den Schriften christlicher Gelehrten traditionelle, vielfach als selbstverständlich hingenommene falsche Urteile über das Judentum. Manche von diesen sind tief in das Volk eingedrungen, ihre Korrektur ist von größter Bedeutung. Es sei nur erinnert an das durchaus falsche aus dem neuen Testament herstammende Urteil über die Pharisäer, die wahrlich keine Heuchler und selbstgerechten Frömmler gewesen sind. Die Arbeiten der jüdischen Gelehrten haben diesen wissenschaftlichen Irrtum aufgeklärt, wenngleich die Wirkungen noch immer nicht beseitigt sind. Die Uebersetzung von Thora durch „Gesetz" hat zur Folge gehabt, daß das Judentum als eine Religion angesehen wurde und noch wird, deren Wesen die Gesetzlichkeit, daher die bloße Tat — auch ohne die rechte Gesinnung — ist. Selbst Mendelssohn hat gemeint, Judentum sei nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbartes Gesetz. Noch heute findet man in den Werken christlicher Gelehrten die Darstellung des „Lebens unter dem Gesetz", das die reine Quelle der Religion geradezu verschüttet habe. In das Judentum selbst — und zwar tief bis in solche Kreise hinein, die einige Kenntnisse besitzen — liberal und konservativ machen dabei keinen Unterschied — sind Ausdrücke und Anschauungen eingedrungen, durch die christliche Religionsanschauungen auf das Judentum übertragen oder jüdisch-religiöse Anschauungen in christlichem Sinne umgebogen werden, ohne daß die meisten sich dessen bewußt sind. Ausdrücke wie Zehngebote (statt Zehnwort), Sündflut (statt Sintflut) tragen fremde Anschauungen in das Judentum. Die wundervolle Lehre des Judentums von dem Verfehlen des rechten Weges — das bedeutet chet — und der Umkehr und Rückkehr zu Gott wird bereits verdunkelt durch die Ausdrücke Sünde und Buße, die unter dem Einfluß des Christentums eine erheblich andere Bedeutung gewonnen haben. Denn das hebräische Chet umfaßt jedes, das beabsichtigte wie das unbeabsichtigte, das frevelhafte wie das schuldlose Abirren. Das erst gibt dem Versöhnungstag seinen unerreichten religiösen und sittlichen Wert. Die jüdische Wissenschaft hat hier durch immer tiefer schürfende Forschung wie durch immer erneute Richtigstellung falscher Auffassung ein weites, fruchtbares Feld zur Verteidigung wie zur Darstellung der Ueberlegenheit des Judentums.

Im deutschen Judentum wird eine ungeheure Menge von Kraft und Geld auf interkonfessionelle und auf jüdische Wohltätigkeits- und Wohlfahrtseinrichtungen verwendet. Niemand wird dem uneingeschränkte Anerkennung versagen. Aber vergleichsweise wenig wird verwendet auf die intensive Förderung der jüdischen Wissenschaft. Noch hat der Staat sich nicht zu wirklicher Förderung jüdischer Wissenschaft bequemt, und wenn jetzt auch von christlich theologischer Seite diese Forderung erhoben wird, so spielen für manche Kreise Missionsbestrebungen hinein. Die jüdische Wissenschaft um des Judentums willen hat Pflege nur von den Juden selbst zu erwarten. Sie muß uns wieder ganz zu eigen werden, wie es in den besten Zeiten der Fall war. Der reiche Gewinn für das Judentum wird dann nicht ausbleiben.

Die jüdische Frau in der Propaganda.

Von Else Dormitzer-Dorn (Nürnberg).

Der Krieg, der große Umstürzer, der das Unmögliche möglich, das Unerreichbare erreichbar machte, er schob mit einem Schlage die Frauenfrage in den Vordergrund der Ereignisse. Was die Frauenbewegung erstrebt und erwünscht hatte, was der Gegenstand heftiger Kämpfe und Meinungsverschiedenheiten gewesen, es fiel ihr hier als reife Frucht mühelos in den Schoß: Der Eintritt in fast alle Berufe, in Berufe, die selbst die radikalste Frauenrechtlerin als ein noli me tangere für die Frauen gehalten hatte, er stand den arbeitsuchenden Frauen offen! Man berief die Frau in Verwaltung und Kommunalverbände, man legte in ihre Hand die wichtigsten Organisationen, wie Wohlfahrtspflege und Kriegsfürsorge; Staat und Stadt sicherten sich die besten Kräfte der weiblichen Intelligenz, und es ist anerkannte Tatsache, daß der Heimatsdienst der Frau, ihre Leistungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, ihre Tätigkeit in Fabriken und Landwirtschaft und nicht zum wenigstens in der eigenen Häuslichkeit unter total veränderten Bedingungen einen höchst wertvollen Bestandteil des „Durchhaltens" unseres Vaterlandes in dieser schweren Zeit bilden.

Als das Selbstverständliche, Natürliche faßt es die Frau auf, daß sie überall, wo es nur sein muß und kann, an die Stelle des Mannes tritt und dessen Arbeitsfeld so gut wie möglich zu übernehmen sucht. Das Wort vom „schwachen Weibe" wird nach dem Kriege genau so in die Rumpelkammer veralteter Anschauungen zu rechnen sein, wie die Idee, daß die ideale Frau — das deutsche Gretchen von ehemals! — nur in die vier Wände ihres Heims und nicht in die Oeffentlichkeit gehöre. Wer hätte die Frau fähig gehalten zu der mannigfachen Schwerarbeit, die sie jetzt z. B. bei der Munitionserzeugung zu leisten hat? Und was hätten vor dem Kriege ihre männlichen Kollegen gesagt, wenn man etwa eine Frau an die Revolverdrehbank gestellt hätte? „Die hauen wir hinaus!", würde die Parole gelautet haben, und eine Revolution wäre in dem Betrieb ausgebrochen, der sich eine derartige unerhörte Neuheit geleistet hätte. Wie in so vielem, wurde auch hier umgelernt und heute gibt es kaum mehr einen Erwerbszweig, an dessen Pforten der Frau ein „Unmöglich" entgegenschallt. Der Krieg wurde dem Weibe zum „Sesam, öffne Dich", und dies wird sich nicht mehr ändern, auch wenn der Friede längst wieder bei uns eingezogen ist. Die Leistungen der Frau im Kriege, ob sie nun in der Oeffentlichkeit wirkte oder still daheim schaffte, sie werden nie vergessen werden und sie bilden ein Ruhmesblatt in der Geschichte deutscher Tüchtigkeit, deutscher Kraft und deutscher Ausdauer.

Sie hat gezeigt, was sie vermag, die Frau und angeborene oder anerzogene Zurückhaltung, die so mancher von ihr zu eigen war, sie fiel als lästiges Zeichen überwundener Anschauungen längst ab. Energie und Arbeitsfreudigkeit, der Wunsch, einer guten Sache zu dienen, wird jedem weiblichen Wesen als beste Errungenschaft der Kriegszeit in Fleisch und Blut übergegangen sein, und es ist gewiß nicht voreilig, wenn wir heute schon diese Eigenschaften auf ein Gebiet hinüberzuleiten suchen, auf dem sich die Frauen bisher mehr im Hintergrunde hielten, nämlich auf das Gebiet propagandistischer Tätigkeit.

Es war das Althergebrachte, das Selbstverständliche, daß jede Agitation — ganz gleich für welche Zwecke und Anschauungen

sie gepflogen wurde, das Feld des Mannes bildete, dessen Stellung im Leben ihn dazu prädestiniert erscheinen ließ. Nur die Sozialdemokratie, als erste und einzige aller politischen Parteien, bediente sich der Frau als Werberin, und mit welch glänzenden Erfolgen, das weiß jeder, der nur die primitivsten Kenntnisse dieser vorbildlich organisierten Partei besitzt. Im Gegensatz zu den Frauen der bürgerlichen Richtungen haben gerade die Sozialdemokratinnen die beste politische Ausbildung — und weshalb? Weil man sie nicht in der Versenkung ließ, weil man sie politisch erzog und diese Erziehung resp. Heranziehung praktisch verwertete — zur Gewinnung neuer Anhänger und zur Bekehrung der Lauen und Gleichgiltigen.

Hier kommen wir zu dem Punkte, über den ich mit unseren jüdischen Frauen sprechen will, der mir als einer der wichtigsten in der jüdisch-liberalen Bewegung erscheint. Wir Frauen müssen auf dem Plane erscheinen nicht nur mit unseren Gesinnungen und unserer Anhängerschaft für die Sache als solche, sondern vor allem mit Taten; es genügt keineswegs, daß wir die Idee, die wir als die richtige erkannt haben, im stillen Kämmerlein pflegen, wir müssen für sie eintreten in Wort und Schrift, und es muß uns vor allem gelingen, sie auch Anderen, die nicht so denken wie wir, überzeugend und klar beizubringen. Die natürliche Beredsamkeit der Frau ist der beste Schlüssel zu verschlossenen Ohren und Herzen; dem natürlichen Takte, dem Feingefühl der Frau gelingt es, Saiten ertönen zu lassen, die lange schon verstummt oder ganz verklungen erschienen. Und welcher Mann von nur der geringsten Lebensart würde eine Frau mit einer kurzen, barschen Antwort abfertigen, die er für einen Geschlechtsgenossen gar oft so rasch bei der Hand hat? Hier ist die männliche Galanterie die freiwillige und mächtige Helferin der Frau, und an eben dieser Frau liegt es, diese Waffe geschickt und klug auszunützen.

Erste und wichtigste Bedingung für die Frau, die für eine Sache — welcher Art sie sei — agitieren will, ist natürlich eine vollkommene Beherrschung der Materie; sie darf nicht in Verlegenheit geraten, wenn ihr eine Frage gestellt wird, die nicht zum Schema I A gehört; sie muß in kurzen, prägnanten Worten Zweck und Ziel der Bestrebungen erläutern können und etwaige Einwände nach Möglichkeit zu entkräften suchen. Die Erfahrung — in eigener zehnjähriger agitatorischer Tätigkeit erworben und erprobt — kann ich jeder Anfängerin als frohe Verheißung mit auf den Weg geben: für ein verständiges und kluges Wort hat jeder, ob Mann oder Frau, ein offenes Ohr und es gehört zu den größten Ausnahmen, daß man unhöflich abgefertigt wird. Ist die Rednerin gewandt und gelingt es ihr, bei dem zu bearbeitenden „Objekt" eine persönliche Note anzuschlagen, mit einem Thema zu beginnen, das dem oder der Betreffenden liegt, so hat sie gewonnenes Spiel, darauf kann sie sich verlassen!

Es ist ein einwandfrei erwiesenes Faktum, daß die meisten Menschen in unserer raschlebigen Zeit von vielen Fragen, die nicht gerade aktuelles Interesse besitzen, keine blasse Ahnung haben; forscht bei irgend einem Glaubensgenossen, der nicht mitten in der betreffenden Bewegung steht, nach den Grundsätzen des liberalen Judentums, nach dem Zweck des Centralvereins der Staatsbürger jüdischen Glaubens, nach den Zielen des Hilfsvereins deutscher Juden — in vollkommener Harmlosigkeit gestehen sie Euch zu, daß sie wirklich nicht recht wissen, um was es sich dabei eigentlich handelt. Gelingt es Euch nun, das Interesse an der von Euch vertretenen Sache zu wecken, so bedarf es oft nur einer kurzen Debatte, um aus einem Gleichgiltigen einen Anhänger zu schaffen.

Ich rede, das kann ich wiederholt versichern, aus langjähriger, persönlicher Erfahrung und gewiß nicht zu optimistisch; ich möchte so gerne meinen Mitschwestern Mut machen, sich gerade auf diesem von ihnen bisher vernachlässigten Gebiete zu versuchen. Unsere jüdisch-liberale Bewegung mit ihren freien Anschauungen und ihren modernen Grundsätzen eignet sich besonders gut für eine Probe auf diesem Felde weiblicher Zukunftsbetätigung.

In jetziger Zeit, wo alle Angehörigen des Judentums, gewitzigt durch die betrüblichen Erfahrungen der letzten Monate, durch das erneute und verstärkte Aufflammen des Antisemitismus, sich enger aneinander schließen, wo der religiöse Geist im Feld und in der Heimat gestärkt und gefestigt wurde, da ist der Boden für jede Art jüdischer Agitation gut vorbereitet; wird die Saat in richtiger Weise ausgestreut, so kann die reiche Ernte nicht ausbleiben.

Hier sollten die großen jüdischen Organisationen einsetzen und für ihre Vereinstätigkeit die Frauen als Helferinnen und Mitarbeiterinnen zu gewinnen suchen. Teilweise ist es ja schon geschehen, und gerade die jüdisch-liberale Vereinigung hat seit Beginn ihres Bestehens die Frauen nicht nur als selbständige Mitglieder aufgenommen, sondern sie auch in die Ausschüsse ihrer Ortsgruppen gewählt. Ebenso versucht in jüngster Zeit der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, Frauen für die Mitgliedschaft zu gewinnen und sie zur Agitation zu verwenden. Bewähren sich diese bei der Mitarbeit, so wird zweifellos der dort noch manchenorts geltende Grundsatz „Frauen gehören nicht in den Ausschuß politischer Vereine" als unzeitgemäß und veraltet fallen.

Im Zeichen des Burgfriedens ruht jedwede Kampfestätigkeit der jüdisch-liberalen Bewegung, aber ihre idealen Ziele müssen auch jetzt weiter und weiter Verbreitung finden in den Kreisen unserer Glaubensgenossen. Und daß dies in immer umfassenderem Maße der Fall ist, dazu sollen auch die jüdischen Frauen ihr Scherflein beitragen. Sie sollen uns nicht nur neue Anhänger gewinnen, nein, sie sollen auch helfen, die auf der Posener Tagung geschaffenen Richtlinien der Verwirklichung entgegen zu führen; sie sollen den religiösen Sinn, losgelöst von starrem Formenzwang, in die Herzen der Jugend pflanzen, und mit dem Siegesruf der Deborah „Mein Herz gehört den Führern Israels" sollen auch sie an der Geburt eines freien und freien Judentums ihren Anteil haben.

Gründet jüdisch-liberale Jugendvereine.

Von Albert Wolf, Vorsitzender des jüdisch-liberalen Jugendvereins in Breslau, z. Z. im Felde.

Das liberale Judentum hat es bisher am wenigsten von allen jüdischen Richtungen verstanden, die begeisterte Gefolgschaft der Jugend zu erlangen. Und doch gehört die Gefolgschaft der Jugend zu den dringendsten Lebensnotwendigkeiten, nicht allein für den religiösen Liberalismus, sondern für die Gesamtheit des Judentums und nicht zuletzt für die jüdische Jugend selbst.

Was liberale Jugendvereine leisten und bedeuten können, dafür zeugen die wenigen bestehenden liberalen Jugendvereine in Deutschland. Sie sind rasch groß geworden, und es herrscht in ihnen ein reges jüdisches Leben. Wie viele Mitglieder zählen diese Vereine, die heute ohne den liberalen Ortsverein vielleicht für das Judentum verloren wären, und die jetzt vielfach die tätigsten

und treuesten Mitarbeiter geworden sind! Wieviel jüdisches Wissen und Interesse ist durch diese Vereine der jüdischen Jugend zugeführt worden!

Kein neutraler Verein kann ähnliches leisten. Was die Jugend braucht und wonach sie verlangt, ist eine offene, klare, geschlossene Weltanschauung, zu der sie sich bekennen kann. Eine solche vermag der neutrale Verein nicht zu geben. Da will jede Anschauung für sich Propaganda machen, keine will der anderen weichen, und so kommt es gerade in den sogenannten neutralen Jugendvereinen zu dem, was durch sie vermieden werden soll: Die Jugend wird in Parteizwistigkeiten hinein gerissen. Was sie dann mitnimmt, ist entweder fanatischer Parteigeist oder innere Unsicherheit, ein Hin- und Herschwanken, aus dem meist die schlimmste Gleichgiltigkeit hervorgeht.

Geistig und in ihrer Lebensführung gehört der weitaus größte Teil der jüdischen Jugend Deutschlands zum Liberalismus. Darum ist es ungemein leicht, gerade sie für die liberale Bewegung zu gewinnen. Es muß nur überall die Initiative ergriffen, die Anregung gegeben, der Anfang gemacht werden. Ein paar tatkräftige Menschen, die einen geringen Teil ihrer Arbeitskraft und Arbeitszeit diesem Zwecke widmen, genügen, um die Gründung der Jugendvereine in die Wege zu leiten. Mit Rat und Tat wird der Arbeitsausschuß der jüdisch-liberalen Jugend-Vereine in Deutschland jeder Neugründung ihre Unterstützung zuteil werden lassen.

Wenn wir so die Gründung liberaler Jugendvereine für die dringendste Pflicht der jüdisch-liberalen Bewegung der Gegenwart halten, so stehen wir den Bestrebungen, die darauf ausgehen, einen Zusammenschluß sämtlicher Jugendvereine in einem großen neutralen Verband herbeizuführen, sympathisch gegenüber und sind überzeugt, daß es genug jüdische Dinge gibt, die eine gemeinsame Arbeit ermöglichen und erfordern.

In Anlehnung an ein von dem jüdisch-liberalen Jugendverein zu Breslau vor zwei Jahren herausgegebenes Werbeblatt mögen zum Schluß die Ziele und Grundsätze der liberalen Jugendbewegung zusammengestellt werden:

Was wir wollen.

Wir wollen Erhaltung des Judentums durch diejenige Form und Weise, durch die wir allein glauben, die jüdische Jugend erhalten zu können. Wir wollen ein Sammelpunkt sein für jene jüdische Jugend, die in Treue und Wahrheit sich zu einem lebendigen, positiv-religiösen, duldsamen, aufrechten Judentum bekennt.

Wir wollen lebendiges Judentum!

Wir wollen, daß der jüdischen Religion ihre Entwicklungsfähigkeit gewahrt werde, damit sie ihren Einfluß auf das lebende Geschlecht nicht verliere und der Aufgabe gerecht werde, für alle Zeiten einen bedeutungsvollen Faktor in der Geschichte der Kulturmenschheit darzustellen. Wir würzeln fest in dem echten jüdisch-religiösen Boden und wollen den Zusammenhang mit der Vergangenheit erhalten. Wir wollen daher alles religiös Wertvolle und Lebendige pflegen; erstarrte Formen und Vorschriften aber sollen möglichst so ausgestaltet und verinnerlicht werden, daß sie echtes und warmes religiöses Leben dort wieder erwecken, wo die unmöglichen Forderungen einer unjüdischen Starrheit das echte religiöse Leben erstickt und religiöse Gleichgiltigkeit oder gar Widerspruch und Abneigung großgezogen haben.

Wir wollen positiv-religiöses Judentum!

Darum erstreben wir für die jüdische Jugend einen Religionsunterricht,

der das Kind mit Wissen vom Judentum und Liebe zu seiner religiösen Gemeinschaft erfüllt und es nicht in einen Gegensatz zu seinem Elternhause bringt.

Wir erstreben Förderung der Wissenschaft des Judentums, damit die Liebe zur jüdischen Religion sich auf sichere Kenntnis der Literatur und Geschichte unserer Gemeinschaft aufbauen kann.

Wir erstreben stärkere Heranziehung des weiblichen Geschlechtes zu allen Aufgaben des religiösen und sozialen Judentums.

Wir wollen ein duldsames Judentum!

Wir wollen keinen Kampf, außer den Kampf gegen Gleichgiltigkeit, Unwissenheit und feige Fahnenflucht. Wir achten jede Ueberzeugung und Richtung, die ehrlich an der Erhaltung des Judentums mitarbeitet und uns die Daseinsberechtigung nicht bestreitet. Nicht Kampf, sondern Arbeit soll unsere Aufgabe sein.

Wir wollen ein aufrechtes Judentum!

Mit ganzem Herzen uns zu unserem deutschen Vaterland bekennend, treten wir kraftvoll ein für alle Bestrebungen, die die tatsächliche Gleichberechtigung des Judentums und der Juden herbeizuführen geeignet sind.

Wer ein lebendiges, positiv-religiöses, duldsames, aufrechtes Judentum bekennt und ersehnt, wer dem Judentum die Zukunft sichern und seine Bedeutung in der Geschichte der Kulturmenschheit erhalten will,

der mache seinen Willen zur Tat durch seinen Beitritt zu einem jüdisch-liberalen Jugendverein.

Eine Friedensspende.

Mahnruf von Dr. C. Seligmann-Frankfurt a. M.

In einer gärenden Zeit, die nach Neugestaltung auf allen Gebieten des vaterländischen Lebens ruft, soll das deutsche Judentum nicht mattherzig und tatenlos beiseite stehen. Es gilt nach außen mit erhöhtem Selbstbewußtsein die tatsächliche politische Anerkennung und Gleichberechtigung im staatlichen Leben zu erkämpfen, es gilt im gesellschaftlichen Leben die dunkeln Wolken am Horizont zu erkennen und sich bei Zeiten gegen sie vorzusehen; es gilt vor allem aber die schöpferische Neubelebung des Judentums im Innern. Was wir als geschichtlich-religiöse Gemeinschaft sind, was wir uns wert sind und aus uns machen, darauf kommt es an für unser seelisches Gleichgewicht, für die freie Entfaltung unserer ungebrochenen Persönlichkeit, nicht aber darauf, was die Anderen über uns denken und welche Stellung sie uns einräumen.

Das haben vor allem unsere Kämpfer draußen auf den blutgetränkten Schauplätzen des Krieges in Momenten gesteigerten Erlebens erfahren. Ihnen ist aus diesem tiefen Erleben eine neue religiöse Ergriffenheit und ein gesteigertes jüdisches Selbstbewußtsein aufgegangen.

Wenn diese jüdischen Kämpfer in das Vaterland heimkehren werden, dann muß auch hier ein neues aufrechtes, seines Wertes und seiner Verpflichtung bewußtes Judentum sie empfangen, ein jüdisch-religiöses Leben, das aus den unfruchtbaren Parteikämpfen sich stark und selbstsicher erhoben hat.

Zwei jüdische Lebenswege gibt es, die sich der heimkehrenden Jugend auftun, zwei lebensstarke Möglichkeiten jüdischen Daseins: das religiöse Judentum und das nationale Judentum.

Das nationale Judentum, verkörpert in der zionistischen Partei, ist heute eifriger denn je am Werke, sich als Heilsweg der Zukunft des Judentums anzupreisen und vor allem bei der Jugend für sich zu werben. Weniger die Idee des jüdischen Nationalismus als die sittliche Empörung und Reaktion gegen den widerwärtigen deutschen Judenhaß treibt einen Teil der deutschen jüdischen Jugend, sich mit glühender Hingabe um die Fahne des nationalen Judentums zu scharen.

Wir halten diese glutvolle Begeisterung, die an sich für die Erweckung der Persönlichkeit unendlich wertvoll ist, für eine verhängnisvolle Verwirrung der Gemüter, ähnlich dem nationalen Fieber zur Zeit des falschen Messias Sabbatai Zebi. Wir fürchten, daß diese neue nationale Bewegung, die, genährt von der allgemeinen europäischen National- und Rassenbewegung, wie ein phantastischer Taumel über die Juden gekommen ist, mit einem furchtbaren Erwachen enden wird. Und wir bewerten den Nationalismus an sich als einen Rückfall in atavistische Instinkte, die wir von der prophetischen Menschheitsreligion des Judentums überwunden wähnten.

Diese prophetische Menschheitsreligion, die inmitten des Menschen- und Völkerhasses wie ein stilles Eiland des Friedens emporragt, ist das Ziel, das wir religiös-liberale Juden der heimkehrenden Jugend, denen, die des Hasses und Kampfes satt, heimkehren werden, zeigen wollen.

Diesem Ziel die Wege zu bereiten, ist die Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland gegründet worden. Unsere Vereinigung wendet sich heute erneut an alle deutschen Juden, die in der Religion allein das heilige Band erblicken, das uns mit unseren Vätern und Brüdern zu einer geschichtlichen Gemeinschaft vereinigt.

Zur kraftvollen Selbstbehauptung und zur Sicherung einer starken Zukunft bedarf das religiöse Judentum der begeisterten Teilnahme, der tätigen Mitarbeit und der opferfreudigen Hingabe aller derer, die sich geistig und in ihrer Lebensführung zu ihm bekennen. Eine große Idee ist Jeglichem nur soviel wert, als er imstande und gewillt ist Opfer dafür zu bringen.

Mit einem Aufruf zu dieser Mitarbeit und Opferwilligkeit tritt darum das religiöse Judentum an alle seine Bekenner heran. Um aus einer wesenlosen Idee zu einer lebendigen, schöpferischen Macht zu werden, um die Massen mit neuem Geist zu erfüllen und eine großzügige Erziehungsarbeit zu leisten, muß ein neuer gewaltiger Wille zur Religion und zur jüdischen Gemeinschaft in den führenden Kreisen erwachen und einen Schwung der Seele bewirken, der aus der Enge und Kleinlichkeit des jüdischen Lebens emporreißt und das jüdische Dasein als lebens- und begehrenswert erscheinen läßt. Solche Erhebung aber muß und wird jüdische Werke und Schöpfungen, Institutionen und Taten erzeugen und befruchten.

Nicht gehegt vom Staate, nicht gelehrt auf deutschen Hochschulen, notdürftig und nur fakultativ als Unterrichtsgegenstand zugelassen in den preußischen Schulen, ist das Judentum angewiesen auf die Freiwilligkeit seiner Bekenner. An mangelnder Teilnahme sind großgeplante und weitaus schauende Unternehmungen warmherziger und begeisterter Führer des vorigen Jahrhunderts gescheitert. Abfall und Groll mancher führenden Männer und Frauen ist in vielen Fällen nachweislich zurückzuführen auf das mangelnde Echo, das der Werberuf bei den sozial und wirtschaftlich Höchststehenden der deutschen Juden fand.

Als der im Jahre 1819 gegründete Kulturverein, an dessen Spitze ein Eduard Gans, Heinrich Heine, Leopold Zunz standen, infolge mangelnder Teilnahme und Unterstützung hinsiechte, rief Leopold Zunz schmerzbewegt aus: „Der Verein scheint mir auch nicht zum Ziele zu kommen, und das durch

die Schuld des greulichen Verfalls der Juden. Keine seiner Institutionen will so recht gedeihen; ein großer Teil seiner Mitglieder rührt sich kaum. . . . Ehe wir nicht einige begeisterte reiche Juden bekommen, kommen wir nicht weiter." „Fünf bis zehn begeisterte Menschen haben sich gefunden, und, wie Moses, auf die Fortpflanzung dieses Geistes zu hoffen gewagt. Das war Täuschung."

Es ist in der Tat ein sichtbares Zeichen des Verfalls, wenn große ideale Bewegungen aus Mangel an Opferwilligkeit zum Stillstand verurteilt werden. Und darum darf es nicht so bleiben, wie es bisher gewesen ist, daß die reichen Glaubensgenossen für alle philantropischen und sozialen Zwecke ihre wohltätige Hand öffnen, nur nicht für die Erhaltung des Glaubens.

Wie in den großen Zeiten der Vergangenheit jüdische Mäzene in Spanien, in Frankreich, in Deutschland, in Polen reiche Stiftungen machten und große Summen hingaben vor allen Dingen für jüdisch-religiöse Zwecke, für Errichtung rabbinischer Hochschulen, für Pflege der Wissenschaft des Judentums, für Herausgabe jüdischer Schriften, so muß es heute wiederum werden als weithin sichtbares Zeichen der Erneuerung und Erstarkung jüdisch-religiösen Geistes.

Wenn je, so bedarf das Judentum heute fruchtbarer Institutionen und dauernder Veranstaltungen zur Pflege der Wissenschaft des Judentums, zur Verbreitung der Kenntnis der Geschichte des Judentums und seiner einzigartigen Lehre, zur Schaffung und Verbreitung populärwissenschaftlicher und unterhaltender Werke über das Judentum für jung und alt, zur Anlage von Bibliotheken, zur Herausgabe einer auf der Höhe stehenden, allen wissenschaftlichen und künstlerischen Ansprüchen gerecht werdenden Uebersetzung und Erklärung der Bibel. Wort und Schrift müssen sich vereinigen, um in unablässig regsamem Eifer einen neuen kraftvollen jüdischen Lebenswillen zu wecken.

Solche gewaltigen Aufgaben aber sind nur zu bewältigen, wenn die Mittel zur Verfügung gestellt werden, ohne die nichts geleistet und geschaffen werden kann.

Großzügige Stiftungen bei Lebzeiten, damit die Spender den Segen ihrer Wohltat mit eigenen Augen freudig schauen, letztwillige Vermächtnisse, große und kleine Spenden bei vorkommenden freudigen und leidvollen Anlässen, regelmäßige jährliche Beiträge müssen zu einem großen Strom zusammenfließen, der das jüdisch-religiöse Leben segensreich befruchtet.

Die Organisation für solche großen Zwecke ist in der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland und ihren Ortsgruppen schon vorhanden und muß nur weiter ausgebaut und verbreitert werden.

Kein Zeitpunkt aber erscheint geeigneter, den Willen und die Freudigkeit zu Spenden zu erwecken als der heißersehnte Tag des kommenden Friedens. Eine Friedensspende auf den Altar der Religion — das sollte jeder warmherzige und treue Jude, Mann und Frau und Kinder, heute schon geloben und zusagen.

So ergeht denn in dieser Zeit der großen Opferwilligkeit, die keine Selbstsucht duldet, der Aufruf an alle, denen die Erneuerung des religiösen Judentums am Herzen liegt, beizutragen und zu werben für dieses ideale Ziel, damit das religiöse Judentum aus dieser Kriegszeit geläutert und vertieft und gestärkt hervorgehe und so an seinem Teil auch zur sittlichen und geistigen Stärkung des deutschen Vaterlandes beitrage. Denn jede Stärkung und Vertiefung eines Teiles der sittlichen Kräfte eines Volkes bedeutet eine Bereicherung und Stärkung des großen Vaterlandes.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 7 und 8. **Jahrgang 9.** **Juli u. August 1917.**

Jüdische Erziehung oder Erziehung zum Judentum?

Von Hermann Becker-Wollstein (Posen).

Als nach dem Schlusse der letzten hohen Festtage unsere Gotteshäuser so leer waren wie vorher, da wurde, wie alljährlich, die Klage laut über den mangelnden religiösen Sinn der heranwachsenden Jugend, die nicht einmal den historischen Sinn für die Geschichte des eigenen Volkes, noch weniger aber den Natursinn für die eigenartigen Schönheiten des Laubhüttenfestes hat, in welchem Geschichte und Natur in so harmonischer Form, wie bei keinem Fest irgend einer Religionsgemeinschaft zum Ausdrucke kommt. Mit einem gewissen Gefühl der Beschämung sahen wir auf die frommen Scharen der Beter, die beim Erntedankfeste in die Kirchen strömten und mit einer gewissen Resignation fragten wir uns: „Gibt es noch eine jüdische Erziehung in der Gegenwart?" —

Ehe wir zur Beantwortung dieser Frage schreiten, halten wir uns die Aufgabe aller Erziehung gegenwärtig. Sie ist nach der Lehre aller Menschheitserzieher, Philosophen und Pädagogen: Die Entwicklung und Bildung aller im Menschen vorhandenen Kräfte, Fähigkeiten und Anlagen für den Dienst an der Menschheit im Aufblicke zu Gott. Dieser kosmopolitische Erziehungsstandpunkt schließt keineswegs die nationale und religiöse Erziehung aus, er ist ihnen nur übergeordnet. Denn wer im Dienste der Menschheit steht, der dient zugleich seinem Volke und seinem religiösen Bekenntnisse, freilich nicht ihm allein. Er benutzt gewissermaßen Volkstum und religiöses Bekenntnis als Sprungbrett, um von dort aus auf die Höhen der Menschheit zu gelangen. „Erziehung zur Humanität" so bezeichneten die größten Geister aller Völker und aller religiösen Bekenntnisse von Moses bis auf Herder, von Buddha bis auf Nietzsche, die Aufgabe aller Erziehung. Diese Lehre der größten Geister hat freilich nicht verhindert, daß gerade in der Gegenwart nationale und religiöse Erziehung als das A und O aller Menschenbildung gefordert wird, daß sich der weite Blick bedauerlicherweise verengert hat, daß wir also immer weiter abrücken von der Verheißung, „da Gott mit Israel (und durch Israel mit der ganzen Menschheit) einen neuen Bund schließen wird, einen Bund, den er nicht mit den Vätern geschlossen hat, da er seine Lehre in unser Herz setzen, sie in unser Inneres legen will."

Sollen wir Juden nunmehr auch von einer jüdischen Erziehung sprechen, entsprechend der Forderung einflußreicher Stellen im Staate, die eine christliche Erziehung wünschen? Sollen wir ein nationales Judentum herbeisehnen, wie unsere Alldeutschen

eine nationale Erziehung und Bildung mit allem Eifer anstreben? — Ich höre den Einwand: Gerade die Gegenwart mit ihrer bitteren Qual, in der ein Volk gegen das andere, ein Erdteil gegen den anderen um seine völkische Existenz kämpft, sollte uns vor der veralteten nebelhaften Volksbeglückungstheorie warnen und uns auf den realen Boden der nationalen und religiösen Erziehung hinweisen.

Doch arbeiten wir für die Gegenwart oder für die Zukunft? Ist denn die Gegenwart das Dauernde und Ewige? Dieser unmenschliche Krieg wird und muß einmal vorübergehen, weil die Entwicklungsgesetze der Geschichte und der Natur ewige sind und ihnen auch die gesamte Menschheit in ihrer sittlichen Bildung unterworfen ist. Sollen wir diese Erkenntnis, gewonnen auf dem Grunde höherer Einsicht, erarbeitet durch die Geschichte der Jahrtausende, nunmehr über Bord werfen, wie ein wertloses Stück, weil die Menschheit auf kurze Zeit in ihrem vorzeitlichen Atavismus zurückgeworfen ist? Gerade weil unser Herz blutet ob des unsäglichen Grausens, weil „der Menschheit Jammer uns anfaßt", gerade darum muß die Erziehung zur Humanität, die auch das Judentum fordert, wiederum „die Forderung des Tages" werden, wie sie es vor dem Weltbrande gewesen ist, und der religiösen und nationalen Erziehung ihre Stellung als untergeordnetes Glied in dem Erziehungssystem, das wir als Erziehung zur Humanität bezeichnen, angewiesen werden, wie vorher.

Es gibt also keine jüdische Erziehung, ebensowenig wie es eine christliche Erziehung gibt. Wir leiden lange genug unter dem Schlagworte „Christliche Erziehung" und „Christlicher Staat", als daß wir dieser Sondermarke, die uns abseits stellt, nunmehr durch eine ähnliche Sondermarke eine gewisse Berechtigung einräumen sollten. Ebenso unberechtigt ist aber auch die Forderung einer deutsch-nationalen und jüdisch-nationalen Erziehung für uns Juden. Die deutsch-nationale oder deutsch-völkische Erziehung schließt uns Juden ebenso von den Segnungen eines gemeinsamen Volksempfindens aus, wie die christliche Erziehung, nur aus anderen Gründen. Während diese uns unseres Glaubens wegen von der Volkskultur fernhalten will, sieht jene in uns einen „Fremdkörper", der einer minderwertigen Rasse entstammt. Und dennoch — man sollte es kaum für möglich halten — gibt es auch in unserem Lager Ueberängstliche, die so schnell als möglich in die Reihe der deutsch-nationalen Kulturträger aufgenommen werden möchten, die ihren Eltern niemals den Makel ihrer Geburt verzeihen können und vermeinen, nur durch das Weihewasser in diese illustren Kreise aufgenommen zu werden und die tausendjährige Leiden- und Heldengeschichte des Judentums vergessen lassen zu können! — Um so größer und bitterer ist aber dann ihre Enttäuschung, die auch — wir befürchten es stark — selbst nach den in diesem Kriege von allen Volksgenossen gemeinsam ertragenen Leiden, Opfern und seelischen Erhebungen nicht ausbleiben wird.

„Darum eben" — so wenden nicht die schlechtesten unserer Glaubensgenossen ein — „müssen wir eine jüdische Erziehung fordern, denn unsere Jugend muß doch wenigstens zu einem Ideale herangebildet werden, wenn ihr die Pflege aller anderen Ideale verwehrt wird." Und dieses Ideal ist die Pflege des Judentums, des jüdischen Bekenntnisses, der jüdischen Ethik und der weltumfassenden Lehren der jüdischen Sittenlehre, wie sie kurz aber klar in dem Wochenabschnitt Wajero mit den Worten ausgedrückt ist, „denn ich weiß, daß er (Abraham) seinen Kindern und seinem Hause nach ihm gebieten wird, daß sie den Weg des Herrn befolgen, Tugend und Gerechtigkeit zu üben" (1. B. M. 18. 19).

Ist aber nicht dieses Ideal das allgemeine Menschheitsideal? Und entfernen wir uns mit der Pflege dieses Ideals so weit von demjenigen aller Kulturvölker, also auch des Deutschen? Und ist aus diesem Grunde nicht gerade in der Gegenwart die Bibel mit ihren herrlichen Psalmen, mit ihren erfreuenden und tröstenden, begeisterten und verheißungsvollen Prophetenworten wieder zu Ehren gekommen?

Wir müssen also auch aus diesen Gründen eine besondere jüdische Erziehung ablehnen. Seien wir doch offen und ehrlich: Wir halten uns an Namen und nicht an Begriffe, wir sind Scholastiker statt Humanisten geworden, wir suchen Trost in toter grauer Vorzeit statt in lebensvoller und lebenerweckender Zukunft! Die Zukunft unserer Religionsgemeinschaft aber, der Bestand des Judentums, kann nach dem ihm zuteil gewordenen Berufe nicht erhalten werden, wenn es sich abschließt, wenn es Stillstand statt Entwicklung, Rückschritt statt Fortschritt zeigt. Ist das israelitische Volk ein priesterliches Volk, also ein Volk von Erziehern — und das soll es nach seinem göttlichen Berufe sein — dann muß es auch die erste und wichtigste Forderung der Erziehung erfüllen, das ist: Die psychologische Beschaffenheit des Zöglings erkennen und auf Grund dieser Erkenntnis den Zögling heranbilden und erziehen. Ist dies aber möglich, wenn es sich durch eine sogenannte jüdische Erziehung abseits stellt, wenn es seiner Umgebung, mit der es durch gleiche Gesetze, gleiche Lebensbedingungen und gleiche Schicksale unlöslich auf Gedeih und Verderb verbunden ist, nicht näher kommen will?

Aber das israelitische Volk hat auch eine Kenntnis der deutschen Kultur noch niemals abgelehnt. In den rein jüdischen Volks- und höheren Schulen — die letzteren sind freilich sehr gering an Zahl — wird deutsche Geschichte, deutsche Literatur und deutsche Technik, Kunst und Wissenschaft ebenso gelehrt, wie in den rein christlichen und Simultanschulen, dafür sorgt ja schon die Unterrichtsbehörde und ihre Aufsichtsbeamten, was bleibt also zuletzt von einer sogenannten „jüdischen Erziehung" übrig?

Dieses Schlagwort hat also in dem umfassenden Sinne, wie es unsere Eigenbrödler verstehen, keine Berechtigung. Zum Teil berechtigt ist es nur dann, wenn wir statt „jüdische Erziehung" „Erziehung zum Judentum" setzen. So lange unsere Glaubensgemeinschaft im Staatsleben einfach negiert wird, so lange wir Juden nicht unsere gesetzlich verbürgte Gleichberechtigung erhalten, so lange uns so viele Neider und Hasser gegenüberstehen, wie selbst in der gegenwärtigen tiefen Not, die alle Volksglieder, die Bekenner aller Religionen durch Blut und Eisen zusammenschließen sollte, so lange ist auch eine besondere Erziehung zum Judentum notwendig, eine Erziehung zum jüdischen Selbstbewußtsein, das uns auf Grund unserer Geschichte und unserer heiligen Schrift stark und fest macht gegen Hohn, Schimpf, Verleumdung und Geringschätzung, gegen Rassenhochmut und Rassendünkel, eine Erziehung, die unsere Jugend vor dem Märtyrerlose bewahren will, das ihnen oft von ihren christlichen Mitschülern bereitet wird und ihnen die fröhliche, sonnige Jugendzeit zu einem Dornenwege macht. In den ewigen, weltumfassenden Grundsätzen der jüdischen Sittenlehre, die sie im jüdischen Religionsunterrichte kennen lernen, in der Verehrung der jüdischen Helden und in der Ehrfurcht vor den Propheten des alten Bundes und den Gelehrten und Märtyrern der nachbiblischen Zeit, die das Ziel des jüdischen Geschichtsunterrichtes sein sollen, endlich aber in der traulichen Stille der Sabbatfeier und der Feier unserer hohen Feste, die zugleich die schönsten Familienfeste darstellen, kommt das Ziel der „Erziehung zum Judentum" zum Ausdruck. Die-

sem hohen Ziele mögen alle Lehrer und Erzieher in Israel ihre Kräfte und Fähigkeiten widmen, dann wird in absehbarer Zeit die Erziehung zum Judentum eine besondere jüdische Erziehung als überflüssig erweisen. Die Erziehung zum Judentum wird eine Erziehung zur Humanität, dem ewigen Ziele aller Erziehung werden.

Ueber die notwendige Umgestaltung des jüdischen Gottesdienstes.

Von Dr. Eduard Baerwald-Frankfurt a. M., z. Z. im Felde.

Frankreich, Ende Juni 1917.

Sehr verehrter Herr Rabbiner! Empfangen Sie herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief vom 20. Juni. Mein Abmarsch aus der Heimat hat sich so rasch vollzogen, daß ich leider außer Stande war, mich von Ihnen zu verabschieden. Um so erwünschter ist es mir, daß stille Nachtstunden auf der Fernsprechwache eines kleinen französischen Dorfes es mir ermöglichen, Ihnen von meinen Erfahrungen zu erzählen und in Anknüpfung an sie und an frühere Gespräche Ihnen einiges von dem zu sagen, was ich auf dem Herzen habe.

Zunächst eine erfreuliche Wahrnehmung. Wenn man in vorgerückten Jahren als ungedienter Mann zur Fahne einberufen wird, ist es äußerlich und innerlich nicht leicht, sich in das ganz ungewohnte militärische Leben zu finden. Die Aufgaben, die jeder Tag von neuem bringt, ließen sich nicht erfüllen, wenn nicht Rat und Beistand erfahrener oder für den militärischen Beruf besser ausgerüsteter Kameraden zur Verfügung ständen. Diese Kameradschaft bewährt sich immer wieder und sie wird Jedem entgegengebracht, der sich bemüht, ihrer wert zu sein — gleichgültig welchem Stande oder welchem Glaubensbekenntnis er angehört. Die Truppenteile sind jetzt oft bunt zusammengewürfelt, man findet in vielen Abteilungen Angehörige fast aller deutschen Stämme, und ich gehöre seit Wochen einer Formation an, die — außer Bayern — Soldaten aus allen Teilen des Reiches umfaßt, darunter nur ganz vereinzelte Akademiker, verhältnismäßig wenig Leute mit höherer Bildung, in der überwiegenden Mehrheit Mannschaften aus sozial tiefer stehenden Klassen unseres Volkes und in allen Altersstufen zwischen 19 und 48 Jahren. In dem engen Zusammenleben, das der Krieg zur Folge hat und bei der völligen Gleichartigkeit der primitiven Bedingungen, unter denen man lebt, gewinnt man tiefere, unverfälschtere Einblicke in die Stimmung der Masse, als je zuvor, und dabei habe ich erneut das bestätigt gefunden, was ich immer erfahren hatte: In den breiten Schichten des deutschen Volkes hat der Antisemitismus keinen Boden gefunden, selbst nicht bei Leuten aus sogenannten antisemitischen Gegenden, wie Oberhessen und dem Siegerland. Hier draußen wird immer nur gefragt, ob man es mit einem anständigen, zuverlässigen Kameraden zu tun hat und nicht, ob es sich um Jud oder Christ handelt, und für die richtige Würdigung der Menschen nach der rein menschlichen Seite hin hat gerade der gemeine Mann in der Regel einen sehr feinen Blick. Aus solchen Beobachtungen läßt sich die Hoffnung knüpfen, daß wenn nach dem Kriege politische Parteien unter einseitiger Betonung der Vergehungen einzelner Glaubensgenossen einen neuen antisemitischen Feldzug ins Werk setzen wollen, der in letzter Linie gar nicht uns Juden gilt, dann ein solcher Versuch diesmal an dem gesunden Sinn der Volksgesamtheit rasch scheitern wird. Dieser Gedanke mag Ihnen, ebenso wie all

denen in der Heimat, die einen solchen Kampf fürchten und erst recht den vielen Kameraden ein Trost sein, die im Felde trotz aller Verheißungen der obersten Stellen durch Zurücksetzung und kränkende Behandlung verbitternde Erfahrungen sammeln mußten. Wir alle aber müssen darauf bedacht sein, in noch stärkerem Maße als bisher „innere Mission" zu treiben und durch strengste Selbstzucht die Achtung der Andersgläubigen zu erringen und zu bewahren. Wir müssen schwarze Schafe, die sich bei uns ebenso finden, wie bei Katholiken und Protestanten, unnachsichtlich brandmarken und wir dürfen uns auch nicht immer wieder, durch ein vielleicht nur unbedacht hingeworfenes Wort gekränkt, auf uns selbst zurückziehen, müssen vielmehr danach streben — unbeschadet unseres Selbstbewußtseins — den großen Zusammenhang mit unseren Volksgenossen aufrecht zu erhalten und zu vertiefen. Eine der schlimmsten Früchte des Antisemitismus ist die gesellschaftliche und politische Sonderstellung, in die wir durch ihn hineingeraten sind, und wir müssen gerade in einer Zeit, in der das Vaterland den engsten Zusammenschluß aller seiner Kinder fordert, ohne Scheu vor dem unausbleiblichen Vorwurf des Assimilantentums uns einmal ernstlich die Frage vorlegen, ob nicht auch wir durch übermäßige Abschließung die Kluft, die vor zwei Menschenaltern unter den Gebildeten wenigstens auf sozialem Gebiete längst nicht so tief war, unnötigerweise erweitert haben.

Zu den willkommenen Neuerscheinungen im Feindesland gehört der Feldrabbiner. Ich hatte kürzlich die Ehre, eine ruhige halbe Stunde mit einem dieser Herren verplaudern zu dürfen, noch dazu mit einem Manne, der sich als Soldat das Eiserne Kreuz an der Front erworben hat, ehe er in seine jetzige Stellung kam. Seine vornehme, ruhige und doch bestimmte Art muß bei Jedermann und nicht zuletzt bei den Generälen und höheren Stäben, mit denen er immer wieder in Berührung kommt, einen ausgezeichneten Eindruck hervorrufen und Vorurteile, die in diesen Kreisen tief eingewurzelt sein mögen, auf das Wirksamste entkräften. —

Mit Freude und Spannung sah ich meinem ersten Feldgottesdienst entgegen. Er fand aus Anlaß des Wochenfestes in dem Gerichtsgebäude eines benachbarten Städtchens statt, und es hatten sich zu ihm mehr als zwei Dutzend Kameraden aus allen möglichen Waffengattungen — Sturmtruppen, Trainsoldaten, Infanteristen, Kanoniere, Landsturmmänner — zusammengefunden, daneben etwa zwanzig russische Gefangene. In Ermangelung eines Vorbeters mußte der auch sonst schon reichlich in Anspruch genommene Feldrabbiner den ganzen Gottesdienst selbst abhalten, nur die Vorlesung aus der Thora und dem Prophetenabschnitt konnte ihm ein kundiger Landsturmmann abnehmen. Mit Ausnahme der Predigt, des kurzen Gebetes für Kaiser und Heer und einer deutschen Paraphrase von „Olenu leschabeach", wurde der ganze Gottesdienst in hebräischer Sprache abgehalten, er dauerte trotz der äußeren Knappheit der inhaltreichen Predigt nahezu 1¾ Stunden, was für die Kameraden, die einen Marsch oder eine Eisenbahnfahrt hinter sich hatten, zu lange war, vor allem, weil nur ein kleiner Teil von ihnen den hebräischen Gebeten folgen konnte. Der überwiegende Teil der jüngeren Soldaten gab zu, daß sie kein Wort von ihnen verstanden hätten, sie langweilten sich sichtlich, und so herrschte trotz der Heiligkeit der Handlung und der militärischen Disziplin Unruhe und Flüstern. An einen gemeinsamen Gesang der hebräischen Gebete durch die deutschen Kameraden war trotz aller Bemühungen des Rabbiners nicht zu denken, und leider vermochten nur die Wenigsten in den Schlußgesang „En kelohenu" einzustimmen.

Eine Woche später wohnte ich einem evangelischen Militärgottesdienst bei. Seine

Dauer betrug trotz einer längeren Predigt des Geistlichen, der vor dem Kriege im Ausland gewirkt hatte und der nun über Pfingsten und den Heiligen Geist in freier, selbst für den überzeugten Juden anregender und erhebender Weise zu sprechen wußte, nur eine knappe Stunde. Immer wieder ertönte kräftiger Gemeindegesang nach wohlbekannten Melodien. Jeder stimmte in sie ein, jeder konnte den Gottesdienst verstehen und sich an ihm von Anfang bis zu Ende beteiligen, und darum herrschte eine Stille — nun eben wie in der Kirche.

Was sich in so eindringlicher Weise vor meinen Augen und Ohren abgespielt hat, ist nichts Neues. Viele von unseren Freunden haben einer Reform des Gottesdienstes schon oft genug das Wort geredet, aber ihre Notwendigkeit wird leider auch in unseren Kreisen nicht klar genug erkannt. Die Tatsache läßt sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen, daß die jüdische Jugend vornehmlich aus den Großstädten, in die sich ein noch immer wachsender Teil der deutschen Juden zusammendrängt, der hebräischen Sprache unkundig, daß sie bestenfalls imstande ist, die allerwichtigsten Gebete im Urtext mühselig zu lesen und einigermaßen zu verstehen, daß ihr aber die Möglichkeit fehlt, einem hebräischen Gottesdienst zu folgen und an ihm nicht nur äußerlich teilzunehmen. Es war bezeichnend, daß bei dem Feldgottesdienst die älteren Kameraden im wesentlichen mitkommen konnten, daß er aber für die Jüngeren, die ihre Erziehung in größeren Städten genossen hatten, unverständlich und ohne Erhebung blieb. Man mag diese Tatsache noch so tief bedauern, sie ist aber gar nicht abzuleugnen. Alle Versuche, durch Religionsschulen, hebräische Unterrichtskurse u. dergl. Abhilfe zu schaffen, haben im wesentlichen versagt und durchgreifender Erfolg wird ihnen auch in Zukunft kaum beschieden sein, wenn nach dem Kriege an die männliche Jugend erhöhte Anforderungen zur Betätigung im militärischen Vorbereitungsdienst herantreten und freie Nachmittage, an denen bisher Religionsschulen besucht werden konnten, dazu in Anspruch genommen werden und wenn einmal die jüdischen Mädchen aus den Großstädten, deren hebräische Kenntnisse ganz minimale zu sein pflegen, zu Müttern herangewachsen sind.

Im Gegensatz zu diesen Tatsachen steht das Faktum, daß — von wenigen Ausnahmen abgesehen — der jüdische Gottesdienst auch in den sogenannten liberalen Synagogen auf dem Standpunkt verblieben ist, auf den ihn vor etwa sechs Jahrzehnten die Reformen Abraham Geigers gebracht haben. Geigers unvergängliche Verdienste sollen nicht angetastet werden, die Fortschritte, die wir ihm verdanken, sind überaus große, aber wenn er in dem sehr interessanten Vorwort zum Frankfurter Gebetbuch von 1870 betont, daß die Sprache der Urväter nahezu in allen Stücken die Sprache des Gottesdienstes bleiben solle, so konnte er nicht voraussehen, daß nach einem halben Jahrhundert bei den deutschen Juden auch nicht annähernd das Maß hebräischer Kenntnisse vorhanden sein werde, das er bei der Zusammenstellung des Gebetbuchs voraussetzen mußte, und erst recht konnte er nicht ahnen, in wie hohem Maße die Einführung der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit und die gewaltige Aenderung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die ganze Struktur und Zusammensetzung der Gemeinden einwirken werde. Daß Geigers Arbeit fortgeführt werden müsse, haben Sie klar erkannt. Die Ergebnisse Ihrer Tätigkeit sind in den von Ihnen herausgegebenen schönen Gebetbüchern niedergelegt, sie müssen propagiert und ausgebaut werden. Dabei erscheinen mir folgende Forderungen als unerläßliche:

1. Unter Festhaltung der üblichen, geschichtlich bedingten Anordnung des Gottesdienstes muß der wundervolle Inhalt unserer

Gebete und unserer heiligen Schriften der Gemeinde erschlossen werden; das kann nur geschehen, wenn die Muttersprache mindestens in dem Umfang, wie es in Ihren Gebetbüchern geschehen ist, berücksichtigt wird. Der hebräisch vorgetragene Thora-Abschnitt muß der Gemeinde, die von diesem Teil des Gottesdienstes kein Wort zu verstehen pflegt, durch Uebersetzung oder — soweit dies bei einzelnen Stellen nicht angängig sein sollte — durch Wiedergabe des wesentlichsten Inhalts zugänglich gemacht werden.

2. Der Gottesdienst muß namentlich an den Festtagen bedeutend gekürzt werden, wenn er von der lebendigen Teilnahme der Andächtigen, insbesondere der Jugend, getragen werden soll.

3. Die Stellung des Rabbiners ist erheblich zu stärken. Wir haben Gottesdienste — z. B. an den Vorabenden des Sabbats und der Feste — an denen der Rabbiner, soweit er nicht predigt, abgesehen vielleicht von einem kurzen Schlußgebet so gut wie gar nicht in Aktion tritt. Das mag historisch verständlich sein, ist aber nach unserem Empfinden der Stellung des Rabbiners nicht würdig. Wichtigere deutsche Gebete müssen von ihm vorgetragen werden. Dabei kann durch einen Wechsel in der Auswahl die Eintönigkeit vermieden oder doch abgeschwächt werden, die durch die stereotype Wiederholung ein und derselben Gebetstücke bedingt ist. Glückliche, aber noch ungenügende Ansätze finden sich in Ihrem Gebetbuch für den Gottesdienst am Sabbatvormittag, z. B. bei der Auswahl der Hallelpsalmen. Der Rabbiner brauchte sich dabei auch nicht an das Gebetbuch zu halten, das jedem Besucher gedruckt vorliegt. In unseren Heiligen Schriften, vor allem in den Propheten, dann aber auch in der gewaltigen Literatur des nachbiblischen Schrifttums finden sich unvergängliche Herrlichkeiten, von denen man in den Synagogen gar nichts zu hören pflegt und es kann für jeden Rabbiner nur eine Freude sein, sie im Rahmen des Gottesdienstes zum Vortrag zu bringen und dadurch die Andächtigen zum eigenen Studium dieser Schätze anzuregen.

4. Entscheidendes Gewicht lege ich auf den Gemeindegesang. Hier sind die Dinge bei uns sehr im Argen. Begabte Kantoren und Chordirigenten geraten leicht in die Versuchung, eigene Schöpfungen darzubieten und sie kunstvoll ausführen zu lassen. Wie oft kommt es vor, daß man statt der gewohnten, den Andächtigen vertrauten Weise plötzlich eine neue, musikalisch vielleicht viel wertvollere, aber ganz unsangbare Weise findet. Ich will nichts gegen den Kunstgesang an sich sagen, aber er darf nicht den Vorrang vor der Teilnahme aller Gemeindemitglieder beanspruchen, die nur im Gemeindegesang zum Ausdruck gelangen kann. Je einfacher und schlichter die Melodie, um so besser. Dabei wäre es gar kein Unglück, wenn man zu einer gewissen Vereinheitlichung kommen und z. B. dazu gelangen würde, daß der Hamburger Jude, der in die Danziger Orgelsynagoge kommt, dort Weisen vorfindet, die ihm bekannt sind und die er mitzusingen in der Lage ist. Die Verschiedenheit der Riten innerhalb unserer liberalen Gemeinden läßt sich verstehen, so bedauerlich sie meines Erachtens auch ist, aber man sollte sie schleunigst dadurch zu verringern suchen, daß die Zustände auf dem Gebiet des Gemeindegesanges gebessert werden. Jeder Feldgottesdienst zeigt — wie schon oft genug betont wurde — die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes grade auf diesem Gebiet.

5. Daß die Frauen, die auch in orthodoxen Synagogen bei Trauungen oder Vorträgen ihren Platz im Schiff nehmen dürfen, den liberalen Gottesdiensten nur auf der Empore beiwohnen können, widerspricht unseren An-

schauungen über die Stellung der Frau so stark, daß es unbegreiflich ist, aus welchen Gründen noch heute an dieser orientalischen Sitte so starr festgehalten wird. Weshalb sollen wir im Gotteshause nicht unter unseren Frauen, Töchtern und Müttern sitzen dürfen? Die Familie geht zusammen in die Synagoge und sie braucht sich nicht plötzlich an der Türe zu trennen. Das mag vielen nur als eine Aeußerlichkeit erscheinen, aber die bisher herrschende Sitte bringt das heute doch nicht mehr aufrecht zu erhaltende Prinzip „Mulier taceat in ecclesia" in so schroffer Weise zum Ausdruck, daß mit ihm gebrochen werden muß. Wenn der Einzug der Frau in den unteren Raum der Synagoge zur Folge haben sollte, daß die Gemeindeverwaltungen der Frauen sich nicht nur dann erinnern, wenn ihnen soziale Arbeit aufgebürdet werden soll, so wäre das — nebenbei gesagt — kein Unglück. —

Das sind die wesentlichsten Grundlagen, auf denen sich meines Erachtens eine Reform des Gottesdienstes aufzubauen hätte. Was aber kann geschehen, um sie einzuleiten und durchzuführen? Der Streit um das von dem badischen Oberrat empfohlene Gebetbuch mit seinen sehr milden Neuerungen zeigt deutlich, welcher Weg nicht beschritten werden darf. Jede Majorisierung und jede Beeinträchtigung der Gefühle derer, die an älteren Formen hängen, muß vermieden werden. Wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden, habe ich vor mehr als zwei Jahren im Frankfurter Gemeindeausschuß unter Hinweis auf die vielfachen Klagen aus dem Felde über den Mangel an gemeinsamen Gesängen einen Antrag durchgesetzt, der die Förderung des Gemeindegesanges verlangte, der aber leider ohne Folgen geblieben ist; bei der Beratung wurde von meinen damaligen konservativen Kollegen darauf hingewiesen, daß für ihre Synagogen der Ritus ein für allemal feststehe, und daß Aenderungen, wie sie die stärkere Betonung des Gemeindegesanges bedinge, deshalb gar nicht in Betracht kommen könnten. Nun gut, wenn unsere Orthodoxen glauben, von ihrem Standpunkt aus an den Zeichen der Zeit vorbeigehen zu können, so dürfen wir Liberalen sie nicht mißachten und dürfen uns nicht daran hindern lassen, die immer wieder wandelbaren äußeren Formen zu ändern, in denen die Gottesverehrung sich bei uns Juden vollzieht. Auch in orthodoxen Synagogen spielt der Gottesdienst sich nicht mehr in den Formen ab, wie zur Zeit des Schulchan Aruch, Predigt und Gebet für Kaiser und Landesherrn sind deutsch, was vor 120 Jahren undenkbar gewesen wäre, Rabbiner und Kantoren amtieren im Talar — was hätte Tiktin in Breslau noch im Jahre 1840 dazu gesagt! — und lassen sich gelegentlich mit Stolz in dieser Amtskleidung photographieren, man hört kunstvolle a capella Chöre u. dergl. mehr. Da ist es erst recht kein Zerstören, sondern ein Aufbauen, wenn wir Liberalen verlangen, daß denen, die des Hebräischen nicht mächtig sind, die Möglichkeit gewährt wird, den Glauben der Väter auszuüben, nicht so, wie im Tempel Zions oder in den Bethäusern des Mittelalters oder heute in den Synagogen Oberungarns, sondern in unserer Weise, dem geläuterten Empfinden unserer Tage entsprechend und im wesentlichen in unserem „geliebten Deutsch", in der Muttersprache, deren Größe und einigende Kraft uns in diesen Zeiten mehr als je zum Bewußtsein gekommen ist.

In diesem Sinne zu arbeiten, ist die erste Aufgabe der liberalen Vereinigung und in ihr vornehmlich der liberalen Rabbiner. Sie, sehr verehrter Herr Dr., haben unter dem Beistande einer weitblickenden Gemeindeverwaltung und begeisterter Laien Großes und Vorbildliches geleistet und aus kleinen Anfängen heraus einen Gottesdienst geschaffen, der einen wesentlichen Teil der unumgäng-

nächsten Postulate verwirklicht. Uns helfen keine Richtlinien oder Leitsätze über Gemeindepolitik oder sonstige theoretische Erörterungen. Es muß praktisch gearbeitet werden. In den Großgemeinden müssen die wirklich liberal Gesinnten sich zusammentun und um der Zukunft des Judentums willen bei den Gemeindeverwaltungen eine Aenderung des Gottesdienstes für ihre Richtung fordern, wie sie ihren Anschauungen entspricht, meinetwegen unter Festhaltung lokaler Eigenheiten und zunächst in bescheidenen äußeren Formen, wie es in Frankfurt der Fall gewesen ist. Dies Verlangen muß so eindringlich und solange gestellt werden, bis die Gemeindeverwaltungen sich ihm ebensowenig entziehen können, wie sie den geringsten Wünschen der Konservativen zu widerstreben pflegen. Gerade das Frankfurter Vorbild hat gezeigt, daß sich eine Gemeinde findet, wenn ihr ein geeigneter Gottesdienst gewährt wird, und wenn sie nicht an jedem Sabbat aus zahlreichen Mitgliedern besteht — genau so, wie die evangelischen Kirchen an gewöhnlichen Sonntagen öfters Lücken aufweisen sollen —, so muß man das hinnehmen und sich damit begnügen, daß sie sich an den Festen versammelt, und daß ihre Kinder an den Freitagabenden das Gemüt mit religiösen Eindrücken füllen können. Auch das wäre ein Preis, des Schweißes der Edlen wert. Gibt es einmal nicht nur in Frankfurt, sondern auch in einigen Berliner Synagogen, in Breslau, Hamburg, Nürnberg und anderen Großgemeinden solche Gottesdienste, die den Zusammenhang mit dem geschichtlich Gewordenen nicht verleugnen und doch den Bedürfnissen unserer Zeit und den nicht wegzuleugnenden Tatsachen Rechnung tragen, so wird ein solches Beispiel ebenso Nachahmung finden, wie es bei den Reformen Abraham Geigers der Fall war, und wir kommen dann vielleicht über Jahr und Tag auch einmal zu einem gemeinsamen Gebetbuch und damit auch zu einer wirklichen Einheit der liberalen Juden Deutschlands; bei der unnötigen Zersplitterung und Eigenbrödelei im deutschen Judentum wäre das angesichts einer Zeit, die gebieterisch auf die Notwendigkeit der Zusammenfassung hinweist, ein hohes Ziel. Der Weg bis dahin erscheint weit, aber es gibt auf ihn nur einen Wegweiser: Vorwärts. Sapere aude, incipe!

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen nicht etwa aus übertriebener Vorliebe für den Gottesdienst der Synagoge an der Königsteinerstraße im lieben Frankfurt, bin vielmehr — wie Sie wissen und wie Sie mir nicht verübeln dürfen — für seine Schwächen nicht blind. Ebensowenig bin ich von einer Abneigung gegen das Hebräische beseelt, für dessen Schönheit ich mir einiges Verständnis bewahrt habe und für meine Person könnte ich mich vielleicht eher mit dem von Jugend auf gewohnten Ritus befreunden, in dem das Hebräische dominiert. Es ist vielmehr der Ernst der Stunde, der mich zu Ihnen führt. Soll das Judentum aus ihr gar nichts in Zeiten hinüberretten, die schwer genug sein werden, auch wenn keine Opfer an Blut mehr zu leisten sind? Der Krieg hat Vieles aufgerüttelt und auch innerhalb unserer Glaubensgemeinschaft religiöse Gefühle neu erweckt. Ohne Zusammenfassung ihrer Bekenner im Gottesdienst kann keine Religion bestehen, und ein Gottesdienst, der nicht verstanden und deshalb auch nicht innerlich miterlebt wird, ist kein Gottesdienst mehr. Geben wir ihn auf, dann genügen die Erinnerung an Abstammung und Vergangenheit, die gemeinsame Arbeit für bedrückte und arme Glaubensgenossen und der uns vielfach — aber hoffentlich nicht für die Dauer — aufgedrungene gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammenschluß nicht, um gegenüber andersgearteten Einflüssen einen Zerfall und das Hinwegströmen von Elementen zu verhindern, auf die wir schon deshalb Gewicht legen müssen, weil wir nicht viel an Menschen-

material zu verlieren haben. Vorhin ist mir der alte Horaz eingefallen. Er warnt davor, die rechte Stunde zu verpassen, weil man sonst verfahre, wie der Bauersmann, der auf das andere Flußufer hinüberkommen und deshalb abwarten will, bis das Wasser abgelaufen sein wird, das doch fließt und in alle Ewigkeit weiterfließen wird. Sie, verehrter Herr Rabbiner, und die anderen Führer des liberalen Judentums, die das Glück haben, in der Heimat zu weilen, werden dafür sorgen müssen, daß es dem jüdischen Liberalismus und damit der Zukunft des ganzen deutschen Judentums nicht ebenso ergehe, daß an ihm nicht der Strom des Lebens vorüberrausche, denn „Leben nur kann Leben geben". Wir hier draußen können dabei nicht helfen, Sie aber und unsere anderen Freunde sollten trotz aller Schwierigkeiten ohne bängliches Schwanken die Arbeit in Angriff nehmen, bis auch uns der heiß ersehnte Tag erstrahlt, an dem wir zurückkehren und mithelfen dürfen auf den Pfaden des Friedens.

In herzlicher Gesinnung und mit aufrichtigen Grüßen für Sie und Ihre Lieben zu Hause und in der Front

Ihr ergebener

Dr. Eduard Baerwald.

Zur Bedeutung des Unterrichts im Hebräischen.

In der Delegiertenversammlung der Vereinigung für das liberale Judentum, die 1912 in Posen stattfand, wurde hinsichtlich des Religionsunterrichts bemerkt: „Damit unsre Jugend die religiös-ethischen Anschauungen des Judentums aus der Urquelle zu schöpfen imstande sei, aus der allein sie rein, ungetrübt gewonnen werden können, zu diesem Zwecke und vornehmlich zu diesem Zwecke muß sie im Hebräischen, in der Sprache der Religion, unterrichtet werden." Wie wichtig diese Forderung behufs Erreichung des angegebenen Zweckes ist, das lehrt ein Blick auf die Geschichte der Uebersetzung bedeutsamer Stellen unsrer Bibel.

Es dürfte schier unglaublich klingen, daß unser Schema Jisrael adonaj elohenu adonaj echad (Deuteronomium 6,4) von den verschiedenen glaubensgenössischen Uebersetzern verschieden übersetzt wird. So lesen wir bei Joseph Witzenhausen (1787): Höre Israel, Gott unser Gott ist ein einiger Gott; bei Moses Mendelssohn und (in der von Zunz redigierten Bibel 1837) bei Michael Sachs: H. J., der Ewige, unser Gott, ist ein einiges ewiges Wesen; bei Johlson (1831): H. J., der Ewige, unser Gott, ist ein einiger, ewiger Gott; bei Gotthold Salomon in der stereotypen Ausgabe von 1837: H. J., Gott, unser Herr, Gott ist einer; bei S. Herzheimer in seiner Bibelübersetzung (1841): H. J., der Ewige, unser Gott, ist ein einiger Ewiger und in der letzten, von ihm selbst besorgten (der 22.) Auflage seiner Glaubens- und Pflichtenlehre (1883): H. J., der Ewige, unser Gott, ist ein einziges, ewiges Wesen; bei Ludwig Philippson (1844) und in der Bibel der israelitischen Bibelanstalt: H. J., der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einig; in der kleinen Schul- und Hausbibel von Jakob Auerbach: H. J., der Herr, unser Gott, ist der Ewige, Einzige; bei Samson Raphael Hirsch: H. J., Haschem, unser Gott, ist Haschem der einzig Eine und im Gebetbuch für die Neue Synagoge in Berlin: H. J., der Ewige, unser Gott, ist der Eine Gott.

Unsrer Ansicht nach ist keine der angeführten Uebersetzungen richtig. Auf das einleitende „Höre Israel", folgt nicht ein Satz, sondern die zwei Sätze: Der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig (eine Uebertragung, die schon Johlson 1831 in einer Anmerkung zu seiner

oben angeführten Uebersetzung erwähnt), und diese enthalten die beiden Grundlehren des Judentums, daß der Ewige, d. h. ein rein geistiges Wesen, unser Gott ist, und daß der Ewige einzig ist. Sie entsprechen demnach den ersten beiden Geboten. Denn auch das erste Gebot wird in der hergebrachten Form: Ich bin der Ewige, dein Gott, usw. unsrer Ansicht nach nicht richtig wiedergegeben. Es heißt vielmehr: Ich, der Ewige, bin dein Gott, der ich dich herausgeführt habe aus dem Lande Aegypten, aus dem Hause der Knechtschaft, und besagt, der Gott, der dich aus Aegypten geführt hat, ist (nicht etwa Râ oder Amon oder Baal, sondern) der Ewige, das geistige Wesen. Darauf folgt in dem (nach unsrer Zählung) zweiten Gebot zunächst: Du sollst nicht andre Götter haben vor meinem Angesicht, und dann das Verbot, den Ewigen irgendwie körperlich darzustellen.

Schon das bisher Bemerkte zeigt, wie nötig zum richtigen Verständnis grundlegender Lehren unsrer Bibel die Kenntnis des Hebräischen ist. Was kann denn ein des Hebräischen Unkundiger erwidern, wenn ihm gesagt wird, das erste Gebot beginne nicht: Ich, der Ewige, bin dein Gott, sondern (wie es Luther wiedergibt): Ich bin der Herr dein Gott? Weder weiß er, daß das Hebräische eine Copula nicht hat, noch wie es kommt, daß die eine Uebersetzung „Ewiger", die andre „Herr" bietet. Er muß eben lernen, daß der Gottesname, das sogenannte Tetragrammaton, IHWH, früher (wie heute noch im Gottesdienst von uns) nicht gesprochen und dafür Adonaj (mein Herr, Herr) gelesen wurde, ferner daß die griechische Uebersetzung der sogenannten Septuaginta sich an den gelesenen Namen hielt und nur diesen, und zwar mit Kyrios wiedergab. (Ueber die geradezu unheilvollen Folgen dieser in gutem Glauben erfolgten Uebertragung ist hier nicht zu reden.) Danach wurde der eigentliche Gottesname von Hieronymus mit Dominus und von Luther mit HERR wiedergegeben. So beginnt denn das erste Gebot und lautet Deuteronomium 6,4 in der Septuaginta: Ego eimi Kyrios ho theos su und Akue Israel ho theos hemon Kyrios heis estin, bei Hieronymus: Ego sum Dominus Deus tuus und Audi Israel, Dominus deus noster, dominus unus est, bei Luther: Ich bin der HERR, dein Gott und: Höre, Israel, der HERR unser Gott, ist ein einiger HERR.

Daß diese Uebersetzung nichts von dem Wesen des durch Israel erkannten Gottes zum Ausdruck bringt und leicht irre führen kann, leuchtet ein.

Luther selbst hat das Unzulängliche dieser Uebertragung gefühlt, freilich nur gefühlt. So heißt es in der Bearbeitung einer Nachschrift seiner Predigt und Auslegung des 8. Psalms (der mit den Worten beginnt: Ewiger, unser Herr — bei Luther: HERR, unser Herrscher): „Das Wort HERR (Jehova) wird in der ganzen Heiligen Schrift niemand zugeeignet denn allein der göttlichen Majestät. Denn es ist der große Name Gottes, der in unsrer großen Biblia mit großen Buchstaben geschrieben steht zum Unterschied der andern Namen. Keiner Kreatur auf Erden, ja keinem Engel im Himmel wird der Name HERR (Jehova) zugeschrieben, sondern Gott allein. Darum ist's ein sonderlicher, eigener Name Gottes und heißt der rechte, wahre, ewige Gott. Aber das Wort Adon, Herr oder Herrscher ist ein gemeiner Name, welchen die Heilige Schrift auch von Fürsten und Hausherren braucht." (Bd. 45 der Weimarer Ausgabe, S. 207.)

Seiner wahren Bedeutung entsprechend wurde das Tetragrammaton zuerst (nach Calvins Vorgang) in der Genfer Bibel (1588), und zwar durch l'Eternel wiedergegeben. In Deutschland hat die Uebersetzung durch „Herr" meines Wissens zuerst der Göttinger Professor Johann David Michaelis (in seiner deutschen Uebersetzung des Alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte, 1769) auf-

gegeben und Jehova in den Text gesetzt. Ebenso verfuhren in ihren Uebersetzungen der hochfürstlich kemptische geistliche geheime Rat und Hofkaplan Dominikus von Brentano (1797) und Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1809).

Mit „Ewiger" hat von deutschen protestantischen Uebersetzern das Tetragrammaton in eindringender Erkenntnis von dessen Bedeutung wiedergegeben Christian Carl Josias Bunsen. „Die Einführung des Namens Gottes als des Ewigen in die Bibelsprache der Gemeinde," sagt er in der Einleitung zu seinem vollständigen Bibelwerk (S. XCI) „ist die Herstellung des der Gemeinde entzogenen oder unvermerkt abhanden gekommenen unterscheidenden Gottesbegriffes der Bibel . . . Daß wir den Begriff des Seienden nur durch dieses Wort der Gemeinde verständlich machen können, erkannte auch Moses Mendelssohn in seiner Uebersetzung des Pentateuchs." Und dank jener Erkenntnis lautet bei Bunsen der Anfang des ersten Gebots: „Ich, der Ewige, bin dein Gott" (wie bei Michaelis und Brentano: „Ich, Jehova, bin dein Gott").

Zur Begründung seiner Auffassung weist Bunsen an einer andern Stelle (S. LXXXIX) auf Exod. 3, 13—15 mit den Worten hin: „Was kann bezeichnender, inhaltsschwerer und ehrfurchtgebietender sein als Exod. 3, 13—15? Ich bin, der ich bin (d. h. der Seiende, der Ewige; im Urtext Ehjeh ich bin)".

Auch dieser Satz: **Ehjeh ascher ehjeh** wird von glaubensgenössischen Uebersetzern verschieden wiedergegeben. Bei Mendelssohn lautet er: Ich bin das Wesen, welches ewig ist; bei Arnheim (in der Zunzschen Bibel): Ich werde sein, der ich bin; bei Herxheimer: Ich bin, der ich bin; bei Philippson: Ich werde sein, welcher ich werde sein; in der Bibel der israelitischen Bibelanstalt: Ich werde sein, welcher ich sein werde, in Auerbachs Schul- und Hausbibel (wie bei Luther): Ich werde sein, der ich sein werde. Auerbach treibt aber sein philologisches Gewissen, in einer Anmerkung zu erklären: In der Ursprache: „Ehejeh-ascher-ehejeh," welches ebensowohl bedeutet: Ich bin, der ich bin; Ich werde sein, der ich bin; Ich bin, der ich sein werde. Hiermit deutet er an, daß der Satz kaum übertragbar ist, wie ihn denn Witzenhausen und Hirsch unübersetzt gelassen haben. In Wahrheit verstehen kann den Satz eben nur der, der weiß, daß das Hebräische eigentlich nicht Zeitstufen (Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft) durch das Verbum bezeichnet, sondern nur die Arten (die Abgeschlossenheit und die Dauer) der Handlung (Perfektum und Imperfektum), die in j e d e der drei Zeitsphären fallen können, wonach jener Satz auch bedeuten kann: Ich bin (ich werde sein), der ich war.

Nur in Hallelu-ja (Preiset den Ewigen), dessen zweiter Bestandteil eine Verkürzung des Gottesnamens ist, ist dieser wie der erste Teil in der Septuaginta (offenbar, weil das Wort als gottesdienstlicher Jubelruf allgemein bekannt war) unübersetzt geblieben, und zwar lautet es da Alleluja. In dieser Form erscheint es auch in der Vulgata, während Luther, des Verbums hallel eingedenk, das H im Anlaut beibehalten hat. Welche Zaubergewalt das unverstandene Alleluja auch über bedeutende Männer des Mittelalters ausgeübt hat, zeigt der Ausspruch Anselms von Canterbury, das Wort, aus der Sprache der Engel stammend, könne aus keiner menschlichen Sprache vollständig erklärt werden. Andre deuteten es folgendermaßen: Al-altissimus, le-levatus in cruce, lu-lugebant apostoli, ia-iam resurrexit; eine Deutung, die um so annehmbarer erschien, als Alleluja der Jubelruf besonders zur Osterzeit war. Bekannt ist, daß das ja des dritten Alleluja, das sich an einen bestimmten Teil der Messe, das Graduale, anschloß, in mannigfachen Tönen fortgesungen wurde, und daß zu diesen langgezogenen Melodien, die, weil sie dem Graduale (oder dem

Alleluj folgen, Sequenzen hießen, von dem ältern Notker in St. Gallen, dem Stammler, Texte gedichtet wurden, die ebenfalls Sequenzen hießen.

Auch dieses Stückchen Geschichte der Unkenntnis der Bedeutung eines zusammengesetzten hebräischen Wortes könnte uns eine Warnung sein.

Aber nicht nur den Gottesnamen betreffende, sondern auch manche auf Gott bezügliche Wortverbindungen erfordern zu ihrer richtigen Auffassung Kenntnis des Hebräischen. So übersetzt Luther II. Samuel 7,19: Soth thorath haadam adonaj elohim. (Das ist die Weise des Menschen, o Herr, Gott.) Das ist die Weise eines Menschen, der Gott der Herr ist. Und der 2. Vers des 88. Psalms lautet in der revidierten wie in der ursprünglichen Luther-Bibel: HERR, Gott, mein Heiland, ich schreie Tag und Nacht vor Dir. Wie lauten hier aber die ersten Worte im Urtext? Adon elohe jeschuathi. Ewiger, Gott meines Heiles, wie auch die Vulgata übersetzt: Domine, Deus salutis meae. Wiederum bietet diese für eine ähnliche Wortverbindung (deren zweites Substantiv jescha ist): agilah belohe jischi (ich will jubeln über den Gott meines Heiles, Luther: ich will fröhlich sein in Gott, meinem Heile, Habakuk 3,18) exultabo in Deo Jesu meo.

Daß auch das richtige Verständnis ethischer Grundgedanken von der Kenntnis des Hebräischen abhängt, kann eine Stelle in Harnacks „Das Wesen des Christentums" zeigen. Da heißt es (S. 30): Kann das Wort Michas überboten werden: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gotte"? Allerdings kann diese Forderung überboten werden, und sie ist überboten durch das, was die Worte des Grundtextes besagen: Asoth mischpat weahabath chesed wehaznea lecheth im elohecha. Da steht nämlich an der Spitze nicht „Gottes Wort halten" (was ja von verschiedenen Gläubigen verschieden gedeutet wird), sondern „Recht tun", und an zweiter Stelle nicht „Liebe üben", sondern das viel tiefere „Güte lieben" und an dritter Stelle nicht „demütig sein vor deinem Gotte", sondern „demütig wandeln mit deinem Gotte".

Harnack hat hier ohne weiteres Luthers Uebersetzung angenommen. Er hätte aber von Goethes Mutter lernen können, die in einem Briefe vom 18. Jenner 1802 zu den charakteristischen Worten: „Wäre ich eine regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar: lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hofe zu sehen sein, denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht, aber die Duckmäuser, die immer unter sich sehen, haben etwas von Kain an sich, die fürchte ich" zur Begründung der letzten Bemerkung hinzufügt: „Luther hat Gott zu Kain sagen lassen: warum verstellst du deine Geberde, aber es heißt eigentlich im Grundtext: warum läßt du den Kopf hängen".

In einem andern, sehr bekannten Briefe folgt freilich auch die Frau Rat ohne weiteres Luther und wird dadurch unverständlich. In dem an ihren Sohn gerichteten Briefe vom 3. Juni 1808, der beginnt: „Dein Brief vom 9. Mai hat mich erquickt und hoch erfreut. Ja, ja, man pflanzt noch Weinberge an den Bergen Samarie, man pflanzt und pfeift.*) So ofte ich was Gutes von dir höre, werden alle in meinem Herzen bewahrte Verheißungen lebendig", heißt es weiter: „Er! hält Glauben ewiglich" — in Anlehnung an Luthers Uebersetzung von Ps. 146,6. Hier gibt er nämlich haschomer emeth leolam (der Treue bewahrt ewiglich) durch: „der Glauben hält ewiglich" wieder, wie er Habakuk 2,4

*) Jerem. 31, 4 (nach Luthers Uebersetzung).

wezaddik beemunatho jichjeh (und der Gerechte lebt durch seine Treue) übersetzt: denn der Gerechte lebt seines Glaubens.

Bedenkt man, daß auch diese Worte Habakuks, die für Luther bekanntlich von weittragender Bedeutung gewesen sind, und der grundlegende Satz Michas, wie die oben angeführten Grundlehren von verschiedenen glaubensgenössischen Uebersetzern verschieden wiedergegeben werden, so begreift man, daß in der Versammlung zu Posen an die im Eingang angeführten Worte der Satz angereiht werden konnte: „Damit (mit dem Unterricht im Hebräischen) wird auch der Grund gelegt zu der Erfüllung einer Seite der hehren Aufgabe, die der Satz des zweiten Buches Mose enthält: Und ihr sollt mir sein ein Reich von Priestern und ein heiliges Volk."

Bücherschau.

Bruno Italiener. Von Heimat und Glauben. Kriegsbetrachtungen. H. L. Schlapp, Hofbuchhandlung, Darmstadt 1916.

Unter der immer mehr anschwellenden Kriegsliteratur ist die Zahl der Bücher, die wirklich aus dem Empfinden des Soldaten geschrieben sind, nicht groß, denn viele von ihnen sind nicht im Felde entstanden.

Italieners Büchlein aber zeugt davon, daß es der Verfasser verstanden hat, die Seele des Soldaten zu belauschen und so zu schreiben, daß jeder von uns das Gefühl hat: so würden wir es auch ausdrücken.

Und so klingt aus seinen Worten auch immer die Tatsache heraus, daß es hier an der Front unter den Kameraden kaum konfessionelle Gegensätze gibt, daß das Bewußtsein deutscher Soldat zu sein eben alles andere in den Schatten stellt.

So sagt Italiener, als er von der Wirkung eines alten, frommen deutschen Liedes spricht:

„Wir waren in dem Augenblick alle in der Heimat, waren nicht evangelisch, nicht katholisch, nicht jüdisch; wir waren alle nur deutsch."

Man muß es so und so oft im Innersten erlebt haben, was uns der Verfasser von den „Soldatengräbern" erzählt, um sein Wort zu verstehen: „Jedes Grab redet."

Und was er von der Neujahrsfeier in der Kathedrale von Laon berichtet, das mag mancher von uns, an den verschiedensten Plätzen dieses ausgedehnten Kriegstheaters empfunden und erlebt haben.

Von Liebesgaben spricht Italiener und von der Kameradschaft und dann von der Heimat. Kann man das, was den Feldsoldaten bewegt, besser ausdrücken als mit den Worten?: „Von der Heimat träumen wir alle. — Um der Heimat willen leben wir, um der Heimat willen, — wenn sein muß — sterben wir."

Und auch die Betrachtung „Wir müssen siegen" muß man immer wieder lesen — daheim und draußen, denn sie ist noch genau so treffend, wie sie es war als sie drei Wochen nach Kriegsbeginn niedergeschrieben wurde!

Möchte Italieners Buch in vielen hunderttausenden von Exemplaren ins Feld hinausflattern und daheim überall gelesen werden von Christen und Juden!

Möchte ihr Samen tief in alle Gemüter dringen und ihnen erzählen, was draußen empfunden und gedacht wird, dann wird sich vielleicht einmal Italieners Wunsch erfüllen und die Zeit kommen:: „da der Jude den Christen wegen seines Verhaltens so nennen darf, wie David den Jonathan nennen durfte: Mein Bruder!"

Dr. Willy Cohn
(z. Zt. im Felde).

Arnold Zweig. Ritualmord in Ungarn. Jüdische Tragödie in 5 Aufzügen. Hyperionverlag Berlin. M. 2.60, in Leinwand gebunden M. 3.50.

Der Dichter, der mit seinem Stoffe rang, unablässig, eine ganze Nacht, wie Jakob mit dem Engel, mag das alte Wort des Archimedes gerufen haben: „Gib mir einen Punkt außerhalb der Erde, und ich will sie aus den

Angeln heben." Aus jedem Wort, jedem Satz des gewaltig wuchtenden Dramas gellt dieser Notschrei eines, dessen Herz übervoll ist von zur Gestaltung Ringendem. Und er hat es gemeistert, er hat jenen Punkt gefunden, von wo aus er mit der erhabenen Ruhe des Meisters seine Geschöpfe lenkt, sie leben, kämpfen und leiden läßt. Er hebt uns, seine Leser und Zuschauer mit sich empor zu der erhabenen Warte am Throne Elohims, Gottes. Wir blicken mit ihm hinab auf das Gewimmel der Menschen unten, die sich gegenseitig zerfleischen, getrieben von Dummheit, Bosheit und hinterlistiger Gemeinheit, den Dienern Semaels, des Satans; der da abfiel von Gott, vom Sinne des Alls, und doch zähneknirschend den Willen Elohims erfüllen muß. Wir hören die kraftvoll haßerfüllten Worte des Anklägers der Menschheit und die erhaben milden Reden Noahs, des Stammvaters und Retters alles Geschaffenen, der für sie bittet. Um die Seele seines Volkes Israel streitet der Prophet Eliahu, der alte Schützer, der getreue Eckart, mit dem dämonischen Verräter, den Jakob Pfefferkorn, der Apostat, verkörpert. Und flehend hadert mit Gott für seines Volkes Wohlergehn Jizchak, der Patriarch.

Als sei die alte griechische Tragödie wieder lebendig geworden, wo des Chores ernste, schwere Gesänge Taten und Leiden des Helden begleiten, so schlingt sich hier um das irdische Geschehen ein Kranz jener Szenen außerhalb der Zeit und des Raumes, in denen die Dämonen und seligen Geister walten, auf der Menschen Handeln einwirkend, es begleitend mit Antrieb und Mahnung, Strafe, Sühne, Lohn und Verzeihung.

Doch nicht im starren Determinismus des alten Griechentums ist der Mensch sinnloses Spielzeug in der Hand des Schicksals. — Der Dichter hat an die Stelle der griechischen Tragödie die jüdische gesetzt; nicht nur darum, weil der Held in seinem Leiden, seiner Qual das Volk Israel ist, vor allem deshalb, weil der Grundgedanke des Dramas Ausfluß und Verherrlichung jüdischer Weisheit und Ethik bedeutet. Aus der jüdischen Mystik, der altgeheimnisvollen Kabbala schöpft der Dichter den Gedanken von der Schechina, der Glorie Gottes, die bei der Schöpfung vom Gotteswesen getrennt und in die Dinge zerstreut, zu ihm zurückkehren will. Das bedeutet im tiefsten Grunde die Willensfreiheit des Menschen. Die Rückkehr der Schechina geschieht mit dem Erscheinen Meschiachs, des Erlösers. Zu dessen Kommen muß der Mensch bereit sein und geläutert, so hilft der Mensch, der im Leiden gereinigt wird, Gott zu seiner Vollendung. Und das ist die Aufgabe Israels vor allen Völkern der Erde, für seinen Gott zu dulden, damit der Meschiach komme. So verstehen wir, wie der Allgütige, Allbarmherzige sein Herz verhärtet und die Lüge des Blutes über sein Volk schickt, damit es geläutert werde in der Qual. Und so erkennt es auch das Volk, es trägt ergeben, was ihm auferlegt, rechtet nicht mit Gott, da es fühlt, daß jedes Leiden Prüfung und verdiente Strafe ist. Aus dem Gefängnis beten sie zu Gott, die unschuldig Verfolgten, und schlagen sich an die Brust und schreien:

„Wir haben gesündigt, um unserer Sünde willen kommt uns der Fluch des Verdachts, um unserer großen dauernden blutroten Sünde willen. Um unsere Lauheit im Dienst, um die Hast unseres Lebens, um die Gier nach Geld, um die Schmach des Verleugnens, um die Härte zu Armen, um das Ausnützen der Waisen, um das Leihen auf Zins, das Langen nach Fremdem — um unser Vergessen an Dich, Tag und Nacht, Sommer und Winter; weil wir umherzogen und nicht Deiner dachten, handelten und nicht beteten, beteten mit schneller Zunge und allem Wort, ohne das Herz; um unser ganzes ungöttisches Leben alle unsere Jahre und Wochen, um unserer elenden Schwäche willen geschieht uns das."

Diese Worte, schon vor dem Kriege geschrieben, dieser Notschrei eines Herzens, das sich anklagt der Haltlosigkeit und Lauheit, wie müssen sie wiederhallen heute in der Brust eines jeden, der fassungslos und mit Grauen auf das Elend der Kriegswelt ringsum schaut, und sich fragt: Warum das Alles? —

So verbindet der Dichter harmonisch Zeitloses mit Zeitlichem, Ewiges mit Vergänglichem. Die irdische Handlung sind die markantesten Szenen des weltbekannten Prozesses von Tisza-Eszlar in Südungarn. Mit krasser Realistik, alle Fesseln sprengender, dramatischer Gestaltungskraft ist die Handlung monumental aufgebaut, hinreißend und überzeugend. Nur einige der erschütterndsten Bil-

der sind gezeichnet jener roten Seite im Schuldbuch der Menschheit, die in ihrer grausigen Schrecklichkeit mit ihren nackten Tatsachen allein, wäre sie noch so nüchtern dargestellt, jedes Herz zerreißen müßte. Das weiß der Dichter und so schildert er möglichst schlicht und den wirklichen Ereignissen folgend. Freilich indem er den Zuschauer Zeugen des Mords an der Esther Solymosi sein läßt, nimmt er die Unschuld der Juden für ihn vorweg, bringt den Ankläger und Richter um den guten Glauben und dadurch wirkt die Bosheit und Gemeinheit noch krasser, als es in Wirklichkeit wohl der Fall gewesen ist.

Wundervoll ist die Schilderung des intimen jüdischen Lebens getroffen. Mit gewaltigster Wirkung weiß der Dichter das jüdische Gebet und Familienleben, Kultus und Ritus, Sprache und Sitten zu verwerten. Wenn einmal von der Bühne herab — das Stück ist vom Frankfurter Schauspielhaus zur Aufführung angenommen, — diese Bilder in weitere Volkskreise dringen werden, so wird das Werk als Kiddusch Haschem, Verherrlichung des göttlichen Namens und des Judentums wirken. Denn nur Unkenntnis ist die Mutter des Antisemitismus. Es tut uns Juden not, derartige Werke zu schaffen und verbreiten zu helfen, die ohne einseitige Verhimmelung und Apologetik gerecht Licht und Schatten verteilen und so Kenntnis des wahren und wirklichen Judentums und der tiefsten jüdischen Seele verbreiten können. Aber beileibe ist es nicht etwa ein aufdringliches Tendenzstück, es ist ein Kunstwerk, in dem jedes Wort nur um des Ganzen, der Kunst willen geschrieben ist und sich einfügt zu einem harmonischen Bau. Zu bedauern allerdings ist das sehr aus dem Zusammenhang fallende tendenziös-zionistische Schlußwort, das hoffentlich die Aufführung unterdrücken wird.

Das Werk, für das der Dichter im vorigen Jahre mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet worden ist, ist ein Geschenk, für welches Deutsche wie Juden ihm dankbar sein müssen. Wir begrüßen in Zweig einen Dichter von angeboren dramatischem Talent, wie wir wenige in Deutschland hatten und haben, der uns berufen scheint, einer der verheißungsvollsten Meister der jüngsten deutschen Dichtung zu sein. Als Juden erwarten wir von ihm, daß er uns das „jüdische Drama" schenken wird, das Werk, das, Frucht und Botschaft jüdischer Seele, mit der Macht künstlerischer Wahrheit alle Herzen erleuchten muß, denen Kunst und Wahrheit nur etwas zu sagen haben. E. S.

Rundschau.

Elberfeld, im Juli 1917. Der Vorstand unserer Ortsgruppe befand sich gerade mitten in den Vorbereitungsarbeiten für die Delegiertenversammlung, die Ende Oktober 1914 in Elberfeld tagen sollte, als der Krieg ausbrach und unsere Tätigkeit auf unbestimmte Zeit lahmlegte. Während der drei Kriegsjahre haben keinerlei Veranstaltungen stattgefunden. Erst in jüngster Zeit haben wir erwogen, ob es nicht doch an der Zeit sei, die Arbeit, und sei es zunächst auch nur in bescheidenem Umfang, wieder aufzunehmen. Dies war auch die Ansicht des neuen Generalsekretärs unserer Vereinigung, Herrn Rechtsanwalt Stern, der uns am 2. Juni d. J. durch seinen Besuch erfreute. In einer Vorstandssitzung unserer Ortsgruppe sprach Herr Rechtsanwalt Stern über Zweck und Ziel der Vereinigung. Seinen Ausführungen folgte eine angeregte Aussprache, aus der Herr Rechtsanwalt Stern die Ueberzeugung gewann, daß hier von Anfang an volles Verständnis für die Nützlichkeit und Notwendigkeit der liberalen Bewegung geherrscht hat, und daß in den fünf Jahren von der Gründung der Ortsgruppe bis zum Ausbruch des Krieges fleißige Arbeit geleistet worden ist. Es wurde beschlossen, im kommenden Winter wieder mit der Arbeit zu beginnen, und das Anerbieten des Herrn Rechtsanwalt Stern, innerhalb der Ortsgruppe einen Vortrag zu halten, mit Dank angenommen.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 9 und 10. **Jahrgang 9.** **Septbr. u. Oktbr. 1917.**

Heinrich Graetz. Zu seinem hundertsten Geburtstage am 31. Oktober 1917.

Von Dr. Caesar Seligmann-Frankfurt a. M.

Unter all den Männern, welche, vom zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts an, der Wissenschaft des Judentums ihr Leben weihten, ist keiner populärer geworden, populär im edelsten Sinne dieses Wortes, als der Geschichtsschreiber des jüdischen Volkes, Heinrich Graetz. Er hat die Wissenschaft aus der Gelehrtenstube hinausgetragen und ihre Ergebnisse für die große Masse derer, die außerhalb der gelehrten Kreise stehen, fruchtbar gemacht. Sein großes zwölfbändiges Geschichtswerk ist ein „Erbteil der Gemeinde Jakobs" geworden. Es hat in Deutschland mehrfache Auflagen erlebt, was von keinem anderen der großen Werke der Wissenschaft des Judentums zu sagen ist; es ist in die Sprache aller Länder, wo Juden in geistigem Aufschwung leben, ins Französische, Englische, Russische, ja selbst ins Hebräische übersetzt worden. Sein Einfluß auf die gebildeten Kreise im Judentum läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Unzählige wurden durch dieses Werk für das Judentum begeistert, unzählige für ihr Vätererbe, das sie erst jetzt kennen lernten, neu gewonnen. Daß das Judentum eine geschichtliche Großmacht sei, daß es eine Lebensberechtigung und Zukunft habe, daß es sich verlohne, für das Judentum zu leben, ja selbst zu leiden, diese Ueberzeugung verdankt ein großer Teil unserer Gebildeten der „Geschichte der Juden" von Graetz. Darum ist Keiner in neuerer Zeit, so wie er, Prediger des Judentums für die Gebildeten gewesen.

Wer vor dreißig Jahren Zeuge war der begeisterten Huldigungen, die dem damals siebzigjährigen von ganz Israel entgegengebracht wurden, der weiß, was der Name Graetz in der Welt bedeutet. Von fast allen jüdischen Gemeinden Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, von Frankreich, England, Rußland, Dänemark, den Balkanstaaten, aus Palästina und von jenseit des Ozeans, aus Amerika und Australien, trafen Adressen und telegraphische Glückwünsche ein. Alle diese tausendfachen Stimmen aus allen Ländern der Erde sprachen es aus, welche unvergänglichen Verdienste um die Verjüngung und Erstarkung des Judentums der Gefeierte sich erworben und wie nicht erst die Nachwelt, sondern schon die Lebenden ihn schätzten und verehrten.

Und doch — neben dieser breiten Anerkennung ist kein jüdischer Gelehrter so heftig und so vielfach angefeindet worden wie Graetz. Christliche und jüdische Gelehrte,

orthodoxe wie liberale Juden schärften ihre Pfeile gegen ihn. Als Gelehrter wie als Schriftsteller, wegen seiner religiösen wie um seiner jüdischen Richtung willen mußte er die heftigsten Angriffe über sich ergehen lassen. Nicht nur Treitschke, sondern auch Mommsen und jüdische Gelehrte wie Breßlau und Geiger redeten feindselig und geringschätzig von seiner wissenschaftlichen Bedeutung. Von der historischen Kommission für die Geschichte der Juden in Deutschland wurde er ostentativ ausgeschlossen. Nicht zu reden von der Flut der Beschimpfungen, die der streitbare Führer der Neu-Orthodoxie, Samson Raphael Hirsch, sein ehemaliger Lehrer, über ihn ergoß.

Wenn man sich nach den Ursachen dieser Anfeindungen fragt, so liegen dieselben — soweit nicht persönliche oder dogmatische Momente eine Rolle spielen — in der neuartigen wissenschaftlichen Individualität von Graetz.

Der Schöpfer der neuen Wissenschaft des Judentums, Leopold Zunz, war der Schüler der großen Philologen Boeckh, Fr. A. Wolf und de Wette. Durch Zunz und seine klassischen Meisterwerke erhielt die Wissenschaft des Judentums ihr philologisches Gepräge. Seine und der großen nichtjüdischen Philologen-Methode sich zu eigen zu machen, war der höchste Ehrgeiz aller Meister und Jünger der Wissenschaft des Judentums. Was nicht den Stempel philologischer Akribie an sich trug, wurde nicht ernst genommen, galt nicht als wissenschaftliche Leistung. Die ganze Wissenschaft des Judentums nahm so, fortschreitend, immer mehr einen rein archaistischen, philologischen Charakter an.

Da erschien Graetz' Geschichte der Juden. Ein Werk, so unphilologisch wie nur möglich. In blendendem Stil geschrieben. Voll Temperament und stärkster Subjektivität. Durchaus nicht sachlich-kühl und objektiv, durchaus nicht nach der kritisch-philologischen Methode der von Ranke begründeten klassischen deutschen Geschichtsschreibung, durchaus nicht frei von kleinen und großen Mängeln und Inkorrektheiten.

Absolute Zuverlässigkeit ist bei einer Darstellung der Geschichte der Juden geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Wer sich darauf beschränken wollte, nur das, was durch unzweifelhafte historische Dokumente belegbar ist, aneinanderzureihen, der würde über Regesten zur Geschichte der Juden nicht hinauskommen. Unzählige, oft recht weitausgedehnte, Partien der jüdischen Vergangenheit sind ohne nennenswertes historisches Dokument, große Perioden sind in ihrem Werden und ihren Motiven ganz unaufgeklärt. Die Geschichte der Juden gleicht der Karte von Afrika, wie wir sie als Kinder vor uns sahen: weite Strecken weiß, ohne Eintragung, unerforscht.

Graetz war der Livingstone und Stanley der Geschichte der Juden. Entdecker von Neuland, das aber nicht, wie Zentralafrika, mit Augen geschaut und mit Füßen betreten werden konnte, sondern in nebelgrauer Vergangenheit lag. Aus zerstreuten Notizen und versteckten Andeutungen mußte der Stoff zusammengetragen werden. Um aber diese Andeutungen zu verstehen, um die toten Zeugen der Vergangenheit zum Reden zu bringen, um das kärgliche Material zu einer architektonischen Einheit zu gruppieren und ihm geschichtliches Leben einzuhauchen, dazu bedurfte es einer Gabe, die Graetz in hohem Maße besaß und die zugleich seine Größe und seine Schwäche ist, sein Genie und seine Verführerin: Intuition.

Intuition mit ihren verschwisterten Genossinnen, geistreiche Kombination, anschauliche Phantasie, poetischer Gestaltungsdrang sind freilich schlechte Beraterinnen, wo es sich um kritische Zuverlässigkeit und nüchterne Objektivität handelt. Dafür sind sie aber für die höchsten wissenschaftlichen Leistungen unentbehrlich. Ohne Enthusiasmus ist, nach Goethe, eine Kunst nicht denkbar; auch nicht die Kunst

der Geschichtsschreibung. Und ohne Intuition ist eine Geschichte der Juden, die organischen Zusammenhang, Rythmus, Homogenität, Leben, Farbe, Blut besitzen soll, ebenso undenkbar.

Vor Graetz hatte von jüdischen Autoren nur Jost die Geschichte der Juden bearbeitet. Ihm gebührt — nach Graetz eigenem Ausspruch — das große Verdienst, für das Labyrinth einen Leitfaden geschaffen zu haben. Er hat auf viele vor seiner Zeit noch unbekannte Quellen hingewiesen und angefangen, den Talmud als Geschichtsquelle heranzuziehen. „Aber er hat der heldenhaften jüdischen Geschichte einen trockenen philisterhaften Charakter gegeben und ihr den Schimmer geraubt, den sie selbst in den Augen unbefangener christlicher Beobachter hatte. Er hat das vieltausendjährige Heldendrama in lauter Fetzen zerrissen."

Graetz hat mit vollem Bewußtsein und mit zielbewußter Absichtlichkeit die Geschichte der Juden als Einheitsbild voll plastischer Anschaulichkeit darzustellen unternommen. In einem grundlegenden Aufsatz „Die Konstruktion der jüdischen Geschichte" entwickelt er den Gedanken, wie die chaotischen Massen der Geschichte von historischen Ideen zusammengehalten werden, wie diese Ideen unsichtbar die Begebenheiten begleiten und die ganze Geschichte innerlich durchdringen und gestalten. „Die Geschichte", so führt er aus, „zeitigt nur die Keime der Idee, und die Mannigfaltigkeit der Formen, in denen sich die Geschichte gefällt, sind nur konkret gewordene Momente der Idee. Die Tatsache kann bis zur Evidenz bewiesen werden, daß die jüdische Geschichte in allen ihren Phasen, selbst in den scheinbaren Irrgängen des Zufälligen, eine einheitliche Idee versichtbart, daß sie eben die reale Explikation eines Grundbegriffs bildet." Und in der Vorrede zum Schlußband seiner großen Geschichte wendet er sich gleichsam in einem Abschiedswort an die Leser mit demselben Gedanken, wenn er sagt: „Wenn es mir gelungen sein sollte, meine Leser herausfinden zu lassen, daß auch in der vorläufig letzten Phase der jüdischen Geschichte, die gewissermaßen vor unseren Augen vorging, der wunderbare Finger Gottes nicht fehlte, so würde es mich über die Fehler trösten, welche meiner Darstellung und Beweisführung vielleicht anhaften."

So war sein Zweck eingestandenermaßen, die Idee, den Sinn der jüdischen Geschichte aufzuzeigen. Und es war ihm — um seines Zweckes willen — wichtiger, den pragmatischen Zusammenhang, die Entwicklung, den Sinn, den Charakter der geschichtlichen Zeiten und Ereignisse nachzuweisen, als jede Hypothese und Kombination quellenmäßig belegen zu können, und es ließ ihn kalt, ob ihn peinlichere Gelehrte deswegen für voll oder nicht voll ansahen.

Ihm lag an der Wirkung seines Werkes auf das jüdische Volk. Ein Erzieher und Erwecker zu neuem jüdischen Stolz und Selbstbewußtsein wollte er sein. Er sah in der Schaubühne der Geschichte eine moralische Erziehungsanstalt.

Es weht ein heißer Atem aus seinem Werk. Ein Hauch prophetischen Geistes. Die glanzvolle, oft zu dichterischem Schwung sich erhebende Sprache reißt den Leser mit sich fort. Besonders die Vorreden zu den meisten Bänden der großen Geschichte sind von geradezu klassischer Schönheit und Kraft.

Seine impulsive, temperamentvolle Subjektivität wurde ihm besonders verhängnisvoll beim letzten Band seiner Geschichte, welcher die Zeit von Mendelssohn bis 1848 behandelt. Nicht nur Treitschke und selbst Mommsen ließen ihren Unmut an ihm aus, weil er seinem Groll über deutschen Judenhaß und manche deutsche Rückständigkeit in unverblümten Worten Ausdruck verliehen, sondern auch fast alle jüdischen Parteien und

Richtungen traten heftig gegen ihn auf, weil er sowohl Orthodoxie wie Reform verletzt und herabgesetzt hat. Graetz war eben Parteimann, und — ein temperamentvoller, ungezügelter Parteimann. David Friedländer und Israel Jacobsohn, Holdheim und Geiger, der Hamburger Tempel und die Rabbinerversammlungen werden von Graetz verzerrt und ungerecht dargestellt. Hier fehlte dem Historiker die notwendige Distanz zur Beurteilung, und der gewiß gegen Graetz nicht voreingenommene Breslauer Rabbiner Joel hat recht, wenn er mit Bezugnahme auf den letzten Band sagt: „So viel Anklang sonst sein Geschichtswerk gefunden, gerade nach der Richtung hat er uns Juden entschieden nicht aus der Seele geschrieben." —

Neben dem Hauptwerke seines Lebens schuf Graetz eine schier unübersehbare Fülle literarischer Arbeiten. Seine Lieblingsneigung trieb ihn in späteren Jahren zur Bibel, deren Goldglanz er durch konjekturalkritische Exegese von den Schlacken zu reinigen suchte. Er veröffentlichte auf diesem Gebiete Kommentare mit Uebersetzung zu Kohelet, dem Hohelied und den Psalmen. Kurz vor seinem Tod erschien von ihm die Ankündigung eines die ganze Heilige Schrift umfassenden textkritischen Werkes. Auf diesem Gebiete der textkritischen Bibelwissenschaft feierte seine geistreiche Kombinationsgabe die größten Triumphe, verleitete ihn aber vielfach zu phantastischen Hypothesen.

Sein letztes größeres Werk war „Die volkstümliche Geschichte der Juden" in drei Bänden. Dieses Werk ist mehr als ein Auszug aus dem größeren Geschichtswerk. Manches schroffe Urteil ist gemildert, und die Ergebnisse der neuesten Forschungen werden berücksichtigt.

Wie als Gelehrter so war Graetz als Lehrer groß und von fruchtbarer Anregung. Er verstand es, den wissenschaftlichen Forschungstrieb in seinen Hörern zu wecken und trieb sie mit seinem impulsiven Temparament zu wissenschaftlichen Arbeiten an. Vielen seiner Schüler war er ein Freund, und wem er einmal Freund geworden war, der konnte seiner sich nie verleugnenden, stets bereiten Freundschaft sicher sein.

Sein äußerer Lebensgang ist der typische der großen jüdischen Gelehrten seit Alters, wie es schon in Pirke Aboth geschrieben steht: „Brot mit Salz essen, zugemessenes Wasser trinken, auf der Erde schlafen, dürftig leben und unter Mühen sein Wissen erkämpfen." Sein Weg führte ihn vom altorthodoxen Talmudlernen in kleinen Posen'schen Gemeinden über die Neuorthodoxie Samson Raphael Hirsch's, zu dessen Füßen er lernend saß, zum Lehrer am Breslauer Seminar und Honorarprofessor an der Universität Breslau. In allen Wandlungen ist er der großen Liebe zu seinem jüdischen Stamm und dem Glauben an die geschichtliche Mission des Judentums treu geblieben und hat, indem er dem Judentum in seinem Geschichtswerk ein monumentales Denkmal gestiftet hat, sich selber ein Denkmal gesetzt aere perennius.

Heinrich Graetz.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage am 31. Oktober 1917.

Uns ruft des Dankes frohbewegte Feier,
Um Deiner, großer Meister, zu gedenken.
Erinnerung hebt sacht die dichten Schleier,
Die dunkelnd sich um das Vergangene senken. . . .
Dein Bild steht heute vor uns, klarer, freier,
Um Deines Wesens Wahrheit uns zu schenken.
Wir sehen Dich in himmelhohen Fernen,
Und golden ward Dein Leuchten, gleich den Sternen. —

Gewaltig hast Du Deines Volks Geschichte
In heißer Glut der Liebe aufgebaut,
Gleich Mose, der in ahnendem Gesichte
Von Nebos Gipfel heiliges Land erschaut.
Wie der Psalmisten ewige Gedichte,
Wie der Propheten mächtiger Sehnsuchtslaut,
So hat Dein Werk erahnend offenbart
Des Ahasverus schwere Erdenfahrt.

Ein Heldendrama! — Die Gestalten wallen:
In Jugendkraft ein blühend Volk erstand,
Wallfahrer ziehn, Levitenchöre schallen. —
Jäh aber flammt es auf in blutigem Brand,
Zerstört das Reich, versunken Zions Hallen,
Ein irres Wandern geht von Land zu Land:
Da schwillt — das zeigtest Du — in frischen Säften
Ein neues Knospen aus des Geistes Kräften:

Der ewige Jude lebt und lebt noch heute!
Von Mittelalters Scheiterbrand umloht,
Vom Haß gejagt, wie Wild von gieriger Meute,
In Kerkernacht, in tausendfältigem Tod
Blieb ihm die Lehre, die die Kraft erneute:
Es starb das Volk, es lebte das Gebot;
Denn freudig sind in gotterfülltem Lieben
Dem heiligen Beruf wir treu geblieben. —

So schenktest Du die immer frische Quelle,
Aus der wir dürstend Kraft und Leben trinken!
Du zeigtest Land in uferloser Welle,
In finsterer Nacht des Hoffnungssternes Blinken!
Du wiesest uns der Zukunft schönere Helle!
Wir folgen, stolzer schaffend, ihrem Winken!
Wir danken Dir! Laß uns Dein Bild umkränzen,
Von dem des Geistes ewige Strahlen glänzen.

Erwin Seligmann.

Es ist Dir gesagt, o Mensch, was gut ist. Schulrede 1917.

Von Dr. M. Spanier-Berlin.

Ihr, lieben Schülerinnen, die Ihr nun die friedlichen Räume der Schule verlaßt und, wenn auch wie bisher behütet von elterlicher Liebe, doch in größerer Selbständigkeit Euren Weg geht, möchtet Ihr in dieser Abschiedsstunde nicht gern ein Wort hören, das Euch geleitet, den Wanderpfad erhellt und ein gutes Ziel zeigt? Wir alle hören gern ein solches Wort in einer Zeit, in der die Grundfesten der sittlichen Welt manchmal erschüttert scheinen und man sich bang die Frage vorlegt: gibt es keine Wahrheit mehr? Ist die Menschenliebe gestorben? Sind die Unterschiede von gut und böse verwischt?

Vor Jahrtausenden hat ein Prophet ein Wort gesagt, das heute noch gar nicht veraltet ist. Durch seine besten Erzieher in seinem Gewissen aufgerüttelt, lebte ein Volk in der Unruhe der Selbstprüfung. Aber in seinen engen Anschauungen, verführt durch schlechten Umgang, quälte es sich mit dem Gedanken, durch welche Selbstpeinigung es die Schuld wohl büßen könne, welche Opfer es bringen müsse, um sich mit dem Göttlichen wieder zu versöhnen. Es war zu allem bereit. Das Liebste, das eigene Kind, wollte man hingeben, um den Zorn der Gottheit zu beschwichtigen. Man schaudert vor solchem Opferwillen! Ob nicht einmal eine Zeit kommen mag, wo man auch schaudern wird vor der Größe der Opferbereitschaft, in der auch heute so viele Eltern ihre Söhne hingeben auf dem Altar der Vaterlandsliebe? Ob nicht doch einmal eine Zeit kommt, die wir so gerne noch erleben möchten, in der der Kriegsruf verhallt und die Schwerter zu Sicheln umgeschmiedet werden? Dieses Wort vom beglückenden Frieden der Zukunft finden wir bei demselben Propheten, bei Micha, der jenes aufgeregte Volk mit dem milden Worte beruhigte:

Higgid l'cho odom ma tow, umo adonaj doresch mimm'cho; ki im assoss mischpot w'ahawas chessed w'haznea lechess im elohecho.

Wie eine kühle, beruhigende Hand auf eine fieberheiße Stirn legt sich dieses Wort auf das erhitzte Gemüt, alle wirren und wilden Träume von Opferbereitschaft und Selbstquälerei verscheucht es, und fest, hell und klar wie Posaunenton klingt es:

Es ist Dir gesagt, o Mensch, was gut ist!

Ist es Dir nicht im Innersten Deines Wesens gesagt? Die Stimme Deines Gewissens spricht eine klare Sprache, Du weißt ganz sicher, welchen Weg Du gehen mußt. Aber es ist Dir auch, Du Volk Israel, ausdrücklich gesagt. Kennst Du nicht jenes uralte Zehnwort, das Dir am Anfang verkündet, daß der ewig Unwandelbare, nur er, Dein Gott sein soll und das Dir dann die sittlichen Grundpflichten einschärft bis zu der letzten: Hüte Dein Herz, daß nicht sündiges Begehren aufsteige, daß Dein Sinn rein und lauter sei. Und als ob der Prophet fürchtete: Du könntest immer noch meinen, diese sittliche Arbeit an Dir sei so schwer, daß Du verzagen müßtest, oder man verlange besondere Opferleistungen von Dir, bringt er alle Forderungen auf das einfachste Maß. Nichts anderes, er betont das ausdrücklich, nichts anderes verlangt Gott von Dir als zum ersten assos mischpot! Recht üben! Der eigentliche Sinn des Wortes entspricht nicht unserem: Tue recht! Mischpat ist das festgesetzte Recht, das Gesetz, das unverrückbare. Dieses Recht übe! Sowie das Senkblei die Schnur straffe und keine Ausweichung zuläßt, so unverrückbar muß Dein Wille sein, Deine Pflicht zu erfüllen gegen jedermann. Laßt dieses Wort Euch zuerst gesagt sein: übt die strengste Pflichterfüllung eine jede von Euch an der Stelle, die ihr beschieden ist. Stärkt in Euch den Sinn für das Gerade, Richtige, Redliche und achtet das Recht eines jeden. Aber dieses Streben nach Gerechtigkeit hat etwas Starres, Strenges, ja vielleicht etwas Hartes und Kühles in sich. Mag es so sein, wenn Du dabei an Deine eigene Pflicht denkst. Hier mußt Du unerbittlich sein. Sei streng gegen Dich selbst, — aber milde gegen andere!

Der Prophet verlangt von Dir ahawas chessed — das ist mehr als eine einmalige

gute Tat der Liebe, die vielleicht nur von einem schnell aufwallenden Gefühl des Mitleids eingegeben ist. Er verlangt nicht nur chessed, d. h. Huld, liebevolles Tun, er verlangt von Dir ahawas chessed, das ist die ständige Neigung, die Liebe zu solcher Huldbereitschaft. Er verlangt von Dir, daß Du Dich zur Milde stets erziehst. Recht muß Recht bleiben, aber Du mußt gütig sein. Deine Religion lehrt: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und jeder ist in diesem Sinne Dein Nächster, auch der, der Dich in Sklavenketten gehalten hat wie der Aegypter, auch der, der Dich haßt, der Dein Feind ist — Du aber darfst nicht hassen. Das Gebot der Nächstenliebe duldet keine Ausnahme.

Und wenn Du so Deine Pflicht erfüllst und mit Gott wandelst, in Liebe und Gerechtigkeit, „in seinen Wegen", wie es so oft in der Bibel heißt, — nimm Dich nicht so wichtig, Du tust nicht mehr als Deine Menschenpflicht: wandle bescheiden mit Deinem Gotte, haznea lechess im elohecho. Bescheidenheit, Z'niuss, hat man oft als eine Eigenschaft jüdischer Frauen gerühmt. Sie wirkten bizniuss. Sie suchten ihr volles Glück in hingebender Arbeit im Hause, das ihre Welt war. Sie sorgten sich um die Kinder, daß sie gesund, fromm und fleißig heranwuchsen, um den Mann, der oft in schweren Mühen und Nöten für den Lebensunterhalt zu kämpfen hatte. Mit welch inniger Verehrung sah man auf sie und ihr stilles Walten! Alle Rechte räumte man ihr ein, ohne daß sie sie verlangte. Die neue Zeit stellt oft andere Forderungen an die Frau. Der Kreis ihrer Pflichten dehnt sich, und die Teilnahme am öffentlichen Leben, an selbständigen Berufen wird notwendig. Aber trotz des Wandels der Zeiten — bewahrt Euch jene altjüdische Frauentugend des stillen zurückhaltenden Wesens. Auch in äußeren Dingen wahrt Euch die schlichte Würde Eurer Bescheidenheit. Je mehr Ihr Wert legt auf das, was Ihr leistet, desto weniger werdet Ihr Sinn dafür haben, äußerlich aufzufallen. Fallet nicht auf durch Eure Kleidung, Eure Bewegungen, Euer Sprechen. In allem lauten Wesen liegt ein Vordrängen der eigenen Person. Laßt nicht die Farben und Formen Eurer Kleidung schreien und Ausruferdienste tun, weist nicht selbst gleichsam mit Fingern auf Euch hin, seid still und bescheiden!

Michas Ewigkeitswort gilt Dir, — es gilt allen! O, wenn die Völker der Erde die Mahnung des Propheten beherzigen möchten! Wenn sie sich endlich darauf besinnen wollten, — „was gut ist"!

Das Gefühl für die Wahrung des Rechts scheint völlig geschwunden, und die Neigung, gütig zu sein, gilt als ganz unzeitgemäß. Es ist schon ein großer Fortschritt, wenn ein Volk milde über das andere urteilt und sich in seine Lage versetzt. Und wäre nicht dieses grause Morden vermieden, wenn jede Nation etwas mehr die Forderung des bescheidenen Wandelns beherzigt hätte! Wenn sie Genügen gefunden, ihr Glück in stiller Arbeit zu fördern in den Grenzen ihres Gebietes und in Freundschaft mit den Nachbarn?

O möchtet Ihr, liebe Kinder, die Ihr in so ernster Zeit die Schule verlasset, bald wieder erleben, daß die Menschen sich ihrer Menschlichkeit erinnern, und vergesset Ihr im engen Kreise Eures Lebens und Eures Wirkens nie das Wort, das die Völker vergessen haben:

„Es ist Dir gesagt, o Mensch, was gut ist; und was fordert der Ewige von Dir, als nur Recht tun und Güte lieben und bescheiden wandeln mit Deinem Gotte!"

Haß und Religion.

Von Rabbiner B. Gottschalk-Konitz.

Von all den vielen Fragen, die unsere Zeit aufgeworfen hat, ist vielleicht keine so wichtig, wie die eine: was ist's denn eigentlich mit dem Haß, von dem man so viel spricht? Wem gilt der denn, und wer verdient ihn? Muß ich, so fragt der Kämpfer oft, den Mann im Feld da draußen hassen, der mir gerade gegenübersteht? Er kennt mich nicht, ich sah ihn nie, verstehe seine Sprache nicht, was soll ich an dem Mann hassen? Und dann, wo fängt der Haß denn an, wo hört er auf? Den Gegner lebend zu vernichten, das nennt man seine Pflicht erfüllen; doch den Verwundeten zu töten, das heißt unmenschlich und auch grausam. Was ist es also mit dem

Haß? Die Antwort wird verschieden lauten je nach dem Grade der Gesittung, welchen ein Mensch erreicht hat. Wir wollen hier darauf verzichten, an dem Verhalten unserer Gegner deren Gesittung aufzuzeigen. Wir sprechen hier nur als Juden; da kann uns auch nur daran liegen, jene Gesittung aufzuzeigen, die unsere Religion uns lehrt, die Art des Hasses zu begreifen, welche spricht: „Sie mögen fluchen, segne Du."

Es gibt für unsere jüdische Religion nur eine einzige Art des Hasses, den sie uns erlaubt; ja mehr als das, nicht bloß erlaubt, nein, den sie sogar von uns fordert, den sie zur heiligen Pflicht gemacht. Das ist der Haß, von dem es in den Psalmen heißt: „Die Feinde Gottes hasse ich, und Gottes Hassern zürne ich. Mit tiefstem Hasse hasse ich die, und das sind meine wahren Feinde." Mit anderen Worten: der Haß, den Juden hegen sollen, der hängt nicht ab von schwarz und weiß, hat nichts zu tun mit Volk und Rasse. Wir Juden kennen nur einen Haß, er gilt den Feinden unseres Gottes, d. h. den Feinden alles Guten, gilt den Zerstörern jeder Treue, gilt den Verächtern jeder Wahrheit. Nicht den und jenen hassen wir, der gerade vor unsere Waffe kommt, nein, wir hassen nur den Geist, an dem er vielleicht Anteil hat.

Ist aber das der Juden Haß, sind unsere Feinde Gottesfeinde, so ist es ja auch völlig klar: sie sind nur göttlich zu bekämpfen. Denn mit den kleinen Mittelchen, die man am Anfange des Krieges uns so wohlfeil angeboten, mit all den Torheiten und Kindereien, die man so schnell herbeigeholt und die man längst vergessen hat, wird man einer so ernsten Sache nicht gerecht. Was nützen denn die deutschen Grüße, wenn die Gesinnung undeutsch ist? Was nützen denn die deutschen Schilder, wenn unser Handel englisch ist? Nein, das hat nichts von Gottes Art, und das ist nicht in seinem Sinn. Wollt ihr die Gottesfeinde hassen, dann haltet euch auf Gottes Höhe, und wollt ihr so wie Juden hassen, dann wißt erst, was die Väter taten.

In jenen finstern Zeiten, die man das Mittelalter nennt, als man tausend Grausamkeiten, als man tausend Folterqualen für unsere Väter ausgedacht, da gerade lebten jene Männer, die man die Sittenlehrer nennt, da haben Väter für die Kinder die Testamente hinterlassen, in denen zwar von Geld und Gut nicht allzuviel zu lesen ist, die aber von Liebe und von Menschlichkeit, von Duldsamkeit, Versöhnlichkeit beinahe überfließen. „Wer in der Gottesfurcht noch neu ist," so schrieb damals ein Vater für seine Kinder auf, „der soll an jedem Morgen sprechen: Heute will ich Gottes Diener sein und will mich vor dem Haß bewahren. Vergeben sei dem, der mich kränkt; denn hartherzig und unversöhnlich sein, ist eine schwere Sünde, ist eines Juden gar nicht würdig." Fürwahr, der das geschrieben hat, in jenen finstern Zeiten, der hat das Wort begriffen: „Sie mögen fluchen, segne Du." Und der Mann sagt uns heute noch: wollt ihr die Gottesfeinde hassen, dann dürft ihr sie nicht übertreffen an Schlechtigkeit und Grausamkeit, ihr müßt sie zu beschämen suchen. Ueben sie Unrecht, übe Du Recht; verbreiten sie Haß, streue Du Liebe aus. Und noch eines sagt der Mann wohl auch: dasselbe, was in jener unsterblichen Legende enthalten ist, die man immer aufs neue in Erinnerung bringen muß. Als an dem Roten Meer alle Aegypter untergingen, wollten die Engel Lieder singen. Gott aber wehrte ihnen das und sprach: „Meine Geschöpfe gehen unter, und da wollt ihr mir Lieder singen?" Also auch die Aegypter noch, sie, die die Juden so gequält, sie bleiben die Geschöpfe Gottes. So hat Gott selber einst gehandelt, und so sollen auch wir tun. Nicht Tod den Feinden sei der Ruf, Tod der Feindschaft sei das Ziel. Nehmt jenes Gift nicht in euch auf, das Gift des Hasses und der Feindschaft! Macht eure Herzen nicht zu Stein und laßt die Seelen nicht erstarren!

So aber zu handeln wird uns leicht, wenn wir das eine nicht vergessen, was uns von jeher Kraft verliehen, was uns vor Schlechtigkeit bewahrt und uns auf der Höhe hielt. Und dieses eine sind zwei Worte: Adonaj schoftenu — was man am besten übersetzt mit einem Worte aus unserer Zeit: „Gott hält die Wag' und das Gewicht." Gott hält das Schwert und das Gericht. Gott hält die Flügel ausgespannt.
Blick' auf, o Vaterland!"

Und dann, bedenken wir noch eines: einmal, da wird ja alles enden, die Völker müssen sich finden und müssen wieder menschlich leben. Und diesen großen, schönen Tag, den Tag der Liebe und Versöhnung, bereiten wir ihn heute schon vor. Bereitet ihn als Kämpfer vor und übt im Felde noch Erbarmen! Bereitet ihn als Menschen vor und denkt an eure Lieben draußen; wie die da draußen Liebe brauchen, wie ihnen da die Güte wohl tut! Bereitet ihn als Juden vor, als Juden, deren höchster Tag — Versöhnungstag bekanntlich heißt, als Juden, die wir beten sollen, wie jener Fromme uns gelehrt: „Sie mögen fluchen, segne Du!"

Rede zur Einweihung des Ehrenfriedhofs und Denkmals zu La Mouriere, gehalten am 20. September 1917 von Dr. Salzberger.

Kameraden!

Also grüßen uns die Toten: Ihr habt uns kaum gekannt, wir aber kennen euch. Ihr seht uns nicht, wir schaun euch mit des Geistes klarem Auge, und unser Ohr vernimmt ein jedes Wort.

Ein Denkmal weiht ihr uns von Stein, daß es ein bleibend Denkmal eurer Liebe sei. So ehrt ihr uns und euch zugleich. Doch kalt und tot wie das Grab ist der Stein. Nur dem liebenden Herzen wird er lebendiger Zeuge. Laßt uns nicht dem Tode. In eurem Herzen wollen wir leben, und unser Geist, von Erdenschuld und Schlacken gottbefreit, soll in euch wirken fort und fort.

Bleibt treu! Wir haben sie mit dem Tode besiegelt, die Treue gegen Kaiser und Reich, gegen Volk und Vaterland. Damit ihr lebet, starben wir. Unsere Leiber waren sinkend und zuckend noch der Wall, der Deutschlands Grenzen schützte. Bleibt treu der höchsten Pflicht, daß ihr vor unseren Gräbern nicht erröten müßt.

Bleibt einig! Schulter an Schulter haben wir gekämpft gegen den gemeinsamen Feind, Bett an Bett auf hartem Schmerzenslager mit dem Tode gerungen, und als er kam, da fragt' er nicht, ob reich ob arm, ob Adel oder Bürger, ob Jude oder Christ. Nackt, wie wir kamen aus der Mutter Schoß, nahm uns der Schoß der Mutter Erde auf, uns alle. Bleibt einig, deutsche Kameraden!

Und bleibt gläubig! Was gab uns Mut und Kraft, auszuharren bis zuletzt? Was war uns Trost noch in der Sterbestunde? Der Glaube war's, daß ein Gott nach weisem Plane das Leben gibt, das Leben nimmt um des Lebens der Gemeinschaft willen, daß Sein allein der Sieg und daß Er ihn am End' dem Volk verleiht, das in Demut unerschütterlich Seiner Gerechtigkeit vertraut. Bleibt gläubig und vertrauend, wie lang der Kampf auch währt!

Ihr Glücklichen, die ihr noch atmet im rosigen Licht, dürft hoffen, das Ende, den Sieg und die Heimkehr zu schauen. Denkt einst im Glück an dieses Dorf auf Frankreichs Erde, des Name schon an Sterben mahnt, und denket unser. Saget dorten, ihr habet uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl. Aber laßt uns nicht hier zurück. Laßt uns nicht dem Tode. Nehmt uns mit euch. In euren Herzen wollen wir leben, und unser Geist der Treue, der Einigkeit und des Glaubens soll euch bauen helfen das neue schönre friedgesegnete Vaterland.

Also grüßen uns die Toten. Wir spüren ihren Hauch uns umwittern und geloben ihnen in dieser Stunde und an dieser Stätte, daß ihr Gruß uns heiliges Vermächtnis, daß ihr Wort durch uns zur Tat werde, Tat des Kampfs, Tat des Siegs, Tat des Friedens!

Amen.

Bücherschau.

Zifferer, Paul: Die fremde Frau. Berlin. S. Fischer Verlag. 1916.

In eine fremde Welt und zu fremden Menschen führt uns dies nachdenkliche Werk. Ein Meisterwerk der Kleinmalerei; die Umwelt fremden mährischen Bauernlebens ersteht anschaulich und bildhaft vor uns, so eindringlich, daß wir mit unseren hungernden Kriegsmägen die köstlich würzige Hühnersuppe am Gaumen zu schmecken vermeinen, daß wir die „leichtsinnige Etage" mit ihren schiefen Wänden und unharmonischen Fenstern uns angrinsen sehen, glauben, in der verräucherten Schnapsschänke mit rohen Bauern zu sitzen, während auf der Wage der Händler mit eingeschmuggelten Steinen das Gewicht der rauchend-blutigen, frischabgezogenen Ochsenhaut betrügerisch zu erhöhen versucht.

Es ist ein quälendes Buch, liebloſe ungute Menschen leben darin: Wir leiden mit der stillen, blassen Beate, die dem fremden Manne folgt als die fremde Frau, die als Magd im Haus der strengen Schwiegereltern dienen muß und die Hochzeitsnacht im Stall feiert! Alles stürzt ihr zusammen, Familie und Besitz, bis sie schweigend und duldend durch die schwer drückenden Geschehnisse der Erzählung sich hindurchgealtert.

Daß die Hauptpersonen Juden sind, wird nebenbeigesagt, ist aber auf den Gang der Ereignisse ohne jeden Einfluß. Von jüdischem Wesen, jüdischem Herz, Familienleben, Gesittung und Bräuchen ist kein Hauch zu spüren. Es wirkt befremdend, wenn Beate als höchstes Glück eine Weihnachtsbescherung für ihr Kind ersehnt. Hier tut sich uns der Abgrund völliger Assimilation auf, die das Gute, Altjüdische ohne Bedenken abgeworfen hat, ohne Besseres dafür einzutauschen, nur aus dem vielleicht unbewußten Streben heraus, sich der Umgebung anzugleichen, ihn ihr aufzugehen. Erreicht wird das Ziel nicht: An der Haustür steht doch das Wort „Jud'" als Schimpfname geschrieben; als die tschechische Hetze einsetzt, brüllt doch der Pöbel zuerst „Hep, hep, nieder mit den Juden!"

Ein Buch des Verstandes, dem das Herz fehlt; wir warten vergebens auf einen tiefinnern Aufschrei der gequälten Kreatur, der befreiend die Spannung löste. Es sind alles Tiermenschen, die den brutalsten Instinkten folgend, gegen einander wüten. Dabei ist die Schilderung bis ins Kleinste detaillierend von fabelhafter Realistik. Dieser Gegensatz von rohen Menschen und Geschehnissen einerseits und der liebevollen künstlerischen Ausgestaltung andererseits ist der Grund der Eigenartigkeit und befremdenden Wirkung des Romans. Erwin Seligmann.

Meyrink, Gustav: Das grüne Gesicht. Ein Roman. Leipzig, Kurt Wolff Verlag 1917. Geheftet 3,50 M., gebunden 4,50 M., kartoniert 4 M.

Man legt das Buch aus der Hand, lehnt sich nachdenklich in den Sessel zurück und läßt sich von seinen Träumen weit forttragen über das Haus hinweg und über die Stadt und über die Erde, hinweg in das Reich des Geheimnisvollen, Uebersinnlichen, an dessen Pforte mit kecker Hand der Meister rüttelt. Durch einen Spalt blicken wir in diese andere Welt hinein, die Welt des Sohar, der indischen, ägyptischen Mystik. Zu kalt, zu fremd und liebeleer ist uns Menschen die Erde geworden, vom Kriege zerstampft. Ninive ist reif zum Untergang. Nur wer dem Flug in jene andere Welt folgen kann, wird gerettet. — Meinen wir nicht, wie aus dem Boden gewachsen stünde er vor uns, jener Mann mit dem grünen Gesicht, Chidher, Eliah, Ahasver der ewige Jude, oder wie er sich nennen mag, der Unfaßbare, Zeit- und Raumgelöste, der die beiden Leuchter umstellt in uns, daß wir fühllos werden und eingehn in das andere Reich.

Der Atem stockt uns, beklemmend schnürt sich die Brust zusammen, das Herz setzt aus. Gewaltig rüttelt der Dichter an unseren Nerven. Sensationen von nie geahnter Spannung, Schrecklichkeit, Brutalität; alle Register von Entsetzen, Furcht und Grauen werden gezogen und klingen zusammen zu einem sinnverwirrenden Chaos von Tönen. Es jagen sich gehetzte Bilder bluterstarrenden Schreckens. Mit souveräner Meisterschaft weiß Meyrink uns zu hypnotisieren, uns das Unglaublichste alltäglich erscheinen zu lassen. Nur wenige Ruhepausen gönnt er uns in der lieblichen Geschichte der Liebe Hauberissers zu Eva. — Eine ganz neuartige Kunst mit

niegekannten Mitteln und Wirkungen. Zweifellos ist es Kunst, in höchster Potenz; die naheliegende Gefahr, ins Gemeine und Banale des Sensations- und Hintertreppenromans zu verfallen, wird vermieden.

Was hier geschieht ist nichts Menschliches, Irdisches mehr. Alle Gesetze der Kausalität sind aufgehoben. Mit dem Verstand läßt sich das freilich nicht begreifen. Der Wille allein ist, alles andere nur Schein. Der Wille wird die neue auserwählte Menschheit bringen, wenn die alte Erde wie Amsterdam im heulenden Wirbel des Sturms zusammengekracht ist.

Eine Seele, die sich hindurchringen will zur Erlösung, die auf dieser trostlosen Erde nicht zu finden ist. Ein Künstler, der Unerhörtes wagt, und dem Unerhörtes gelingt. Ein Buch, über das man nicht sprechen soll, das jeder lesen und ausschöpfen muß. E. S.

Pappenheim, Berta: Kämpfe. Sechs Erzählungen. J. Kauffmann Verlag. Frankfurt a. M. 1916. Preis gebunden 3 M.

Eine tiefe Kennerin jüdischen Lebens schildert in sechs spannend geschriebenen Erzählungen, die uns in aller Herren Länder führen, jüdische Menschen, die um ihr Judentum kämpfen und sterben. Es ist schwer, Jude zu sein; aber wer die Last von sich werfen will, legt sich noch schwereres auf. Es klingt ein schmerzlicher Refrain aus allen Blättern dieses Buchs. Menschen und Schauplätze der Handlungen sind scharf erfaßt und in sorgfältigen Umrissen fein gezeichnet. So wird die Verfasserin der doppelten Aufgabe gerecht, ein gutes Buch und ein Tendenzbuch zu schreiben, das ein Jeder gern lesen wird und aus dem an Alle die ernste Mahnung ergeht, der „heranwachsenden Generation den geistigen Inhalt des jüdischen Glaubensbekenntnisses frisch, einleuchtend und so teuer zu erhalten, daß die Stammesgenossen wie um eine Standarte darum geschart bleiben". Erwin S.

Schmitz, Oskar A. H.: Englands politisches Vermächtnis an Deutschland. Georg Müller Verlag. München 1916. 8°. 455 Seiten.

Ein glänzend geschriebenes Essai über Benjamin Disraeli, den Juden und Künstler, über Lord Beaconsfield, den Staatsmann. Nein, mehr als das — ein Wegweiser für die deutsche Politik der Zukunft. Fortschrittlicher Konservatismus ist die neue Lehre, die Lord Beaconsfield Deutschland als Englands politisches Vermächtnis hinterlassen hat. Daß dies seltsam paradox klingende Programm keinen Widerspruch birgt, sondern als neues Ideal alle besseren Deutschen um sich vereinen könnte, weist der Verfasser mit scharfer Logik überzeugend nach. — Er müht sich, objektiv wägend, auch die Judenfrage zu lösen, gerät aber, wie so viele Nichtjuden trotz des besten Willens hierbei auf Abwege, weil eben ein Nichtjude die jüdische Psyche derer, die nicht Orthodoxe und nicht Zionisten sind, nicht begreifen kann. Er versteht nicht, wie diese „anderen Juden", wie er sie im Gegensatz zu den erwähnten beiden Kategorien geringschätzig nennt, dennoch, obschon sie weder Orthodoxe noch Zionisten sind, ein positives, aus historischen und religiösen Elementen gemischtes, dogmatisch unbeengtes Judentum in ihrer Seele tragen. Aber selbst angenommen, daß der Verfasser recht hätte, und diese große Mehrzahl der deutschen Juden nichts weiter an ihr Judentum fesselte, als das Phantom des Namens, so wäre doch seine Forderung der Kindertaufe weder logisch noch ethisch berechtigt. Auf diese Frage näher einzugehen, ist hier nicht der Platz. Wir behalten uns vor, in einem besonderen Aufsatz hierauf zurückzukommen. S.

Achad-Haam: Am Scheidewege. Zweiter Band. Aus dem Hebräischen von Dr. Harry Torczyner. Berlin. Jüdischer Verlag. 1916. 8°. 225 Seiten. Preis 4 M.

Das Werk ist eine Zusammenstellung der zuerst in jüdischen Zeitschriften erschienenen Aufsätze des Philosophen unter den Zionisten. Achad Haam ist keine blendende, dafür aber eine ruhig vornehme, sachliche Persönlichkeit. Fern von allem Chauvinismus und Zelotismus, verbindet er mit der logischen Schärfe des tiefen Denkers eine gefühlsmäßig tiefe, fast mystisch zu nennende Liebe zu seinem jüdischen Volk. Nicht in dem diplomatischen Zionismus Herzl's, nicht in der Rückkehr nach dem Land der Väter sieht Achad Haam das nächste Ziel der zionistischen Arbeit, sondern in der sittlichen Wiedergeburt des Judentums, in der inneren Be-

freiung von der Unwahrhaftigkeit und Niedrigkeit der selbstmörderischen Assimilation. Daß diese starke jüdische Note, dieses sich selbst wieder finden nicht nur bei den Zionisten anzutreffen sei, sondern auch bei denjenigen, denen die Zeloten unter den Zionisten mit dem Schmähwort „Assimilanten" täglich entgegentreten, das zeigt Achad Haam - mit Dank sei dies hier quittiert — in einem „Drei Stufen" überschriebenen Aufsatz, in welchem ich mich selbst als Kronzeugen zitiert fand für die Einsicht, „daß die Zionisten mit Unrecht jenseits ihrer Grenzen nichts als Assimilation sehen, als ob Zionismus und Assimilation untereinander die Welt des Judentums geteilt und anderen keinen Raum übrig gelassen hätten, so daß ihnen jeder ein Assimilant ist, der mit dem Zionismus sich nicht einverstanden erklärt." Ohne Nennung meines Namens wird zum Beweise für die ausgesprochene Behauptung durch fast drei Seiten hindurch eine Jomkippurpredigt, die ich in Hamburg gehalten habe und die zumteil in Brüll's Monatsblättern abgedruckt ist, zitiert. Mit dem reinen Kulturzionismus eines Achad Haam hat jede selbstbewußte Richtung des Judentums starke Berührungspunkte. S.

Buber, Martin: Die jüdische Bewegung. Jüdischer Verlag. Berlin 1916.

Martin Buber, der geistige Führer des neuen Zionismus, hat in diesem Buch Aufsätze und Ansprachen aus den Jahren 1900 bis 1915, die er wegen ihres unveralteten Gehalts oder wegen ihres für die zionistische Bewegung repräsentativen Inhalts für bedeutend hält, gesammelt. Als Ergänzung zu seinen Hauptwerken: „Drei Reden über das Judentum" und „Vom Geist des Judentums" sind diese stilistisch bedeutenden, vom Feuer der Ueberzeugung getragenen Aufsätze wichtig zum Verständnis des Buber'schen Judentums. S.

Das Buch von den polnischen Juden. Herausgegeben von S. J. Agnon und Ahron Eliasberg. Jüdischer Verlag. Berlin 1916.

Zum Verständnis der eigenartigen und eigenwüchsigen Kultur des polnischen Judentums stellt dieses Buch geistige Schöpfungen dieses Volksstamms zusammen, die gleichsam aus dem Urquell der Volksseele geschöpft, in Dichtungen, Märchen, Sprichwörtern, Rechtssatzungen ein wahres und anschauliches Bild von den polnischen Juden aufzeigen. Ein Buch von Leiden und Lebenskraft, von starkem Glauben und stolzem Geiste, von stiller Arbeit und bitterem Elend, predigt es Achtung und Liebe für verkannte und aus Unwissenheit oder Haß geschmähte Menschen, deren innerer Reichtum so groß ist, daß jeder Leser staunend sich bekehren lassen wird. Es enthält unter anderem Beiträge von Perez, Asch, Buber, Agnon und Salomon Maimon.

Bernstein, Eduard: Von den Aufgaben der Juden im Weltkriege. Erich Reiß, Verlag. Berlin 1917. 52 Seiten.

Unsere große welthistorische Aufgabe als Juden ist, nach Bernstein, die Mittler zwischen den Völkern zu sein, in denen wir leben. Seit Beginn der Diaspora sind wir der Erfüllung unseres großen stolzen Berufes langsam entgegengereift. Wir haben römische Kultur nach Germanien verpflanzen helfen, aristotelische Weisheit, byzantisches Gelehrtentum dem Abendlande vermittelt, zur Verbreitung der großen Gedanken der französischen Revolution beigetragen. Heute aber, wo wir zu einem unlöslichen Volksteil in unserem deutschen, französischen, englischen oder russischen Vaterlande verschmolzen sind, scheint es, als wollten wir den einmal für recht erkannten Weg verlassen. Die Einen erstreben in verächtlicher Selbstentwürdigung völlige Aufgabe ihres jüdischen Wesens, sind chauvinistischer als die Alldeutschen, plus royalistes als die französischen Royalisten, jingoistischer als die englischen Imperialisten. Die Anderen — in intransigentem Zionismus — wollen Nur — Juden sein und wollen letzten Endes leichtherzig die hohen Werte der Vaterlandskultur, der Heimatsliebe und der Muttersprache opfern. Diese sich Verlierenden will das Büchlein zurückrufen auf die rechte Straße: zum weltbürgerlichen Patriotismus. Die Mission und weltgeschichtliche Aufgabe des Judentums auf Grund seiner Geschichte ist, diesem universalistischen Patriotismus die Straße zu bahnen. S.

Feiner, Josef: Dr. Anton Rée. Alfred Janssen. Hamburg 1916. 166 Seiten.

Das Leben Dr. Rée's als eines Kämpfers für Fortschritt und Recht, sein Entwick-

lungsgang, sein Werk als Schulmann, Politiker und Philosoph, der Schatz, der in seinen Worten und seinen Werken und seiner charakteristischen Persönlichkeit ruht, wird von der Hand der Liebe und dankbaren Verehrung aufgezeichnet, um leuchtendes Vorbild zu sein und das Rüstzeug zu liefern für den schweren Kampf, den das deutsche Judentum heute durchzufechten hat.

Berliner, Dr. Cora: Die Organisation der jüdischen Jugend in Deutschland. Verlag des Verbandes der jüdischen Jugendvereine Deutschlands. 1916. 67 S.

Auf Grund eines reichen statistischen Materials prüft die Verfasserin die Grundlagen der jüdischen Jugendbewegung von objektiv-wissenschaftlichem Standpunkt aus. In anschaulicher, leicht verständlicher Darstellung wird das Wirken der umfassenden jüdischen Jugendorganisation, des Verbandes der jüdischen Jugendvereine Deutschlands, seine Arbeit, seine Ziele und Zwecke, das schon Geleistete und das zu Leistende aufgezeigt. Das dankbare Gebiet der Systematik jüdischer Jugendpflege und Jugendbewegung ist hier zum ersten Mal in grundlegender Weise bearbeitet.

Simon, Max: Der Weltkrieg und die Judenfrage. B. G. Teubner Verlag. Leipzig und Berlin 1916. 80 Seiten. Preis 1,20 M.

Diese Schrift ist eine Mahnung an die deutschen Juden, sich nicht von den Gehässigkeiten des deutschen Antisemitismus zur Teilnahmlosigkeit gegenüber dem Ausgang des Weltkriegs oder gar zur Stellungnahme für unsere Feinde verleiten zu lassen. Das objektive jüdische Interesse müsse einem jeden deutschen Juden, welcher politischen oder religiösen Partei er auch angehören mag, gebieterisch drängen, den Sieg der Zentralmächte zu erwünschen und durch tatkräftige Mitarbeit erringen zu helfen.

Mitteilungen über die Verwaltung der jüdischen Gemeinde zu Berlin. Herausgegeben vom Vorstand des Liberalen Vereins für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde zu Berlin. M. Poppelauer Verlag. Berlin 1916. 80 Seiten. Preis 1,25 M

Zum erstenmal erscheint hier eine erschöpfende und übersichtliche Darstellung aller Einrichtungen der Berliner jüdischen Gemeinde. Das Büchlein ist ein dankenswertes Nachschlagebuch für alle diejenigen, die sich für die Verwaltung der großen Berliner jüdischen Gemeinde interessieren.

Central Conference of American Rabbis. Vol. XXVI. Edited by Rabbi Isaac E. Marcuson. 8°. 514 S. (1916).

Ein stattlicher Band, reich an gediegenem Inhalt, zeugend von der intensiven ernsten Arbeit der amerikanischen Rabbiner und von dem regen jüdischen Leben, das in den Gemeinden erblüht.

Hebrew Union College and other Adresses by Dr. Kauffmann-Kohler, President, Hebrew Union College. Cincinnati. Ark Publishing Co. 1916. 8°. 336 S.

Eine Sammlung interessanter und wertvoller Ansprachen und Reden des geistigen Führers des amerikanischen Reformjudentums, die nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Hebrew Union College, sondern zur Geschichte und zum Verständnis des amerikanischen Reformjudentums darstellen.

Verhandlungen und Beschlüsse der Generalversammlung des Rabbinerverbandes in Deutschland zu Berlin am 9. und 10. Mai 1916. Frankfurt a. M. Kommissionsverlag J. Kauffmann. 8°. 255 S. Preis brosch. 2 M.

Separat erschienen sind in demselben Kommissionsverlag zum Preise von je 50 Pfg. die beiden Vorträge, die auf dieser Generalversammlung gehalten wurden: Die Stellung des deutschen Rabbiners zur Ostjudenfrage von Dr. Felix Goldmann und: Der jüdische Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten Preußens von Dr. Rosenberg.

Kellermann, Dr. Benzion: Der ethische Monotheismus der Propheten und seine soziologische Würdigung. C. A. Schwetschke & Sohn, Verlag. Berlin 1917. 71 Seiten.

In scharfen, beweiskräftigen und schlagenden Ausführungen wird die These Ernst Troeltsch's, wonach die Ethik der Propheten national und sozial beschränkt sei und

ihr Gott kein monotheistischer Universalgott, sondern ein partikularistisch-henotheistischer Volksgott, überzeugend widerlegt. Die Schrift erweitert sich aber von ihrem polemischen Ausgangspunkt zu einer wissenschaftlichen Darstellung der grundlegenden Ideen der Propheten und ihrer Würdigung. Ganz besonders hervorzuheben sind die gründlichen Ausführungen über das prophetische Prinzip der Gleichheit der Menschen als dem korrelativen Begriff zur Einheit des Schöpfers, über das Verhältnis von Sittlichkeit zum Kult bei den Propheten, über Messianismus, Nationalismus und Partikularismus und vor allem die tiefgründige Herausarbeitung des prophetischen Gottesbegriffes. Das in seiner Polemik vornehme, in seinem Eintreten für prophetische Ethik warmherzige Buch zeigt den auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden philosophisch und bibelwissenschaftlich geschulten Gelehrten.

Gottschalk, B.: Agada-Sammlung. 2. Band. M. Poppelauer Verlag. Berlin 1916. 8°. 128 Seiten.

Eine Sammlung der schönsten Sagen, Legenden und Parabeln aus Talmud und Midrasch zu den biblischen Erzählungen von Mose bis Samuel. Was wir dem ersten Bändchen (Jahrgang 1916, Seite 62) nachrühmen konnten, daß die prächtige Sammlung eine mit Freude zu begrüßende, für die Jugend warm zu empfehlende Lektüre sei, gilt in noch erhöhtem Maße von diesem zweiten Bändchen. Es ist dankbar anzuerkennen, daß allmählich die alten jüdischen Sagenschätze von kundiger und pädagogisch geschickter Hand für die Jugend erschlossen werden. Wir empfehlen das Büchlein als Geschenkbuch und Schülerprämie. Auch für den Religionsunterricht wird es — zur Würze des biblischen Unterrichtes — gute Dienste leisten.

Gottschalk, B.: Ziele des Staatslebens nach der Lehre des Judentums. Mit Quellenstücken. M. Poppelauer Verlag. Berlin 1917. 74 Seiten. Preis 1,80 M.

Ein Beitrag für den höheren Religionsunterricht. Wie Gerechtigkeit und Menschenliebe, die Grundpfeiler jedes sittlichen Staatswesens, Hauptforderungen der jüdischen Lehre sind, wird in überzeugender Darstellung nachgewiesen und an Hand von Zitaten aus den größten jüdischen Denkern und Weisen, wie Philo, Maimonides, Mendelssohn, Cohen u. a., quellenmäßig belegt.

Ahrens, Dr. W.: Hebräische Amulette mit magischen Zahlenquadraten. Louis Lamm Verlag. Berlin 1916. 19 S.

Das Büchlein handelt von Amuletten, jenen zauberkräftigen Metallplättchen, die ihrem Träger geheime überirdische Kräfte verleihen. Aus der Fülle dieser interessanten Merkzeichen abergläubischer Zeiten wählt es sich zum Thema solche mit sogenannten magischen Zahlenquadraten, die aus hebräischen Buchstaben bestehen, oder doch hebräische Namen aufweisen. Sie sind durchaus nicht alle, wenn auch großenteils jüdischer Herkunft. Meist stehen sie in einer Beziehung zu den großen Gestirnen und weisen Abbilder der Sonne, des Monds, des Jupiter, des Mars, der Venus und des Merkur auf. Durch eine Fülle wohlgelungener Reproduktionen gewinnt die Arbeit an allgemeinem Interesse.

Lamm, Louis: Die jüdischen Friedhöfe in Kriegshaber, Buttenwiesen und Binswangen. — Zur Geschichte der Juden in Lauingen und in anderen pfalz-neuburgischen Orten. Louis Lamm Verlag. Berlin 1912 und 1915. 40 und 48 Seiten.

Zwei interessante Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden im Mittelalter. In einem Anhang jeden Heftes finden sich seltene und merkwürdige Dokumente aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert.

Meisl, Dr. Josef: Die Juden im Zartum Polen. A. Marcus und E. Webers Verlag. Bonn 1916. 70 S. Preis 1,80 M.

Die historische Entwicklung der polnischen Juden auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart wird in kurzen Zügen fesselnd dargestellt. Das Büchlein will eine Grundlage bieten für die praktische Gegenwartspolitik, die nur dann fruchtbar sein und befriedigende Ergebnisse zeitigen kann, wenn sie auf genauer Kenntnis der augenblicklichen Zustände des polnischen Judentums und seines geschichtlichen Werdegangs fußt.

Meisl, Dr. Josef: Heinrich Graetz. Louis Lamm Verlag. Berlin 1917. 184 S. Preis 4,50 M.

Eine Würdigung des Historikers und Juden zu seinem 100. Geburtstag, 31. Oktober 1917. Die große menschliche Persönlichkeit des tiefen Gelehrten, sein Werk, die grundlegende Geschichte der Juden in 11 Bänden, die mit prophetischem Schauen erfaßt, in schwungvoll poetischer Sprache geschrieben und vom Geist der Liebe getragen, ein ehernes Denkmal für ihren Schöpfer und das gesamte Judentum ist, und endlich Graetz's Stellung zu den jüdisch-politischen und religiösen Zeit- und Ewigkeitsfragen wird von einem warmen Verehrer des großen Mannes ansprechend geschildert. Neu und dankenswert ist eine Reihe von interessanten Dokumenten und Briefen von und an Graetz, die in wichtige Momente seines Lebens und Schaffens tiefere Einblicke gewähren.

Neue Jüdische Monatshefte, herausgegeben unter Mitwirkung von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hermann Cohen, Alexander Eliasberg, Dr. Adolf Friedemann, Geh. Justiz-Rat Dr. Eugen Fuchs, Dr. Franz Oppenheimer. Verlag der Neuen Jüdischen Monatshefte, Berlin, München.

Mit dem 1. Oktober beginnt der zweite Jahrgang dieser Zeitschrift, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens ein führendes Organ des deutschen Judentums geworden ist. Sie hat ihre Aufgabe, die Einheit des deutschen Judentums zu fördern und der Versöhnung widerstrebender Richtungen zu dienen, in vorbildlicher Weise erfüllt. Alle Strömungen des jüdischen Lebens kamen in ihr zu Worte, kaum ein jüdisches Problem der Gegenwart blieb unerörtert. Dank der Mitarbeit hervorragender Männer innerhalb und außerhalb des Judentums hat sie sich einen großen Freundeskreis erworben. Sie kann mit Zuversicht in das neue Jahr hineingehen.

Der Jude. Eine Monatsschrift. R. Löwit, Verlag. Berlin, Wien.

Im Oktober 1917 ist das 7. Heft dieser Zeitschrift erschienen, die in den 1½ Jahren ihres Bestehens sich durch Gediegenheit ihrer Form und ihres Inhalts eine beachtenswerte Stelle unter den Zeitschriften des modernen Judentums errungen hat. Als Organ der geistigen und politischen Führer des Nationaljudentums ist sie redlich bemüht gewesen, sich in allen Einzelfragen auch mit anders gerichteten Anschauungen auseinanderzusetzen. Die würdige Form in der Polemik und das hohe literarische Niveau der Zeitung rechtfertigen die Anerkennung, die ihr allgemein gezollt wird. S.

Rundschau.

Berlin. Am Montag, den 29. Oktober fand als Ersatz für die Generalversammlung, deren Einberufung durch den Krieg bisher nicht möglich war, eine erweiterte Vorstandssitzung statt, zu der die Vorstände der Ortsgruppen, die Vertrauensmänner und sämtliche der Vereinigung angehörende Rabbiner eingeladen waren. An der Sitzung nahmen nach Ausweis der Präsenzliste teil: 1. Justizrat Breslauer, Berlin; 2. Rabbiner Dr. Seligmann, Frankfurt a. M.; 3. Frau Rosa Sachs geb. Ginsberg, Berlin; 4. Frau Wally Lesser, Posen; 5. Justizrat Dr. Ernst Auerbach, Frankfurt a. M.; 6. Justizrat Fabian, Danzig; 7. Justizrat Dr. Löwenstein, Leipzig; 8. Rabbiner Dr. Kälter, Danzig; 9. Rabbiner Dr. Schreiber, Potsdam; 10. A. Bennheim, Königsberg i. Pr.; 11. W. Bennigson, Königsberg i. Pr.; 12. Moritz Berney, Stadtrat, Mainz; 13. Justizrat Plonsker, Berlin; 14. Benas Levy, Berlin; 15. Rabbiner Dr. Hochfeld, Berlin; 16. Rabbiner Dr. Kellermann, Berlin; 17. Prediger Dr. Max Weyl, Berlin; 18. Rabbiner Dr. Elsaß, Landsberg a. W.; 19. J. M. Valk, Hamburg; 20. Rabbiner Dr. Lewkowitz, Berlin; 21. Rabbiner Dr. Dienemann, Ratibor; 22. Albert Landauer, München; 23. Rabbiner Dr. Freudenthal, Nürnberg; 24. Justizrat Dr. Kämpfer, Posen; 25. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ludwig Geiger, Berlin-Wilmersdorf; 26. Rabbiner Dr. Janius, Aachen; 27. Justizrat Carl Joël, Breslau; 28. Rabbiner Dr. Norden, Elberfeld; 29. Viktor Fischel, Elberfeld; 30. Dr. M. Erlanger, Nürnberg; 31. Professor Dr. Schäfer, Berlin; 32. Rabbiner

Dr. Vogelstein, Königsberg i. Pr.; 33. Justizrat Dr. Cohn, Dessau; 34. Justizrat Dr. Blau, Frankfurt a. M.; 35. Rabbiner Dr. Koch, Weißenburg i. E.; 36. Rabbiner Dr. Straßburger, Ulm; 37. Rabbiner Dr. Gelles, Lissa; 38. Rabbiner Dr. Lange; Magdeburg; 39. Lehrer R. Hirschfeld, Berlin; 40. Joseph Kauffmann, Berlin-Weißensee; 41. Judas Tobias, Zwickau; 42. Eugen Caspary, Berlin; 43. Stadtverordneter Gustav Michalski, Berlin-Schöneberg; 44. Schulleiter Max Hanff, Berlin; 45. Chefredakteur Dr. J. Landau, Berlin; 46. Albert Beer, Berlin; 47. Maurermeister S. Weile, Berlin; 48. Direktor Dr. Georg Minden, Berlin; 49. Siegfried Sachs, Berlin; 50. Kommerzienrat N. Hamburger, Posen; 51. Rabbiner Dr. Kantorowsky, Neukölln. — Eröffnet wurde die Sitzung durch eine Begrüßungsansprache des Vorsitzenden, Justizrat Breslauer, der die schmerzliche Mitteilung machte, daß er aus Gesundheitsrücksichten gezwungen sei, sein Amt als Vorsitzender niederzulegen. Es folgten der Jahresbericht, den der Generalsekretär, Rechtsanwalt H. Stern, erstattete, und ein Referat von Rabbiner Dr. Seligmann, woran sich eine mehrstündige Aussprache über wichtige Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben anschloß. Dieselben fanden ihren Niederschlag in folgenden Resolutionen, die einstimmig angenommen wurden:

I.

Die Vereinigung für das liberale Judentum erklärt als das wesentliche Gebiet ihrer Betätigung die positive Arbeit für religiöses Judentum in liberalem Sinne.

II.

1. Die Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland ersucht die liberalen Rabbiner Deutschlands, in ihren Gemeinden die Schaffung jüdisch-liberaler Jugendvereine unverzüglich in die Hand zu nehmen. In Gemeinden, in denen die Gründung solcher Vereine auf äußere Hindernisse stößt, empfiehlt es sich, daß der liberale Rabbiner einen, wenn auch geringen Kreis der jüdischen Jugend zunächst zu einem Vortrags- und Diskussionszyklus um sich vereint, der sich allmählich zu einem liberalen Jugendverein entwickelt.

2. Es sind Geldmittel zu einer weiten regelmäßigen Verbreitung der Zeitschrift „Liberales Judentum" innerhalb der liberalen Juden Deutschlands bereit zu stellen, und zwar sowohl von den Ortsgruppen der Vereinigung als auch von der Vereinigung selbst.

Der Beschluß zu 1 ist sämtlichen liberalen Rabbinern Deutschlands, der Beschluß zu 2 sämtlichen Ortsgruppen der Vereinigung mitzuteilen.

Anstelle des ausscheidenden Vorsitzenden übernimmt vorläufig, bis zur Wahl eines neuen Vorsitzenden, Herr Justizrat Plonsker, nachdem er als stellvertretender Vorsitzender kooptiert worden war, die Führung der Geschäfte. Herr Justizrat Breslauer wurde von der Versammlung in Anerkennung seiner unvergänglichen Verdienste um die Vereinigung für das Liberale Judentum zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

In der letzten Versammlung im Winterhalbjahr 1916/17, am 4. April 1917, hielt Herr Referendar Dr. Schweitzer einen mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrag über das Thema: Inwieweit ist eine Verständigung mit dem Zionismus möglich?

Am 11. Juli verabschiedete sich der Leiter unserer Diskussionsabteilung, unser Ehrenmitglied Herr Rabbiner Dr. Goldmann. Er sprach an diesem Abend über die Erziehung der jüdischen Jugend. Seine Worte waren ein ernster Mahnruf zu positiver Innen- und Außenarbeit und zeigten die Wege, die zu diesem Ziele führen.

Im Sommer trafen wir uns jeden Montag Abend in Scheitnig.

(Fortsetzung 3. Umschlagseite.)

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 11 und 12. **Jahrgang 9.** **Novbr. u. Dezbr. 1917.**

Protokoll der zweiten Delegiertenversammlung der Arbeitsgemeinschaft der jüdisch-liberalen Jugendvereine Deutschlands

zu Breslau den 13. und 14. Oktober 1917.

Anwesende stimmberechtigte Delegierte: 1. vom Vorstand: Rechtsanwalt Heinr. Stern, Berlin; Lehrer Hirschfeld, Berlin; Alfred Berger, Breslau; Frl. Jacobsohn, Posen; Rabb. Dr. Goldmann, Leipzig.

2. für den Ili zu Berlin: Fritz Choyke, Berlin; Frl. Schönberger, Berlin; Referendar Dr. Breslauer, Berlin; Frau Altmann, Berlin.

3. für den Ili zu Breslau: Erich Bayer, Breslau; Ref. Dr. Schweitzer, Bunzlau; Walter Cohn, Breslau; Frl. Lachner, Breslau; Frl. stud. med. Peritz, Breslau; Herr Waldstein, Breslau; cand. jur. Zimmt, Breslau.

4. für den Ili zu Posen: Rabb. Dr. Steinthal, Posen; Herr Lachs, Posen; Herr Simon, Posen; Frl. Bab, Posen; Frl. Oelsner, Posen.

5. für den Ili zu Hamburg: Herr Götz, Danzig.

Anwesende Gäste: Sanitätsrat Dr. Reich, Breslau, zugleich als Vertreter der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland; Prof. Dr. Wohlauer, Breslau; Justizrat Berger, Königshütte; Justizrat Joel, Breslau; Herr Freund, Breslau; Dr. Schlesinger, Breslau; Herr Siburg, Berlin; als Vertreter des liberalen Rabbinerverbandes: Rabb. Dr. Dienemann, Ratibor.

1. Sitzung, Sonnabend, den 13. Oktober in der Spinoza-Loge, Schweidnitzer Stadtgraben 9.

I. Rechtsanwalt Stern als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft eröffnet um 8¼ Uhr abends die Versammlung und begrüßt die Erschienenen. Er weist auf die Bedeutung der liberalen Jugendbewegung hin, die für das Gedeihen eines positiven jüdischen Liberalismus unentbehrlich sei. Man solle sich durch die Kleinheit des Anfangs nicht abschrecken lassen. Nicht die Zahl, sondern die Arbeit und der Wille entscheide.

II. Bürowahl.

Das Büro wird wie folgt konstituiert: Rechtsanwalt Stern, Vorsitzender; Alfred Berger, 2. Vorsitzender; Referendar Dr. Breslauer, 1. Schriftführer; Simon, Posen, für den 14. X.; Rabbiner Dr. Steinthal, für den 15. X. 2. Schriftführer.

III. Statuten.

Es liegen ein Entwurf des Vorsitzenden („Entwurf") und ein Gegenentwurf des Breslauer Ili vor. Die Paragraphen werden einzeln durchgesprochen.

§ 1. Der Vorsitzende begründet die Fassung des Entwurfs; Referendar Dr. Schweitzer die des Gegenentwurfs. Es sprechen für den Entwurf Hirschfeld, Dr. Bres-

lauer, Simon; für den Gegenentwurf: Waldstein, Sanitätsrat Dr. Reich.

Auf Antrag des Vorsitzenden werden den drei anwesenden Vertretern des Jli zu Posen je zwei Stimmen gewährt.

Ein Antrag Simons, die Beschlußfassung über die Statuten auf den folgenden Tag zu verlegen, wird abgelehnt.

Die Fassung des Entwurfs wird angenommen.

§ 2. Ohne Debatte in der Fassung des Entwurfs angenommen.

§ 3 desgl.

§ 4 desgl.

§ 5. Angenommen in folgender Fassung:

„Auf der Delegiertenversammlung hat jeder Verbandsverein für je fünfzig seiner Mitglieder eine Stimme, jedoch höchstens sechs Stimmen. Vereine mit weniger als 50 Mitglieder haben eine Stimme. Die Stimmenzahl bemißt sich nach derjenigen Mitgliederzahl, für die zuletzt Beitrag an die Arbeitsgemeinschaft bezahlt ist."

Anschließend beschließt die Versammlung, daß unter Mitgliedern im Sinne der Satzungen, besonders der §§ 5 und 8, auch außerordentliche Mitglieder inbegriffen sein sollen.

§ 6. Ohne Debatte in der Fassung des Entwurfs angenommen.

§ 7. Nach kurzer Aussprache in folgender Fassung angenommen:

„Die Einberufung und Leitung der Delegiertenversammlung liegt in den Händen des Vorstandes. Die Verhandlungen sind für die Mitglieder der Jli öffentlich. Der Vorstand ist ermächtigt, andere Personen als Gäste einzuladen. Durch Beschluß der Delegiertenversammlung kann die Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden.

§ 8. Nach kurzer Aussprache in folgender Fassung angenommen:

„Die Einkünfte der Arbeitsgemeinschaft bestehen aus:

1. den Jahresbeiträgen der Verbandsvereine, die nach der Kopfzahl der Mitglieder bemessen werden und deren Höhe jedesmal von der Delegiertenversammlung festzusetzen ist;

2. freiwilligen Spenden."

§ 9. In der Fassung des Entwurfs angenommen.

§ 10. In der Fassung des Entwurfs unter Ersetzung des Wortes „⅔ Mehrheit" durch „¾ Mehrheit" angenommen.

§ 11. In der Fassung des Entwurfs unter Einschaltung der Worte „eigens dazu berufene" vor dem Worte „Delegiertenversammlung" angenommen.

Ein Exemplar der Statuten ist dem Protokoll beigefügt. (Anl. 1.)

IV. Zu Punkt 2 wurde die Höhe des Verbandsbeitrages besprochen. Der Vorsitzende und Berger schlugen 50 Pf. pro Mitglied vor, Simon 25 Pf. Die Abstimmung wurde auf den folgenden Tag verschoben.

V. Alsdann wurde die Wahl des Vorstandes der Arbeitsgemeinschaft vorgenommen. Es wurden durch Akklamation gewählt:

1. als Vertreter der Verbandsvereine Hirschfeld-Berlin; Berger-Breslau; Bayer-Breslau; Rabb. Dr. Steinthal-Posen und für Hamburg ein nach Verhandlungen mit dem Hamburger Jli vom Vorstand zu akzeptierender Vertreter dieses Vereins;

2. aus besonderem Vertrauen Rabb. Dr. Goldmann-Leipzig, Rechtsanwalt Stern-Berlin. Vertreter der Vereinigung für das liberale Judentum im Vorstand ist Rabb. Dr. Salzberger-Frankfurt a. M.

VI. Zu Punkt 3 der Tagesordnung: Konferenz mit Dr. Apfel, berichtet der Vorsitzende, daß an dieser Konferenz teilgenommen haben von seiten der Arbeitsgemeinschaft Rechtsanwalt Stern, Hirschfeld, Dr. Goldmann, von seiten des neutralen Verbandes Dr. Apfel, Frl. Dr. Berliner, Frl. Finkenstein.

Soweit eine lose Gemeinschaft aller jüdischen Jugendvereine in Betracht kommt, unterfallen die Erörterungen der Konferenz der Tagesordnung des folgenden Tages. Das Ergebnis der Besprechungen betr. das Verhältnis zwischen neutralem Verband und Arbeitsgemeinschaft war, daß sich jeder Verband die volle Handlungs- und Werbefreiheit vorbehalte. Die Möglichkeit eines engeren Zusammengehens in der Weise, daß Vereine sowohl dem liberalen als auch dem neutralen Verbande angehören könnten, wurde von den Vertretern des neutralen Verbandes kurzweg abgelehnt, auch die Aussichten eines Verbandes, der neutrale und liberale Vereine umfassen könne, seien von Herren Dr. Apfel als

sehr gering bezeichnet worden, so sehr er persönlich für diesen Gedanken eintrete. Die Versammlung stellt mit Befriedigung fest, daß damit den Jli die volle Aktionsfreiheit gewahrt bleibt.

VII. Außerhalb der Tagesordnung wird beschlossen, die Auslagen des Delegierten des Hamburger Jli der besonderen Verhältnisse halber auf die andern drei Vereine anteilig zu übernehmen.

Schluß der Sitzung 10¾ Uhr.

2. Sitzung, Sonntag, den 14. Oktober in der Spinoza-Loge.

Der Vorsitzende eröffnet um 10¼ Uhr die Sitzung und begrüßt die Anwesenden, insbesondere die erschienenen Ehrenmitglieder des Breslauer Jli, den Vertreter der Vereinigung für das liberale Judentum, Herrn Sanitätsrat Dr. Reich und die erschienenen Mitglieder der Ortsgruppe Breslau der liberalen Vereinigung. Sanitätsrat Dr. Reich und Berger-Breslau begrüßen die Delegiertenversammlung.

Der Vorsitzende dankt; auf seine Anregung beschließt die Versammlung die Absendung einer Depesche an den Vorsitzenden der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland, Justizrat Breslauer-Berlin.

I. Zu Punkt 1 der Tagesordnung erstattet Herr Cohn den Tätigkeitsbericht. Der Jli Berlin veranstaltete seit Beginn des Sommersemesters 6 Vorträge, der Jli Posen 3 Vorträge, eine Purimfeier, 2 gemeinsame Ausflüge; er hatte außerdem im Sommer eine Diskussionsabteilung, neuerdings unter Leitung des Rabbiners Dr. Steinthal eine Bibelgruppe in reger Tätigkeit. Der Jli Breslau hielt außer gut besuchten Leseabenden 6 Versammlungen ab, veranstaltete eine Purimfeier und Zusammenkünfte in Scheitnig. Er gab monatlich erscheinende Vereinsberichte heraus, widmete sich der Ausgestaltung seiner Bibliothek und der Pflege brieflichen Verkehrs mit seinen im Felde stehenden Mitgliedern.

Der Bericht wurde ohne Debatte zur Kenntnis genommen.

II. Außerhalb der Tagesordnung begrüßt der Vorsitzende den inzwischen erschienenen Vertreter des liberalen Rabbinerverbandes, Rabb. Dr. Dienemann-Ratibor. Er betont die Notwendigkeit eines engeren Zusammenarbeitens mit dem Rabbinat, sowohl im Interesse einer Heranziehung positiv religiösen Nachwuchses als auch im Interesse der Rabbiner, die sich mit den geistigen und seelischen Strömungen gerade der Jugend ihrer Gemeinden in innigem Einvernehmen halten müßten. Rabb. Dr. Dienemann antwortet in ähnlichem Sinne.

III. Zu Punkt 2 der Tagesordnung berichtet der Vorsitzende über die in der bereits erwähnten Konferenz mit Dr. Apfel besprochene Verständigungsgemeinschaft aller jüdischen Jugendvereine. Geplant ist eine lose Vereinigung, die in weiten Zwischenräumen zusammentritt. Bei diesen Gelegenheiten sollen sich die Versammelten über solche Punkte aussprechen, die sich zu gemeinschaftlicher Erörterung und eventuell zu gemeinsamem Auftreten nach außen hin eignen.

Die Verhandlungen des Herrn Dr. Apfel mit zionistischen Jugendvereinen hatten das Ergebnis gehabt, daß diese grundsätzlich dem Plan einer Verständigungsgemeinschaft zustimmten und gewisse Punkte als geeignet zur gemeinschaftlichen Bearbeitung bezeichnet haben, so z. B. Pflege der hebräischen Sprache, der leiblichen Ertüchtigung der Jugend, der jüdischen Wissenschaft, Vertiefung der Kenntnisse in der jüdischen Geschichte, Palästinafrage u. a. Von unseren Vertretern wurde darauf hingewiesen, daß manche Punkte kaum geeignet erscheinen, mancherlei wichtiges auf der andern Seite fehle. Trotzdem wurde die grundsätzliche Geneigtheit zum evtl. Beitritt zum Ausdruck gebracht. Der Berichterstatter ist der Meinung, daß man grundsätzlich sich nicht ausschließen dürfe. Wenn auch bei der Divergenz über grundlegende Fragen vielleicht zunächst das positive Ergebnis der geplanten Gemeinschaft nicht groß sein werde, dürfe man sich bei persönlicher Fühlungnahme zum mindesten eine Abschleifung der gehässigen persönlichen Angriffe versprechen. Auch würden manche im Verborgenen schwebende Gegensätze klargestellt und damit größere Wahrhaftigkeit der Erörterung und Klärung der Meinungen erzielt werden. Ob dann auch eine Verständigung über programmatische Punkte erzielt

werden könne, müsse der Zukunft überlassen bleiben. Jedenfalls hätten sich die Jli auf ihrem Arbeitsgebiet volle Handlungsfreiheit vorbehalten.

An der Erörterung beteiligten sich Dr. Goldmann, Dr. Dienemann, Lachs-Posen, Dr. Breslauer, San.-Rat Dr. Reich, Dr. Schlesinger-Breslau. Den vom Vorsitzenden entwickelten Richtlinien wurde allgemein zugestimmt.

Lachs regt im Rahmen der Erörterung an, es sei finanzielle Gleichberechtigung der Jlis mit den neutralen Vereinen bei den großen jüdischen Organisationen zu erstreben.

Dr. Steinthal tritt dem entgegen, weil man dann auch die Unterstützung zionistischer Organisationen in Kauf nehmen müsse, was kaum erstrebenswert sei.

Dr. Breslauer wünschte, der Vorstand solle die Arbeitsgemeinschaft bei Aufstellung der in der Verständigungsgemeinschaft zu erörternden Themen nicht präjudizieren. Der Vorsitzende sagt das zu.

Eine vom Vorsitzenden und Dr. Goldmann vorgelegte Entschließung wird, nachdem ein Satz unter allseitigem Einverständnis fallen gelassen ist, in folgender Fassung angenommen:

„Die Arbeitsgemeinschaft der liberalen Jugendvereine ist grundsätzlich für eine Verständigung mit allen andern jüdischen Jugendorganisationen, damit in allen einigenden Fragen ein geschlossenes Auftreten nach außen ermöglicht und häßlicher Parteikampf im Innern vermieden wird. Von dem Beitritt zu der zu bildenden losen Vereinigung wird sie freilich keineswegs ihre Sonderbestrebungen beeinflussen lassen und insbesondere nicht ihrer Propaganda andere Wege weisen als bisher."

Es wird beschlossen, Punkt 4 der Tagesordnung vor Punkt 3 zu verhandeln.

IV. Zu Punkt 4 liegen zwei Dringlichkeitsanträge des Breslauer Jli vor, deren erster in Absatz 1 Herausgabe monatlicher „Mitteilungen" der Arbeitsgemeinschaft erstrebt, im Absatz 2 verlangt, daß Einräumung eines größeren Raumes für jüdische Tagesfragen in der Zeitschrift „Liberales Judentum" erwirkt wird. Der zweite Antrag fordert baldige Herausgabe geeigneter Werbeschriften.

An Stelle des Antrags 1 Abs. 1 beantragt Dr. Breslauer die Herausgabe wesentlich auf den Bericht über die Tätigkeit und Entwicklung der Verbandsvereine beschränkter Mitteilungen, unter Redaktion und Vertrieb des Breslauer Jli. Ein Antrag Waldstein will die Herausgabe von Mitteilungen grundsätzlich beschließen, die Durchführung aber dem Vorstand überlassen.

Berger begründet beide Anträge des Breslauer Vereins. Die Erörterung wendet sich wesentlich dem ersten Antrag nebst den Abänderungsanträgen dazu zu. In der Erörterung wendet sich der Vorsitzende gegen alle Anträge auf Herausgabe einer Zeitschrift. Justizrat Berger befürwortet den Breslauer Antrag, Lachs ist gegen eine Zeitung überhaupt, er wünscht Versendung der Monatsschrift „Liberales Judentum" an die Mitglieder aller Ortsvereine. Der Vorsitzende bemerkt hierzu, daß solche Versendung bereits an alle Vereine erfolge, die für jedes Mitglied Beitrag zahlen. Es beteiligen sich an den Erörterungen ferner Dr. Dienemann (gegen eine Verbandszeitschrift), Waldstein (für Begründung seines Antrages), San.-Rat Dr. Reich (gegen Herausgabe von Mitteilungen überhaupt), Simon (für die Anregung Lachs), Dr. Breslauer (zur Begründung seines Antrages).

Der erste Dringlichkeitsantrag des Jli Breslau wird zugunsten des Antrages Dr. Breslauer zurückgezogen.

In der Abstimmung wird der Antrag Waldstein mit 12 gegen 8 Stimmen angenommen, der Antrag Dr. Breslauer mit 10 gegen 11 Stimmen abgelehnt.

Der angenommene Antrag Waldstein lautet:

„Der Delegiertentag der Arbeitsgemeinschaft jüdisch-liberaler Jugendvereine beschließt die Herausgabe regelmäßiger Mitteilungen. Die Ausführung bleibt dem Vorstand der Arbeitsgemeinschaft überlassen."

Erörterung und Beschlußfassung zum zweiten Antrag Breslau wird auf Nachmittag vertagt.

V. Zu Punkt 3 der Tagesordnung hält Herr Hirschfeld-Berlin sein Referat über das Verbandsthema: Wie gewinnen wir die schulentlassene Jugend? Dem Referat sind die in der Anlage beigefügten Leitsätze zugrunde gelegt. Dieselben werden vom Vortragenden eingehend dargelegt und begründet.

In der Erörterung vermißt zunächst Dr. Goldmann in dem Referat praktische Vorschläge zur Erreichung des gesteckten Zieles. Andererseits erhebt er Bedenken gegen manche der theoretischen Aufstellungen des Vortragenden, insbesondere gegen die Forderung eines im fortschrittlichen Sinne zu erteilenden Religionsunterrichtes (I B b der Leitsätze). Er erachtet einen solchen für die Verhältnisse der Provinz nicht als durchführbar. Er verlangt weniger eine Betonung des spezifisch-liberal-jüdischen Standpunktes, als die Pflege jüdisch-religiösen Lebens überhaupt innerhalb der liberalen Kreise. Dem Prophetismus habe der Vortragende zu Unrecht eine ausschlaggebende Stelle im Religionsunterricht eingeräumt, Bibelkritik innerhalb desselben sei bedenklich.

Dr. Schweitzer verwirft den vom Referenten stark betonten Unterricht in der hebräischen Sprache (I A a der Leitsätze).

Justizrat Joel: Die Hauptsache bleibt eine religiös-liberale Erziehung; hier versagen leider nicht nur die Lehrer, sondern auch die Rabbiner in der Praxis oft. Der deutschen Sprache im Gottesdienst ist größerer Raum einzuräumen, ohne daß das hebräische im Gottesdienst ganz beseitigt wird. Ein hebräischer Unterricht empfiehlt sich von seiten der Jlis nicht. Die Leitsätze I B b (Erteilung des Religionsunterrichtes) gehen zu weit. Die Bildung von Sportgruppen in den Jli (II A a der Leitsätze) ist abzulehnen.

Vorsitzender: Die Gegensätze zwischen Hirschfeld und Dr. Goldmann sind mehr solche der Taktik als grundlegender Art. Beide wollen positive religiöse Arbeit in den Jli fördern; das ist der Kernpunkt unserer ganzen Bewegung. Es muß praktisch gearbeitet werden, z. B. müssen sich die Jli von sich aus einmal gründlich mit der Verbesserung des Jugendgottesdienstes beschäftigen. Die Veranstaltung religiöser Feiern (Freitagabende, Sederfeiern) gehören nicht zum bloß geselligen Programm, sondern zu den eigentlichen Vereinszwecken (also nicht unter II A B, sondern unter I A der Leitsätze).

Fräulein Peritz wendet sich gegen eigne Sportabteilungen (II A a).

Prof. Wohlauer: In der Frage der Stellung des hebräischen Unterrichts folge ich der Ansicht des Dr. Schweitzer. Es mag jedenfalls erreicht werden, daß einige fundamentale Gebote verstanden werden; im übrigen ist ein stark verkürzter und den modernen Auffassungen insbesondere durch Hebung des Gemeindegesangs angepaßter Gottesdienst dringend zu erstreben. In Uebereinstimmung mit dem Referenten ist der Unterricht liberaler Gemeinschaften durch liberale Lehrer zu verlangen.

Der Referent hält gegen Dr. Goldmann an der Forderung eines liberalen Religionsunterrichtes fest. Bibelkritik und Betonung der wesentlichen Bedeutung des Prophetismus sind von einem solchen nicht zu trennen; sie sind mit dem nötigen Takt auch in der Schule wohl durchzuführen. Andererseits ist der hebräische Unterricht zum mehr als oberflächlichen Verständnis der Lehren des Judentums unentbehrlich. Die Pflege des Freitagabends ist selbstverständlich eine erste Forderung jüdischer Erziehung. Hier hat das Elternhaus zunächst zu wirken. Wohl ist praktische Arbeit zu fordern; ohne gründliche Feststellung der theoretischen Grundlagen ist ein planmäßiges Arbeiten aber nicht denkbar.

Schluß der Vormittagssitzung.

(Gemeinsames Mittagessen im Restaurant Schaal auf Einladung des Breslauer Jli.)

Wiedereröffnung der Debatte 4½ Uhr.

San.-Rat Dr. Reich: Die Leitsätze sind theoretisch richtig und praktisch durchführbar, insbesondere ist der Betonung der Bedeutung des Prophetismus, der Pflege des hebräischen Unterrichts und der Anstellung liberaler Lehrer durch die Gemeinden rückhaltlos beizutreten. Unsere Lehrer werden schon eine geeignete Form des Unterrichts finden. Auch der Pflege der Geselligkeits- und Sportbestrebungen ist im Interesse der Propaganda weitgehende Aufmerksamkeit zu schenken.

Rabb. Dr. Dienemann tritt im wesentlichen den Darlegungen des Dr. Goldmann bei. Der Religionsunterricht soll zwar nicht bewußt liberal, aber sozusagen naiv liberal erteilt werden, d. h. die Kinder dürfen nicht empfinden, daß sie nach einer bestimmten Parteirichtung unterrichtet werden. Daß ein liberaler Lehrer und Rabbiner gar nicht anders als nach seiner Ueberzeugung unterrichten darf, ist selbstverständlich.

Lachs: Für uns ist die Hauptsache, wie wir praktisch an die schulentlassene Jugend herankommen. Dem dient das Eintreten für guten Religionsunterricht und für Ausgestaltung des Gottesdienstes; notwendig ist auch die Schaffung eines Predigtgottesdienstes am Sonntag. Den Fragen der Berufsberatung ist ernste Aufmerksamkeit zu schenken. Rege Mitarbeit der liberalen Rabbiner ist zu wünschen; sie halten sich unseren Bestrebungen unbegreiflicherweise noch überwiegend fern.

Dr. Steinthal hält ebenfalls guten Religionsunterricht für unerläßlich. Er erörtert die besonderen Verhältnisse der Rabbiner.

Dr. Breslauer: Die Debatte hat sich zersplittert. Es sind zu scheiden die Fragen, wie gewinnen die Jlis und wie gewinnt der jüdische Liberalismus die schulentlassene Jugend. Die erste Frage ist durch das Referat Hirschfeld im wesentlichen beantwortet, bis auf die noch zu erörternde praktische Frage der bei der Propaganda einzuschlagenden Wege. Hier mag der nächste Delegiertentag eingreifen. Die zweite Frage hat auf dieser Tagung nicht gelöst werden sollen und ist nicht gelöst worden. Soweit die Jli an ihr mitzuarbeiten haben, d. i. insbesondere bei Ausgestaltung des Religionsunterrichts und Jugendgottesdienstes, muß eine erneute Erörterung und Beschlußfassung seitens der nächsten Delegiertenversammlung erfolgen.

Nach einigen Bemerkungen Simons behandelt der Referent im Schlußwort die verschiedenen erhobenen Einwürfe und zur Erörterung gestellten Fragen. Es werden folgende Entschließungen einstimmig angenommen:

„1. Antrag Waldstein: Der Delegiertentag nimmt von den Ausführungen des Herrn Referenten mit allem Dank für seine Wegweisung zur Gewinnung der Jugend für die jüdisch-liberale Anschauung und Bewegung Kenntnis. Er empfiehlt den der Arbeitsgemeinschaft angeschlossenen Vereinen die Beschreitung, Festhaltung und den Ausbau der vom Herrn Referenten gezeichneten Wege.

2. Antrag Dr. Breslauer: Der Delegiertentag erachtet auf Grund der Ergebnisse des Referats Hirschfeld und der Aussprache als wichtigsten Arbeitsstoff für die Zukunft die Lösung folgender Fragen:

a) welche Forderungen stellen wir hinsichtlich des Religionsunterrichtes an die jüdisch-liberalen Gemeindeverwaltungen und Lehrkräfte?

b) welche Forderungen stellen wir hinsichtlich des Jugendgottesdienstes an die jüdisch-liberalen Gemeindeverwaltungen und Rabbiner?

3. Antrag Lachs: Der Delegiertentag stellt mit Bedauern fest, daß bisher nur vier jüdisch-liberale Jugendvereine in Deutschland bestehen, obwohl sechzig liberale Rabbiner, die auf dem Boden des Programms der liberalen Vereinigung stehen, in fast ebenso vielen Gemeinden wirken. Er richtet an den liberalen Rabbinerverband die dringende Bitte, der Gründung liberaler Jugendvereine ein Hauptaugenmerk zuzuwenden und dem liberalen Judentum so den Nachwuchs zu sichern, dessen es dringend benötigt."

VI. Es folgt die Erörterung des zweiten Antrages Breslau betr. Herausgabe von Werbeschriften (Punkt 4 der Tagesordnung).

Der Vorsitzende teilt mit, daß die liberale Vereinigung demnächst ihrerseits Werbeschriften herausgeben wird. Bayer weist darauf hin, daß eine populäre Agitationsschrift fehlt. Dr. Goldmann verlangt ebenfalls eine kurze Schrift, 8—10 Seiten lang zur Aufklärung und Propaganda.

Es wird einstimmig beschlossen, den Vorstand mit der Herausgabe einer Schrift im Sinne der Redner zu betrauen.

VII. Sodann wird die zurückgestellte Frage des Verbandsbeitrages nach kurzer Aussprache dahin erledigt, daß die Vereine zu Berlin, Posen und Breslau je 100 Mk. zu einem Stammkapital einzahlen sollen, während außerdem und fernerhin für jedes Vereinsmitglied 25 Pf. an die Arbeitsgemeinschaft abzuführen sind.

VIII. Nach Dankesworten Dr. Steinthals für die Leitung der Versammlung durch den Vorsitzenden schließt dieser um 6½ Uhr die Tagung.

IX. Anschließend veranstaltete der Breslauer Jli abends 8 Uhr in der „Gesellschaft der Freunde", Neue Graupenstr. 3/4, eine sehr stark besuchte Versammlung, in der Dr. Goldmann über „Judentum und deutsche Kultur" sprach.

Stern. Dr. Breslauer.

Anlage 1.

Satzung

für die Arbeitsgemeinschaft der jüdisch-liberalen Jugendvereine Deutschlands.

§ 1.

Die Arbeitsgemeinschaft der jüdisch-liberalen Jugendvereine bezweckt die Förderung der Interessen der in Deutschland bestehenden jüdischen Jugendvereine, die im Judentum eine Religionsgemeinschaft erblicken und den Entwicklungsgedanken im Judentum anerkennen (jüdisch-liberale Jugendvereine).

§ 2.

Die Organe des Verbandes sind:

1. der Vorstand,
2. die Delegiertenversammlung.

§ 3.

Der Vorstand besteht:

1. aus 6—7 durch die Delegiertenversammlung aus der Zahl der Mitglieder der Verbandsvereine zu wählenden Mitgliedern,
2. aus einem Vertreter der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland.

Außerdem ist die Delegiertenversammlung befugt, aus besonderem Vertrauen weitere Personen in den Vorstand zu wählen. Die Zahl der so Gewählten darf jedoch die Hälfte der Zahl der Vorstandsmitglieder zu Ziffer 1 nicht übersteigen.

Der Vorstand regelt die Verteilung der Geschäfte unter sich. Er ist berechtigt, für die in der Wahlperiode ausscheidenden Vorstandsmitglieder, soweit sie gemäß den Vorschriften zu Ziffer 1 gewählt sind, Personen hinzuzuwählen, die ihm von demjenigen Verein in Vorschlag gebracht sind, welchem das ausscheidende Mitglied angehört hat.

§ 4.

Die Delegiertenversammlung besteht aus den Delegierten der Verbandsvereine. Sie findet mindestens alle 2 Jahre statt. Der Versammlungsort soll nach Möglichkeit wechseln.

Der Vorstand hat in dringenden Fällen das Recht und auf schriftlich gestellten, begründeten Antrag von einem Drittel der Verbandsvereine die Pflicht, eine außerordentliche Delegiertenversammlung einzuberufen.

§ 5.

Auf der Delegiertenversammlung hat jeder Verbandsverein für je fünfzig seiner Mitglieder eine Stimme, jedoch höchstens 6 Stimmen. Vereine mit weniger als 50 Mitglieder haben eine Stimme. Die Stimmenzahl bemißt sich nach derjenigen Mitgliederzahl, für die zuletzt Beitrag an die Arbeitsgemeinschaft bezahlt ist.

§ 6.

Die Tagesordnung der ordentlichen Delegiertenversammlung ist vom Vorstand mindestens 4 Wochen vorher bekannt zu machen.

§ 7.

Die Einberufung und Leitung der Delegiertenversammlung liegt in den Händen des Vorstandes. Die Verhandlungen sind für die Mitglieder der Jli öffentlich. Der Vorstand ist ermächtigt, andere Personen als Gäste einzuladen. Durch Beschluß der Delegiertenversammlung kann die Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden.

§ 8.

Die Einkünfte der Arbeitsgemeinschaft bestehen aus: 1. den Jahresbeiträgen der Verbandsvereine, die nach der Kopfzahl der Mit-

glieder bemessen werden und deren Höhe jedesmal von der Delegiertenversammlung festzusetzen ist; 2. freiwilligen Spenden.

§ 9.

Ueber die Aufnahme in den Verband entscheidet der Vorstand mit ¾ Mehrheit. Gegen einen ablehnenden Beschluß kann binnen 4 Wochen eine Berufung an eine Delegiertenversammlung erfolgen, welche mit ⅔ Mehrheit entscheidet.

§ 10.

Der Ausschluß aus dem Verband erfolgt durch einen mit ¾ Mehrheit zu fassenden Beschluß einer Delegiertenversammlung.

§ 11.

Ueber die Auflösung des Verbandes entscheidet eine Delegiertenversammlung mit ⅔ Mehrheit; sie trifft Bestimmung über die Verwendung des Verbandsvermögens.

Anlage 2.

Delegiertentag
der
Arbeitsgemeinschaft jüdisch-liberaler Jugendvereine zu Breslau am 13. u. 14. Okt. 1917.

Verbandsthema: Wie gewinnen wir die schulentlassene Jugend?

Referent: Hirschfeld-Berlin.

Leitsätze.

I. A. Die jüdisch-liberalen Jugendvereine wollen die schulentlassene Jugend zu jüdisch-liberalen (religiös-fortschrittlichen) Persönlichkeiten heranbilden, die nicht in der Abstreifung alles Jüdisch-religiösen und in der Gleichgültigkeit dagegen heranwachsen, sondern die an der Weiterbildung des Judentums bewußt teilnehmen. Darum müssen wir sie über den Inhalt und den Wert des fortschrittlichen Judentums belehren. Dies geschieht

a) durch Unterricht in der hebräischen Sprache, wodurch wir sie besonders zum Verständnis der Bibel im Urtext und zur lebendigen Teilnahme am Gottesdienst bringen;

b) durch Unterricht in der jüdischen Geschichte;

c) durch Belehrungen apologetischen Inhalts, die sich wenden

1. gegen andere Religionen,
2. gegen Nationalismus,
3. gegen Orthodoxie.

B. Zur Vorbereitung der Forderungen unter A und gezwungen durch die Taktik unserer Gegner müssen wir mit unseren Bestrebungen beginnen bei der Schuljugend.

a) Hierzu bedürfen wir der Religionslehrer, unter denen wir also Gesinnungsgenossen suchen und werben müssen;

b) der Religionsunterricht ist in allen Schulgattungen und auf allen Stufen im fortschrittlichen Sinne zu erteilen.

C. Auch unter den Eltern und den älteren Gemeindemitgliedern sind Freunde und Mitarbeiter zu werben

a) durch Heranziehung derselben zu unseren Veranstaltungen;

b) durch Beeinflussung bei den Veranstaltungen anderer Organisationen.

II. A. Wir stehen theoretisch auf dem Standpunkt, daß unsere Jugend für ihre körperliche Ertüchtigung in interkonfessionelle Vereine eintreten soll, und daß gesellschaftliche Veranstaltungen nicht zur eigentlichen Aufgabe unserer Vereine gehören. Die Taktik unserer Gegner zwingt uns aber, zu fordern

a) die Bildung von Wander-, Ruder- und anderen Sportvereinen, zu denen schon die Schuljugend heranzuziehen ist;

b) die Pflege der Geselligkeit in unseren Vereinigungen, wobei besonders an Freitag- und Sederabende, Purim, Chanucka und Simchas Thora-Vergnügungen gedacht ist,

c) hierzu sind auch die Eltern und älteren Gemeindemitglieder möglichst heranzuziehen.

III. Unser Interesse an der Gesamtpersönlichkeit unserer Mitglieder bekunden wir auch durch Teilnahme an der Berufsberatung der jüdischen Jugend.

Zunz' Tätigkeit für die Reform (1817–1823) mit einem Anhang (1840).

Von Ludwig Geiger. [1])

Leopold Zunz, der Begründer und Meister der Wissenschaft des Judentums, war kein eigentlicher Reformer. Ein Mann, der im Jahre 1844 zum Befremden gar mancher, lebhaft und entschieden für Thefillin eintrat, und der in seinem Gutachten über die Beschneidung, 1844, diesen Gebrauch als ein geradezu heiliges Gesetz betrachtete, kann mit diesem Namen nicht bezeichnet werden. Der starken Reformtätigkeit der vierziger Jahre stand er skeptisch, um nicht zu sagen feindlich gegenüber. Ueber die Frankfurter Reformfreunde spöttelte er, er erhielt darüber von seinem Freunde Jost mannigfache Berichte, von denen einer, September 1843, folgendermaßen lautet: „Von unsern Reformatoren ist ein Manifest nebst einem Briefe und einer dreiköpfigen Erklärung erschienen. Mit der Zeit hat das vielleicht historisches Interesse."

Zunz hat als Konzept auf den Brief geschrieben: „Das Ganze der Reform in Frankfurt a. M. ist ein, wenn auch erklärlicher Mißgriff."

Später schrieb Jost an Zunz, 27. Oktober 1843: Daß die Reformakten als ein Mißgriff angesehen werden müssen, sagte ich den Herren in der Versammlung. (Er meldet ferner, daß in Gießen 18 „Unwissende" die „drei Worte" unterschrieben hätten. „Wahrscheinlich sind ihnen die zehn Gebote (10 Worte) schon zu viel. Inzwischen haben es die Herren gut gemeint und die daraus schon entstandene Diskussion wird wohl einige gute Folgen haben."

Die Berliner Reformbewegung haßte, ja verachtete er. Neben vielen anderen Zeugnissen gibt es namentlich eine sehr heftige Aeußerung in einem Briefe an S. M. Ehrenberg, 2. Mai 1845, die so lautet: „Neun Tage nach der bevorstehenden Sonnenfinsternis wird hier eine Versammlung der Reformer des Judentums stattfinden; sie wollen durchaus meschiach und die Speiseverbote für die Emanzipation losschlagen. An der Spitze stehen zwei Narren und zwei Ignoranten: bekommen sie noch zwei meschummodim, so sind sie schon die Hälfte der Apostel und haben vielleicht dasselbe Glück."

Die Rabbinerversammlungen, die von ihren Anhängern und von gerechten Historikern als ein Triumph des Liberalismus angesehen wurden, betrachtete er als eine Vereinigung von Sektierern, denen er sich fernhielt, so daß er eine ehrfurchtsvolle Aufforderung Geigers, an der Breslauer Versammlung teilzunehmen, kühl ignorierte. Der eigentliche Grund seiner ablehnenden Haltung geht aus folgender charakteristischen Aeußerung hervor. Ph. Ehrenberg, der Sohn des in Anm. 1 genannten S. M. Ehrenberg hatte über die Braunschweiger Versammlung einen anerkennenden Bericht gesendet. Darauf entgegnete Zunz (5. Juli 1844): „Ihre Mitteilung über die Rabbiner-Versammlung war mir sehr interessant, ich zweifle keinen Augenblick, daß in Form und Haltung die Herren es mit anderen Versammlungen aufnehmen können; aber sie haben keine Mission; ein Rabbinerverein riecht nach Pfaffentum und Hierarchie. Doch bis ich die Protokolle gesehen, werde ich mich jedes Urteils enthalten, aber die Anmaßung, mit der die Schotten-Rabbiner sich die Repräsentation des Judentums zueignen, verdamme ich."

Und doch darf in höherem Sinne Zunz von den Liberalen als einer der Ihrigen in Anspruch genommen werden. Denn der Grundsatz von der Entwickelung des Juden-

[1]) Die im Folgenden benutzten Briefe, sämtlich ungedruckt und bisher noch niemals beachtet, sind dem Zunz-Archiv entnommen. Es sind Briefe von S. M. Jost an Zunz, zum Teil mit dessen Antworten; ferner die Briefe von Zunz an seinen väterlichen Freund S. M. Ehrenberg, sodann lose Aktenstücke (Abschriften von Briefen an Verschiedene), die als Anfang eines nur von 1833—43 regelmäßig durchgeführten Briefbuches sich in dem Nachlaß von Zunz befinden.

Nur die Königsberger Akten und die im letzten Abschnitte benutzten Schriftstücke aus den Jahren 1822 und 23 sind verwendet und teilweise abgedruckt in der Schrift von Maybaum: Aus dem Leben von Leopold Zunz. 12. Bericht über die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, erstattet vom Kuratorium. Berlin 1894. Druck von Rosenthal u. Co. Da indessen dies vor 22 Jahren gedruckte Programm nicht im Buchhandel erschienen ist und das übliche Schicksal der Programme teilt, in weiteren Kreisen unbeachtet zu bleiben, habe ich geglaubt, wenigstens einzelnes aus diesen bereits einmal verwendeten Aktenstücken mitteilen zu dürfen, ja zu sollen.

ums und seiner Lehre stand ihm in seiner Ueberzeugung obenan. Das Recht der Kritik an Einrichtungen des Judentums und an dem Texte der biblischen Bücher wollte er sich nicht nehmen lassen. Durch seine kühnen bibelkritischen Forschungen, die der an der Schwelle der Achtziger Stehende veröffentlichte[2]), bestürzte er die Konservativen und überraschte die Liberalen. Vor allem aber hat er durch sein ganzes wissenschaftliches Arbeiten der freien Forschung die Bahn gebrochen und ihr sein Leben lang gedient und durch sein grundlegendes Werk „Die gottesdienstlichen Vorträge", in welchem er u. a. nachwies, daß religiöse Ansprachen in den Synagogen seit den ältesten Zeiten in der Landessprache gehalten wurden, der starren Gläubigkeit und dem Hängen an dem sogenannten Alten den Krieg erklärt.

Aber es gab eine Zeit in seinem Leben, zugleich eine der interessantesten und am wenigsten bekannten, in der er offen auf Seite der Reform stand. Das war die Epoche von 1817—1822. Was man bisher über diese Tätigkeit wußte, ist nicht viel. Kaufmann, der die einzige beachtenswerte Biographie Zunzens geschrieben hat (Allgemeine deutsche Biographie, Band 45, Seite 490—501) drückt sich darüber folgendermaßen aus:

„Die Predigerstelle am Hamburger Tempel, um die er auf das Drängen einiger Freunde sich bewarb (1818) sollte ihm nicht zuteil werden; er war von der Konkurrenz aus Freundschaft für Büschenthal sofort zurückgetreten." Dies trifft nicht völlig zu. Diese Bemerkung soll kein Vorwurf für Kaufmann sein; der betreffende Gelehrte konnte vielmehr die ungeordneten Aktenstücke der Berliner Sammlung nicht vollständig verwerten. die Briefe an Ehrenberg sind erst kürzlich, August 1915, zugänglich geworden. Am 29. August 1818 schrieb er an S. M. Ehrenberg: „Nach Hamburg reise ich nicht. Ich habe zu Gunsten Büschenthals auf die Konkurrenz verzichtet." Büschenthal war ein von Zunz sehr überschätzter Dichter, der übrigens schon am 27. Dezember 1818 starb, Zunz widmete ihm einen Nekrolog. (Gesammelte Schriften, Band 2. S. 143, 44.) Zunz berichtigte sich aber selbst, indem er am 13. Oktober 1818 an den genannten Ehrenberg schrieb: „Die Stelle in Hamburg und alle ihr ähnliche mißfallen mir, weil mir die Sache mißfällt. Solange keine Autorität da ist, die die ganze Sache sanktioniert, geschieht nichts rechtes; jeder ist Reformator und macht sich lächerlich. Ehe der Talmud nicht gestürzt ist. ist nichts zu machen. Die aufgeklärtesten und geschultesten Leute hier sind die Gegner der deutschen Synagoge. Mein Vorgeben mit Büschenthal war eine Finte, um die Hamburger nicht zu beleidigen. Die Wahl wäre ohnedies auf mich nicht gefallen."

Daraus geht hervor, daß Zunz sich überhaupt gar nicht um die Hamburger Stelle bewarb.

Am 12. Oktober 1815 war Zunz in Berlin eingetroffen. Am 16. schrieb er an Ehrenberg: „Gestern oder vielmehr Sonnabend (d. 14.) war ich in Jacobsohns Synagoge.[3]) Menschen, die 20 Jahre keine Gemeinschaft mit Juden hatten, verbrachten dort den ganzen Tag: Männer, die über die religiöse Rührung schon erhaben zu sein glaubten, vergossen Tränen der Andacht; der größte Teil der jungen Leute fastete. Aber wir besitzen hier auch drei Redner, die der größten Gemeinde Ehre machen würden. Herr Auerbach trägt mit philosophischer Klarheit und innerer Gediegenheit vor, seine Stimme ist klingend, weich; sein Wesen ist Unschuld; selbst das Hebräische spricht er wunderschön aus, auch ist er ein guter Dichter in dieser Sprache. Kley ist lebendig und kühn; seine Bilder erregen die Fantasie; als er sagte: „nun wollen wir uns erheben" war auch alles — wohlgemerkt abends 5 Uhr — wie durch einen Zauberschlag aufgesprungen. Diesen möchte

[2]) Gemeint ist die große Abhandlung „Bibelkritisches", zuerst erschienen in der Zeitschrift der Deutsch-morgenländischen Gesellschaft, Band 27, Seite 669—689. Dann vervollständigt und mit zwei neuen Abschnitten vermehrt in Zunz' Gesammelten Schriften 1875, Band 1, S. 201—270. Die zwei letzten 1875 zum ersten Mal gedruckten Abschnitte handeln über Exodus, Numeri, Genesis. Ueber die in der Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft erschienenen Abschnitte vergl. die Charakteristik Geigers in einem Briefe an Nöldeke, 13. Juni 1874, Nachgelassene Schriften 5, S. 364.

[3]) Mit Jacobsohns (des bekannten Philantropen Israel J.) Synagoge, mit dem neuen oder Beerschen-Tempel, mit der „Neuen Synagoge" ist immer dieselbe Institution gemeint: Der Versuch Berliner Privater, denen sich die Aeltesten anschlossen, einen verbesserten Gottesdienst mit deutscher Predigt einzurichten.

ich mit Ezechiel, jenen mit Jeremias vergleichen. Den dritten, Günsberg, werde ich das nächste Fest hören. Uebrigens, es war der Gesang und die Musik gut, und Dr. Heinroth bringt uns jetzt die Seesensche Orgel her. Beiläufig muß ich Ihnen noch die Neuigkeit melden, daß man in Hamburg auch zu einem Tempel mit einer Orgel subskribieren will, idque unter der Direktion des Salomon Cohn!"

Die beiden hier genannten Prediger, die noch mehrfach erwähnt werden müssen, sind J. L. Auerbach, geb. am 27. März 1791, gest. 1853 und Eduard Kley, 1789—1867; der letztere wurde 1818 als Prediger in Hamburg angestellt und wirkte daselbst bis 1846. Der dritte ist K. S. Günsberg, 1783—1840, der später in Breslau tätig war.

Zunz widmete der Berliner Reformtätigkeit lebhafteste Aufmerksamkeit. Am 12. November 1815 berichtete er seinem väterlichen Freunde, daß David Friedländer und K. S. Gumpertz sich nur dadurch voneinander unterschieden, daß der erstere die Verlegung des Sabbat auf den Sonntag wünsche und berichtet ferner, daß der sogenannte Jacobsohnsche Tempel in das Haus des Bankier Beer verlegt würde. Am 12. August 1817 meldete er begeistert von einer durch Auerbach abgehaltenen Konfirmationsfeier. Am 9. September 1817 kündigte er an, daß er zu den hohen Feiertagen in die neue Gemeinde-Synagoge gehen werde, „wozu schon kein Billet mehr zu haben ist" mit dem Zusatz, er werde sich an Auerbachs Predigt und an dem Gesange von 34 Kindern erbauen.

Mit wie lebhaftem Interesse er die Reformbestrebungen an allen Orten betrachtete, bezeugt ein Bericht vom 17. Februar 1820 über eine Verfügung der österreichischen Regierung, daß alle relligiösen Reden und Ansprachen in der Landessprache gehalten werden müssen. Er fährt, nachdem er einen genauen Bericht über diese österreichischen Bestimmungen gegeben, in folgender Weise fort: „Die Sache hat, hoffe ich, guten Einfluß auf die hiesige Regierung." Und ebenso wie auf Oesterreich war seine Aufmerksamkeit auf die anderweitigen Reformbestrebungen gerichtet. Zeugnis dafür ist folgende Stelle aus einem Briefe an Ehrenberg, 5. Januar 1821: „In Breslau ist Dr. Günsberg sehr tätig. 127 Unterschriften hat er für die deutsche Synagoge, zugleich die Zustimmung der Regierung und den Beifall des Fürsten Staatskanzlers, den er in Troppau persönlich gesprochen. Von Theologen, die mir als Beförderer der deutschen Synagoge bekannt sind, nenne ich: Prof. Vater in Halle, Prof. Hanstein und Konsistorialrat Nolte, hier, Dr. Gurlitt in Hamburg, Prof. Stöphasius in Posen, Dr. Tittmann, Domherr in Leipzig, Prof. Bellermann, hier, Oberpräsident von Bülow in Magdeburg, Prof. Paulus in Heidelberg, Prof. Krug in Halle usw. Allen diesen bin ich teils persönlich, teils literarisch bekannt. — Sie werden bald von dem Beginn des israelitischen, deutschen Gottesdienstes in Breslau hören. In Königsberg ist keine deutsche Synagoge, aber, was vielleicht dort besser ist, ein jüdischer Prediger, Dr. Frankolm, angestellt, vom Konsistorium examiniert, von der Regierung bestätigt, der regelmäßig predigt und bereits 125 Kindern Religionsunterricht gibt."

Dieser Bericht über Königsberg ist deswegen von hervorragender Bedeutung, weil Zunz sich eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, nach Königsberg zu gehen. In einem Briefe an Ehrenberg, 14. April 1820, heißt es: „Möglich ist es, ich gehe nach Königsberg in Preußen, wohin ich zum Religionslehrer empfohlen bin oder gar nach Kurland oder Oesterreich. Ueberall regt sich unter den Juden ein reformatorischer Sinn."

Ueber diese Königsberger Angelegenheit — denn von einer greifbaren Aussicht nach Oesterreich oder Kurland weiß man nichts — werden wir etwas näher unterrichtet durch einen im Konzept vorliegenden Brief vom 17. März 1820 an B. Lindau, der von diesem an Beer nach Königsberg gesandt wurde. Darin gab Zunz ein merkwürdiges Exposé über das Wesen des Religionsunterrichtes in vollkommen liberalem Sinne und präzisierte die einzelnen Forderungen in folgender Weise:

„1. Der Religionslehrer muß ein wissenschaftlich gebildeter Mann von bewährten Kenntnissen und guten Sitten sein, den die Gemeinde wählt, und zu dem sie Zutrauen hat.

2. Unter einem gewissen Alter, etwa sieben Jahren, taugt dem Kinde der Unterricht in der Religion nicht.

3. Beim Unterricht sollen Kinder verschiedenen Alters nicht in eine Klasse gesetzt werden.

4. Uebereinstimmung der elterlichen Vorschriften mit denen der Schule, damit nicht das Kind ein Heuchler werde.

5. Einwirkung des Religionslehrers auf die Bildung des Kindes überhaupt, sowohl von Seiten des Herzens als des Verstandes.

6. Keine nicht zu große Anzahl darf gleichzeitig unterrichtet werden.

7. Absonderung der Knaben und der Mädchen.

8. *Nicht notwendig aber ist die Kenntnis der hebräischen Sprache für jeden Knaben*, wenn auch zugegeben wird, daß jeder hebräisch lesen und etwas übersetzen könne.

9. Der gewöhnliche Schlendrians-Unterricht in: chumesch, tefiloh, possuk darf nicht stattfinden.

10. Die Erlernung der Landessprache ist notwendig.

11. Der ganze Unterricht ist fast nutzlos, wenn nicht damit eine deutsche Synagoge oder wenigstens ein verbesserter hebräischer Gottesdienst verbunden ist.

12. *Das Lernen des Talmud mag Einzelnen überlassen bleiben*, obgleich dies Geschäft keinem rohen Polen zu gestatten ist.

13. Es darf kein Privat-Religionslehrer geduldet werden, der nicht von einer legitimen Behörde geprüft ist.

14. Konfirmationen sind einzuführen, worin aber kein Bekenntnis des Glaubens, sondern überhaupt ein Bekenntnis des Judentums abzulegen, in keinem Falle aber geschworen wird.

15. Es wird vorausgesetzt, daß der Lehrer das Judentum kenne; also sind Katechismen nur Nebensache. Indes kann mit der Zeit eins vorgelegt und sanktioniert werden.

16. Der Religionslehrer und weiter niemand konfirmiert die Kinder.

17. Kein Schüler des öffentlichen Religionslehrers darf christliche Religionsstunden frequentieren."

Diese lapidaren Sätze, die zum Teil von merkwürdiger Kühnheit sind[4]), wurden von Zunz am 24. März 1820 an Beer in Königsberg geschickt mit einem Schreiben, in dem namentlich das Verhältnis des Lehrers zur Gemeinde lichtvoll erörtert wird. Die Sache hatte aber keine weiteren Folgen.

Während so ein Wirken von Zunz in Königsberg nicht möglich war, hat er in Leipzig für die Sache der Reform gewirkt. Davon ist in Kaufmanns Biographie nur ganz beiläufig die Rede, und wiederum werden wir durch Briefe an Ehrenberg über die ganze Sache genau unterrichtet. Am 24. September 1820 reiste Zunz von Berlin nach Leipzig ab und erstattete am 3. Oktober desselben Jahres von dort aus über die Leipziger Angelegenheit folgenden Bericht: „Nachdem Herr Isaac Schiff aus Altona mit ausgezeichnetem Eifer alles dazu gehörige besorgt hatte, geschah die Einweihung des hiesigen Betsaales (welchen uns die Universität eingeräumt) am Schemini azeres und wurde gleichsam fortgesetzt am Simchas tauroh; den ersten Tag predigte ich über das Fortschreiten und den zweiten Tag Wolffsohn aus Dresden über die Andacht und den Gottesdienst; auch war ich am zweiten Tage Vorbeter des Deutschen koreh und chasan tauroh. Fünf Kinder waren aus Hamburg mitgebracht, vier etwa gesellten sich hier dazu. Der Gottesdienst dauerte jeden Tag vier Stunden.

„Die Wirkung aber, die diese hier nie gesehene Feier hier machte, ist unbeschreiblich! Sie ist einem Sturm zu vergleichen, der plötzlich entsteht, erst wie der Wirbel an einer Stelle sich heftig bewegt und dann ausfährt und alles mit fortreißt. Polnische Juden, Fromme, Christen, Aufgeklärte, Ausländer usw. — keiner war unbefriedigt — und der Ruf geht mit den gestrigen und heutigen Posten nach allen Teilen Deutschlands. Die beiden Einweihungspredigten werden gedruckt.

„Bis dato waren Teilnehmer am Gottesdienst aus dreißig Städten, worunter Lissa, Brody, Bukarest, Wien, München, Dresden, Elberfeld, Krakau, Kassel, Florenz, Amsterdam, Frankfurt a. M. Die Sache, hoffe ich, soll bestehen und wird keinen kleinen Einfluß auf Breslau haben, wo jetzt eine Synagoge gebaut werden soll; — ja sogar ein Fürther will bei sich Unterschriften sammeln zu einer deutschen Synagoge und ein Jude aus Brody sagte von mir: das nenne ich ein koreh . . . .

[4]) Die gesperrt gedruckten Worte sind von mir unterstrichen; die gelegentlich vorkommenden hebräischen Ausdrücke bedürfen für das Publikum dieser Zeitschrift keiner besonderen Erklärung.

„Vielleicht predige ich nächsten Sabbat wieder. . . . Anstellung in Leipzig mag ich nicht der Juden wegen. Es hat mir hier jemand 1000 Pfund Gehalt versprochen, wenn ich englische Reden wie deutsche halten könne, denn in London sind faßt alle amme hoorez . .“

Am Ende desselben Briefes fordert Zunz seinen Meister auf, in Braunschweig für die Sache des reformierten Gottesdienstes tätig zu sein und fährt fort: „Ueberhaupt werde ich nächstens öffentlich dazu auffordern, damit der deutsche Bundestag wisse, wer und wieviel eigentlich für die deutsche Synagoge stimmen. Es ist gar nichts an der Minorität gelegen, denn ich hoffe, sie soll durch ihr Gewicht die Anzahl ersetzen.“ Nach Berlin zurückgekehrt, meldete Zunz am 27. Oktober, daß er auch am 7. Oktober über Licht und Finsternis gepredigt, vor 250 Zuhörern, worunter sich auch der Prinz Emil von Dänemark mit seiner Gemahlin befand. Er nennt den Domherr Dittmann einen eifrigen Begünstiger des israelitisch-deutschen Gottesdienstes, berichtet, daß die Zeitungen über die Angelegenheit Artikel gebracht hätten und teilt eine Stelle aus der Leipziger Zeitung vom 14. Oktober mit.

Das wichtigste jedoch ist Zunz' Tätigkeit in Berlin. Am 20. Mai 1820 hielt Zunz seine erste Predigt im Beerschen Tempel, er wurde nach Kaufmanns Bericht erst geraume Zeit später fest angestellt[5]), legte aber am 13. September 1822 das Amt nieder.

Ueber diese Predigten erfahren wir nun mancherlei Interessantes aus den an Ehrenberg gerichteten Briefen, und zwar über ihren Inhalt und ihre Wirkung. Am 5. Januar 1821 konnte Zunz melden, daß er die sechzehnte Predigt gehalten und äußert sich in folgender Weise über eine Stelle in einer früheren Rede: „Das verschriene Mördergrube habe ich allerdings gesagt, aber es ist mißverstanden. Nicht von Synagogen, von Schulen war die Rede.“ Hier ist die Stelle: „Licht soll werden in den Schulen! Daß sie die Heimat seien der Wissenschaft, der Sitten, der Tugenden und der Religion. O, daß ich Euch, meine Freunde, nicht an jene Anstalten erinnern dürfte, die man leider noch in Israel findet, und sie Schulen nennet, die aber nicht Schulen sind, des kindlichen Friedens unschuldige Wohnungen, — nein, die Mördergruben sind; denn sie morden die Hoffnung der Eltern, morden die Erwartungen des Staates, morden den Keim zu so vielem geistigen Leben. Sind das Schulen, wo Menschen, entblößt von Kenntnissen, nicht von Liebe zu den Kindern beseelt und fremd der bildenden Sitte, die Knaben mit Unsinn martern, ihr Ohr verstopfen vor dem Ruf des Wissens und zu feigen, rohen Menschen sie auferziehen? O, daß ich Euch, meine Freunde, nicht an jene Erzieher erinnern dürfte, die, hergelaufen aus irgend einem Winkel der Erde ungeprüft zu Führern und Gefährten der Söhne gemacht werden, die aber nicht selten unwissend und lasterhaft ihre Verderber werden und den Segen des Hauses in Fluch verwandeln.“

Am 15. Mai 1821 konnte er bereits von seiner 27. Predigt berichten und fügte hinzu, daß er für die israelitisch-deutsche Betanstalt in Breslau, die der Minister inhibiert habe, tätig sein müsse, und daß es zu persönlicher Aufwartung bei Ministern, Staatsräten usw. in dieser Angelegenheit gekommen sei. In demselben Briefe findet sich folgender, überaus bemerkenswerter Satz: „Es sind jetzt tüchtige Kämpfer gegen den Rabbinismus da, sowohl Juden als Christen, darauf verlassen Sie sich, und solange ich mich regen kann, soll er es empfinden. . . Eine Auswahl meiner Predigten werde ich einst herausgeben, daß die Welt sehe, was ich von dem deutschen Gottesdienst verlange.“

Am 21. August 1821 schrieb Zunz triumphierend an Ehrenberg: „„In Wien geht die deutsche Synagoge, zumal da Mannheimer aus Kopenhagen dort ist, rasch vorwärts.“ Er selbst rechnete damals so sicher auf eine definitive Anstellung als Prediger in Berlin, daß er auf Grund dieser Aussicht am 9. Mai 1822 heiratete; der Druck seiner Predigten wurde immer wieder verschoben, da der Buch-

[5]) Wann Zunz eigentlich angestellt wurde, steht nicht fest. Nach Maybaums Vermutung, der man wohl zustimmen kann, erfolgte die Anstellung im September 1821, weil Zunz sich im Oktober desselben Jahre verlobte, ein Schritt, den er bei seiner Vorsicht wohl ohne eine bestimmte Lebensstellung nicht getan haben würde. Da er sein Amt am 13. September niederlegte, so könnte man dieses Datum als Anstellungstag ansehen. Sein Gehalt berechnete er in einem Briefe an Johlson 1833 auf 1200 Gulden, die etwa 700 Th. entsprechen würden.

Händler ein zu geringes Honorar bot. (Brief vom 29. April 1822.)

Sein Enthusiasmus war aber bald gedämpft. Am 25. Juni 1822 äußert er sich bereits sehr resigniert: „Die hiesige deutsche Synagoge geht noch ihren alten schläfrigen Gang", und am 18. April 1823 muß er die traurige Nachricht übersenden, daß auf höheren Befehl der neue Tempel seit 8 Tagen geschlossen sei. In dem eben erwähnten, ungemein wichtigen Briefe, aus dem auch die Forderung hervorzuheben ist, „gute Schulen, gute Lehrer, tüchtige Rabbiner, wackere Vorsteher, die müssen angeschafft werden" und die andere Stelle: „Das Taufen erniedrigt die Juden in den Augen derselben Regierung, die es wünscht", heißt es: „Meine berühmte Predigt vom 17. August, die den Beifall aller redlichen Männer hier und in Hamburg erhalten, bitte ich ebenfalls nicht nach den Zeitungsberichten der Fama zu beurteilen; vielleicht lesen Sie dieselben einmal gedruckt. Die Predigt selbst hat nicht sowohl meinen damaligen Rückzug bewirkt, als vielmehr die verrückten und elenden Machinationen der Exkommissionen Gumpertz, Muhr und einigen ähnlichen Gesellen." Leider fehlt der ausführliche Bericht, den Zunz in diesem Schreiben versprach. Nur meldete er in demselben Briefe, daß September 1823 Mannheimer von Rieß nach Berlin berufen worden sei und fährt fort: „Er hat in Kopenhagen aufgesagt und dringt nun, nach Schließung der hiesigen deutschen Synagoge (welche ich für kein Unglück ansehe), bei den voreiligen Engageurs auf Schadloshaltung." Uebrigens rühmt er Mannheimers Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit und bewahrte ihm auch später freundschaftliche Gesinnung. Der Epilog zu der ganzen Angelegenheit steht in dem Briefe vom 7. November 1823, in dem es heißt: „Ich gebe Stunden, spiele Schach mit Mannheimer, der provisorisch nebst Auerbach unter der geistlichen Autorität von Gumpertz, Beer & Co., sowie der Polizei hier predigt. Punkt 10 Uhr gehen die Orthodoxen aus der Synagoge, und die Deutschen fangen ihre Gebete an."

Was nun Zunz eigentlich zu seinem Rücktritte veranlaßt hat, wird aus dem vorhandenen Material nicht völlig klar. Was aus den Akten des geheimen Staatsarchivs zu ziehen ist, habe ich in meiner Geschichte der Juden in Berlin, Band 2, S. 232 zusammengestellt. Die Angelegenheit endete bekanntlich damit, daß durch eine Kgl. Kabinettsordre vom 9. Dezember 1823 jede Aenderung des Gottesdienstes verboten wurde, und der Gottesdienst ohne die geringste Neuerung in Sprache usw. ganz nach dem alten Herkommen gehalten werden sollte.

Aus mannigfachen Schreiben von Zunz an Gumpertz, Auerbach, Muhr und Jacobson geht hervor, daß Zunz und Auerbach im Jahre 1821 ein Statut der Tempelkommission ausarbeiteten, das Zunz im Laufe des Jahres 1823 sehr energisch zurückverlangte. Der eigentliche Grund der Differenzen wird aber aus diesen Aktenstücken in keiner Weise klar. Wenn Kaufmann in seiner Biographie sagt, daß er das Amt niederlegte, „das mit seiner Begeisterung und Religiosität, wie mit seinem Mannesmute und Gradsinn ihm unerträglich schien", so kann ich in den mir vorliegenden Briefen und Aktenstücken keine Bestätigung für diese Ansicht finden und glaube auch, man tritt dem Andenken Mannheimers zu nahe, daß er ein Amt angenommen habe, das sich mit Mannesmut und Gradsinn nicht hätte vertragen sollen. Ich glaube, daß der eigentliche Grund von Zunz' Rückzug wohl mehr in persönlichen Differenzen[6]) und in der außerordentlichen Schroffheit von Zunz lag, die ihn zur Bekleidung eines Amtes wenig fähig machte, und die ihn auch in den übrigen öffentlichen Stellungen, die er annahm, nach ziemlich kurzer Zeit zu Reibungen mit der vorgesetzten Behörde und zu schneller Aufgabe seiner Stellung veranlaßte. Wie dem aber auch sein mag, die im Jahre 1823 erschienenen Predigten, von denen leider in den Gesammelten Schriften, Band 2, nur zwei Stücke, und zwar Band 2, S. 83—101: Die Predigt über Religiosität, September 1817 und die „Erweckung zum Fortschreiten", 30. September 1820 (also die Leipziger Predigt, vgl. oben) gedruckt sind, bieten ein treffliches Zeugnis von der Art, wie Zunz den Predigtberuf auffaßte, von seiner Stellung zum deutschen Gottesdienst und von seiner Anschauung über eine wahrhafte geläuterte Re-

[6]) Ueber diese Differenzen, die wirklich sehr ins einzelne gehen und höchst unerfreulich sind, hat Maybaum am a. O. S. 7—9 eine Anzahl Aktenstücke mitgeteilt, von deren Wiederholung ich absehe.

form.[7]) Aus diesem Grunde sind die oben mitgeteilten Aktenstücke ein ungemein wichtiger Beitrag, nicht bloß zur Lebensgeschichte von Zunz, sondern auch zur Geschichte des Liberalismus.

* * *

Als Anhang mag ein sehr merkwürdiges Schreiben aus etwas späterer Zeit, 1840, mitgeteilt werden, das so bedeutsam genannt werden mag, daß es an dieser Stelle nicht fehlen darf. Das Konzept ist unendlich stark korrigiert und beweist schon dadurch die Bedeutung, die Zunz dem Schriftstücke beilegt. Es ist an Prof. H. Horwitz in London gerichtet und hat folgenden Wortlaut:

„Sehr geehrter Herr Professor!

Am 10. vor. Mon. beehrte mich Herr R. Salomons mit seinem Besuche und richtete in Ihrem Auftrage einige Fragen an mich, die projektierten Synagogen-Reformen in Ihrer Gemeinde betreffend. Ich versprach Ihnen darüber zu schreiben, behufs besserer Verständigung, und erfülle diese Zusage durch gegenwärtige Bemerkungen, die Reform und Personal, Gottesdienst und Schule berührend, deren Anwendung ich Ihrem weiteren Ermessen anheimstelle.

Ueber das Wesen der Reform glaube ich mich im 24. Kapitel des Werkes „Die gottesdienstlichen Vorträge" deutlich ausgesprochen zu haben. Ideen und Grundsätze müssen durch die häusliche Erziehung und die öffentliche Belehrung erläutert werden, dann machen Verbesserungen sich selbst Bahn. Denn bloßes Aendern, Abschaffen und Einreißen heißt nicht reformieren, zumal wenn eine Aenderung unbegründet ist und ohne Teilnahme bleibt. Manche solcher Verbesserungen sind vielmehr Verschlimmerungen, z. B. die Verstümmelung der rezipierten Gebete, die Zerteilung des einjährigen pentateuchischen Lektionen-Zyklus, die Aufnahme christlicher Lieder in den öffentlichen Gottesdienst, die Profanierung des Sabbat, die Aufhebung des zweiten Feiertages. Bei anderen Maßregeln kommt es darauf an, sein Publikum zu kennen; manches läßt sich allmählich einführen, was, wird es plötzlich aufgedrungen, Streit und Trennung bewirken würde wie etwa a) der Gebrauch einer Orgel, b) die Einsegnung der Mädchen in der Synagoge, c) die Abstellung der lauten Wiederholung der Tefilla. Zu den wirklichen Bedürfnissen, mithin wesentlichen Verbesserungen, darf gezählt werden: 1. öffentliche Konfirmation der Knaben, 2. Traureden, 3. regelmäßiges Predigen an Sabbat- und Festtagen, 4. religiöse Gesänge, 5. Vortrag der Haftarah und der Psalmen (aschre etwa ausgenommen) in der Landessprache, welches letztere auch von den vorher genannten vier Gegenständen gilt, 6. abwechselnder Gebrauch einzelner Selichot und desgleichen der Kinnot, 7. Aufhebung von Kol Nidre, Schir Hajichud und aller kabbalistischen jehi razon, 8. Streichung der meisten Pintim für die drei Hauptfeste und Purim, 9. Wiederherstellung der Würde der Andachten, daher Abschaffen von Malkusschlagen, Hamanklopfen, Mizwot-Versteigerung, namentlichen Aufrufen zur Thora und dergl. mehr. Diese Einzelheiten führen mich zu einer Betrachtung über das mit der Leitung dieser wichtigen Angelegenheit beauftragte Personal. Von diesen Männern muß vorausgesetzt werden, daß sie keinen Anstoß geben, Bildungsstufe und Bedürfnisse ihrer Gemeinde kennen und voll Eifers für das Wohl des Ganzen nur dieses im Auge haben, nicht die eigene Bequemlichkeit oder eitle Ehrenbezeugungen. Vornehmlich kommt es viel an auf den Prediger, welcher in Ihren Unternehmungen die moralische Macht bildet, daß er fähig sei, Vertrauen zu erwecken, geistig anzuregen, weiter zu bilden und einen sittlichen Wandel mit tüchtiger Einsicht verbinde. Seichte Halbwisser richten nichts aus und Heuchler und Egoisten und Finsterlinge stiften nichts Gutes, aber Beruf und Eifer, Frömmigkeit und Liebe zu Israel werden Berge versetzen und Wunder verrichten. Das Verhältnis zwischen dem Prediger und dem Vorstand muß ein geregeltes, aber ehrenhaftes sein.

Für den Gottesdienst würde man die gedruckten Ordnungen der Synagoge in Würtemberg und Kopenhagen zu Rate ziehen können, ohne denselben sklavisch zu folgen, indem teils der Londoner Ritus berücksichtigt, teils Einzelnes besser gemacht würde. Man-

[7]) Die Predigten sind charakterisiert und nach einem von Zunz angelegten Verzeichnis sämtlich genannt — es sind nicht weniger als 61 bei Maybaum S. 10 fg. Von diesen sind in der 1823 erschienenen Sammlung nur 16 gedruckt.

regeln, die unmotivierten Zwang auflegen, alles äußerlich uniformieren, das Charakteristische der Feier verwischen, die innerste Empfindung ertöten, vorgeschriebene, fixierte Texte, gezwungene Sporteln für Segenssprechungen, Entfernung aller Kinder unter acht Jahren, Zurücksetzung der heiligen Sprache, Bevorzugung der Reichen, überhaupt Nachahmerei in Tracht und Nebendingen, dies und ähnliches mag ich nicht empfehlen. Die Ordnung sei würdevoll, und der Zutritt zu der Synagoge erleichtert. Jeder empfinde, daß er zu feierlich-andächtiger Gemeinschaft (Mikro kaudesch) nicht zur Parade berufen worden. Womöglich bleibe täglich, mindestens Montags und Donnerstags der Früh-Gottesdienst im Gange, sollte man auch anfangs zehn Leute dazu halten müssen. An dem Vorabend, Morgen und Ausgang der Sabbate, Fest-, Fast- und Bußetage darf der Gottesdienst nicht ausfallen. Die ersteren Berochaus, Aschre bis zum Schlusse der Tefillo und Olenu scheint angemessen, unverändert hebräisch vortragen zu lassen.

Ueber den Gesang der Gebetstücke dürfte die Wiener Liturgie, deren Melodien jetzt im Druck erscheinen, zu Rate gezogen, indessen jedenfalls vereinfacht werden, damit der Synagogengesang populär und die Dauer des Dienstes abgekürzt werde. Viele Lieder könnten aus Kleys Gesangbuch ins Englische übertragen und zu den Melodien beibehalten werden; dergleichen Gesänge mögen zu Anfang und beim Beschluß der Andacht vor und nach den Predigten usw. stattfinden.

Als den Grund des ganzen Gebäudes betrachte ich die Schule, die das werdende Geschlecht für fortschreitendes Judentum, also für angemessenen Gottesdienst heranbilde. Alle Verbesserungen, die aus dem Bedürfnisse einzelner hervorgehen, sind eitel, wenn der Jugend nicht Verehrung der Religion, Liebe zum Judentum, echte Bildung, Achtung ihrer selbst eingeflößt und sie ohne Kenntnis der hebräischen Sprache, ohne Kunde von dem nationalen Altertum auferzogen wird. Was in dieser Schule und wie es gelehrt wird, der innige Zusammenhang von Schule und Synagoge, die Beförderung zeitgemäßer Reform, dieses so wichtige Element darf darum nicht dem Zufall preigegeben werden. Gerade hierin vermutlich ist in Ihrem Vaterlande noch vieles zu tun, wie noch in manchen anderen Ländern; wenn aber auch keiner die Aufgabe vollständig lösen wird, sollte der Verständige sie doch vollständig kennen.

Dies Thema überschreitet die Grenzen eines Briefes, zumal des gegenwärtigen, der über Einzelheiten nur Ansichten des Einzelnen geben will: Ergebnisse von Studien, von dreißigjährigem Zuschauen und Mitwirken, seitdem im Jahre 1810 in Deutschland ähnliche Verbesserungen wirklich zu werden angefangen haben. Meine aufrichtigen Wünsche für das, was edle Männer erstreben, meine freudige Hoffnung, daß das Gute gedeihen werde, begleitet dieses Schreiben. Solange ein heiliges Ziel sich den Blicken nicht entrückt, lassen Sie sich nicht von dem Staub, den der Kampf aufwühlt, zurückschrecken. Aber in diesen Kämpfen scheuen Sie mehr die Schwachen wie die Starken; gibt man hie und da nach, so wird es ehrenvoller sein, recht zu haben, als recht haben zu wollen.

Sie werden durch Herrn Salomons, dem ich mich empfehle, eine für Sie bestimmte Rede erhalten haben. Die gegenwärtige Gelegenheit ergreife ich, Sie der besonderen Hochachtung zu versichern, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr ergebenster Zunz.

Berlin, 18. September 40.

Dieses merkwürdige Aktenstück beweist, daß Zunz der Reform des Kultus keineswegs abgeneigt war. Man muß bei Würdigung des eigenartigen Gutachtens besonders bedenken, daß es nicht für deutsche, sondern für englische Verhältnisse bestimmt war.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 20.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 1 und 2. Jahrgang 10. Januar u. Februar 1918.

Was will das liberale Judentum?

Von Rabbiner Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.

Unter denen, die sich bewußt zum liberalen Judentum bekennen, gibt es solche, die auf das „liberal" den Hauptton legen und andere, die das „Judentum" vor allem unterstreichen. So stehen sich, wenn man von verschwimmenden Schattierungen absieht, im Grunde zwei Ansichten, um die Vorherrschaft kämpfend, gegenüber. Es sind die alten Gegensätze, zwischen denen sich das ganze geschichtliche Leben der Menschheit bewegt und die geradezu als die motorischen Kräfte der Menschheitsentwicklung angesehen werden können: Individualismus und Gemeinschaftstrieb.

Die einen, die das „liberal" als das Wesentliche betrachten, sehen ihren Zweck in der Befreiung des persönlichen Lebens von allen Bindungen und Beschränkungen. Historisch entstanden aus der Reaktion gegen absolutistische Autorität auf politischem und religiösem Gebiet, will der Liberalismus zunächst subjektiv die eigene Persönlichkeit frei machen von jeglicher politischen und religiösen Bevormundung, dann aber auch objektiv die Macht von Staat und Religion so beschränken, daß möglichst wenig Hemmungen der Persönlichkeit von ihnen ausgehen können.

Ein hemmungsloser Individualismus aber, der der Beliebigkeit des eigenen Ich alles Recht gegen die historischen Mächte der Geschichte zuerkennt, mündet notwendigerweise in Anarchie. Da aber der Staat im Gegensatz zur Religion — insbesondere zur jüdischen Religion — sein Recht und seine Autorität durch die Macht der Gesetze zu schützen weiß, verbleibt dem Individualismus der billige Endsieg nur auf dem schutzlosen Gebiete der Religion.

Mit Recht nennt man diesen schrankenlosen Liberalismus innerhalb der Religion Radikalismus, denn er greift die Religion an ihrer Wurzel an und entwurzelt sie, wenn er den geschichtlichen Mächten keine Autorität auf sich einräumt. Alles Positive ist erdgewachsen im Boden der Geschichte und der Ueberlieferung. Wo Geschichte und Ueberlieferung jedes Anspruchs auf die Persönlichkeit beraubt werden, herrscht Negation, Radikalismus, Anarchie.

Der einzige Positivismus, der dieser Richtung des liberalen Judentums Inhalt und Lebenstrieb gibt, ist der Kampf. Liberales Judentum wird so zu einer bloßen Organisation der Kampfbereitschaft oder Verteidigungsallianz gegen Uebergriffe und Eingriffe aus gegnerischen Lagern. Darum erwacht dieses liberale Judentum meist nur in kurzen Kampfperioden zum Leben; es braucht den Kampf, um wach zu bleiben und nährt auch heute seine schwache Lebensflamme vom Kampf gegen Orthodoxie und Zionismus und etwa noch vom Kampf gegen die positiv-historische Richtung im eigenen liberalen Lager und vor allem gegen deren Vertreter, die Rabbiner. Das Gespenst einer Hierarchie — bei der rechtlichen Einflußlosigkeit der preußischen Rabbiner wahrlich eine wehmütige Ironie — taucht bei jeder religiösen Forderung und Mahnung schreckhaft auf, oder wird nur als ein billiges Mittel, sich allen

unbequemen Pflichten zu entziehen, an die Wand gemalt.

Dieser unentwegten Liberalen gibt es in unserer Mitte freilich nur wenige. Aber diese wenigen sind Kampfnaturen mit der ganzen Zähigkeit und starren Prinzipienfestigkeit, die sich um jeden Preis durchzusetzen weiß und eines Einflusses auf gewisse Kreise immer sicher sein darf.

Ihnen gegenüber stehen die anderen, die ihren Zweck in der Erhaltung des Judentums erblicken. Diesen ist das „Judentum" das Wesentliche. Sie können sich darauf berufen, daß schon die sprachliche Zusammensetzung: „Liberales Judentum" ihnen Recht gibt, indem „Judentum" das Hauptwort ist und „liberal" nur die Modalität, die Besonderheit des Hauptwortes „Judentum". Die umgekehrte Formulierung „jüdischer Liberalismus" würde etwas besagen, was selbst der radikalsten Richtung innerhalb des liberalen Judentums nicht gerecht würde. Denn unter jüdischem Liberalismus versteht man alles andere, Politische, Literarische usw. eher als liberales Judentum.

Judentum ist ein religiös-historischer und religiös-soziologischer Begriff. Das Judentum als Religion ist eine geschichtlich-soziologische Erscheinung und unterliegt als solche den biologischen Gesetzen jeder Gemeinschaft. Strebt der Einzelne nach Freiheit, so beruht die Existenzmöglichkeit der Gemeinschaft auf Bindung. Der Staat erzwingt diese Bindung; die Religion, der keine Staatsautorität helfend zur Seite tritt, ist auf die Freiwilligkeit der Bindung angewiesen. So sagt schon Mendelssohn in seinem Jerusalem: „Der Staat gebietet und zwingt, die Religion belehrt und überredet." „Sie treibet nicht mit eisernem Stabe, sondern leitet am Seile der Liebe . . . Ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung, ihre Macht die göttliche Kraft und Wahrheit."

Um diese freiwillige Bindung und Unterwerfung der Einzelpersönlichkeiten durchzusetzen, muß demnach das Judentum wahr und überzeugend, liebenswürdig und schön erscheinen; es muß dem individuellen Freiheitstrieb so weit entgegenkommen, als dies möglich ist, ohne sich selbst aufzugeben. Das heißt, es muß liberal sein. Das ist der Sinn des liberalen Judentums.

Gegen ihren Zweck der Selbsterhaltung handelt die Religion sowohl, wenn sie um des unentwegten Liberalismus willen auf jüdisch-religiöse Existenznotwendigkeiten verzichtet, als auch, wenn sie tote Formen und starre Dogmen, die von dem Leben und Denken abgestoßen und verworfen werden, eigensinnig festhält. Was die Mehrzahl als drückende Last empfindet, was das Leben hemmt und lähmt, was von der fortschreitenden Erkenntnis als vernunftwidrig und unhaltbar befunden wird, mit einem Wort, was nicht mehr lebendig ist und nicht mehr zum Leben erweckt werden kann, das lehnt das liberale Judentum im Interesse der Erhaltung des Judentums mit Entschlossenheit ab.

Lebendiges Judentum ist die Grundforderung des liberalen Judentums.

Hier liegt der Kernpunkt des Gegensatzes des liberalen Judentums zum orthodoxen Judentum. Weil uns die Orthodoxie nicht als lebenerhaltende, sondern als lebenhemmende Macht erscheint, weil ihre Theorie die Anpassungsmöglichkeit an das veränderte Leben verneint, weil wir sahen, wie infolgedessen von Generation zu Generation — trotz scheinbarer Augenblickserfolge der zielbewußten orthodoxen Partei — das orthodoxe Judentum an wahrhaften Anhängern und bestimmendem Einfluß auf die Geister verlor, darum sind wir „liberale Juden".

Dieser Gegensatz bedingt nicht mit Notwendigkeit einen Kampf. Was uns vereint, ist der gemeinsame Wille zur Erhaltung des Judentums; was uns trennt, ist der Weg. Um so viel wichtiger das Ziel als der Weg ist, um so viel größer ist das Gemeinsame zwischen uns als das Trennende.

Auch der Zionismus will Erhaltung des Judentums. Und seine Erfolge sind groß und beachtsam. Aber der Zionismus faßt das Judentum als einen national-historischen und national-soziologischen Begriff. Das ist es, was uns trennt. Was uns das Wesentliche ist: religiöses Judentum, Religion als Inhalt und jüdische Gemeinschaft als Gefäß, das wandelt der Zionismus in das Entgegengesetzte um und erklärt die jüdische Gemeinschaft, das rein Soziologische, für das Wesentliche, gleichgültig, welchen Inhalt und ob es einen religiösen Inhalt hat oder nicht.

Wiederum bedingt der Gegensatz nicht einen Kampf. Wohl einen Kampf der Geister, ein Ringen um die jüdischen Seelen, vor allem

die Seele der jüdischen Jugend. Aber auch hier ist das Gemeinsame größer als das Trennende. Wir erstreben beide Erhaltung des Judentums, wir durch Erhaltung der Religion, jener durch Erhaltung der Gemeinschaft. Wir wollen um der Religion willen, die allein uns Existenzberechtigung und geschichtlichen Wert verleiht, unsere Gemeinschaft erhalten, jener will die Gemeinschaft um ihrer selbst willen, auch ohne jeden religiösen Inhalt, erhalten. Dem Zionismus gegenüber schreiben wir auf unsere Fahnen: „religiöses Judentum".

Lebendiges religiöses Judentum ist unser Programm, mit dem wir die Zukunft erobern wollen. Es trägt die sieghafte Werbekraft in sich, um uns die Herzen und Geister unserer Jugend zuzuführen.

Liberale Vereinigung und Liberalismus.

Von Rabbiner Dr. Bruno Lange-Magdeburg.

Die letzte Sitzung der Vertreter der Vereinigung des liberalen Judentums in Deutschland zu Berlin am 29. Oktober d. J. war für Rabbiner wie Laien im gleichen Maße bedeutungsvoll. Dies gilt besonders von den mannigfachen Anregungen, die Jeder erhielt, dem die Sache des religiösen Liberalismus am Herzen liegt. Da es mit Rücksicht auf die Kürze der Sitzung, die die verschiedenartigsten Anregungen erbrachte, unmöglich war, alles zum Ausdruck zu bringen, was im Hinblick auf die weittragende Bedeutung der Sache hätte gesagt werden können — sogar müssen —, andererseits es auch geboten ist, allen Denen im Felde und in der Heimat, die persönlich nicht haben anwesend sein können, Näheres von den wichtigsten Punkten der Verhandlung mitzuteilen, soll es mir gestattet sein, die Kernpunkte der Debatte nochmals hervorzuheben und sie zugleich unter eine persönliche Kritik zu stellen.

Zunächst betone ich gern, daß alle Anwesenden die Notwendigkeit erkannten, die liberale Sache mit Nachdruck weiter zu propagieren und es Bedürfnis geblieben ist, für die Erweiterung und Festigung unserer Anschauungen mit aller Kraft zu wirken. Die einleitenden Worte des bisherigen Vorsitzenden der Vereinigung, Herrn Justizrat Brestauer-Berlin, der aus Gesundheitsgründen zum lebhaften Bedauern der Versammlung von der Leitung zurücktrat, bekundeten, daß der Glaube an die Echtheit und Notwendigkeit der Bestrebung nicht wankend geworden ist und die Ueberzeugung besteht, daß die Zukunft des Judentums wesentlich von der Arbeit unserer Vereinigung abhängig sein wird. Die liberalen Rabbiner, die der Sitzung beiwohnten, haben sich gewiß nicht durch die von dem neuen Generalsekretär, Herrn Rechtsanwalt H. Stern, gegebene Statistik, nach der im Verhältnis zu ihrer wirklichen Anzahl noch viele liberale Juden wie auch Gemeinden fehlen, in ihren Hoffnungen umstimmen lassen. Treten sie doch mit der ganzen Kraft ihrer Stellung und ihrer Persönlichkeit für die heilige Sache unserer religiösen Neuordnung ein, die sie als unumgänglich für den Bestand des Judentums erkannt haben. Eine Bewegung, die so sehr ein Bedürfnis unserer Zeit zu stillen sich bestrebt, hängt nicht ab von sensationellen Gegenwartserfolgen, sie ist Lebensnotwendigkeit geworden mit echter Wesenhaftigkeit und Grundgewalt. Aus dem Verlangen nach verjüngtem religiösen Leben, aus eifrigem Hinhorchen auf die innere Stimme der neuen Zeit erwuchs der programmfeste Liberalismus, der die religiöse Erschlaffung bekämpfen und die Stagnation der natürlichen Fortentwicklung durchbrechen sollte.

Um die Sehnsucht nach religiöser Erfrischung, welche die große Masse der deutschen Judenschaft erfüllte, vor das Forum der modernen Rabbiner zu führen, wurde die große Tagung zu Posen im Jahre 1911 gehalten, welche als greifbares Ergebnis die Richtlinien des liberalen Judentums hervorbrachte. Wenn sie auch von Fachgenossen und Laien einer berechtigten Kritik unterstellt wurden und die Urteile über ihre Berechtigung begreiflicherweise sehr auseinandergingen, sie sind und bleiben die Bekundung eines starken Willens zur religiösen Betätigung, ein rühmenswerter gründlicher Beginn, einer in allen Zweigen geistiger Be-

tätigung schwer verwickelten Zeit zur Befreiung zu verhelfen. Dies wird Jeder einsehen, selbst wenn er mit den Richtlinien sich nicht einverstanden erklären wollte. Eine kommende Zeit wird das Werk besser zu würdigen verstehen, wenn nur der Wille erhalten bleibt, der sich bisher so unzweideutig bekundete.

Die idealen Ziele, die die Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland sich gestellt hat, wären vielleicht eher erreicht worden, als es jetzt möglich erscheint, wenn sie sich einige Jahrzehnt früher konstituiert hätte, als starke Strömungen unser religiöses und bürgerliches Leben erschwert hatten und eine innere Festigung sowohl notwendiger im Hinblick auf die entstandenen starken Schädigungen als auch leichter gewesen wäre. — Auch würde es wohl kaum zu einer solch mächtigen Abschweifung geführt haben, daß Tausende zum Nationalzionismus einkehren konnten. Diese Tatsache bleibt als unwiderlegbarer Ausdruck für die religiöse Unlust bestehen, welche nicht das Judentum an sich, wohl aber die damals noch überwiegend betonte traditionelle Form des Judentums herbeigeführt hatte. Hiervon jedoch nachher! Seien wir nun gewarnt, Weg und Mittel der Weiterarbeit sehr ernst zu überlegen. Die Arbeit ist nicht nur schwer, sie ist im höchsten Sinne verantwortungsvoll, indem sie den höchsten Besitz der Menschheit nach Außen wie nach Innen zu neuem Dasein zu verhelfen sich bestrebt.

Die Ueberlegungen der letzten Sitzung betrafen die Weiterführung der Propaganda Die Ergebnisse zeigen, daß bisher nicht genug geschehen ist, um die Anzahl der Mitglieder der Vereinigung auf die der Anzahl der liberalen Juden in Deutschland nur annähernd entsprechende Höhe zu bringen. Nachträglich sahen wir ein, daß der Glaube schädigend war, wir hätten in der Kriegszeit mit wichtigeren Dingen uns zu befassen. Es kann gewiß eifrigste Tätigkeit für das religiöse Ideal unsere Bürgerpflicht nicht beeinträchtigen. Das haben die Separatbestrebungen aller religiöser, christlicher wie jüdischer Parteiungen *außer uns* erwogen und befolgt. Die Freie Vereinigung zu Frankfurt a. M. hat den stärksten Einfluß auf die kriegsministeriellen Verfügungen betreffend Regelung von Festtagsbeurlaubungen und ritueller Beköstigung für Angehörige des Heeres gewonnen, die Zionisten halten propagandistische Soldatenversammlungen hinter der Front ab, begründen Zeitschriften und arbeiten mit ungewöhnlichem Eifer. So wollen auch wir mit frischem Mute ans Werk gehen und im Ausblick auf die Zukunft, die an alle Teile der Reichsbürgerschaft mit neuen Worten sich wenden wird, alle Kräfte zusammenholen!

Was in Berlin in der erwähnten Sitzung für eine wirkungsvolle Propaganda in Vorschlag gebracht wurde, erscheint mir teils unanwendbar, teils schädigend, teils auch unwirksam. Die beachtenswerten Aeußerungen des Herrn Dr. Seligmann drangen im Verlaufe der Aussprache nicht so durch, als es bei stärkerer Konzentrierung hätte geschehen können. Sie waren einer reiferen Prüfung wert und enthielten Dinge, die Gutes nach sich ziehen würden. Es wurde zu wiederholten Malen auf die Notwendigkeit der Gründung liberaler Jugendvereine hingewiesen, die als Gegengewicht derer wirken sollen, die unter der Maske der Neutralität anderen, den religiösen Liberalismus störenden Zwecken dienen, überhaupt auf eine verstärkte Beeinflussung der Jugend im religiös-liberalen Sinn, auf Gründungen neuer Ortsgruppen, auf eine Stärkung des Einflusses des Rabbiners im Vorstande der Gemeinde aus Gründen einer strafferen Reformierung kultischer und unterrichtlicher Institutionen usw. Alle diese Punkte, denen gewiß keine unerhebliche Bedeutung zukommt, erbringen nichts Neues und Ersprießliches, versprechen nur eine erst im Laufe der Jahre mögliche Wirkung und können zudem nicht so durchschlagend sein. als sie ja mehr oder weniger auch heute schon in Wirkung stehen! Wir haben Jugendvereine, wenn auch nicht genug, aber sie betätigen sich nicht alle oder können es infolge des Krieges nicht. Wir haben Ortsgruppen, deren Wirkung durch Vervielfältigung nicht gehoben wird, wenn sie so wenig arbeiten wie bisher, und nicht zuletzt viele liberale Rabbiner, die kraft ihrer Persönlichkeit genug Einfluß auf den Vorstand ihrer Gemeinde ausüben. Es wird nichts Neues gesagt, das fühlbar und *bald* weiterhilft, nichts, das aus der allgemeinen Erschlaffung herausführt. Nicht äußere Handhabungen und keine

propagandistische Mittel werden uns instand setzen, die 500000 außerhalb unserer Vereinigung stehenden sogenannten liberalen Juden zu gewinnen, einzig und allein eine von Grund auf veränderte Methode!

Herr Dr. Seligmann hat sie in Uebereinstimmung mit den Rabbinern angedeutet, die sich am Abend vorher zur Besprechung versammelt hatten. Er will nicht das Trennende der jüdischen Parteiungen, soweit sie sich nicht völlig abseits der religiösen Heerstraße lagern, sondern das Einigende! Dieser Grundsatz unserer Zeit, der Friede und Wohlsein an die gesamte Menschheit zurückzugeben berufen ist, wird auch unsere Sache in ein neues Lebensalter führen, Ausbreitung und Vertiefung bewerkstelligen, wenn wir ihn ganz beherzigen. Wenn wir der Zeiten gedenken, in denen die Vereinigung sich konstituierte, so fallen uns jene unerfreulichen Wortgefechte ein, die wir mit Zionismus und Orthodoxie in gleicher Weise auszufechten hatten. Wer den Schaden trug, waren wir allein, da wir einer bereits festgeschlossenen Machtgruppe einerseits und einer durch die Tradition zweier Jahrtausende festverbündeten und überzeugten Gemeinde andererseits als junge, wenn auch begeisterte kleine Schar gegenüberstanden. Es bleibt nicht zu leugnen, daß sowohl liberaldenkende Fachgenossen auf Kanzel und Lehrstuhl wie auch große Massen freireligiöser Laien mit dieser Methode sich nicht befreunden konnten und es vorzogen, ohne Zugehörigkeit zu einer Sondergemeinschaft als „einfache" Juden weiterzuleben. Ja, es kam vor, daß sogar gerade die Kreise, deren Anschluß uns hätte gewiß sein müssen, durch die Verkennung unserer Ziele sich gegen uns wandten oder gar in ein gegnerisches Lager hineinpropagiert wurden. Ein Stürmen und Drängen steht allein dem an, der Neues verkünden will! Das haben Erfinder, Reformatoren und Verkünder zu allen Zeiten wahrgemacht. Auch Abraham Geiger, der Mann des eifrigen Wortes, dessen — wie Philipp Bloch gesagt — „erstes Auftreten auf dem rabbinischen Schauplatze sofort Sturm ankündigte", ist nur durch seine Kühnheit und Kampflust zum Verkünder des Reformwillens im vorigen Jahrhundert geworden! So wie Geiger ging es auch uns zuerst. Wir mußten uns zu viel verteidigen. Der Liberalismus, wie er vor dem Kriege an der Arbeit war, war zu sehr ein Kampfliberalismus, der sich erschöpfte in Angriffen oder Abwehrmitteln gegen seine vermeintlichen Hauptgegner, Zionismus und Orthodoxie. Er betonte zu stark die ihm innewohnende Negation. Jetzt aber bedürfen wir der ruhigen Konzentration, der zielsicheren Vereinigung aller vorhandenen Kräfte, deren wir habhaft werden können. Unser Liberalismus möge — seinem wahren Wesen getreu — seine positive Grundlage hervorkehren und aufgehen in der Heranziehung der religiös Indifferenten, die größere Feinde sind als Zionisten und Konservative. Bisher sind die Richtlinien des Liberalismus, soweit sie vor ihrer Aufstellung von dem erdrückenden Uebermaß unserer Glaubensbrüder nicht schon befolgt wurden, hinsichtlich des wahren Zieles, Verinnerlichung des religiösen Lebens, derselbe Zukunftstraum, wie wir es mit Recht vom zionistischen Programm behaupten. Wie Jene, die Zionisten, in der stärkeren Betonung des neueren Kulturzionismus (Achad Haam) bekunden, daß unser Geschlecht sich noch für ideale Güter begeistern kann, die hart an der Grenze unseres Weges verlaufen oder gar zum Teil mit ihnen sich decken (was Herr Dr. Seligmann so schön hervorhob), so müssen auch wir endlich beginnen, Anschluß zu suchen und solche Laienelemente für uns zu gewinnen, die erglüht von unseren Idealen, Begeisterung zu wecken vermögen. Sowohl im Wesen des Kulturzionismus, dessen Benennung nur den übereilig Urteilenden abschrecken kann, der die Gegenstände nicht erkannt hat, als auch im Wesen unserer heutigen Orthodoxie sind viel mehr Eigenschaften vorhanden, die sie mit uns befreunden können, als Gegensätze, die uns für immer zu trennen scheinen.

Wenn diese Erkenntnis uns beherrscht, so werden wir nach Innen Ruhe gewinnen und neue Mittel und Wege finden, vorwärts zu kommen. Die Methode wird nicht bestimmt weder durch das Ziel noch durch die kleinlichen Mittel, sondern durch die Erkenntnis und den Willen! Wir, die wir Vieles wollen, müssen auch Vieles überwinden lernen. Das heißt unserer heiligen Sache dienen mit ganzer Kraft, wie sie es von uns fordern darf!

„Hin zur Bibel!“

Von Rabbiner Dr. Dienemann in Ratibor.

Es ist eine offenkundige Tatsache, daß die Bibel in jüdischen Kreisen in den letzten Jahrzehnten eine derartige Vernachlässigung erfahren hat, daß man getrost und ohne sonderliche Uebertreibung sagen kann, daß sie weiten Kreisen der westeuropäischen Judenheit aus dem Bewußtsein geschwunden ist.

Zwar wird in jedem gut und modern ausgebauten Religionsunterricht der Bibellektüre ein gewisser, mitunter sogar sehr breiter Raum gewährt, aber es ist zunächst überhaupt die Frage, ob diese Bibellektüre bei Menschen, die die Probleme des Lebens, des Einzel- und des Völkerlebens, noch nicht aus eigener Erfahrung in ihrer ganzen Wucht kennen, die volle Frucht zeitigen kann. Man muß vielleicht selbst erst mancherlei erlebt haben, vielerlei erfahren und beobachtet haben, muß durch schwere Sorgen und Zweifel, durch Hochstimmungen und kampfbeendende Friedensgefühle hindurchgeschritten sein, muß zwischen unruhevollen Spannungen der Seele hin- und hergeschüttelt, zwischen Widersprüchen hin- und hergependelt sein, muß die Rätsel des Werdens und Entstehens, der Blüte und des Niederganges der Völker und Staaten aus reifer Erfahrung in ihrer Schwere empfunden haben, um in den Worten der Bibel das Bild des eigenen Lebens wiederzufinden, aus ihnen den Antrieb zur Tat zu gewinnen.

Aber selbst wenn die Bibellektüre im Unterricht so fruchtbar und gewinnbringend ist, wie wir es annehmen, was nutzt sie schließlich? Mit dem Unterricht hört diese Berührung mit der Bibel in der Regel völlig auf, ohne in fruchtbringender Weise wiederzukehren und sich zu erneuern, denn in dem jüdischen Hause hat die Bibel ihren Platz verloren. Sie wird nicht gelesen, sie spricht als Element der häuslichen Erziehung nicht mit; unter den Dingen, die den geistigen Charakter eines Hauses prägen, die als Mittel der Gemütsbildung, als Anregung der Phantasie, als Erweckung des sittlichen Bewußtseins eine Rolle spielen, zählt die Bibel kaum — um nicht zu sagen überhaupt nicht — mehr mit. Wollte man einmal Nachfrage anstellen, in wieviel jüdischen Häusern eine Bibel vorhanden ist, man würde traurige Resultate erfahren, und dabei ist ja das Vorhandensein auch noch nichts; wenn die Bibel an irgendeiner Stelle des Bücherschranks eingestaubt und nicht in ständigem Gebrauch ist, ständig in die Seelen einfließt, hat das ja auch keinen Sinn und Zweck.

Nun ist es leicht einzusehen, daß damit in der jüdischen Erziehung und in der Erhaltung und Vertiefung des jüdischen Bewußtseins eine Lücke entsteht, die um so empfindlicher ist, als das, was in früheren Zeiten die Kenntnis der Bibel zu einem Teil ersetzen konnte, die Vertrautheit mit dem nachbiblischen Schrifttum, unwiederbringlich verloren ist; einmal schwindet mit der Bibel die Wurzel und der Ausgangspunkt der jüdischen Gedanken aus dem Bewußtsein, so daß der ureigentümliche Besitz der jüdischen Gemeinschaft an frommen Gedanken und Gefühlen als solcher nicht mehr gekannt wird, sondern da sie nun aus der christlichen Umwelt in die Seelen hineingelangen, als christlich empfunden werden und so dem Christentum auf Kosten des Judentums das Urteil der überlegenen Tiefe eintragen; vor allem aber wird damit die Kontinuität des jüdischen Geistes, seine ununterbrochene Fortpflanzung in der Reihe der Geschlechter abgerissen, denn auch der beste Unterricht eines Systems der jüdischen Lehre kann die Quelle selbst in ihrer Fruchtbarkeit nicht ersetzen.

Muß man so die Forderung erheben, daß aus allgemein jüdischen Gründen der Bibel eine aufmerksamere Würdigung, ein liebevolleres Sichvertiefen gewidmet werde, so treten noch mancherlei Gründe hinzu, die all dies für den liberalen Juden zu einer besonderen Pflicht erheben.

Ehe wir aber diese Gründe uns erneut ins Bewußtsein heben, mag es nützlich sein, darauf hinzuweisen, daß mit Energie darauf gedrungen werden muß, daß im Gottesdienst der Bibel der Platz zurückerobert werde, der ihr nach ihrer zentralen Bedeutung für die Begründung jüdischer Frömmigkeit und nach der ganzen Anlage und Struktur des jüdischen Gottesdienstes zukommt. So wie die

Vorlesung aus der Thora heute sich vollzieht, verfehlt sie ihren Zweck; ob einjähriger ob dreijähriger Zyklus, ob der ganze Wochenabschnitt vorgelesen wird oder nur ein Teil, diese Streitfrage von einst ist heute schon etwas Gleichgültiges geworden, das Vorgelesene wird nicht verstanden; die Kenntnis des Hebräischen ist derart geschwunden, daß man mit der Tatsache einfach rechnen muß, daß das Vorgelesene ohne Wirkung bleibt und dieser Teil des Gottesdienstes als ein toter Punkt empfunden wird. Als in früheren Jahrhunderten bereits einmal eine solche Periode des Niederganges der Kenntnis der hebräischen Sprache eintrat, da half man sich in richtiger Kenntnis der Tatsache, daß es ein Judentum ohne Kenntnis der Thora nicht gibt, damit, daß man in den Gottesdienst die Funktion eines Meturgeman, eines Dolmetschers, einbaute, der das Vorgelesene in die Landessprache zu übersetzen hatte. Diese Einrichtung in moderner Form wieder ins Leben zu rufen, ist eine wahrhaft liberale Forderung. Da wir teils aus Gründen, die mit dem Gemütsleben zusammenhängen, teils um die Einheit der Judenheit und den geschichtlichen Charakter des jüdischen Gottesdienstes zu wahren, und nicht zuletzt um der Aufrechterhaltung der die verschiedenartigsten religiösen Schattierungen umfassenden Einheitsgemeinde willen den hebräischen Charakter des Gottesdienstes in irgendeinem Ausmaß zu wahren uns gedrängt fühlen und also das Wort der Thora in seiner Ursprache ertönen soll, ist es nun erst recht eine Pflicht des liberalen Judentums, diese gottesdienstliche Einrichtung nicht zu einer leeren Form werden zu lassen, sondern ihr Sinn und Zweck zu verleihen durch die Uebersetzung in die Landessprache. Man mag das machen, in welcher Form man will, am besten wohl durch eine unmittelbar an die Vorlesung des hebräischen Textes sich anschließende zusammenhängende Uebertragung des Vorgelesenen, jedenfalls muß man von der Erkenntnis ausgehen, daß Predigt und Schrifterklärung allein nicht ausreichen, die Kenntnis der Bibel zu vermitteln. Sie können beide immer nur einzelne besonders wichtige, besonders bemerkenswerte Gedanken und Sätze hervorheben, rücken diese zudem naturgemäß in die Beleuchtung, die aus dem subjektiven Empfinden des Erklärenden heraus gegeben ist, es fehlt dabei immer noch die unmittelbare Berührung jedes einzelnen und also der breiten Masse mit der Quelle selbst, so daß jeder die Worte der Thora in sich aufnähme mit dem Ton, der in ihnen nach ihrem eigenen Leben schwingt und sie so mit den Erfahrungen und Erlebnissen und Bedürfnissen der eigenen Seele in Verbindung brächte. Es wird also für den Gottesdienst eine stete und nachdrückliche Forderung des liberalen Judentums sein müssen, die Thoravorlesung nach dieser Richtung hin auszubauen und auf diese Weise ihr ihren Platz in der Begründung jüdischer Gedanken und Empfindungen, in der Erziehung zum Judentum zu sichern.

Aber auch über den Gottesdienst hinaus ist die ständige und unmittelbare Berührung mit der Bibel eine unabweisbare Forderung besonders für die liberalen Juden. Was ist denn nun das, was gerade den liberalen Juden aus seiner Denkweise heraus und um der Befestigung und Bekräftigung und positiven Richtung seiner religiösen Gesinnung willen zur steten Anknüpfung an die Bibel zwingen müßte? Das Zurückgehen auf sie muß sich mit innerer Notwendigkeit gerade aus dem Gegensatz zu der Denkweise vollziehen, die in der unbedingten Anerkennung und Verehrung des Schulchan Aruch gipfelt und in ihm und in dem ihm zugrundeliegenden Prinzip die Erfüllung des Judentums erblickt.

Was uns innerlich in das liberale Lager drängt, das ist ja der Wunsch nach persönlicher Frömmigkeit, nach Freiheit in dem Weg zu Gott und zu uns selbst, der Widerspruch gegen alle Einschnürung und Reglementierung der praktischen Frömmigkeit. Bei aller Ehrfurcht vor der Geistesarbeit, die im rabbinischen Schrifttum verkörpert ist, und vor der Tiefe des religiösen Gefühls, das in ihm und seinen Trägern sich ausprägt, ist es doch nicht zu leugnen, daß sich, besonders seitdem es mit dem Siege des Schulchan Aruch aus dem freien Flusse der Entwicklung in eine ihm ursprünglich fremde Starrheit und Gebundenheit hineingeraten ist, eine Richtung herausgebildet hat, nach der sich Religion mit einem unverbrüchlichen Gehorsam gegen bestimmte, das Leben bis ins kleinste hinein regelnde und beherrschende Vorschriften decke. Dagegen lehnt sich unser inneres Fühlen auf.

Es ist eine ganze Fülle von Tatsachen und Erwägungen, die hier unsern Widerspruch herausfordern.

Einmal ist es die Erkenntnis, daß der Talmud und das rabbinische Schrifttum bei der Ausgestaltung der Gesetze, die das religiöse Leben im einzelnen regeln sollen, von bestimmten Grundsätzen und Anschauungen und Urteilen über die Natur der Dinge ausgehen, die entsprechend der mittelalterlichen Denkweise aus einem gedanklich erarbeiteten und erschlossenen logischen Schema herauswachsen und nicht, wie es uns selbstverständlich erscheint, aus praktischer Beobachtung des Tatsächlichen. Talmud und rabbinisches Schrifttum bauen sich auf dem Gedanken auf, daß alle Lebensbeziehungen von der Religion und der religiösen Gesetzgebung zu kontrollieren sind, daß jegliche Betätigung des Menschen sozusagen ein Teilgebiet des Religiösen sei. Das war der mittelalterliche Gedanke überhaupt; inzwischen hat die Denkweise sich gründlich verändert, die verschiedenen Gebiete menschlichen Schaffens und Denkens sind selbständige Bezirke geworden; wir halten zwar nach wie vor an dem leitenden Gedanken fest, daß in aller Lebensbetätigung des Menschen das religiöse Bewußtsein des Handelnden zum Durchbruch kommen muß, daß alles Schaffen des Menschen von dem Gedanken an Gott verklärt sein soll, daß alles Tun ein Gottesdienst sein soll, aber wir lehnen es ab das einzelne der Tat als unter der Kontrolle des religiösen Gesetzes stehend zu betrachten.

Zu alledem kommt nun steigernd und zusammenfassend der Wunsch nach persönlicher Religion, d. h. der Wille sich nicht gängeln zu lassen, die Ablehnung aller Bevormundung und alles dessen, was die fromme Tat zum konventionellen und darum unpersönlichen Schema herabsinken lassen könnte, der Wille, sich im Bezirk des Religiösen überhaupt nicht in feste Regeln einzuspannen, sondern aus der Kraft und der Richtung des persönlichen Gefühls den Weg zu Gott zu suchen, die fromme Tat zu finden.

Wir wollen nun, daß diese persönliche Frömmigkeit jüdische Religiosität atme, daß sie in irgendeiner Weise mit den reinsten und lautersten Ueberlieferungen des Judentums zusammenhänge, daß sie aus dem Quell gespeist werde, in dem der Strom des jüdischen Fühlens aus den tiefsten Tiefen mit der Kraft der Ursprünglichkeit hervorbricht, mit anderen Worten, wir wollen dabei an die freiesten und schöpferischsten Zeiten der jüdischen Frömmigkeit anknüpfen und eine Erneuerung des religiösen Lebens anbahnen. Je weniger uns all das in der Kodifizierung, die das Judentum ein für allemal festlegen will, gegeben erscheint, um so zwingender drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß es in der Bibel und dort am reinsten vorhanden ist, und daß wir an sie anknüpfen müssen, wenn wir dem Persönlichen in uns die Richtung auf das Jüdische und die Gewißheit des Zusammenhangs mit dem Judentum geben wollen. In ihr finden wir die Persönlichkeiten, die aus den Tiefen der Seele und nicht nach einer vorgeschriebenen Form und Regel fromm sind. In ihr finden wir die Aeußerungen der Frömmigkeit, die bis in den letzten und geringsten Buchstaben den Stempel des Persönlichen an sich tragen, wo jedermann sich nach dem prachtvollen prophetischen Worte „einen Neubruch bricht“.

Alles können wir in ihr finden und erfahren. Bei den Psalmensängern die flammenden und fortreißenden Ergüsse eines in allen Lebenslagen sich bewährenden Gefühls des Verbundenseins mit Gott, bei den Propheten das unbestechliche und durch nichts — nicht einmal durch die Liebe zum eigenen Volk — zu beirrende Rechtsgefühl, das glutheiße Bekenntnis zur sozialen Gerechtigkeit als der Grundlage allen Gemeinschaftslebens; überall erfahren wir da die innige Verbindung von universalistischen, weltweiten, völkerumspannenden Gedanken mit der unverbrüchlichsten Stammestreue, die fromme Gesinnung, die sich das Gesetz der frommen Tat in dem souveränen Gefühl des sicheren Besitzes Gottes gibt, Menschen, die sich nicht bequem vom Strom ihrer Zeit und den Bedürfnissen und Meinungen der Menge treiben und tragen lassen, sondern die aus der Tiefe des sittlichen Gefühls heraus um der Wahrheit willen, die sie im Herzen tragen, sich einer ganzen Welt entgegenstemmen und als Einsame der Wahrheit die Zukunft retten; und was noch wichtiger ist, wir finden alles das dort nicht als gelegentlichen Ausspruch und Gesetz, sondern als gelebtes Leben. Dort werden wir hineingeführt in die ganze eigentümliche jüdische Gedanken-

welt, in all das, was die Eigenart des Judentums ausmacht und es von anderen Geistesgebilden unterscheidet. An den Lebensbildern der biblischen Helden, an den Worten, in denen ihre Frömmigkeit Sprache gewinnt, erleben wir selbst es mit, wie man das Gefühl der Demut in der Entgegennahme alles Schicksals paart mit dem aufrechten Stolz der Selbständigkeit des sittlichen Handelns, wie man in der fröhlichen Gewißheit der sittlichen Kraft, mit der der Mensch von Gott begnadet ist, das Zentrum aller Frömmigkeit gewinnt; von ihnen her strömt in unsere Seele das Gefühl für die innere Notwendigkeit, in dem Aufbau der menschlichen Gemeinschaft die Gerechtigkeit in gleichem Wert neben die Liebe zu setzen, nicht Liebe allein, die frei sich schenkende, nichts vom Menschen fordernde als die Herrscherin der Welt anzusetzen, sondern Gerechtigkeit und Liebe nach dem Inhalt des Wortes Zedakah in eins zu setzen. Man braucht nur ein paar Bußpsalmen zu lesen, um alsbald die ganze Stimmung des Menschen in sich aufzunehmen, der seine Freiheit zur Umkehr als feste Gewißheit in sich trägt, um alsbald mit seiner Seele heimisch zu sein in der jüdischen Versöhnungslehre, die der Welt den Glauben an den erbarmenden und verzeihenden Gott geschenkt hat, und die neben diesem von Liebe zu den Geschöpfen erfüllten, Verzeihung gewährenden, Seelen entlastenden Gott die aus eigener Kraft fließende, von dem Bewußtsein sittlicher Selbständigkeit getragene Besserung fordert.

Ist man nur erst einmal mit den hymnischen Ergüssen der Freude über die Offenbarung Gottes in unmittelbare Berührung gekommen, so ist man wahrhaft gefeit gegen all das Gerede über die drückende Last des Gesetzes, über den zornigen und ewig eifernden Gott der Bibel, der wie ein strenger König über die Menschen regiere und dessen unerfüllbare Forderung den Menschen ein ewiges Schuldgefühl aufzwinge, jenes Gerede, mit dem man das Judentum zu einem überlebten und überwundenen Geistesgebilde stempeln möchte, und das von so vielen Juden geglaubt wird, weil sie eben den Quell des Judentums nicht mehr getrunken haben.

Man muß in der Bibel immer und immer wieder lesen, um die Form der jüdischen Religiosität kennen zu lernen und in sich aufzunehmen, die sich offenbart in der Forderung nach Entscheidung, nach Entschiedenheit in allem menschlichen Tun, daß man nicht nach zwei Seiten hinstrebe, daß man nie halb das Gute tun kann und dabei noch mit einem Teil der Seele im alten schlechten Weg verharren kann, sondern es ganz tun muß, jene Form der Religiosität, die sich kundtut in dem Verlangen nach dem aus dem eigenen Gewissen quellenden in Freiheit geschöpften Sichentscheiden.

Man muß die biblischen Weissagungen von der kommenden Zeit des Messias selbst lesen, um die ganze Eigenart des jüdischen messianischen Gedankens zu empfinden, seinen gewaltigen fortreißenden Charakter, daß er nicht wie der christliche auf das Einzelindividuum und dessen Ruhe und Seelenfrieden, auf die Stille nach aller Bewegung hinzielt, sondern auf die Menschheit als ein erst zu schaffendes, von reinster Gerechtigkeit regiertes Gebilde hinzielt und also die ewige Bewegung, die stete Anspannung des Willens verkörpert.

Gewiß, vieles von all dem ist auch in den vielen prachtvollen Kernsprüchen des Talmuds enthalten, und hier ist wahrhaftig kein Gegensatz zwischen Bibel und Talmud, aber es ist ein anderes, gelegentlich den einen oder andern Ausspruch als Lehre zu vernehmen, und ein anderes, in den Gestalten der Bibel und in dem zusammenhängenden Ausdruck ihrer Frömmigkeit ein geschlossenes Bild der Persönlichkeit in sich aufzunehmen, es ist eben gerade das Persönliche in der Bibel, das so fortreißend und eigenes Leben erweckend wirkt.

Auch in der Bibel ist Gesetz und Befehl, aber nicht das Gesetz, das die Einzelglieder jeder Tat vorausbestimmt und den Willen einschnürt, da ist nur die allgemeine Richtung und das Ziel gegeben, und der Handelnde, der von diesem Gesetz ergriffen wird, kann seine volle Seele in die Tat hineinlegen, und was er nun von der Wucht des Gedankens ergriffen tut, ist sein Persönlichstes. Mit einem Worte, dort ist nicht Religion, sondern Religiosität. So würde man durch die lebendige und unausgesetzte Berührung mit der Bibel zu einer positiven Frömmigkeit angeregt werden, ja noch mehr, das Sichvertiefen in die Bibel würde dank dem Willen, aus dem es hervorging, unter der Hand zu einem p o s i-

tiven Akt der Frömmigkeit selbst werden.

Darum muß gerade für den liberalen Juden die Losung gelten: „Hin zur Bibel.“ In die alte Form des in allen Einzelheiten in einer vorgeschriebenen Bahn sich bewegenden Lebens, bei dem für jede Stunde des Tages eine bestimmte Form religiöser Betätigung im voraus genannt und für sie ein abgemessenes Gewand zugepaßt ist, bei dem jedem Gefühl sein Weg im Voraus gebahnt ist, wollen, können wir uns nicht mehr einzwängen lassen. Mit der steigenden Abkehr von diesem Prinzip erhöht sich die Gefahr, dafür nun etwa als dürftigen und kümmerlichen Ersatz ein gelerntes, trockenes System von Lehren und Gedanken einzutauschen; von dieser Gefahr gibt es nur eine einzige Errettung, die Wiederanknüpfung an den Urquell unseres religiösen Lebens, an die Bibel mit ihrem urewig fließenden Strom von Religiosität.

Mit ihr vollzieht sich dann auch die Verwurzelung im Jüdischen, die unauflösliche Verbindung von Persönlichem und Jüdischem.

Dieser Ruf: „Hin zur Bibel“ ist nicht so zu verstehen, wie er zweimal bereits in der jüdischen Geschichte erhoben wurde, bei den Sadduzäern in der Zeit des zweiten Tempels und bei den Karäern im frühen Mittelalter, obgleich man häufig in orthodoxen Kreisen dem Spotte begegnen kann, daß der moderne Liberalismus nur ein aufgewärmtes Sadduzäertum, ein modernes Karäertum sei. Wo früher die Bibel betont wurde, da sollte aus allerlei politischen Gründen ein Gegensatz zum Talmud, zur mündlichen Lehre errichtet werden, da setzte man schließlich an die Stelle des einen Gesetzes ein anderes, aber nirgendswo handelte es sich wie bei uns um eine Vertiefung und Verpersönlichung der Religiosität. Wir führen keinen Kampf gegen den Talmud, wir betonen nicht die Bibel im Gegensatz zu ihm, wir wollen uns einfach von dem Strom persönlicher Frömmigkeit, der durch sie majestätisch rauscht, fortreißen und hintragen lassen zu den Quellen unseres eigenen Lebens, wir wissen, es gibt nichts Besseres, um fromme Gesinnung zu erzeugen als die Worte und Gestalten der Bibel.

Eine solche Forderung namens des liberalen Judentums erheben, das heißt zugleich, eine gewisse Lücke in den programmatischen Kundgebungen des religiösen Liberalismus ausfüllen. In dem Ruf: „Hin zur Bibel“ spricht sich der Wunsch aus, eine tiefe und feste Gläubigkeit in die Seelen zu senken, ein treues Gefühl des Verbundenseins mit Gott. Und es ist das eigentlich etwas, was in den öffentlichen Kundgebungen des religiösen Liberalismus nicht mit dem genügenden Nachdruck betont ist. Selbst bei umfassenden positiven Forderungen konnte, weil vor allem die Tat zum Ausdruck kam, das Maß der religiösen Handlung betont werden mußte, die Vermutung entstehen, als bedeute Liberalismus nur ein Mindermaß von religiöser Einzelvorschrift, eine Vereinfachung des religiösen Lebens, sozusagen eine Subtraktion von orthodoxer Lebensweise. Im Augenblick, da wir als positive Betätigung eines liberalen Judentums eine stärkere und festere Verknüpfung mit der Bibel und ihrem Worte und ihren Gedanken fordern, wird zugleich die Forderung ausgesprochen, daß für einen liberalen Juden eine fromme Gesinnung notwendig ist, ein starkes Maß von innerer Religiosität.

Sie mag sich in anderen Einzelheiten auswirken als die überlieferte jüdische Frömmigkeit, sie mag für sich Freiheit in Anspruch nehmen, mag sich in Regeln nicht einschnüren lassen, aber vorhanden muß auf dem Grunde des Gemütes eine tiefe und ernste Gläubigkeit sein, ein Gefühl des unauflöslichen Verbundenseins mit Gott, die Kraft zur unbedingten Hingabe an Gott und seine Forderung an den Menschen, ohne das gibt es keine ernste und wahrhafte Erneuerung des Judentums. Erst solche quellende und schöpferische Religiosität könnte die jüdische Frömmigkeit erneuern und in ungehemmtem Strom durch die veränderten Zeiten fließen lassen. Und eben um dem Acker unserer Seele diesen Quell zu erbohren, um an freiem Judentum für's Judentum, an lebendiger Frömmigkeit positive Religiosität zu entzünden, ergehe an uns liberale Juden die Forderung zu eifrigerer Vertiefung in die Bibel, der Ruf:

„Hin zur Bibel.“

Die Bibel im jüngsten deutschen Drama.

Von Referendar Erwin Seligmann-Frankfurt a. M.

Auf neuen Wegen suchen junge Dichter zum neuen Drama vom Ringen geistiger Mächte vorzudringen. Ueberwunden ist der Naturalismus und jene Eindruckskunst, die keine Helden mehr kannte und ihre Menschen als Belastete von Geburt her, Getriebene und Verfolgte von Umwelt und Zufall, hinsiechen oder zusammenbrechen ließ. Sie konnte wohl Elend und Schmutz, Laster und Schuld aufweisen und in grauenerregenden Bildern erschütternd formen, aber nicht lösen davon und Erlösung bringen. Sie machte den Acker unserer Seele empfänglich und lockerte seine Härte, daß wir uns an die Brust schlugen und sprachen: Mea culpa, mea maxima culpa, aber sie wies nicht den Weg zur Sühne. Oder sie malte in zartesten Farben jede feinste Seelenregung, jede zitternde Stimmung, umhüllte das Leben mit Schleiern sehnender Träume und ahnender Mystik, aber sie fand nicht den Weg zur befreienden Tat. Ihr mangelte letzte Größe.

Heute erwacht in den jungen Dichtern wieder das Drama der Tat, die geboren aus seelischer Not und tiefstem Drang, brutal, schreiend, hemmungslos auf die Welt einstürmt.

Und im Kreislauf des ewig notwendigen, immer gleichen Geschehens, kehrt die jüngste Kunst zurück zum Anfang der Weisheit, zur ehrwürdig alten Bibel. Angewidert von den ruhelos halben Nervenmenschen unserer Tage, die ihn nicht zur Darstellung reizen, hält der Dichter von der Warte der neuen Zeit aus Umschau unter den ragenden Helden der Sage und Geschichte, um hier Körper zu finden, die er mit seinem Sehnen, seinem Kampf, seinem Jubel und seiner Verzweiflung erfüllen kann. Er greift zur Bibel, gepackt von der überragenden Menschlichkeit ihrer Gestalten. Eine überraschende Fülle biblischer Dramen entsteht. Ein David, ein Saul, Abigail und Nabal, Salomo, Simson, Adam, Jeremia. Die fernen Gestalten, uns vertraut aus der biblischen Geschichte, werden leibhaftig vor uns hingestellt und aller sagenhaften Unwirklichkeit entkleidet. Mit harten Händen packt sie der Dichter und reißt sie in unsere Tage hinein, läßt sie aufwachsen zu Menschen unseres Geschlechtes, daß sie von demselben Zwiespalt wie wir zernichtet, vom gleichen Wollen getrieben, Träger unserer Gedanken, Jubler unserer Freuden, Weinende unserer Verzweiflung, Täter unserer Taten werden.

Kein Geschichtenbuch und kein Heldenlied eines Volkes auf Erden, das in gleicher Weise sich nie erschöpfte. Erbe jeden Geschlechtes, ist doch noch keinem die Bibel zum endgültigen Besitz geworden. Und heute hat ein neuer Kampf um die Bibel begonnen, ein Kampf der Liebe und nicht des Hasses, der die widerstrebende sich untertan und zu eigen machen will. Das Ueberwältigende der altbiblischen Gestalten, die Menschen sind und nichts weiter, unbelastet von Ueberlieferung und Konvention, Gefäße von himmelragender Größe und erdverwachsener Tiefe, hat auch Nietzsche, der Vorsprecher so vieler Gedanken unserer Tage, gespürt und vorausschauend das Wort geprägt von der größten Sünde wider den Geist, das Neue Testament mit dem Alten zu einem Buche zusammengestellt zu haben. Und seltsam, jener Hermann Burte, der vor wenigen Jahren in seinem Wiltfeber das Lied vom ewigen Deutschen, dem edelblonden rassisch-völkischen Germanensprossen gesungen und sich darüber empört hatte, daß in deutschen Kirchen den deutschen Bauern vom Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs, dem engen Stammesgötzen des jüdischen Volkes vorgepredigt wurde, ist vom Saulus zum Paulus geworden. Er verkündet jetzt im „Simson" den Sieg des einzigen, geistigen Israelgottes Eloah über den Dagon der Philister. Auch ihm wird das jüdische Buch zum lebendigen Quell für sein deutsches Schauspiel. Eben weil die Bibel, volklos und zeitlos, ein Buch der Ewigkeit ist, kann sie jedem Geschlecht zum adäquaten Ausdruck seines Empfindens werden.

Durch die Bibel schwingt in wechselndem Rythmus der ewige Dreiklang von Mensch, Liebe und Gott. Das ist ihr Stoff, der in immer neuen Formen zur Anschauung gebildet wird. Der Mensch, das Subjekt alles Geschehens und Erlebens; Gott, das Ziel, die sittliche Forderung, der idealistische Welt-

gedanke und Liebe, die gottgewollte Beziehung des Menschen zum Menschen und des Menschen zu seiner Gottheit. Gibt es ein anderes Thema, das unser Geschlecht mit seiner Abkehr vom Materialismus, Umkehr zur Selbstbesinnung und Heimkehr zur idealistischen Weltanschauung im Innersten bewegen könnte? Darum ist die Bibel wieder zum großen Buch unserer Tage geworden, darum schöpfen unsere Dichter immer neue Befruchtung aus dem gleichen Urgrund.

Aber darum wird das neue Drama der Bibel nicht eintönig, gleichmäßig schematisiert. Der Begriff von Gott, Mensch und Liebe ist so weltumfassend, daß jeder Dichter sein Lied davon neu und eigen erklingen lassen kann. Jeder legt sich selbst, sein Innerstes hinein und gewinnt so ein neues Problem. Soll ein Drama nicht zu blasser Reflexion verdämmern, so bedarf es erdhafter Triebe die einander im Widerstreit verschlingen; braucht Gluten der Wollust und Qualen der Liebe. Die Bibel aber bietet wenig von solchen Ekstasen sinnlicher Liebe. Die Liebe der Bibel ist Sittlichkeit, Nächstenliebe und inniges Gottverlangen. Wo vom Triebe des Körpers die Rede, da spricht sie einfach, naiv, in schlichter Natürlichkeit. Das kann dem heutigen Dichter nicht genügen, der an der schürfenden Psychologie des Naturalismus geschult, bewegende Kräfte unserer Zeit zur Verkörperung bringen will. Darum wählt er aus der Bibel den Hintergrund, auf dem Konflikte des Triebs sich verbildlichen lassen. Mannigfache Möglichkeiten sind hier gegeben: der Widerstreit der Sinne miteinander, der Kampf von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, und endlich, rein im biblischen Sinne, das Ringen der göttlichen Gewalten in der Brust eines Menschen.

Jede dieser drei verschiedenartigen Problemstellungen hat in einem Bibeldrama der letzten Tage Gestaltung gefunden.

Adam[1]), das Spiel vom ersten Menschen, der aus dem Gottesparadies auf die harte Erde herniedersank, zeigt uns den Sinnentrieb der Liebe als wesenstiefste Kraft des irdischen Geschehens. Dem Menschen erklingt die Stimme Gottes nicht mehr vom Baume des Gartens her, er bangt in seiner Einsamkeit und muß sich selber nun seinen Weg der Mühsal ertasten. Aber tief in seiner Brust brennt das göttliche Gebot: „Seid fruchtbar und mehret euch!" In der Liebe zu Eva, dem Weibe, wird Adam gottesgleich und lernt des verlorenen Paradieses vergessen. Kein finsterer Spuk von Erbsünde lastet auf diesen Menschen, fröhliche Lebensbejahung findet in stiller Liebe das neue Licht und den Sinn des Seins. Aber Liebe zeugte nicht nur den Lichtsprossen Abel, sie zeugte den finsteren Kain, der tierhaft, von Wallung des Blutes getrieben, nichts Göttliches kennt, der um der tierischen Liebe willen eifersüchtig den sanften wehrlosen Bruder erschlägt. Denn vor der Türe wacht die Sünde; wenn menschliche Liebe des Gottes vergißt, wird der Dämon, der in ihr lauert, zum Herrn. Auch Adam erliegt. Seine Sinne, in langer Gewohnheit der Eva überdrüssig, begehren die schwarze Kelimah, seines Blutes Brand fühlt zu ihr hin. Sie wird seine Beute, dann stößt er sie zurück und kann sie doch nicht lassen und muß sie doch begehren. Selbst Evas Tod sinnt er, bis er endlich zur Gramgebrochenen, Sterbenden, aber immer Geliebten zurückkehrt und im Verzicht ihm wieder des Paradieses himmlisch milder Ton erklingt.

Während dies Stück in edlen Jamben, von Mystik umhaucht, doch recht weltfern dahinrollt, pulst durch Simson[2]) schäumende irdische Glut und verbrennt in lohenden Versen und wehenden Rhythmen. Hier ist ein Mensch qualvoll gezerrt zwischen Gott und irdischer Liebe. Ein Mensch, seiner Auserwähltheit sich bewußt, ringt sich durch Sünde empor zur Erlösung. In unendlichstem Leid erkennt er den Gott, der ihn zum Werkzeug berufen. Mit gigantischer Wucht werden dramatische Bilder vor uns hingeworfen, daß wir im Grauen erzittern, im Mitleid vergehen, im Feuer aufflammen. Die Sprache, an kühnen Wortschöpfungen reich, ist von ehernem Klang. Lyrische Weichheit wechselt mit brutaler Härte. Es ist kein Werk für müde Aestheten. Brausende Gährung schäumt sprudelnd nackte Worte hervor. Kein Dunst und Schlamm verlebter Konvention verweicht licht die vom glühenden Leben durchpulsten

[1]) Adam, Drama in einem Vorspiel und vier Akten von Arno Nadel. Insel-Verlag, Leipzig 1917. Geheftet 4 Mk., in Leinen 5 Mk. 8°. 86 Seiten.

[2]) Simson, ein Schauspiel von Hermann Burte. Verlag von Gideon Karl Sarasin, Leipzig. 1917. 5 Mk., gebunden 6,50 Mk. 8°. 277 Seiten.

Szenen. Das Triebhafte wird schleierlos enthüllt, Orgien der Sinnlichkeit brennen blutrot. Aber über dem Ganzen leuchtet sieghaft die Idee, der tiefe Gedanke, getragen von starkem sittlichen Wollen. Der suchende Mensch unserer Tage, der die Gottesstimme in sich betäubt und in irdischen Genüssen versinkt. Bis er kraftlos erwacht, gefesselt vom Trieb, dessen Herr zu sein er wähnte. Erst wenn er geblendet, öffnen sich seine Augen nach innen und er erkennt die göttliche Wahrheit. Da wächst ihm wieder die Kraft, und in ihm und durch ihn siegt Eloah, das sittliche Prinzip des Weltalls über Dagon, den Götzen der Philister, der Sinnlichkeitsanbeter.

Das erste: Der Mensch und die Liebe, das zweite: Der Mensch zwischen Liebe und Gott und endlich das dritte: Der Mensch und Gott.

Das Drama Jeremias[3]) ist geboren aus dem bitteren Erleben des Krieges. Ein Dichter, der des Daseins Sinnlosigkeit nicht mehr erträgt, flüchtet sich in die reine Gottesnähe des edelsten der Propheten. Kriegslärm durchbraust das Stück. In wildem Begeisterungstaumel erzwingt das Volk die Kriegserklärung an den übermächtigen Feind. Alles jubelt in Raserei. Nur einer warnt und erhebt wieder und wieder die Stimme. Er möchte schweigen und kann es doch nicht. Der Gott treibt ihn gegen seinen Willen, das Unheil, das er vorausschauend sieht, zu künden. Er kann das Geschick nicht wenden, sein Wort ist ohnmächtig und verhallt. Der Prophet wird verlacht, bedroht, in den Kerker geworfen. Doch er redet. Seine Mutter stirbt in Verzweiflung. Doch er kündet die Wahrheit. Er ist in seinen Reden bitter wie Wermut und hart wie von Marmor, aber innen glüht die innige blutende Liebe zu den andern, die blind sich selber vernichten. Und das Schicksal erfüllt sich. Jerusalem fällt, das Volk wird getötet, der Rest nach Babel geführt. Nun wächst der Warner auf aus Zorn zur Liebe, aus Strafe zur Tröstung. Er schaut in der Ferne die Heimkehr. Aber nicht in die engen Grenzen des räumlichen Landes, nein, „Auf du Gottvolk! Beginn deine wunderbare Heimkehr durch die Welt in die Ewigkeit", so ruft er den Schreitenden zu.

Noch nie ist der Gedanke von der Aufgabe Israels unter den Völkern in solch reine ergreifende Form gegossen, wie in den letzten Szenen dieses herrlich klaren, tiefen und befreienden Werkes. Die Sprache der Bibel ist wieder lebendig geworden, Psalmen und Prophetenreden tönen im Parallelismus hebräischer Dichtung uns neue Gedanken entgegen. Wahrheiten, die wir heute ahnend spüren, klingen auf in wuchtiger, von edlem Pathos getragener Sprache. Höchste Erkenntnisse schimmern uns zwischen den Worten entgegen, letzte Sehnsüchte sind zur vollendeten Form entbunden. Mit dem Propheten wachsen wir hinaus über uns selbst zu den Zinnen der Ewigkeiten, von wo Schicksal und Leiden, winzig geworden, uns verschwinden, überstrahlt vom Lichte Gottes, den wir schauernd erleben.

So reifen uns Juden köstliche Früchte vom Baume unserer Jugend. Sind wir ihrer noch wert? — Bei allem Fremden suchten wir gierig das Neue, das Tiefe, das Wahre. Sogen es ein in wahlloser Inbrunst. Verachteten aber den eingeborenen Urgrund, der unsere Seele an die alte geschichtliche Gemeinschaft kettet. Und doch wurzelt echte Kultur nur im eigenen, faserverwachsenen Erbe. Nun leuchtet es schlackenrein in der Sonne unseres Tags. Wir können uns hingegeben seiner erfreuen. Aber wir vernehmen die Mahnung. Indem wir danken, wird uns die Gabe zur Aufgabe: Die Bibel kehrt uns zurück, wir wollen ihr suchend begegnen.

[3]) Jeremias, eine dramatische Dichtung in neun Bildern von Stefan Zweig. Insel-Verlag zu Leipzig 1917. Preis geheftet 4 Mk., in Pappband 5 Mk. 8°. 216 Seiten.

Bücherschau.

Benno Elkan: Polnische Nachtstücke. Mit Federzeichnungen des Künstlers. Delphin-Verlag, München 1918. 8. 152 Seiten.

Zugleich in Wort und Bild gestaltet uns ein Künstler seine Gesichte zum ergreifenden Erlebnis. Der Bildhauer Elkan schlägt mit scharfem, bewußt geführtem Meißel aus dem dunkeln Nachtgrund polnischer Kriegseindrücke klarste Formen heraus, daß sich Gebilde und Szenen, im Kern ihres Wesens enthüllt, zu erschütternden unvergeßlichen Bildern zusammenballen. Der Dichter Elkan aber, den

wir in freudigem Staunen zum erstenmal begrüßen, läßt hinter der vergänglichen Form, die er bildet, das ewige Gleichnis erahnen. Das immer Ersehnte aber nimmer Gesehene läßt er uns schauen, jene andere Wirklichkeit, die hinter den Dingen steht. Ungetrübt von Manier, von überkommenen Regeln schwingt des Dichters Seele in hemmungslosem Suchen zu der nicht genannten, aber alles erfüllenden Gottheit empor. Und wir werden mitgerissen, unsere Träume sind wach geworden und stehen in lebendiger Helle; erschreckt bis ins Tiefste lesen wir mit geschlossenen aber nach innen geöffneten Augen vom wahren Wesen der Welt.

Aus dem Schwarz der polnischen Nacht flimmert greller sinnverwirrender Fackelschein von der Sühnehochzeit auf mitternächtlichem Friedhof. In unsere Seele fällt der Schatten des schwarzen Reiters, der gespenstisch auf nächtlicher Straße dahineilt. Unter dem Galgen harrt gelassen der greise ruthenische Bauer, der Spion, der gehängt wird und ergeben selbst mithilft, als ihm der Henker die Schlinge um den Hals legt. Haltlose Liebe und grundloser Haß durchstürmen die slawische Seele der Hanja, des schönen Polenmädchens; sie wecken in uns das gleiche Echo, das in milder Resignation der Schönheit verklingt. Die Landstraße wird uns lebendig, auf der endlose Kolonnen ins Endlose ziehen; der Marktplatz friert zerrissen in zackigen Häusertrümmern; grauenvoll irrt der Reigen der Klageweiber, deren spinnenhafte Skelette, in wenigen Strichen zum Bild gestaltet, des Nachts als Alpdruck uns ängsten; die gebückten Juden, in schwarzen Kaftanen, mit wehendem Haar, keuchend unter der Last des glatten schwarzen Sargs, der die Cholera leichen birgt, weinen auf der Umschlagszeichnung, gleichsam als Sinnbild das ganze Buch beherrschend, uns an. Aber wie leuchtende Sonne, klar und gütig, strahlt uns des Feldherrn Mackensens Profil an. Der Künstler hat es auf der Bronzeplakette geschaffen und läßt uns an der Geburt seines Werks teilnehmen. Wie der Gedanke sich losrang aus dem Erschauten und zu eigenem Leben sich zeugte, wie er Form und Verkörperung wurde, dürfen wir staunend verfolgen. Mit dem feinsten Seziermesser der Sprache legt Elkan sein Innerstes bloß, zeigt den Vorgang künstlerischen Schaffens in nachspürender Intuition.

Keine Erzählungen sind's und keine Kriegsskizzen, keine philosophischen Abhandlungen und keine Gedichte in Prosa, sondern Kunstwerke eigener Art, malerisch und poetisch, grauenhaft und schön, ergreifend und beruhigend, humorvoll und finster.

Einen breiten Raum, wie im polnischen Leben, besonders auf seiner Schattenseite, nehmen in den Polnischen Nachtstücken die Schilderungen jüdischer Gestalten, Szenen und Bräuche ein. Mancher Satz erhellt blitzartig tiefste Gründe ostjüdischer Seele, legt Wahrheiten bloß, denen wir lange nachgegrübelt. Solches Einfühlen in wesensfremde Art — daß sie uns fremd ist, bestätigt das Buch uns wieder und wieder — ist nur einem Künstler gegeben, der gerecht aber liebend die Dinge erfassen will und Offenbarungen findet.

E. S.

Rundschau.

Frankfurt a. M. Bericht des Freisinnigen Vereins für jüdisches Gemeindeleben pro 1916 bis 1917. (Erstattet in der außerordentlichen Hauptversammlung vom 5. Dezember 1917 von Dr. Rud. Geiger.)

Die in dem letzten Geschäftsbericht ausgesprochene Hoffnung auf baldige Beendigung des Krieges hat sich leider nicht erfüllt, und unter der Fortdauer des Krieges haben die Arbeiten des Vereins in sehr erheblichem Maße gelitten. Es war aus denselben Gründen wie in dem Vorjahre daher nicht möglich, in diesem Jahre öffentliche Versammlungen abzuhalten und überhaupt sonst in der Oeffentlichkeit tätig zu sein. Auch die innere Tätigkeit des Vorstandes und Ausschusses hat unter den Kriegsverhältnissen dadurch gelitten, daß die beiden Vorsitzenden zum Heere einberufen sind, der Schriftführer im Felde steht und noch ein weiteres Mitglied des Vorstandes ebenfalls im Laufe des Jahres mehrfach zu den Fahnen einberufen wurde.

Unter diesen Umständen gelang es vor allen Dingen nicht, einen wichtigen Beschluß der letzten Generalversammlung zur Ausfüh-

rung zu bringen. Es war beschlossen worden, nachdem die Verhandlungen zwischen unserem Verein und dem Zentralverein israelitischer Gemeindemitglieder über gemeinschaftliche Feststellung eines neuen Gemeindestatuts aus den bekannten, früher eingehend mitgeteilten Gründen gescheitert waren, nunmehr selbständig vorzugehen und den Entwurf den Behörden einzureichen. Entsprechend diesem Beschluß ist der Vorstand des Vereins unmittelbar nach der letzten Generalversammlung, nämlich bereits am 1. Februar zusammengetreten und hat beschlossen, den Entwurf in derjenigen Form, die er seinerzeit nach den Beschlüssen des Gemeindevorstandes und des Gemeindeausschusses erhalten hatte, den Regierungsbehörden vorzulegen. Gleichzeitig wurde jedoch für erforderlich erachtet, diesem Entwurf eine kurze Begründung beizugeben, die von den beiden Vorstandsmitgliedern Dr. Geiger und Dr. Merzbach ausgearbeitet werden sollte. Beiden Herren ist es infolge ihrer militärischen Einberufung leider nicht gelungen, den Entwurf dieser Denkschrift fertigzustellen, so daß die Angelegenheit heute noch in der Schwebe ist. Der Vorstand wird sich bemühen, die Sache sobald als möglich zu dem gewünschten Ende zu bringen und nach Fertigstellung der Denkschrift den Entwurf an die Regierungsbehörden gelangen zu lassen.

Aus den gleichen Gründen mußte auch die in der letzten Versammlung beschlossene Ausdehnung der Propaganda zugunsten der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland leiden. Es wurde lediglich in Ausführung des Beschlusses der letzten Generalversammlung vom Vorstande beschlossen, außer dem gewöhnlichen Jahresbeitrag von 200 Mark der Vereinigung einen weiteren einmaligen Sonderbeitrag von 100 Mk. zuzuwenden. Dagegen konnte die übrige Propagandatätigkeit wegen der übergroßen Inanspruchnahme der Vorstandsmitglieder nicht in befriedigender Weise ausgeführt werden. Der Verein hat lediglich, vertreten durch das Ausschußmitglied, Herrn Justizrat Dr. Auerbach, sowie das Vorstandsmitglied, Herrn Rabbiner Dr. Seligmann, an einer erweiterten Vorstandssitzung der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland am 29. Oktober 1917 teilgenommen (über deren Verlauf von den beiden Genannten Bericht erstattet wurde).

Ueber die in der letzten Generalversammlung mitgeteilten Verhandlungen einer besonderen Kommission, die bei dem Vorstand der Gemeinde mit auf Anregung unseres Vereins zusammengetreten ist, um Maßregeln zu beraten, durch welche der Zurücksetzung jüdischer Lehrer an den städtischen Schulen in Frankfurt a. M. begegnet werden könne, können auch heute weitere Mitteilungen nicht gemacht werden. Die Schuld hieran liegt nicht an dem Vereinsvorstand, sondern daran, daß von einer weiteren Tätigkeit dieser Kommission nichts mehr bekannt geworden ist. Insbesondere hat der Vorstand nichts mehr davon erfahren, ob die nach Erledigung der bekannten schriftlichen Eingabe stattgehabten mündlichen Vorstellungen bei den zuständigen Schulbehörden Erfolg gehabt haben.

Die Aemter des Vorstandes und Ausschusses wurden in der gleichen Weise verteilt wie im Vorjahre.

Wahlen zum Ausschuß der jüdischen Gemeinde haben, wie bekannt, im Vorjahre nicht stattgefunden. In diesem Jahre war leider hierüber eine Einigung mit dem Zentralverein nicht zu erzielen, namentlich da ursprünglich bei einem zum Zentralverein gehörigen Mitglied des Gemeindeausschusses die Absicht bestanden hatte, vorzeitig sein Mandat jetzt niederzulegen. Da die beiden Vereine sich nicht verständigen konnten, glaubte daher der Gemeindevorstand trotz der Kriegszeit von Neuwahlen nicht absehen zu können. Es schieden in diesem Jahre zwei liberale und ein konservatives Ausschußmitglied aus. (An Stelle der Ausgeschiedenen wurden zwei neue liberale und ein konservatives Mitglied vorgeschlagen und deren Aufstellung genehmigt.)

Zum Schlusse mag die Hoffnung ausgesprochen werden, daß es uns im nächsten Jahre gelingen werde, unter günstigeren Zeitverhältnissen wieder in großem Umfange positive Arbeit zu leisten und der nächsten Generalversammlung über ausgedehntere und erfolgreichere Tätigkeit berichten zu können.

Die Entlastung wurde erteilt und der bisherige Vorstand und Ausschuß durch Akklamation wieder gewählt. Demnach gehören dem Vorstand und Ausschuß folgende Mitglieder an:

1. Vorstand: San.-Rat Dr. Arnold Baerwald, Vorsitzender; Dr. Rud. Geiger, stellv. Vorsitzender (Vorsitzender des Aus-

schusses); Dr. Erich Salfeld, Schriftführer; Emil Carl Oppenheimer, stellv. Schriftführer; Wilh. Theod. Stern, Kassierer; Simon Mayer, stellv. Kassierer; Justizrat Dr. Blau; San.-Rat Dr. Ettlinger; Prof. Dr. Graefenberg (stellv. Vorsitzender d. Ausschusses); San.-Rat Dr. Ludwig Hanau; Geh. Justizrat Dr. Jaffé; Leopold Levy; Dr. Max Mainzer; Dr. Richard Merzbach; Rabbiner Dr. Seligmann.

2. Ausschuß: Dr. Ed. Baerwald, Schriftführer; Justizrat Dr. Ernst Auerbach; Otto Fritz Auerbach; Jacob Ballin; Max Benario; Leo Blum; Julius Erlanger; Ernst Frank; Max Heller; Heinrich Heumann; Friedrich Kauffmann; August Landsberg; Bernhard Loeb; Jacob Mandelbaum; Elias Oppenheimer; Sigmund Rosenthal; Ferdinand Schamberg; Dr. Josef Scherer; Hugo Schlesinger; Julius Schopflocher; Ludwig Sommer; Ferdinand Stiefel; Oskar Weiß.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Am 3. Oktober konnten wir den Leiter des Berliner Brudervereins, Herrn Lehrer Hirschfeld, in unserer Mitte begrüßen. Er sprach über „Abraham Geiger und seine Zeit" und entrollte vor dem geistigen Auge der Zuhörer ein fesselndes Bild dieses wahrhaft liberalen Vorkämpfers, der uns ein leuchtendes Vorbild sein soll.

Anschließend an den Breslauer Delegiertentag der JLI sprach in einer glänzend besuchten Versammlung unser Ehrenmitglied, Herr Gemeinderabbiner Dr. Goldmann-Leipzig, über „Judentum und deutsche Kultur". Seine Ausführungen, die einen schlagenden Beweis von den innigen Zusammenhängen von Deutschtum und Judentum erbrachten, fanden den ungeteilten Beifall der Anwesenden.

In drei Vorträgen behandelte Herr Rabbiner Dr. Dienemann aus Ratibor den „Prophetismus". Ausgehend von der Bedeutung der Propheten für ihre Zeit, zeigte uns der Vortragende die Erhabenheit der prophetischen Ideen und die Notwendigkeit, sich mit ihnen zu beschäftigen und sie ins Leben einzuführen.

— Ueber „Die positiven Ziele des liberalen Judentums" sprach am 4. Dezember unser außerordentliches Mitglied, Herr Justizrat Joel. Unter Zugrundelegung der Richtlinien und der letzten Verhandlungen in Berlin zeichnete der geschätzte Herr Redner ein klar umrissenes Bild unserer Aufgaben, besonders betonte er die Notwendigkeit der offiziellen Anerkennung unserer Grundsätze innerhalb des Gesamtjudentums und, im Gegensatz zu den Anschauungen Walter Rathenaus, die Bedeutung der Zeremonien für jede positive Religion. An die mit lebhaftestem Beifall aufgenommenen Ausführungen schloß sich eine sehr interessante Aussprache.

An der Propaganda für die Repräsentantenwahlen haben wir uns nach Kräften beteiligt.

Durch eifrige Werbearbeit ist unsere Mitgliederzahl auf über 350 gestiegen.

Mitte Dezember 1917.

Walter Cohn, I. Schriftführer.

Einen interessanten und erfreulichen Jahresbericht für 1917 konnte der überaus eifrige Breslauer israel. Jugendverein veröffentlichen. Die Mitgliederzahl war am 1. Januar 1918 auf 370 gestiegen. An 15 Abenden fanden Vorträge, an 9 Abenden Diskussionssitzungen statt. Der bisherige Vorstand wurde wiedergewählt und durch die Neuwahl des Herrn Referendar Dr. Schweitzer ergänzt.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 3 und 4. **Jahrgang 10.** **März u. April 1918.**

Von der Selbstachtung.

Von Rechtsanwalt Dr. Gallinger-Nürnberg.

So sehr wir alle uns an der Hoffnung auf baldigen Frieden erfreuen, der Ausblick in die Zukunft ist für uns deutsche Juden nicht frei von schweren Sorgen. Wir müssen, wenn nicht alle Zeichen trügen, mit einer judenfeindlichen Bewegung rechnen, die durch die allgemeine seelische und wirtschaftliche Depression eine starke Nahrung finden wird. In diesem uns aufgezwungenen Kampf geht es ums Ganze, um bürgerliche und gesellschaftliche Stellung, um Geltung und Ehre in der deutschen Gemeinschaft. Es gibt kein Leben ohne Ehre. Das bezeugen im Grunde auch die zur Taufe Abfallenden; ihre Schwäche ist, daß sie das, was ehrlich erkämpft und behauptet sein will, durch eine Unwahrheit zu erkaufen suchen. Solche und andere Aeußerungen der Schwäche aber erzeugt ein lange Jahre sich hinziehender, zermürbender Kampf nur allzuleicht, wo nicht die innere Kraft des Charakters das Durchhalten ermöglicht.

Kein Zweifel, unsere Ehre kann uns niemand rauben; sie ist ein unverlierbares Gut. Allein es besteht eine eigenartige Wechselbeziehung zwischen der Ehre und ihrer äußeren Anerkennung und Betätigung. Es ist mit der moralischen Kraft fast wie mit der körperlichen, sie erlahmt, wenn man sie nicht ausübt. Der erste Schritt zur Betätigung der Ehre aber ist, daß man sich stets seiner inneren Würde *bewußt* ist; der zweite, das Verlangen nach voller Geltung, folgt dann mit Notwendigkeit von selbst. So ist die Ehre untrennbar vom Ehrgefühl, der Anspruch auf äußere Achtung untrennbar von der *Selbstachtung*.

Und schließlich, die Ehre des Menschen ist ein unteilbares Ganzes. Man kann nicht für einen Teil seiner Persönlichkeit ehrbewußt, für einen anderen Teil gegen Ehre und Würde unempfindlich sein. Die Zugehörigkeit zum Judentum ist ein wesentliches Stück unserer Persönlichkeit. „Dir kannst du nicht entfliehen", sagt Goethe. Und es gibt darum für den Juden kein volles, den ganzen Mann erfüllendes Ehrbewußtsein, wenn es nicht seine jüdische Seite mitumfaßt. Er kann sich als Menschen nur achten, wenn er sich auch als *Juden* achtet.

Bedarf es dieser Mahnung? Man muß diese Frage wohl bejahen. Unter dem Einfluß jahrhundertelanger Bedrückung und Schmähung haben wir ein gut Teil des Selbstvertrauens, der zum Leben nötigen *Freude* an uns selbst, eingebüßt; es geht uns wie dem Verwundeten, der sich gar nicht mehr im Spiegel sehen will. Dazu, aus den gleichen Ursachen, eine unmäßige Selbstkritik, die in Ernst und Scherz, bis zur Selbstzerfleischung geht. Das ist eine seelische Stimmung, die nicht zur Selbstachtung, sondern zum Gegenteil führt, die eine innere Zerrissenheit im Gefolge hat, und die zu bekämpfen vor allem die Aufgabe der liberalen Bewegung ist. Denn *liberales* Judentum bedeutet *lebendiges* Judentum; Leben aber ist gleichbedeutend mit Lebensfreude, Selbstbewußtsein und Selbstbehauptung.

Wir dürfen dabei nicht an der Oberfläche haften. Noch einmal, die Selbstachtung ist unteilbar, sie muß sich auch auf alle Teile unserer jüdischen Persönlichkeit erstrecken. Das Judentum ist nicht nur eine Gemeinschaft des Bekenntnisses, sondern auch des Stammes und der Entwicklung; beides natürlich ineinandergreifend, die religiöse Weltanschauung nicht ohne die Geschichte, die Stammeseigenart nicht ohne das religiöse Moment denkbar. Gerade in fortschrittlich denkenden Kreisen hat man oft nur die eine Seite, die Gemeinschaft des Glaubens, gelten lassen wollen; man hielt mit dem Augenblick, in dem die deutsche Judenschaft vor rund einem Jahrhundert bewußt den vollen Uebergang in die deutsche Kulturwelt vollzogen und sich bürgerliche Gleichberechtigung errungen hatte, alles Trennende für abgetan und glaubte es seinem deutschen Empfinden und der Bekämpfung böswilliger Rassenargumente zu schulden, daß man alle jüdische Eigenart nach außen, wie sich selbst gegenüber, abstritt, ja deren Betonung wie eine Beleidigung empfand. Wir haben uns mit dieser Denkweise nicht genützt. Unsere Feinde haben wir nicht überzeugt, im Gegenteil, unser Bestreiten war ihnen nur eine Bestätigung, daß wir uns der Zugehörigkeit zum Judentum zu schämen hätten. Wohl aber haben wir selbst damit Schaden an der Seele genommen. Denn es braucht nicht ausgeführt zu werden, wie solches Denkprogramm auf alles Wollen und Handeln abfärben, schwache Charaktere zur Verleugnung ihrer selbst, zu würdelosem Mimicry verleiten und auf jeden Fall die gerade, aufrechte Entwickelung der Persönlichkeit beeinträchtigen mußte. Glücklicherweise hat sich, ein Zeichen vorhandener Lebenskraft, hiergegen eine Reaktion gebildet. Und auch den an sich gewiß nicht erfreulichen Zionismus in Deutschland betrachten wir als Zeichen einer solchen. Denn man soll uns nicht einreden, daß Tausende deutscher Juden, die in deutscher Heimat, Sprache, Schule und Kultur aufgewachsen sind, plötzlich die Sehnsucht nach einem neuen, im Orient sich aufbauenden Leben mit hebräischer Muttersprache befallen hätte. Nein, man will nur wieder einmal frei mit geradem Rücken und erhobenem Haupt dastehen; und man sucht sein Ideal unter fremden Gestirnen, während doch die innere Freiheit und Selbstachtung nur des eigenen, freien, entschiedenen Willens bedarf. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!

Und enthält die jüdische Eigenart, neben ihren aus der Entwickelung zu erklärenden Schwächen, nicht auch Werte, die das Judentum mit berechtigtem Selbstgefühl erfüllen dürfen? Man fordere nur, daß an diese Werte nicht der Maßstab des Alldeutschen angelegt wird, sondern der einer allgemein menschlichen Gesinnung. Das bekannte jüdische Familienleben ist nicht das Einzige; obwohl es sicher nicht von einer schlechten Qualität des Menschentums zeugt. Wenn der Jude für das Seelenleben anderer, für künstlerisches Schaffen aber besonders auch für menschliches Leid feines Verständnis besitzt, den sozialen Fragen mit warmem Herzen und opferbereit gegenübersteht und sich mit seinen Sympathien und Kräften überall an die Seite der Unterdrückten stellt; wenn ihm die Kunst der Menschenbehandlung eigen ist, als deren Beispiel von Alters her der jüdische Arzt besonderen Vertrauens sich erfreut und das gleiche Vertrauen auch anderen ein Einfühlen und Mitfühlen erfordernden Berufen wie dem des Anwalts in besonderem Maße zuteil wird, wie auch der jüdische Richter nach bekannter Erfahrung zu den besten seines Berufes zählt; wenn jüdischer Fleiß, Pflichtgefühl, Achtung vor dem Eid und Rechtlichkeitssinn den den Dingen näher Stehenden wohl bekannt sind; so spricht das genügend dafür daß die jüdische Eigenart positive, für Staat und Gesellschaft wertvolle Faktoren enthält. Dazu kommt eines: die sittliche Kraft bemißt sich nicht nur nach dem Können, sondern mehr noch nach dem Wollen und Streben. Alles Irdische ist unzulänglich: doch „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen". Und niemand kann leugnen, daß im jüdischen Wesen ein gewaltiger Zug nach oben besteht, der sogar in der jüdischen Selbstkritik sich bestätigt findet; ein Streben nach immer besserer Ausgestaltung der eigenen Persönlichkeit; ein außerordentlicher Bildungsdrang; ein unabläßiges Bemühen, Fehler abzustreifen; eine scharfe Reaktion gegen Angehörige der Gemeinschaft, die dieser zur Unehre gereichen. Besonders dies letztere Moment kennt niemand besser als wir selbst. Es ist die bedauerliche Kehrseite dieser Denkweise, daß wohl in der ganzen Welt kein

Stamm, keine Nation, keine Gemeinschaft besteht, die sich so sehr ihrer vorhandenen oder vermeintlichen Fehler und so wenig ihrer Vorzüge bewußt ist, und die sich so leicht in die ihr auferlegte Aschenbrödel-Rolle findet, wie die unsere. Wenn in ernster Zeit eine Mahnung erlaubt ist, so wäre es darum nicht die zu einer sich selbst herabdrückenden Bescheidenheit, sondern die: Mehr Lebensmut, mehr Stolz, mehr Selbstgefühl!

Eine Anmerkung hierzu kann freilich nicht zurückgedrängt werden. Man achtet sich selbst, indem man sich in seinesgleichen achtet. Es bedarf nur dieser Andeutung, um zu erinnern, was wir in dieser Hinsicht uns selbst schulden, und wie sehr die Selbstachtung leiden muß, wenn an Stelle der guten Formen gegenseitigen Respektes ein nur scheinbar harmloses Sichgehenlassen tritt. Dem Verfasser dieser Zeilen bleibt unvergeßlich, wie ihm vor mehreren Jahren, als er in eine Debatte an einer Hoteltafel einzugreifen Veranlassung fand, von unfreundlicher Seite entgegengehalten wurde, die Juden hielten ja selbst nichts auf sich, das sehe man aus der Art, wie sie selbst voneinander zu sprechen pflegten. Hierher gehört auch das Kapitel vom jüdischen Witz. Er ist meist gut, oft glänzend, der Selbstachtung aber stets gefährlich. Vielleicht geht es noch manchem so, daß er im herzlichen Lachen über eine gute jüdische Pointe einhalten und an das Wort denken muß: Spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Wir können und müssen dieser Selbstentwürdigung steuern und dazu beitragen, daß der Ton der Herrnfeldwitze verschwindet, nicht um unserer Gegner, sondern um unser selbst willen. Dann darf es sich freilich auch nicht wiederholen, daß wie letzthin eine sonst ausgezeichnete, führende jüdische Zeitschrift einen witzelnden Dialog dieser Art zwischen zwei Polacken, natürlich im Jargon, den Lesern vorzusetzen wagt.

Wenn es gelingt, Selbstachtung und Selbstgefühl, im besten Sinne des Wortes, in unseren Reihen zu erhalten und zu stärken, so wird das vor allem auch der religiösen Kraft des Judentums zugute kommen. Denn Stamm und Religionsgemeinschaft, weltliche und religiöse Persönlichkeit sind im Juden nicht zu trennen; ihre Verbindung wurzelt in der Geschichte. Das Gewordene aber ist für uns Menschen der Gegenwart nicht Zufall, sondern Notwendigkeit; wir sind aus dem Boden unserer geschichtlichen Entwicklung herausgewachsen, tragen ihre Züge und atmen ihren Geist. Ja das Band mit der Vergangenheit ist ein so festes, daß es sogar vom religiösen Empfinden mitumfaßt wird und im Gefühl der Pietät einen im Judentum besonders innigen Ausdruck findet. So weitet sich das Persönliche von selbst zum Interesse für die Gemeinschaft; und wir wissen, daß noch in unserer älteren Generation eine Liebe für das Judentum bestanden hat und besteht, die weit über religiöse Beziehungen hinausgeht und sich der für die eigene Familie an die Seite stellt. Aus der stolzen Selbstachtung des Einzelnen muß so ein freudiges „Bekennen" zur Gemeinschaft erwachsen, das den der Gefahr der Entfremdung Ausgesetzten auch dem inneren Gehalt des Judentums wieder näher bringt. Und gerade mit dieser bewußten Hingabe an das angestammte religiöse Gut erschließt sich wiederum selbst eine neue und die lauterste Quelle des Selbstgefühls. Niemand wird verlangen, daß der modern denkende Mensch seine religiöse Weltanschauung ausschließlich auf der Grundlage des ererbten Glaubens aufbaut; unser Inneres ist nicht wie ein wohlgeordnetes Schulzeugnis, das alle Disziplinen säuberlich sondert, unser religiöses Denken ist von Erkenntnissen aus Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Wirtschaftsleben, kurz aus allen Quellen der geistigen Kultur überhaupt beeinflußt; wir sind, auch wenn wir dem Höchsten und Heiligsten nachdenken, Kinder unserer Zeit. Mit um so größerem Stolz muß es uns erfüllen, daß gerade die jüdische Lehre, deren Kern die Wahrheit von einem einzigen, ewigen, rein geistigen Gott bildet, in ihrer Reinheit und Klarheit mit dem modernsten Empfinden vereinbar ist und uns alle die Opfer des Denkens erspart, die manches andere Glaubensbekenntnis zu überwinden nötigt; ja daß diese einfache Lehre mit dem auf ihr sich aufbauenden Sittengesetz gerade inmitten zersetzender Kämpfe erst recht als eine Religion reiner Humanität erstrahlt.

So führt durch das erstarkte Gefühl eigener Würde hindurch ein gerader sicherer Weg zur Achtung, Treue und Verehrung für die Gemeinschaft. Möge es gelingen, auch unsere Jugend auf diesem Weg festzuhal-

ten. Und möge dabei nie vergessen werden, daß es gilt, den eigenen freien Entschluß eines gestärkten Charakters zu wecken, und daß alles, was die Freude hieran nimmt, und ganz besonders ein Uebermaß rein lernmäßiger Behandlung, und gar äußerer Zwang, diesen Zweck nicht fördert, sondern schädigt. Auch hier geht es ums Ganze.

Ein auf Selbstachtung und freudigem Bekennen sich aufbauender Zusammenhalt wird auch die religiösen Formen, mit ihrem oft tiefen seelischen Gehalt, nicht gering achten. Als sein höchstes, die Form überragendes Ziel aber wird er erkennen: den Menschen jene innere Harmonie, jenes Gleichgewicht der Seele wieder zu gewinnen, für das Kants Wort gilt: „Das fröhliche Herz allein ist fähig, Wohlgefallen am Guten zu empfinden."

Worauf muß sich die Arbeit eines jüdisch-liberalen Jugendvereins erstrecken?

Von Hermann Zippert-Berlin, z. Z. im Felde.

Gekrönte Preisarbeit des Jüdisch-liberalen Jugendvereins zu Breslau.

Man sagt, daß wir in einer großen Zeit leben.

Zweifellos ist diese Wertung unseres augenblicklichen Geschichtsabschnittes richtig, wenn wir den Begriff der Größe im massigen, ausdehnungsartigen Sinne verstehen, wenn wir ihn ferner an der beispiellosen Härte der Tatsachen messen. Ob unsere Zeit auch im geistig-sittlichen Sinne als große Zeit anzusprechen ist, bleibt eine offene Frage an die Zukunft. Denn noch herrscht der Zwang, dem wir uns alle beugen. Aber erst wenn der Friede uns die Freiheit des persönlichen Handelns wiedergegeben haben wird, kann es sich zeigen, ob wir durch den Krieg eine wirkliche Läuterung erfahren haben.

Wir hoffen es. Wir hoffen, daß sich die inneren Lehren, die uns die harte Schule des Krieges gegeben hat, hinüberretten lassen werden in den friedlichen Kampf geistiger Kräfte, um dort ihre eigentliche Bestimmung zu erfüllen. Nicht zum wenigsten wir Juden hoffen es von unserer Gemeinschaft sowohl als auch von dem Einfluß dieser Gemeinschaft auf das allgemeine öffentliche Leben.

Aber man soll das Eisen schmieden, solange es heiß ist.

Wer hat ein größeres Recht zu dieser Arbeit als die Jugend? Denn wahre Jugend erlebt jede Zeit groß, weil sie mit glühender Seele die Dinge der Welt erschaut. Aber wie oft ermüdete ihre Tatkraft an der zerbrauchten Schwungkraft der Aelteren und Alten. Doch auch sie sind heute herausgerissen aus dem trägen Einerlei ihres täglichen Lebens, und der Augenblick für eine zündende Flamme ist günstig.

Wir wollen den Augenblick benutzen. Wir lüden eine Schuld auf uns, wenn wir die Stunde der Tat versäumten. Aber dazu ist vor allem nötig, daß wir selber wissen, wer wir sind und was wir wollen. Es gilt eine Grundlegung kühn und weitsehend wie nie in den Tagen des vergangenen Friedens. Es gilt das psychologische Moment der Spannung der Seelen zu benutzen und vorzubauen für die Tage der kommenden Zeit.

Dazu soll der Gedanke jüdisch-liberaler Jugendvereine mithelfen.

Jugend vereint sich hier. Jugend aber ist Geist, ist reiner Geist, der unbeirrt um die praktische Enge und Dumpfheit des Lebens sein Ziel tapfer und gradlinig verfolgt. Wie Aphrodite die wellenschaumgeborene, schön und glänzend, nahm der Geist einst von unserer werdenden Seele Besitz. Als Königskinder fühlten wir uns da. Eine Krone funkelte auf unserem Haupte. Einen großen Anspruch stellte sie an uns. Das Feuer großer Pflichten brannte sie in unser rauschendes Blut.

Die Welt in ihrer Gesamtheit erschloß sich unseren Blicken, und die Menschheit umfaßte unser Begehren und Wollen. Denn des Geistes Forderung umspannte alle Menschen, und unsere Jugend umfing mit liebevoller Inbrunst jeden, der in brüderlichem Streben eins war mit unseres Herzens Glut. Es fielen die Schranken von Mensch zu Mensch, es öffneten sich weite, leuchtende Straßen von Volk zu Volk, und jeder Eigenwille versank und fand sich goldbehangen wieder als Glied in der unendlichen Kette der Alleinheit des Menschengeschlechts.

So fanden wir unsere Jugend, so gaben wir unseren „Flegeljahren" Sinn und Rechtfertigung, so findet sich Jugend immer von neuem. Sie sucht in der Vernunft die letzten Gründe der Welt. Sie hat die Kraft, dem Lächeln der „Erfahrung" das stolze Gesicht eines tief sittlichen Optimismus entgegenzustemmen, und sie läßt sich nicht wankend machen in dem Glauben, daß die Dinge dieser Welt noch eine andere Würde haben wie die des Marktpreises. Wer ihr diesen Glauben rauben will, der nimmt ihr die Nahrung ihres geistigen Daseins, der stößt ihr das Schwert in die lodernde Seele, und darum wehrt sie sich gegen ihn mit der ganzen Geschlossenheit ihrer überzeugungsmutigen Innerlichkeit. So ist die Jugend die heiße Hüterin des geistigen Schatzes der Menschheit, an dem sie mit flammendem Schwert Wache hält.

Aber Jugend ist mehr. Sie ist auch die Weiterbilderin des Menschengeistes. Sie schafft geistige Mehrwerte. „Wahrlich, ich sage Euch, man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können!" Und wo ist mehr und vor allem allgemeiner der Tumult der Gedankengegensätze zu Hause als in jugendlichen Seelen?

Wenn ein jüdisch-liberaler Jugendverein feste Wurzeln schlagen will, muß er diesem ideellen Jugendbegriffe volle Rechnung tragen. Er muß große, weite Gesichtspunkte aufweisen, die eine jugendliche Seele befriedigen können.

Es entsteht daher die wichtige Frae: Hat der liberale Gedanke des Judentums einen Inhalt, so umfassend, daß er dem Traum der Jugend eine allmähliche Verwirklichung gewährleisten kann?

Bevor wir der Beantwortung dieser Frage näherrücken, müssen wir uns darüber klar werden, was für einen Gedankeninhalt wir mit den Worten *jüdisch* und *liberal* verknüpfen.

Alles geschichtlich Gewordene entzieht sich im hohen Grade dem hellen durchsichtigen Gedankenbau des bewußten Geistes. Dieser erfordert Klarheit und Gesetzmäßigkeit, kausale, innere Bedingtheit jedes einzelnen Gliedes. Aber der natürliche Entwicklungsprozeß gehorcht der tyrannischen Schwerkraft des größeren Druckes. Er ist ein mechanischer, geistfremder. Wo trotz alledem die Weltgeschichte einen Sinn aufweist, da ist er gewaltsam mit dem Hammer der Vernunft hineingekeilt worden, da ward die Vernunft sich ihres Herrscherrechtes bewußt, da behandelte sie die Welt als ihr Material, um sich selbst symbolisch in ihm auszudrücken. Jetzt wurde die Welt ihr Gleichnis, der kongeniale Ausdruck ihres Vermögens.

Aber nur vereinzelt gelang es bisher der Vernunft, sich die Welt zu erobern. Als einsame Geistesblitze leuchten ihre Strahlen über die Erde. Einer dieser Blitze — und nicht der geringste — flammte auf im Lande Israels, in Palästina.

Es ist der jüdische Prophetismus, dessen Geist das Judentum in den hellen Glanz jener transzendentalen Welt emporhebt, die in des Menschen Brust ihre Heimat hat. Siegreich aus Dunst und Nebel der vorprophetischen Zeiten schält sich der Gedanke des Rechts heraus und reckt sich, eine weithin ragende starre Säule, stolz empor, ein Mahn- und Weckruf den Kindern Israels und der gesamten Menschheit. „Ich mag das Geplärr eurer Harfen nicht hören und der Opfergestank eures Mastviehs ist mir ein Greuel: Aber das Recht ströme wie Wasser dahin, und die Gerechtigkeit wie ein gewaltiger Strom," so tönt es aus dem Munde des Propheten Amos. Und in immer wiederholten Bildern und gewaltigen Gleichnissen tritt der gesamte Prophetismus auf diese Ebene, die nationale Schranke durchbrechend und sich wendend an alle Völker der Erde. Denn im Prophetismus erhält der Auserwähltheitsgedanke Israels seine sittliche Verantwortung. Das Verhältnis Gottes zu seinem Volke erhält Vertragscharakter. Wandelt Israel nicht mehr in den Bahnen des Rechts, so verwirft es der Ewige und sucht sich ein anderes unter den Völkern des Erdballs. Diesen für damalige Zeiten, in denen selbst das helle Volk der Griechen jeden Nichtjuden als Barbaren bezeichnete, ungeheuren Gedanken vermochten die Propheten zu fassen. Gebrannt von der glühenden Idee der Gerechtigkeit riß sie diese hinweg über Jahrtausende und gab ihnen in genialer Intuition den Gedanken des universalen, sittlichen Monotheismus. So war zum erstenmal in der Geschichte die Einsicht der Einheit des Menschengeschlechtes erwacht. Gott war die Verkörperung alles Guten, und allen guten Menschen war er Vater; denn nach seinem Ebenbilde hatte er sie geschaffen. So war auch der Anschluß an

jene Welt des eigenen Geistes gewonnen, der sich ein Sein bilden will, das seiner Sehnsucht gleiche. Heimisch will er sich fühlen und im eigenen Hause wohnen. Zwar nicht auf Grund philosophisch-erkenntnistheoretischer Ueberlegungen kamen die Propheten zu dieser Auffassung ihres Lebenszweckes, sondern durch die unbeirrbare und unbeugbare Härte ihres gerechten Empfindens, und sie bleiben darin Kinder ihrer Zeit, daß sie das, was wir modern als Gewissen zu bezeichnen pflegen, als eine äußere Macht ansahen, deren Befehlen sie gehorchten. „Doch folgsam fühl' ich immer meine Seele am schönsten frei." Auf dieser Gefühlsgrundlage fußen all ihre Taten und Reden. So bleibt es in der Wirkung unwesentlich, daß der Prophet eine unwissenschaftliche, mystische Begründung seiner Handlungsweise gibt, denn trotz alledem bleibt die Einheitlichkeit der Denkrechnung gewahrt, stets Gott im Korrelatverhältnis zur Menschheitsidee. Auch das Bild des messianischen Zeitalters hat hier segenbringend gewirkt. Es hat den Aufgabencharakter des Gottesgedankens sinnbildlich verdeutlicht, hat den kategorischen Imperativ Kants dichterisch vorweggenommen.

Zwar nicht immer und nicht ungetrübt blieb die Reinheit des prophetischen Ideals dem Judentum erhalten. Es kamen Zeiten, in denen der jüdische Gottesgedanke wieder in die Enge nationaler Schranken zurückgedrängt wurde. Selbst unseren Tagen fehlt oft der Zusammenhang mit der Ideenwelt der Propheten.

Es erhebt sich daher die schwerwiegende Frage: Mit welchem Rechte dürfen wir die empirische Masse der Menschen, die wir die jüdische nennen, als die berufenen Vertreter der prophetischen Ideen betrachten? Gewiß, der geschichtliche Zusammenhang ist gewahrt, aber nicht der ideelle, und das Prinzip der Kontinuität der Ereignisse hat nur dann einen Sinn, wenn es als geistige Forderung erkannt wird. Denn es ist eine Selbstverständlichkeit, daß es in der Wirklichkeit keine leere Zeit geben kann. Ununterbrochen reiht sich Tatsache an Tatsache. Aber hiervon ist nicht die Rede. Es handelt sich vielmehr darum, die sittliche Verbindung im geschichtlichen Werden aufzudecken. Die jüdische Geschichte hat aber in dieser Hinsicht viele Lücken aufzuweisen. Und doch wollen wir Juden sein im Sinne der alten, heiligen Auffassung der Propheten? Mit welchem Rechte?

Es gibt auf diese Frage nur eine Antwort: Mit dem Rechte der Liebe zu jenem Volke, in das wir durch den Zufall der Geburt hineingeboren sind. Dieses Recht gründet sich nicht auf trockene Erwägungen, sondern ist eine reine Angelegenheit des Gefühls. Aus seiner psychologischen Enge wollen wir es hervorholen. In der scharfen Luft moralischer Wertung wollen wir es veredeln. So geben wir der Tugend der Pietät ihre letzte Weihe. Ergriffen von neuem Ehrgeiz werden wir dann den Faden der Kontinuität über Jahrtausende hinweg wieder knüpfen. Die sittliche Weltwollung der Propheten wird von neuem der Inhalt der jüdischen Geschichte werden. Denn den Ablauf einer sittlichen Weltentwicklung sahen die Propheten in der Völkergeschichte. Sinnvoll erschien sie ihnen. Und in der Tat, Geschichtsphilosophie ist eine Entdeckung des Prophetentums. Wer immer in den Ereignissen des Lebens nach ihrem Wert oder Unwert sucht, der schaut daher mit jüdischen Augen in die Welt, so gewiß im Prophetentum die jüdische Religion ihren reinsten Ausdruck findet. Und Eile tut not, daß diese Erkenntnis die Herzen ergreife, soll nicht tiefe Scham uns erfassen. Denn schon reift in unserer Tochterreligion die Einsicht von den Werten unseres Glaubens, schon schickt sie sich an, unser geistiges Gut zu verwalten. Sorgen wir also mit Erkenntnis und Tat für eine immer größere Geschlossenheit des Kausalzusammenhangs mit den hohen Ideen von Menschenrecht und Menschenwürde, von denen die Propheten erfüllt waren, bis einst am imaginären Ende alles Geschehens die Geschichte der Menschheit gleichbedeutend geworden ist mit der symbolischen Wiederholung des sittlichen Gedankens. Dann werden alle Völker ihn erkennen als den einen, den einzigen Gott. Dann ist jenes Ziel der Entwicklung erreicht, das die Propheten mit poetischen Augen verherrlichten und das sie das messianische Zeitalter nannten.

Kann die Jugend, die geistsuchende und gläubig hoffende, ein höheres Ziel für ihre Herzenssehnsucht finden? Die Kraft der Begeisterung, die Schroffheit ihres Ja und Nein findet in der Gestalt des Propheten ein überragendes Vorbild. Und die Liebe der Jugend, die eine Weltenliebe ist, findet quellenfrische

Nahrung in der Rücksichtslosigkeit und Gradheit und Universalität jener Männer. Und so ist es eine psychologische Selbstverständlichkeit, daß sie in erster Linie berufen ist, den Vortrupp zu bilden auf dem Marsche der Menschheit nach dem Edeltume prophetischer Gesinnung.

Jüdische Jugendvereine, die zukünftige Zeit wird groß und aufregend sein, werdet euch daher bewußt, daß alle echte Jugend sich nur um eure Fahnen scharen wird, wenn ihr dieser weite, umfassende Ziele bieten und hohe Aufgaben geben werdet! Die Zeiten stiller, gemütvoller Pietät sind vorbei. Das Leben rauscht in die stillen Räume liebevoller Frömmigkeit und verlangt mehr von dem Menschen. Das öffentliche, politische Leben sei deshalb der Gegenstand eurer Betrachtung und Tätigkeit. Denn die jüdische Welt ist die Welt überhaupt, so gewiß Jude sein nichts anderes bedeutet als Mensch sein. Wendet ihr euch jedoch nicht an das universale Bedürfnis der Jugend, werdet ihr nur halbe und viertel Seelen gewinnen. Dann sinkt das Judentum zu einer Auchbetätigung herab und ist nicht mehr Kern und Wurzel unseres Handelns. Aber Religion soll die ganze Persönlichkeit des Menschen erfassen und eintauschen in ihre verkettende Macht, daß jede Seelenäußerung an ihr sich zurechtfinde.

Doch ihr wollt nicht nur ein jüdischer, ihr wollt auch ein jüdisch-liberaler Jugendverein sein.

Ich muß gestehen, dieses Wort liberal hat mir eine zu enge Bedeutung für die Ausblicke wahrhaft jüdischer Betätigung. Es ist nicht ausreichend genug. Liberal sein bedeutet einerseits Achtung und Duldsamkeit für die Ueberzeugung anderer Menschen haben, andererseits bedeutet es, die religiöse Formenwelt der zeitlich bedingten und wandelbaren Empfindungsweise des Menschen anzupassen. Seinen Gegenpol findet der Liberalismus in der Orthodoxie, die überzeugt von der Göttlichkeit des religiösen Zeremonials zäh und starr an ihm festhält und folgerichtig jede andere Meinung als verabscheuenswert bekämpft. Gemeinsam ist beiden Aeußerungsarten des religiösen Lebens die Ueberzeugung, daß ohne Formen ein religiöses Leben schlechterdings unmöglich sei. Formen müssen sein! Aber wie wenig grundlegend ist dieser Gegensatz aus der Perspektive des von uns gezeichneten Judentums. Dieses Judentum hat eine Tiefe, die den religiösen Formenstreit als eine sekundäre Erscheinung wertet. Es muß jedem Menschen freigestellt bleiben, nicht nur welche Formen seiner Empfindungsart entsprechen, sondern auch, ob er überhaupt solcher Formen zum Ausleben seiner religiösen Persönlichkeit bedarf. Denn Formen müssen keineswegs sein. Der vollwertige Ausdruck des religiös-sittlichen Gedankens ist immer nur die sittliche Tat. Sie ist die Form, in der die Idee der Sittlichkeit ihre Ausdrucksmöglichkeit hat. „Was verlangt der Ewige, dein Gott von dir?" so fragt der Prophet Micha. Und die Antwort lautet: „Nichts anderes als — man beachte die Ausschließlichkeit des Ausdrucks — Gutes tun, Liebe üben und in Demut wandeln vor dem Ewigen, deinem Gotte." Zwar wird die Bedeutung religiöser Formen für das menschliche Gemüt nicht berührt, und der Standpunkt des Propheten hinsichtlich dieser Frage bleibt offen, aber eins geht unzweideutig aus seinen Worten hervor: Die Gleichgültigkeit Gottes gegenüber solchen Dingen, solange sie nicht Brücke zur Auslösung praktischen Handelns geworden sind.

Jüdische Jugendvereine, der Friede wird kommen, in allen Schichten der Bevölkerung wird ein Kampf entbrennen von einer Wucht und Anteilnahme jedes Einzelnen wie seit Menschenaltern nicht mehr. Alle, die etwas wert sind, werden Partei ergreifen und das Feuer ihrer Seele in die Wagschale des Schicksals werfen. Der deutsche Jude wird nicht zurückbleiben, und besonders die Jugend wird sich kampfesfreudig in den Streit der Meinungen werfen. Wollt ihr sie nicht verlieren, müßt ihr ihr den Sinn für die Kulturwerte unserer Religion öffnen. Dann wird sie den Kampf des Tages nicht fremd und losgelöst vom Judentum erleben, sondern als Vertreter und Herolde jüdischer Gedanken, jüdischer Ideen. Dann wird von neuem der Faden der Kontinuität geschlungen werden getreu dem hehren Gedankengebäude der Propheten, und eine neue, tiefere Pietät wird die Seele ergreifen, die sich nicht im Festhalten lieber Gebräuche, noch in ihrer zeitgemäßen Umformung erschöpft, sondern ihre Betätigung findet in dem starken Pulsschlag des lebendigen Lebens.

Der Liberalismus und die polnischen Juden.

Von Rabbiner Dr. Gelles-Lissa.

Wer in den letzten Jahren mit prüfenden Blicken die Gegenwartsgeschichte der Juden betrachtete, sah in dem Schicksal der unter russischer Herrschaft stehenden oder richtiger seufzenden Juden ein Rätsel, dessen baldige Lösung ihm unmöglich erschien. Da brach im August 1914 der Weltkrieg aus, und mit einem Mal wurden die Augen aller auf die Ostjuden gerichtet. Würden sie unter deutsche oder österreichische Herrschaft kommen und das Los geknechteter Untertanen gegen das gütigere Schicksal freier lebender Bürger eintauschen? Würden sie in einem selbständigen Polen auf dem Grund und Boden, auf dem sie seit Jahrhunderten wohnen, die Gleichberechtigung erhalten? Würde eine systematische Auswanderung nach den verschiedensten Kolonisationszentren einsetzen? Diese Fragen stehen auch heute noch offen. Nur eins wissen wir, die russischen Juden und ihr Ergehen bleibt weiter eine innere politische Angelegenheit Rußlands, für die polnischen Juden aber beginnt eine andere Zeit, eine Zeit, der die Zentralmächte die Gestalt geben werden. Daß die Zentralmächte bei ihren die polnischen Juden betreffenden politischen Umwälzungen gern die Unterstützung der deutschen Juden annehmen wollen, ja sogar auf diese rechnen, wissen wir bereits.

Aber die Judenfrage in Polen ist nicht nur ein politisches Problem, sondern auch ein kulturelles. Das haben wir gesehen, als die Frage erörtert wurde, welche Schulen von der deutschen Verwaltung ins Leben gerufen werden sollten und welches die Unterrichtssprache in ihnen werden müßte. Uns aber interessiert heute hier eine andere Frage, nämlich: „Hat der religiöse Liberalismus unter den polnischen Juden eine Aufgabe zu erfüllen und worin besteht sie?"

Nur derjenige, der den wirklichen Verhältnissen fernsteht, ist der Meinung, daß der polnische Jude eo ipso konservativ oder orthodox ist. Wäre dem in der Tat so, dann hätte der Liberalismus dort nichts zu suchen, dann wäre er nur ein Störenfried, der die Einheit der religiösen Anschauung mit Gewalt sprengen möchte. Wer aber irgendwie Gelegenheit hat, die polnischen Juden in ihrem religiösen Leben zu beobachten, macht sofort die Entdeckung, daß gerade unter den polnischen Juden — ebenso wie unter den russischen Juden — die schroffsten religiösen Gegensätze eng bei einander wohnen. Die große Masse ist zwar noch orthodox, aber die hohe Intelligenz und die demokratische Arbeiterschaft sind schon fast indifferent.

Wir machten zu Friedenszeiten so oft die Erfahrung, daß polnische Juden im Kaftan über die Grenze kamen. Kaum hatten sie den deutschen Boden betreten, legten sie den langen Kaftan ab, zogen einen kurzen Rock an und speisten ohne irgend welche religiösen Bedenken — besonders in Großstädten und Badeorten — nicht rituell. Kehrten sie dann von der Geschäfts- oder Badereise nach Polen zurück, zogen sie mit der Selbstverständlichkeit eines Schauspielers, der in jedem Akt seine Kleidung wechselt, an der Grenze den alten Kaftan wieder an und waren drüben die regelmäßigsten Besucher des Gotteshauses und die strengsten Beobachter der religiösen Vorschriften.

Wir fragen uns, wie ist das möglich, daß die nämlichen Leute, die soeben vier und mehr Wochen modern und freireligiös lebten, nun wieder in das orthodoxe Milieu zurückwandern? Sintemal es eine feststehende Tatsache ist, daß die der Orthodoxie verloren gegangenen Kreise niemals mehr zu ihr zurückkehren! Ist das nicht glatte Heuchelei? Ganz gewiß! Bei manchen spricht vielleicht der rücksichtsvolle Wunsch mit, die orthodoxen Glaubensgenossen durch plötzliches Abschwenken vom Althergebrachten nicht in ihren religiösen Gefühlen verletzen zu wollen. Die meisten dieser Verwandlungskünstler jedoch halten es mit dem religionsgesetzlichen Grundsatz „der Minhag oder das Gewohnheitsrecht habe Gesetzeskraft." Sie denken an die Talmudstelle: „Rabbi Tanchum bar Chanilai sagt, niemals weiche der Mensch von der Sitte des Ortes ab, wo er weilt. Moses stieg in den Himmel und aß nichts, die Engel kamen zur Erde (zu Abraham) herab und aßen" (Baba Mezia 86 b). Und so den-

ken sie auch: Hakol keminhag hamedina, in Polen muß man der Gewohnheit entsprechend einen langen Rock tragen und orthodox leben und in Deutschland einen kurzen Rock tragen und seinen Anschauungen gemäß auftreten.

Religion aber verträgt nicht Unehrlichkeit und Scheinheiligkeit. Hier ist die wunde Stelle in der polnischen Judenheit, welche der Liberalismus mit seinen Grundlehren heilen muß. Er muß den Leuten das Verwerfliche ihrer Scheinheiligkeit vor Augen führen und muß es ihnen andererseits eröffnen, daß sie gute und zuverlässige Juden auch bleiben können, wenn sie statt des langen Kaftans den kurzen Rock tragen und nur die Gebräuche üben, denen ihr Verständnis nicht zum Gegner wird. Er muß es ihnen immer und immer sagen: Rachmonoh libo boi „Gott will das Herz haben", und daß eine Religion ohne Gesinnung, ohne Herzensbedürfnis nur eine leere Form ist. Er soll ihnen eine religiöse Betätigung geben, die ihren Anschauungen, ihrer Gesinnung entspricht, daß alle religiösen Handlungen auch etwas bedeuten, daß sie der wahre Ausdruck religiösen Empfindens sind und nicht reine mechanische Handlungen, die man begeht, ohne sich dabei etwas zu denken.

Unehrlichkeit aber in dem, was dem Menschen am heiligsten sein soll, in der Religion, beeinflußt auch leicht das Handeln, den ganzen Charakter. Darum hat der Liberalismus nicht nur eine rein religiöse, sondern auch eine ethische Aufgabe zu lösen. Er muß die scheinheiligen zu wahrhaft religiösen, die unehrlichen aber zu ehrlichen Juden und Menschen erziehen.

Ergibt sich schon aus dem soeben Angeführten die Notwendigkeit von liberaler Arbeit in der polnischen Judenheit, so scheint sie uns aus folgendem geradezu geboten. Nehmen wir wieder die Erfahrung zu Hilfe. Es ist ein psychologisches Gesetz, daß alle seelische Entwicklung, die nicht allmählich, sondern sprunghaft geschieht, nicht gedeihlich ist. Wer über Nacht aus einem Millionär ein Bettler wird, kann in den allermeisten Fällen diesen Zustand nicht ertragen und verliert den inneren Halt; wer umgekehrt durch einen günstigen Zufall aus einem armen plötzlich ein reicher Mann wird, geht unvernünftig und oft zu seinem größten körperlichen und seelischen Schaden mit dem Vermögen um. Der junge Mann, der bis zu seinem Abiturium unter der strengen Aufsicht der Schule gestanden, ist schon oft zu grunde gegegangen, weil er die akademische Freiheit plötzlich erhielt. Letztes Beispiel möchte ich bei den polnischen Juden anwenden. Bisher hielt die strenge Aufsicht des Staates, ja seine drakonische Härte zusammen. In ihrer Not klammerten sie sich an Gott; er war ihre Hoffnung, die sie überallhin mitnahmen, er war ihr Trost, der ihnen bessere Tage versprach. Nun dringt plötzlich reines Sonnenlicht in ihre dumpfen Kerker; die Fesseln werden gesprengt, die ihre Seelen einengten. Wie manch einer wird mit den Fesseln auch die Hoffnung und den Trost wegwerfen! Wie manch einer wird im ersten Jubel der Freiheit seinen Glauben und seinen Gott vergessen! — der plötzlich reich gewordene vergißt ja leider zu schnell die Tage seiner Armut! — Da muß der Liberalismus einsetzen, einen Damm aufwerfen gegen den Strom, der sein Bett verlassen und sich ins Uferlose verlieren will. Er hat die schwere aber sehr dankbare Aufgabe all die Juden, die beim Eintritt neuer, politisch günstigerer Verhältnisse dem religiösen Indifferentismus in die Arme laufen wollen, davon zurückzuhalten, die religiösen Anlagen, die in ihnen vorhanden sind, vor der Verkümmerung zu bewahren.

In welcher Weise aber soll der Liberalismus arbeiten? Wie die anderen großen jüdischen Organisationen schon während des Krieges das okkupierte Land bereisen lassen, um dort für ihre Ideen zu interessieren, so muß auch der Liberalismus Fühlung mit den polnischen Juden nehmen. Er muß — und das ist seine dritte, nicht hoch genug zu bewertende Aufgabe — drüben zeigen, daß Aesthetik und Religion sich wohl vertragen; er muß, um es mit anderen Worten zu sagen, die polnischen Juden mit der westeuropäischen Kultur aussöhnen. Der Mangel an Wohlstand und an profanem Wissen und vor allem die politische Not pferchte diese Aermsten der Armen zusammen und ließ sie ein Leben führen — schmutzig und schmachvoll. Nun da die Aussicht auf bessere Zeiten sich eröffnet, fort mit all dem Schmutz (körperlich und auch seelisch), fort mit all den Anschauungen, die im finsteren

Mittelalter geboren wurden und sich heute für das Wesen der Religion ausgeben!

Der Liberalismus hat die Aufgabe, Rabbiner regelmäßig hinüberzuschicken, um durch Predigt in der Synagoge und durch persönliche Fühlungnahme mit den einzelnen maßgebenden Persönlichkeiten in jeder Gemeinde die Leute schon jetzt allmählich zur Westkultur zu erziehen, damit nach dem Friedensschluß bei einem Zusammenprall des Ghettogeistes mit dem Kulturgeist von Westeuropa nicht erhebliche Teile der polnischen Judenheit dem Judentum verloren gehen. Die Rabbiner werden zu ihnen immer davon sprechen müssen, daß man ein moderner Mensch sein kann, ohne darum aufzuhören, ein treuer und ehrlicher Jude zu sein.

Jetzt kommt die Zeit, wo endlich der Vorwurf verstummen muß, daß der Liberalismus nicht praktisch und produktiv arbeitet, wo die Judenheit dem Liberalismus großen Dank dafür schulden wird, daß er viele Kreise der Judenheit dem Judentum erhalten hat. Verpassen wir nicht den großen Augenblick. Seien wir eingedenk unserer hohen Aufgaben, und streben wir danach, sie zu erfüllen, ohne uns von irgend einer Seite beirren zu lassen.

Rundschau.

Berlin. Zur Herbeiführung eines einheitlichen Vorgehens bei den Friedensverhandlungen und zur Wahrung der Rechte der Juden des Ostens hat sich ein Zusammenschluß aller großen jüdischen Organisationen Deutschlands vollzogen. Es sind vertreten: Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der Deutsch-Israelitische Gemeindebund, der Verband der deutschen Juden, die Großloge für Deutschland, die Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland, die Zionistische Vereinigung für Deutschland, der Hilfsverein der deutschen Juden, das Hilfskomitee für die notleidenden ostpreußischen Juden in Frankfurt a. M., das Komitee für den Osten und die deutsche Vereinigung für die Interessen der osteuropäischen Juden. Als Name wurde gewählt: Vereinigung jüdischer Organisationen Deutschlands zur Wahrung der Rechte der Juden des Ostens (VJOD). Mit den noch nicht angeschlossenen (orthodoxen) Organisationen sind Verhandlungen über einen Zusammenschluß im Gang. Die Grundsätze für die Behandlung der Judenfrage im Osten und in der Türkei, auf die man sich geeinigt hat, sind: Rechtliche und tatsächliche Gleichberechtigung mit allen Rechten und Pflichten als Staatsbürger; Freiheit der Religionsübung; Recht auf Pflege selbständiger jüdischer Kultur; Recht auf freie Einwanderung und wirtschaftliche Betätigung in allen Teilen der Türkei; Recht auf freie Niederlassung und Pflege selbständiger Kultur in Palästina. Zum Vorsitzenden wurde Dr. James Simon gewählt; zu stellvertretenden Vorsitzenden Geh. Justizrat Cassel und Professor Dr. Franz Oppenheimer.

Aus der Jugendbewegung.

Verständigungsgemeinschaft der jüdischen Jugendorganisationen Deutschlands.

Berlin. Am Dienstag den 5. März 1918 fand in Berlin im Kaiserhof eine Zusammenkunft von Delegierten der jüdischen Jugendvereine aller Richtungen statt. Es waren vertreten durch Delegierte der Verband jüdischer Jugendvereine, Verband der zionistischen national-jüdischen Jugendorganisationen Deutschlands, die Arbeitsgemeinschaft jüdisch-liberaler Jugendvereine, und auch die Agudas Jisroel, deren Vertreter sich allerdings nur als Gäste, nicht als Delegierte betrachteten. Es waren ferner außer einer Anzahl hervorragender Persönlichkeiten und Laien, die als Ehrengäste erschienen waren, vertreten der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischer Glaubens, der Verband der deutschen Juden, der deutsch-israelitische Gemeindebund, die Groß-Loge für Deutschland u. a. m.

Die Versammlung war berufen worden, nachdem in kurzen Vorbesprechungen sich Geneigtheit gezeigt hatte, bezüglich Gründung einer Verständigungsgemeinschaft aller Organisationen in Verhandlung zu treten. Es ist nicht zu leugnen, daß der Gedanke einer Verständigung aller Jugendorganisationen namentlich nach dem großen Einigungswerk, wie es in der V. J. O. D. zustande gekommen war, für das Gesamtjudentum von hervorragender Bedeutung gewesen wäre. Leider ist über ein völliges Mißlingen des Planes zu berichten. Herr Dr. Apfel, der Vorsitzende des Verbandes der Deutschen Jugendvereine, welcher die Versammlung berufen und die schwierigen Vorarbeiten mit rühmenswertem organisatorischem Geschick geleitet hatte, eröffnete die Versammlung mit einem warmen Appell an alle Erschienenen, der Schwere der Zeit gemäß den Parteistandpunkt zurückzustellen hinter den einigenden Momenten.

Fräulein Dr. Berliner hielt sodann ein ausführliches Generalreferat, in dem sie im einzelnen diejenigen Punkte klarlegte, in welchen nach ihrer Ansicht ein Zusammengehen möglich sei. Von dem Gedanken ausgehend, daß die gemeinsame Grundlage aller Organisationen der jüdischen Jugendbewegung die Erziehung zum Judentum und die Teilnahme an der Gestaltung des jüdischen Lebens der Gegenwart sei, prüfte sie, in welchen Punkten im einzelnen eine Verständigung denkbar wäre. Sie besprach die Wege intellektueller Beeinflussung (Verbreitung jüdischen Wissens) und auch die ethische Beeinflussung (Erziehung zum jüdischen Gemeinschaftsgefühl); sie wandte sich dann den Aufgaben der Gegenwart zu, zunächst zu den deutsch-jüdischen Aufgaben, die sie in soziale und politische Aufgaben (Kampf gegen den Antisemitismus) trennte, dann zu den außerdeutschen Aufgaben (Ostjudenfrage, Palästinafrage).

Sie gab im allgemeinen ein objektives Bild über die Punkte, in denen eine Verständigung denkbar sei und entwickelte ein allerdings weit gestecktes Maximalprogramm gemeinsamen Vorgehens. Die Delegierten der Arbeitsgemeinschaft jüdisch-liberaler Jugendvereine hatten sich vorher mit diesem Programm beschäftigt und unter Ablehnung einzelner Punkte doch einen Teil der Vorschläge als diskutabeln und brauchbaren Beratungsstoff für die Verständigungsgemeinschaft bezeichnet. Zu einer Entwicklung dieses Programms der Liberalen im einzelnen kam es aber nicht. Denn der erste Diskussionsredner, der Vertreter der zionistischen Organisationen, Herr Dr. Löwenstein, entwickelte in einer einstündigen Rede derart extreme und unversöhnliche Grundsätze, daß schon nach den ersten Worten klar war, daß er trotz prinzipieller Zustimmung zu der Verständigungsgemeinschaft in Wahrheit alle wesentlichen Punkte im einzelnen abzulehnen beabsichtigte. Das ist dann auch geschehen. In schroffster Form legte der zionistische Redner dar, daß seine Freunde, wie sie selbstverständlich keinen Anlaß hätten, um der Verständigungsgemeinschaft willen ihre für ihre Handlungen maßgebenden Ueberzeugungen zu ändern (was niemand verlangt hatte), so auch nicht gewillt seien, im einzelnen in irgend einem Punkt, in dem Zionisten schon praktisch arbeiteten, einen Fingerbreit von ihrem Programm nachzulassen bezw. andern Richtungen entgegenzukommen. Von dem ganzen Erziehungsprogramm der Referentin blieb nichts übrig als die Teilnahme an Schaffung von Bibliotheken, von dem ganzen religionspolitischen Programm nichts als kleine Reste gemeinsamer sozialer Tätigkeit. Nicht einmal für den Kampf gegen den Antisemitismus und um die Gleichberechtigung zeigte der Redner auch nur eine Spur von Verständnis für den Standpunkt und die Not nicht nationaler Kreise, ein Entgegenkommen in dieser doch wahrlich für das Gesamtjudentum brennenden und ihm ans Herz gehenden Frage.

Daß es bei der Rede, die allgemein nichts weiter darstellte als ein mit erfreulicher Offenheit entwickeltes Programm zum radikalsten Zionismus nicht ohne Ausfälle gegen die Reformbewegung des 19. Jahrhunderts, die das Judentum zu einer „kümmerlichen Religionswissenschaft" (!) gemacht habe, gegen die jüdische Wissenschaft, die übereinstimmend ein vollkommen falsches Bild von der Geschichte Israels darstelle (— daß bei dieser Einmütigkeit der wissenschaftlichen Lehre vielleicht die eigene Ansicht nicht ganz zutreffend sei, auf diesen Gedanken kam der Redner garnicht —), nicht abging, versteht sich von selbst. Höchst bedauerlich aber war, daß der Redner sich nicht scheute, einen

im Saal als Gast anwesenden Rabbiner unter Namensnennung in gehässigster Weise anzugreifen; ein Vorgehen, das von liberaler Seite sofort gebührend zurückgewiesen wurde.

Nach dieser Rede, die neben dem Beifall der engeren Parteigenossen des Redners doch sowohl bei den Delegierten wie bei den Gästen lebhaftestes Befremden auslöste, war eigentlich der Plan einer Verständigungsgemeinschaft als gescheitert anzusehen. Dies sprach der Redner der Arbeitsgemeinschaft jüdisch-liberaler Jugendvereine, Rechtsanwalt Stern, auch aus. Er äußerte sein Bedauern darüber, daß von der ganzen mit vieler Mühe ins Werk gesetzten Verständigungsaktion nichts übrig geblieben sei, als eine Gelegenheit für die zionistische Seite, Programmreden zu halten, legte dann kurz dar, daß für die Liberalen von dem vorgetragenen Programm ein Teil des Erziehungsprogramms, das soziale Programm und selbstverständlich das deutsche politische annehmbare Punkte gemeinschaftlicher Besprechung und eventueller Verständigung darstellten. Er ließ aber darüber keinen Zweifel, daß nach dem Standpunkt des zionistischen Redners alle diese Zustimmungserklärungen zu spät kämen und nur noch theoretische Bedeutung hätten.

Es sprach dann für die Jugendgruppe der Agudas Jsroels Herr Rosenheim, Frankfurt a. M., der in wohlabgewogenen Worten unter Wahrung des prinzipiellen Standpunktes der Trennungs-Orthodoxie und unter Vorbehalt der Zustimmung des Gesamtvorstandes zwar keinen direkten Eintritt in die Verständigungsgemeinschaft, wohl aber ein Mitarbeiten von Fall zu Fall als möglich in Aussicht stellte. Herr Landesrabbiner Dr. Rieger-Braunschweig versuchte in einem warmherzigen Appell noch einmal die Wichtigkeit einer Verständigung klarzulegen mit dem Hinweis darauf, daß in Hamburg tatsächlich schon im kleinen eine solche Verständigung der Jugendvereine aller Richtungen gelungen sei. Daß aber dieser Zeitpunkt für eine Verständigung schon verloren war, darüber wird sich wohl auch Herr Dr. Rieger trotz seines energischen Appells an das gemeinjüdische Gefühl der Anwesenden nicht im Unklaren gewesen sein. Der Standpunkt tiefster Gegensätzlichkeit wurde noch verstärkt durch die Rede des zweiten zionistischen Redners, des Herrn Dr. Buber. Herr Dr. Buber auf dessen Ansichten man bei der Bedeutung dieser Persönlichkeit besonders gespannt sein durfte, legte seinen Ausführungen im wesentlichen den Satz zugrunde, daß eine Einigung der Jugendorganisationen nur zustande kommen könne auf dem Gedanken eines „Primats des Judentums", d. h. des Bewußtseins, daß die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft voranstehe der Zugehörigkeit zu jeder andern Gemeinschaft. Es ist in diesem kurzen vorläufigen Referat nicht der Ort, darauf hinzuweisen, daß dieser Standpunkt bei der Mehrheit aller deutschen Juden auf schweren Widerspruch stoßen wird, und daß er dem Standpunkt nicht nur der liberalen, sondern sehr vieler konservativer Kreise gewiß nicht gerecht wird. Denn für alle die, die im Judentum eine Religionsgemeinschaft erblicken, kann es sich nicht um das Primat des Judentums oder des Deutschtums handeln, weil Zugehörigkeit zur Religionsgemeinschaft und Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft nicht im Widerstreit zu stehen brauchen, sondern tatsächlich Kreise sind, die sich nicht schneiden.

Herr Dr. Goldmann, der nächste Redner der Liberalen, hat dann auch in treffender und nicht mißzuverstehender Weise diesem Grundgedanken des religiösen Judentums Ausdruck gegeben und im übrigen scharf die Maßlosigkeit des ersten Redners der Zionisten, namentlich seiner Angriffe auch gegen den Zentralverein, usw. energisch zurückgewiesen. Es folgten dann noch verschiedene Redner, die nichts Neues brachten. Hingewiesen sei nur noch auf die tief eindrucksvollen Ausführungen des Armeerabbiners Dr. Salzberger, daß die von dem zionistischen Redner vorgetragenen Ansichten keineswegs die Gesinnung der im Felde befindlichen Zionisten wiedergäben, und daß nach seinen Erfahrungen, die er im Felde gesammelt habe, die Verständigung, wenn sie jetzt nicht zustande komme, durch die heimkehrenden Feldgrauen geschaffen werden würde. Ein Antrag des Herrn Lehrer Steinhardt, Magdeburg, der der Ansicht war, daß trotz aller Gegensätzlichkeit Ansätze zu gemeinschaftlicher Arbeit vorhanden seien und der daher eine Kommission zur Ausarbeitung eines gemeinschaftlichen Arbeitsprogramms einsetzen wollte, scheiterte an dem Widerspruch des Dr. Apfel, der namens des Verbandes der jüdischen

Jugendvereine erklärte, daß sie den großen Plan nicht mit einem solchen Kommissionsbeschluß begraben lassen wollten. Es ist übrigens mehr als fraglich, ob sich nach dem Ergebnis dieser Sitzung die Liberalen noch auf eine Kommission eingelassen hätten. Dr. Apfel schloß die Sitzung mit dem Hinweis darauf, daß, wenn auch die Sitzung nicht zu einem positiven Ergebnis geführt hätte, der Gedanke der Einigung im Marsch sei und wenn nicht heute, so doch später sicherlich kommen werde.

Die Verhandlungen der Sitzung verdienen eine eingehende Würdigung; dieselbe soll jedoch einer kritischen Besprechung nach dem Erscheinen des stenographischen Berichtes vorbehalten bleiben.

Von anderer sehr geschätzten Seite wird uns über die Tagung kurz berichtet:

Das von Fräulein Dr. Cora Berliner zu Beginn der Tagung gehaltene Referat erwies sich trotz höchst beachtenswerter Gesichtspunkte als Programm gemeinsamer Arbeit für nicht geeignet. Immerhin ist dieser erste Versuch einer Verständigung der auseinanderstrebenden Richtungen der jüdischen Jugend Deutschlands mit dankbarer Freude zu begrüßen.

Bericht
über die Gründung des Jüdisch-liberalen Jugendvereins in Frankfurt a. M.

Endlich ist ein lange gehegter Wunsch Wirklichkeit geworden. An die Seite der blühenden jüdisch-liberalen Jugendvereine tritt, im Kriege, aber unter glückverheißenden Auspizien geboren, als jüngster Bruder der jüdisch-liberale Jugendverein Frankfurt a. M. Angeregt von der Frankfurter Ortsgruppe der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland, unter tätiger Mitarbeit des Herrn Rabbiner Dr. Seligmann und eines vorbereitenden Ausschusses von sieben jungen Leuten, wurden am 10. Februar 1918 nach sorgfältiger, nicht immer leichter, vorbereitender Arbeit, etwa 400 junge Leute zu einem Vortrag des Herrn Generalsekretärs Rechtsanwalt Stern über das Thema: Liberales Judentum und Jugend eingeladen. Da bekannt gegeben war, daß sich an den Vortrag die Gründung des Vereins, die lebhaftes Interesse erweckte, anschließen sollte, und dank reger Werbearbeit des vorbereitenden Ausschusses erschienen die Geladenen fast vollzählig. Der Redner des Abends begann mit einer kurzen Geschichte der jüdischen Jugendbewegung in Deutschland und legte dann in dankbar und beifällig begrüßten Ausführungen das Wesen des Liberalen Judentums im Gegensatz zu Zionismus und Orthodoxie dar. An Hand einer historischen Uebersicht zeigte er, wie das Judentum im Laufe seiner Geschichte stets religiös gewesen war, und wie das nationale Element in allen großen Ereignissen der jüdischen Vergangenheit stets eine Nebenrolle spielte. Wer die Erhaltung des Judentums wolle, müsse für ein religiöses, und zwar ein religiös-liberales Judentum sich einsetzen. Das sei Pflicht und schönste Aufgabe der Jugend. Neutralität könne diese Aufgabe, die Ueberzeugung und Begeisterung verlange, nicht erfüllen.

Im Anschluß an den Vortrag erklärten sich durch Einzeichnung in die aufgelegten Listen bereits etwa 100 junge Leute bereit, dem zu gründenden Verein beizutreten. Aus rein technischen Gründen war eine Aussprache an dem Abend nicht möglich. Um eine Fülle von Zweifeln und Fragen, die an den vorbereitenden Ausschuß herantraten, aufzuklären, versandte der Ausschuß alsbald den unten abgedruckten Aufruf zugleich mit einer Einladung zu einer Diskussionsversammlung und Konstituierung des Vereins am 23. Februar 1918.

Aufruf!

An die jüdische Jugend

unserer Zeit ergeht unser Ruf. Lebendig ist uns der Wille, das Judentum, das uns mehr als ein bloßer Name sein soll, als Wert uns zu eigen zu machen. Aber der Wille allein ist verdammt, im Fluch der Unfruchtbarkeit zu ersterben. Daß der Wille zur Tat werde, dazu wollen wir eine neue Stätte bereiten, die Alle, welche ferne gestanden, anziehen und sammeln soll. Das Banner, das durch den heiligen Boden der Vergangenheit, in den es gepflanzt ist, durch die Far-

In der zweiten ebenfalls glänzend besuchten Versammlung hielt Herr Rabbiner Dr. Seligmann ein einleitendes Referat über das Thema: „Wozu gründen wir jüdisch-liberale Jugendvereine?" Ausgehend von dem Gedanken, daß das liberalen der Gegenwart, die es trägt, durch die Zukunft, in die es leuchtend hineinweist, allein die werbende Kraft hat, eine neue Jugend um sich zu scharen, ist ein liberales Judentum. Darum wollen wir uns zusammenschließen zu einem

Jüdisch-liberalen Jugendverein.

„Liberal" nicht im Sinne eines bindenden Parteiprogramms, sondern einer Weltanschauung.

Liberal sein heißt: sich nicht auf eine politische Doktrin, ein religiöses Dogma festlegen.

Liberal sein heißt: Wahrheits-Sucher sein.

Liberal sein heißt: sich zur schöpferischen Entwicklung an Stelle der blutlosen Starrheit bekennen.

Liberales Judentum ist darum

duldsames, religiöses, lebendiges, zukunftssicheres Judentum.

In diesem Sinne wird unser Verein liberal sein. Das bedeutet:

Der jüdisch-liberale Jugendverein wird duldsam sein. Eines Jeden Lebensweise, soweit sie nicht den sittlichen Grundforderungen widerspricht, soll geduldet werden.

Der jüdisch-liberale Jugendverein wird religiös sein: Eine Weltanschauung des Idealismus wollen wir uns erringen, aufgebaut auf der geheiligten Ueberlieferung alter Größe und Weisheit, die unsere Gemeinschaft als Erbgut empfangen hat.

Der jüdisch-liberale Jugendverein wird lebendig sein: Die Vergangenheit, in der wir wurzeln, ist uns keine Fessel, die uns bindet und unseren Fortschritt hemmt. Erlebende wollen wir sein und Mitschaffende. Aus dem geschichtlichen Mutterboden des Judentums wollen wir eine neue Fruchtbarkeit reifen lassen, die unser Dasein mit Inhalt und weihevoller Schönheit erfülle.

Der jüdisch-liberale Jugendverein wird zukunftssicher sein: In der messianischen Vollendung des Völkerfriedens und der Menschheitsverbrüderung, wie sie unsere Propheten geschaut, unsere Dichter besungen, besitzen wir ein Lebensziel, welches uns Existenzberechtigung und Zukunftsglaube verleiht. Uns zu bewußten Trägern und Verkündern dieses Gedankens zu machen, ist uns ideale Aufgabe.

Wer ein solches Judentum erstrebt oder es lieben lernen will, der komme zu uns.

Um unser Ziel zu erreichen, beabsichtigen wir, die folgenden Einrichtungen zu treffen:

Geschlossene Unterrichtskurse
in jüdischer Geschichte,
in jüdischer Religionsphilosophie,
in jüdischen Quellenwerken,
im Hebräischen, auch im Neuhebräischen.
Oeffentliche Vorträge jeglichen Inhalts.
Vorträge unserer Mitglieder mit Diskussionen.
Bildung von Debattiergruppen über jüdische und Zeitprobleme.
Veranstaltungen von religiösen Festesfeiern (Gemeinsame Begehung eines Sederabends, des Chanukah- und Purimfestes, von Freitagabenden).
Schaffung eines Vereinslokals (in dem jüdische und allgemeine Zeitungen jeder Richtung aufliegen).
Gründung einer Bibliothek.
Pflege der Geselligkeit unter den Mitgliedern zur Erweckung des Interesses, zur Förderung der Freundschaft und des Zusammenschlusses.
Bildung von Wandergruppen, Pflege des Sports jeder Art.

So will unsere Arbeit durch Belehrung und Erziehung der Jugend dem Judentum ein neues Geschlecht heranziehen.

Arbeitet mit uns! Jeder ist uns willkommen!

Der vorbereitende Ausschuß!

Otto Fritz Auerbach, Palmengartenstr. 6. — Alfred Landsberg, Westendstr. 6.
Referendar Erwin Seligmann, Friedrichstr. 29. — Max Wronker, Hohenzollernpl. 76.
Lotte Waldeck, Böhmerstr. 50. — Elly Fränkel, Mainzerlandstr. 17. — Lisel Hanau, Königstr. 68.

rale Judentum durch die Hervorhebung der messianischen Zukunftsaufgabe, durch das Eintreten für die Idee des Universalismus, des Völkerfriedens und der Menschheitsverbrüderung, gerade der Jugend den werbekräftigsten Gedanken und die beste Gewähr für die Erhaltung des Judentums biete, legte der Redner überzeugend dar, wie es Pflicht einer ideal gesinnten Jugend sei, dieses Judentum durch gründliche gewissenhafte Arbeit kennen und lieben zu lernen.

Nach dem Vortrag übernahm Herr Rabbiner Wolff, der Vorsitzende des jüdisch-liberalen Jugendvereins zu Breslau, der eigens zu der Gründungsversammlung vom Felde nach Frankfurt gekommen war, die Leitung der Diskussion und führte sie mit vorbildlicher Sicherheit zu einem allseitig befriedigenden Ergebnis. Wir danken Herrn Rabbiner Wolff auch an dieser Stelle noch einmal herzlich für die großen Dienste, die er unserer Sache geleistet hat. Die Aussprache bewegte sich, dank der geschickten Leitung, in ruhigen Bahnen. Nachdem zuvor durch eine Erklärung des vorbereitenden Ausschusses die Grundlage des Vereins dahin festgestellt war, daß § 1 der Statuten lauten solle: „Der jüdisch-liberale Jugendverein Frankfurt a. M. bezweckt den Zusammenschluß der jüdischen Jugend zu positiv-jüdischer Arbeit, um sie auf der Grundlage jüdisch-liberaler Weltanschauung zu selbstbewußten Juden heranzubilden", wurde unsere Stellungnahme zum Zionismus dahin festgelegt, daß der Verein keinen Kampf gegen den Zionismus wolle, aber es ebensowenig dulden könne, der Schauplatz parteipolitischer Kämpfe innerhalb des Vereins zu werden. „Darum" — so erklärte der Vorsitzende im Auftrage des vorbereitenden Ausschusses — „muß der Verein es ablehnen, solche Mitglieder zu dulden, die sich bereits auf einen dem jüdisch-liberalen entgegengesetzten Standpunkt festgelegt haben." Im Verlauf der Debatte wurde weiter erklärt, daß wir zu den hier bestehenden neutralen Jugendorganisationen in ein freundschaftliches Verhältnis treten wollen.

Nachdem sich niemand mehr zum Wort meldete, wurden von neuem Listen zwecks Einzeichnung zur Mitgliedschaft aufgelegt mit dem Erfolg, daß die Mitgliederzahl sich auf 220 erhöhte. In der darauffolgenden geschlossenen Mitgliederversammlung wurde zunächst ein 15gliedriger Vorstand gewählt, mit dem Auftrag, die Aemter unter sich zu verteilen. Daraufhin wurden die von dem vorbereitenden Ausschuß entworfenen Statuten mit geringfügigen Aenderungen angenommen. Eine besonders lebhafte Debatte entspann sich über die Höhe des Mitgliedsbeitrages und die untere Altersgrenze für die Aufnahme von Mitgliedern. Aus sozialen Rücksichten wurde ein Mitgliedsbeitrag von 2 Mk. jährlich festgesetzt. Am Schlusse der Versammlung wurde der Verein für gegründet erklärt.

Der Vorstand hat in mehreren Sitzungen nunmehr mit dem Aufbau der praktischen Arbeit begonnen. Zahlreiche neue Mitgliedschaftsmeldungen und Anregungen aus den Kreisen der Mitglieder zeigen das überaus große Interesse, das unsere Bestrebungen wecken. Zu Vorsitzenden wurden die Herrn Dr. Paul Hahn und Referendar Erwin Seligmann, Friedrichstraße 29, gewählt, an den alle Zuschriften für den Verein zu richten sind. Unsere erste Mitgliederversammlung und im Anschluß daran ein einführender Vortrag werden Anfang April stattfinden. Es ist uns gelungen, bereits eine größere Anzahl bedeutenderer Persönlichkeiten zu Vorträgen, Kursen und Leitung von Diskussionsgruppen zu gewinnen. Ein Fragebogen über die Beteiligung an den einzelnen Arbeitszweigen geht in der nächsten Zeit unseren Mitgliedern zu.

Da wir natürlich in der ersten Zeit mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, bitten wir alle Freunde unserer Bewegung, denen die Erhaltung des liberalen Judentums am Herzen liegt, herzlich und dringend, uns je nach Kräften durch eine Spende zu unterstützen. Geldsendungen sind bis zur Einrichtung eines eigenen Postscheckkontos zu richten an Referendar Erwin Seligmann, Friedrichstraße 29.

Der Vorstand.

Sederabend.

Von einer Schülerin.

Aus dem alten Buch Hagada
Tönen düster freud'ge Lieder,
Und das Pessachfest hat wieder
Ueber'n Alltag sich gesenkt.

Und am Tische, von des Leuchters
Mattem Kerzenglanz umstrahlet,
Sitzen Eltern und die Kinder
Um die schlichte Sederschüssel.

Und sie essen bittre Kräuter. —
Und des Judenvolkes Leiden
Steh'n vor ihrem geist'gen Auge,
Seh'n mit elendglüh'nden Blicken.

Tunken ein dann in Charoses,
Und des süßen Glaubens Tröstung
Träufelt auch in ihre Herzen,
Wie der Balsam auf die Wunde.

Und dazwischen immer wieder
Dieses feierliche Singen,
Dessen ernste Töne klingen
Wie aus einer anderen Welt.

Aus der Welt wo einstens Judas
Stolze Stämme fürstlich herrschten. —
Träumen tief in ihrem Innern
Von dem Werden einst'ger Freiheit.

Und am heil'gen Pessachfeste
Steigt aus ihrer aller Herzen
Nur ein Flehen auf zum Schöpfer:
„Mach uns frei wie unsre Väter!"

Erklärung!

Von dem Vorsitzenden des Vorstands der Jüdischen Reformgemeinde zu Berlin, Herrn Dr. Georg Minden, erhielten wir folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung: In Nr. 11/12 dieser Monatsschrift hat Ludwig Geiger Seite 113 eine Stelle aus einem Brief von Zunz an S. M. Ehrenberg vom 2. Mai 1845 gegen die Begründer der Berliner Reformgemeinde veröffentlicht. Daß eine solche Aeußerung, die den Anhängern der Reformgemeinde höchst unangenehm sein muß, nur Widerklang eines augenblicklichen Unmuts des Schreibers ist, geht aus einer Aeußerung desselben Zunz hervor, die sich in seinem Briefe an A. Bernstein, einen der Hauptbegründer der Reform findet und die sich mit derselben Schärfe gegen die Orthodoxen wendet. Zunz dankt darin für Uebersendung eines bibelkritischen Buches Bernsteins und sagt, daß er sich über den Scharfblick, der aus der Mythe die dahinter liegende Geschichte herausfindet, oft gefreut habe. „Lassen Sie Orthodoxen samt Ochsen bei Seite; auch ich erkenne in den Personen der Genesis — vielleicht Nimrod ausgenommen — keine historischen Existenzen." Ich hätte diese Aeußerung von Zunz nicht zur Veröffentlichung gebracht, wenn sie nicht bewiese, wie scharf die Ausdrucksweise Zunz' in Privatbriefen war, und wenn nicht die von Ihnen abgedruckte Briefstelle den Anlaß dazu gegeben hätte, Sie auch um Abdruck dieser Zeilen zu bitten.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 5 und 6. Jahrgang 10. Mai u. Juni 1918.

Hermann Cohens System – die Begründung des liberalen Judentums.

Von Rabbiner Dr. Kellermann-Berlin.

Von der großen Bedeutung, die Hermann Cohen für das Judentum hat, zeugt die Tatsache, daß sich alle Richtungen und Schattierungen des religiösen Judentums um ihn scharen, weil sie in ihm ihren Heros, den Begründer und Vertreter ihrer Ideen erblicken. Da wäre es denn freilich ein müßiges Beginnen, ihn für eine ganz bestimmte Richtung im Judentum als Eideshelfer zu reklamieren. Um so aussichtsloser scheint ein solcher Versuch zu sein, als Cohen selbst in dem Zusammenschluß aller Richtungen das Ziel seiner philosophisch-religiösen Betrachtungen erblickte. Wollte er doch stets zur Erhöhung der Stoßkraft nach außen die Gegensätze innerhalb des Judentums auf ein Minimum herabgedrückt wissen, und behandelte er doch im heiligen Drange seines Pietätsgefühls das Altüberlieferte als den gemeinsamen Urquell des Judentums mit besonderer Ehrfurcht und Diskretion.

Wenn nun gleichwohl an dieser Stelle seine Beziehungen zum liberalen Judentum erschlossen werden sollen, so beruht ein solches Verfahren weniger auf einer Analyse der politisch-praktischen Richtung in Cohens Persönlichkeit, als vielmehr auf einer Erhellung und Durchleuchtung seines *philosophischen Systems*. Von diesem Standpunkte aus wagen wir die These, daß das System Cohens die eigentliche Grundlage für das liberale Judentum geschaffen hat.

Cohens System läßt sich kurz formulieren als jene Gedankenrichtung, der die unverrückbare Souveränität der Vernunft Ziel- und Angelpunkt der Kultur bedeutet. Damit soll gesagt sein, daß alle Richtungen des Kulturbewußtseins, die Gesetze des Denkens, Wollens und Fühlens, nur in dem dogmenfreien Entwurf rein *gedanklicher* Konzeption ihren Ursprung haben. Es gibt keine Instanz, die sich nicht der Vernunft unterzuordnen hätte. Naturalismus und Materialismus, Personalismus und Historismus, sie alle müssen auf ihre Sonderrechte verzichten gegenüber der mit universalen Geltungsansprüchen auftretenden Vernunft. Denn Vernunft heißt für Cohen im Einklang mit allen Denkern von welthistorischer Bedeutung *Einheit der Kultur*. Wahre Einheit kann aber nur da blühen und sich entwickeln, wo nicht sterile Identität sondern harmonische Ein- und Unterordnung in dem Sinne stattfindet, daß ein einheitliches Prinzip die systematische Gliederung der verschiedensten Gruppen kultureller Werte verbürgt. So gesehen bedeutet die Einheit der Vernunft das *System der Kultur*.

Diese These läßt sich wohl als Forderung leicht verständlich und begreiflich machen, aber schwer ist ihre Erfüllung. In neuerer Zeit wie im grauen Altertume haben die Vertreter naturalistischer Anschauungen mit aller Entschiedenheit derartige Ansprüche der Vernunft als eine maßlose Ueberhebung und Verkennung des gesunden Menschenverstandes bezeichnet. Können wirklich — so erwiderte man stets — die Tatsachen der Erfahrung in Natur und Geschichte, die sich unserem Geiste geradezu aufdrängen, als gesetzgeberische Ob-

jekte der Vernunft bezeichnet werden? Waltet in der Natur nicht eine völlig unabhängige Gesetzmäßigkeit, die die Vernunft nur anstaunend zu verehren, aber niemals ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen vermag? Ebendeshalb kann die Vernunft bei Berücksichtigung dieser Eigenheit der Natur weder die Naturgesetze erzeugen noch die völlig unabhängig bestehenden Gesetze der Natur den aus der Vernunft stammenden Gesetzen der Ethik unterordnen.

Es steht also bei der Frage um die Einheit und Alleinherrschaft der Vernunft das große Problem auf dem Spiel: Kann die Ethik eine Durchführung und Verwirklichung ihrer Gesetze erhoffen oder nicht?

Für die Vertreter der religiösen Intuition, für die Propheten und Psalmdichter, war freilich diese Frage auf dem Wege des Glaubens und der religiösen Gewißheit zu Gunsten des Primats der Ethik entschieden, und alle diejenigen, die sich in pietätvoller Treue dieser klassischen Lehrern der Menschheit anschlossen, konnten auf Beweise verzichten. Ganz anders aber verhält es sich mit jenen Denkern, denen die reine Intuition nicht genügt, die den Inhalt einer höheren Offenbarung auch logisch gestützt wissen wollen. Deshalb mußte die Frage geprüft werden: Durch welche Denkmittel läßt sich die Abhängigkeit der Natur von der Vernunft erweisen?

Es ist bekannt, daß zu allen Zeiten die erlauchtesten Vertreter des jüdischen Geistes der Lösung dieser Frage die ganze Kraft ihrer Spekulation widmeten. Von Philo bis Maimonides und Moses Mendelssohn gilt die Erforschung dieses Problems als die höchste Angelegenheit religiöser Reflexion. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß all diese Denker wesentliche Fortschritte in der Lösung dieser Frage erreichten, aber was ihnen allen im Verein mit den modernen jüdischen Religionsphilosophen fehlt, das ist der Charakter der Originalität. Nicht als ob sie nicht eigene Gedanken für die Bewältigung dieser Aufgaben gefunden hätten. Eine derartige Vermutung müßte man schon deshalb abweisen, weil sonst ihr ganzes Denken sich in einem tautologischen Geleise bewegt hätte. Aber was sie als neue Gedanken erschauten, das waren stets nur Ausstrahlungen und Auswirkungen eines fremden Systems, dem sie sich wohl mit Kritik, aber doch auch mit dogmatischer Befangenheit ergaben.

Da erschien in Hermann Cohen der Meister, der in genialer Selbständigkeit an diese Fragen herantrat und die Probleme löste. Sein scharfer philosophischer Geist entwarf ein neues System, auf Grund dessen er die brennende Frage von der systematischen Einheit und Alleinherrschaft der Vernunft in einem Sinne löste, dessen Fruchtbarkeit noch gar nicht eingehend genug gewürdigt werden kann, weil wir, selbst noch unter ihrem Banne stehend, die vorurteilsfreie Objektivität kaum zu gewinnen vermögen. Nur soviel darf ohne Uebertreibung behauptet werden: Die Cohensche Lösung übertrifft alle bisherigen an Tiefe und Scharfsinn und universeller Weite des Blickes.

Die Wege freilich, die Cohen zu diesem Ziele führen sollten, waren zum Teil schon lange geebnet. Plato und Plotin, Kepler und Galilei, Descartes, Leibnitz und Kant, sie alle hatten in gedanklicher Uebereinstimmung mehr oder weniger deutlich die Lehre verfochten, daß wir nur das aus der Natur herauslesen können, was wir selbst in sie hineinlegen. Ganz besonders war es Kant beschieden, in diesem Sinne den Verstand als Urheber der Natur erkannt und deklariert zu haben, freilich nicht der Natur, wie sie sich dem sinnlichen Auge kritiklos darbot, sondern der Natur als Inbegriff von gesetzlichen Relationen, deren konstitutives Element die Mathematik vertritt.

Aber es entstand die Frage: Woher stammen die Grundelemente der Mathematik, wie sie sich in Raum und Zeit enthüllen? Gewiß hat auch hier wieder Kant Vorbildliches geleistet. Auch er wertete Raum und Zeit insofern als Erzeugnisse der Vernunft, als er sie „reine Anschauung" nennt. Doch auch reine Anschauungen sind immerhin nur Anschauungen und keine Denkgebilde.

Hier setzt die Cohensche Philosophie ein. An der Hand einer eingehenden Analyse des Differentialbegriffs zeigt er, daß auch Raum und Zeit unbedingt aus dem Denken stammen und als reine Denkerzeugnisse gewertet sein wollen. Das Gleiche erweist er auch für die Bewegung als für das Verhältnis von Raum und Zeit. Waren aber Raum, Zeit und Bewegung als Denkgebilde nach-

gewiesen, dann waren auch Mathematik und Physik als Auswirkungen der Vernunft erkannt. Damit konnte die Natur als Inbegriff der mathematischen Naturwissenschaft der Vernunft gänzlich unterworfen werden. Jetzt erst war der Satz bewiesen, daß der Verstand nur das aus der Natur herausliest, was er selbst in sie hineingelegt hat.

Mit der Eroberung der Natur für die Vernunft war auch die Bahn frei für die Verwirklichung der Ethik. Jetzt konnte nicht mehr die bange Frage entstehen: Vermag auch die Ethik der Natur ihre Gesetze aufzuprägen? Denn wenn Ethik und Natur aus ein und derselben Wurzel stammen, wenn die Vernunft ihre gemeinsame Mutter bildet, dann durfte auch erwartet werden, daß beide Gebilde derselben Instanz eine harmonische Vereinigung eingehen würden. Aber diese Erwartung mußte doch erst logisch gerechtfertigt werden. Diese Arbeit ließ sich jedoch nunmehr spielend bewältigen. Beiden Gebilden, Natur und Ethik, prägt die Vernunft ihre Einheit als Regel auf. Wahre Einheit ist aber nichts anderes als die ewige Aufgabe einer Einheits*bildung*. Natur und Ethik können sich also niemals decken, sondern der Ausgleich setzt ebenso sehr ihre ewige Trennung voraus, wie andererseits ihr ewiges Getrenntsein die ewige Vereinigung fordert. Erst in diesem wechselseitigen Aufeinanderbezogensein bestimmt sich für Cohen die Definition der Vernunft.

Was folgt hieraus für das *Judentum*? Daß im Sinne des Prophetismus der Gottesbegriff nur eine ewige Unterwerfung der Natur unter die Grundgesetze des Sittlichen bedeutet mit der frohen Zuversicht auf Erfolg, kann nach den Ergebnissen der Bibelforschung nicht mehr bestritten werden. Aber auch der Messianismus hat seine logischen Schranken, wie Cohen an einer Stelle seiner *Ethik des reinen Willens* hervorhebt. So stark sind diese Schranken, daß sie selbst die prophetische Religion mit dem Odium einer mythischen Färbung belasten. Sind nämlich Natur und Ethik als reine Vernunftgebilde unendlichen Charakters, dann kann es keine Zeit geben, in der jemals die Ethik restlos so erfüllt wäre, wie es den prophetischen Gedanken von der messianischen Zeit entspricht. Denn für den Propheten wird das Gottesreich Wirklichkeit auf Erden, während für die Ethik als Wissenschaft die Wirklichkeit nur die ewige *Aufgabe* der Verwirklichung bedeutet. Wohl gibt es eine immer größere Entfaltung des ethischen Geistes, aber niemals eine bruchlose Erfüllung.

So muß der Gedanke eines ewigen *Friedens* in den Gedanken eines ewigen *Fortschritts* umgebogen werden. Schon in dieser Korrektur am prophetischen Gottesbegriff zeigt sich die völlige Voraussetzungslosigkeit und Unbefangenheit des kritischen Denkers. Denn die Ethik wird hierdurch nicht nur von ihrer geschichtlichen Prägung losgelöst, sondern der Gottesbegriff selbst erhält einen neuen Inhalt. Ein Gott, der sich erst in der Weite der Unendlichkeit manifestiert und offenbart, ein solcher Gott kann nicht mehr mit solchen Attributen ausgestattet werden, wie sie das fromme Gemüt der dogmatisch Gläubigen erfindet. Denn all diese Attribute sind der Sphäre des Menschlichen, Allzumenschlichen entnommen und drücken die Gottheit zu einem makroskopisch erweiterten Spiegelbilde der menschlichen Einzelseele herab. Sie berauben die Gottheit ihrer unendlichen Funktionskraft und verflechten in sie das Gewebe kleingeistiger Begebenheiten. Daher projiziert Cohen in lapidarer Stilform den prophetischen Gottesgedanken auf die Ebene philosophischer Spekulation durch die Worte: Die Transzendenz des Gottesbegriffes bedingt die Immanenz der Sittlichkeit auf Erden. Freilich befindet er sich mit dieser Preisgabe menschlicher Attribute in guter Gesellschaft. Bei den gesamten jüdischen Religionsphilosophen macht sich ein derartig logischer Purismus geltend, und mit besonderer Genugtuung stellt Cohen fest, daß auch Maimonides der Gottheit „Leben" und „Persönlichkeit" abstreitet.

Mit dieser philosophischen Auffassung des Gottesbegriffs hängt auch aufs innigste der logische Kern der Kritik zusammen, die Cohen vom Standpunkte seines Systems aus gegen den absoluten Geltungswert des Ritualgesetzes erhebt. Wohl steht er nicht auf dem Standpunkte paulinischer und modern protestantischer Gesinnungsethik, die das Gesetz deshalb als eine ethische Fälschung bezeichnen, weil es eine Empirisierung und Materialisierung der Gesinnung bedeute. Mit Recht hebt Cohen in all seinen Werken hervor, daß die wahre Gesinnung erst in der gesetzmäßigen *Handlung* ihren Abschluß erreiche, und es

gereicht dem politisch-praktischen Instinkt des Judentums zur größten Ehre, daß es nicht nur sozial dachte und fühlte, sondern auch sozial wollte und handelte. Die Institution des Sabbats ist in dieser Hinsicht von epochaler Bedeutung. Auch dafür muß dem politischen Genius des Judentums Dank gezollt werden, daß es Institutionen schuf, die den Gedanken des Judentums, seinen vom Ethischen getragenen Gottesbegriff in allen Phasen des Lebens den Bekennern vor Augen führt. Wogegen sich aber der Systematiker Cohen mit aller Schärfe wehrte und wehren mußte, das war die Gleichsetzung rein ethischer Forderungen mit denen ritualen Charakters. Verpflichtende Kraft können symbolische Institutionen nur für korporative Gemeinschaften haben, niemals aber für den Einzelnen. Selbst wenn Cohen über diese Distinktion auch nicht ein einziges Wort gesprochen hätte, so müßte sie dennoch als seine Lehre bezeichnet werden. Denn wer so wie Cohen von der Realität des Gottesbegriffs durchdrungen war, wer gleich ihm der Ueberzeugung lebte, daß jedes Zufluchtsuchen für die Verwirklichung des Sittengesetzes bei einer außersittlichen Instanz ein Hohn auf die Realität des Sittlichen bedeutet, der mußte es als eine Fälschung der prophetischen Religion ansehen, wenn für die Erfüllung des Sittengesetzes die Stabilierung partikularistischer Gesetze notwendig schien, die mehr als subjektiv-symbolische Geltung beanspruchen.

Mit diesem Freimut der Kritik gegenüber dem prophetischen Gottesbegriff und der prophetischen und nachprophetischen Ethik verband Cohen eine warme Anerkennung der protestantischen Bibelkritik. Wiederholt betonte er, daß wir in dieser Hinsicht der protestantischen Kathedertheologie zu großem Danke verpflichtet seien, denn erst durch ihre bahnbrechende Arbeit sei der Universalismus der prophetischen Religion zur wissenschaftlichen Tatsache geworden.

Dieser freien Auffassung der Religion scheint freilich manches entgegenzustehen, was Cohen im besonderen für die Erhaltung und Fortentwicklung des Judentums verlangte. Dahin gehört vor allen Dingen die von ihm stets geforderte Pflege der hebräischen Sprache in Schule und Gottesdienst. Doch täte man ihm unrecht, wollte man hierin den Beweis einer übertriebenen Pietät erblicken. Cohen geht von dem sprachphilosophischen Gesichtspunkte aus, daß die Ursprache einer Gemeinschaft deren Gedanken und Empfindungen viel reiner und ursprünglicher ausdrücke, als jede noch so gute Uebertragung. Dazu kommt, daß im Laufe der Geschichte jedes Wort dieser Sprache ein Reservoir all jener Gefühls-Imponderabilien bildet, die bei dem lebendigen Gebrauch einer Sprache unbewußt mitschwingen und mittönen. Dieser Gefühlsakzente sich mit Bewußtsein zu begeben, bedeutete für Cohen fast eine Verstümmelung der religiösen Psyche des Judentums. Auch im Interesse eines quellenmäßigen Verständnisses der Religion forderte er ein Eingehen auf die sprachlichen Eigenheiten unserer Literaturdenkmäler; dies scheint umsomehr geboten, als die von nichtjüdischer Seite geübte Interpretation des jüdischen Textes von tendenziösen Fälschungen nicht freigeblieben ist. Bedenkt man ferner, daß bestimmte Teile der hebräischen Gebetssprache in ihrer eigenartigen Vertonung die jüdische Totalseele besonders machtvoll ergreifen, so läßt sich die von Cohen geforderte Pflege der hebräischen Sprache keineswegs als den Prinzipien des liberalen Judentums zuwiderlaufend bezeichnen.

Um seine Stellung zum Liberalismus aber voll zu würdigen, bedarf es noch einer Hinweisung auf seine Aesthetik. Sehen wir von den poetischen Erzeugnissen der jüdischen Literatur ab, so müssen wir im allgemeinen eine kunstfeindliche Richtung des Judentums feststellen. Sie ist aus dem psychologisch begreifbaren Motiv hervorgegangen, daß sehr leicht das Objekt künstlerischer Gestaltung als Subjekt erfaßt und dadurch einer Vergottung empirisch bedingter Wesen Vorschub geleistet werde. Ein Grund zu dieser Befürchtung lag schon darin, daß in andern Religionen eine derartige Verwechselung häufig vollzogen wurde. Hier greift nun Cohen mit sicherer philosophischer Methode ein, indem er darauf hinweist, daß in der wahren idealen Kunst alles Stoffliche und Gegenständliche nur als Mittel zum Zwecke harmonischer Ausgleichung aller menschlichen Dissonanzen Verwendung findet. Aus diesem Grunde vermag er in den Offenbarungen der gestaltenden und tönenden Kunst ebensosehr Schöpfungen des Genius der Humanität zu erblicken, wie in den Sittenlehren der Propheten und Psalmen. Daher stellte er für den Gottesdienst

in seiner künstlerischen Ausgestaltung die höchsten Anforderungen. Kunst, Natur und Ethik waren für ihn Aeste eines und desselben Stammes. In ihnen allen waltet die Vernunft als der Geist der unendlichen Harmonie, und diese harmonische Uebereinstimmung war ihm höchste Humanität, reinste Religion.

Gegenüber dieser Stellung des Cohenschen Systems zum Judentume könnte man sich nun auf seine in den letzten Jahren entstandenen Werke berufen, die dem religiösen Probleme eine intensivere Beschäftigung zuteil werden lassen und scheinbar mit dem systematischen Ertrage seiner Lebensarbeit in Widerspruch stehen. Wer jedoch derartiges behaupten will, der übersieht die Einschränkung, die Cohen selbst dem Geltungsbereich dieser seiner spezifisch religiösen Werke zieht. Er wird nicht müde zu betonen, daß in diesen Büchern der Vorrang und die Selbständigkeit seiner systematischen Arbeiten nicht außer Kraft gesetzt werden sollen, daß das Ziel der von ihm begründeten reinen Religion ebensosehr auf die Sozialisierung der Geschichte lossteure, wie sein philosophisches System. Es mag fraglich bleiben, ob die Kontinuität zwischen diesen Werken, die eine ungeheure Fülle neuer Gedanken und Konzeptionen aufweisen und den früheren Werken in allen Punkten gewahrt ist. Aber das wird niemand bestreiten können, daß auch aus diesen Büchern nur ein solches Judentum gefolgert werden kann, das mit den Grundgedanken der reinen Vernunft aufs innigste verwoben ist.

Ist das Judentum ein Problem?

Von Prediger Karl Rosenthal, Hörde i. Westf., z. Zt. Offiz.-Stellv. im Felde.

In der Besprechung einer vor einiger Zeit erschienenen Schrift, die mir hier draußen leider nicht zur Verfügung steht, die sich jedoch mit der Organisation der jüdischen Jugend befaßt, fand ich — in Uebereinstimmung mit dem Inhalt jener Schrift — den Standpunkt vertreten, das Judentum sei „ein Begriff, mit dem unter den obwaltenden Verhältnissen nicht viel begonnen werden kann. *Wer ist sich heute darüber klar, was Judentum heißt?*“ . . . . „*Durch die hergebrachten Begriffe sei das Problem Judentum noch nicht gelöst.*“

Als ich diese Worte las, empfand ich lebhaften Unwillen, zugleich aber ein Gefühl des Bedauerns für jene Juden, denen ihr Judentum nur Schall und Rauch ist, ein schemenhaft flatternder Begriff ohne feste Formen und ohne klaren Inhalt. Leider ist die Zahl derer nicht gering, die in der Tat mit „ihrem“ Judentum nichts anzufangen wissen. Der Indifferentismus weiter Kreise ist ein beredter Beweis dafür. Nur fragt es sich, ob die Ursache im Judentum als solchem liegt, ob wirklich das Judentum nur „*ein Problem*“ ist, das seiner Lösung harrt wie etwa das Perpetuum mobile oder die Quadratur des Kreises! Ich möchte diese Frage mit einem glatten Nein beantworten.

„*Das*“ *Judentum ist kein Problem!* Damit soll freilich nicht geleugnet werden, daß es allerlei heißumstrittene Fragen innerhalb des Judentums gibt, die ihrer Lösung noch warten: die tatsächliche Verwirklichung unserer bürgerlichen Gleichberechtigung, die staatliche Organisation der Judenheit und Schaffung eines Organisationsgesetzes, Zentralisation der Armenfürsorge, Berufsberatung, Ueberführung der Juden aus dem kaufmännischen in werktätige Berufe, Förderung der Bodenkultur, körperliche Regeneration, Jugendpflege, Ostjudenfrage, Palästina-Kolonisierung — — alles dies sind „jüdische Probleme“, die zu lösen die schöne und verantwortungsreiche Aufgabe aller bleibt, die am stolzen Bau des Judentums mitarbeiten wollen. Aber eines darf bei diesen Problemen nicht übersehen werden: es handelt sich bei ihnen nicht um die *begriffliche* Formulierung des Judentums; vielmehr sind das alles nur Fragen äußerlicher Art, gewissermaßen Probleme an der Peripherie des Judentums.

Soweit *Wesen und Begriff* des Judentums in Betracht kommen, gibt es meines Erachtens nur *ein* Problem: das *religiöse*! Wie wir Lehre und Leben, Ueberlieferung und Gegenwartsempfinden in Ueber-

einstimmung miteinander bringen, wie wir zwischen dem religiösen Seelen- und Gemeinschaftsleben der Juden des 20. Jahrhunderts und den religiösen Begriffen und Forderungen des biblischen und talmudischen Zeitalters einen harmonischen Ausgleich schaffen, mit einem Wort: ob das Judentum konservativ oder liberal sei. — Dies allein ist — im Begrifflichen — das jüdische (nämlich das religiöse) Problem! Denn hier handelt es sich um den starken Untergrund, um das Fundament, auf dem der ganze Bau des Judentums ruht! Während alle sonstigen Fragen des Judentums außerhalb des täglichen Gesichtskreises der meisten Juden liegen, mit diesem, dem religiösen Problem, hat jeder Jude sich einmal irgendwann und irgendwie — oft ganz unbewußt — befaßt.

Als ich ein Junge von 8 Jahren war, besuchte ich die jüdische Schule einer kleinen hessischen Stadt, in der mein Onkel als Lehrer wirkte. Am 1. Peßachtag wanderte ich mit anderen Kindern ins Freie, auf den Burgberg und freute mich des erwachten Frühlings. In der Freude meines Herzens pflückte ich einige Veilchen und Maienblümchen. Glückselig trug ich die Boten des Lenzes in der Hand. Aber ein 9jähriges Mädel hatte mein Tun gesehen, und voll ungeheuchelter Entrüstung sagte es den andern Spielgenossen: „Er hat Veilchen mit der Hand gepflückt!" Und auf meine ahnungslose Frage, wie ich denn anders hätte verfahren sollen, erfuhr ich eine merkwürdige Belehrung. Jenes Mädchen kniete auf die Erde nieder, beugte den Kopf tief herab und biß einige Veilchen mit den Zähnen ab. Nun wußte ich, wie man am Sabbat Veilchen pflücken muß! Damals dämmerte mir zuerst die Erkenntnis, daß es schwer sei, „jüdisch" zu leben und daß hier ein Problem vorliege.

Dieses selbe Problem begegnete mir zehn Jahre später. Da hatte ich im Seminar einen gelehrten, sehr liebenswerten und sehr frommen Religionslehrer, vor dessen — im besten Sinne — naiver Frömmigkeit ich noch heute aufrichtige Hochachtung empfinde. An einem Sabbat erschien er in der Seminar-Synagoge, den Tallis zu einem Knoten um den Hals geschlungen. Die Synagoge war noch leer, und so fragte ich den Lehrer, ob er sich etwa erkältet habe, da er sich so fürsorglich eingehüllt? Doch jener erwiderte mit einem überlegenen Lächeln: „Nein, nein! Ich hatte den Tallis zu Hause liegen, und da ich ihn doch am Sabbat nicht tragen darf, so habe ich ihn zu einem Knoten geschlungen; nun gilt er als Halstuch!" — Da mußte ich jenes kleinen Mädchens gedenken, das mich gelehrt, wie man am Sabbat Veilchen pflücken muß. Und wieder fühlte ich, daß das religiöse Problem das eigentliche jüdische Problem sei. —

Abermals zehn Jahre später. Ich wohnte der imposanten Versammlung der „Vereinigung für das liberale Judentum" in Posen bei, auf der das „Programm" und die „Richtlinien" festgestellt wurden. Da gewann all das, was lange Jahre nur unklar und gefühlsmäßig als religiöses Problem in mir gelebt hatte, feste Form und scharfen Umriß. Hier wurde nun versucht, klar, planvoll und zielbewußt Einklang zwischen Form und Inhalt, zwischen überlieferter und gelebter, zwischen objektiver und subjektiver Religion zu schaffen.

Dies Suchen nach einem neuzeitlichen Ausdruck für unser jüdisches Leben, das Bemühen unserer tüchtigsten liberalen Theologen, einen Ausweg zu finden für alle diejenigen, die in dem Widerstreit zwischen religiöser Ueberlieferung und moderner Empfindung den ganzen Untergrund ihrer gläubigen Sicherheit zu verlieren fürchteten — und auf der anderen Seite der starke, oft fanatische Eifer unserer Orthodoxie gegen diese verrufene Sanktionierung und rabbinische Anerkennung eines in der Praxis ja längst nicht mehr zu ändernden Zustandes — ich sage: alles dies läßt mit beweiskräftiger Deutlichkeit erkennen, daß allein die religiöse Frage dasjenige Problem ist, mit dem das Judentum steht und fällt.

Die Ansichten mögen gerade in dieser Frage sehr, sehr weit auseinander gehen — aber der Begriff Judentum selber wird durch diesen Streit der Meinungen nicht berührt. Er ist das Gegebene, das Primäre. Es mag allerhand Schattierungen geben von krasser Buchstabengläubigkeit bis zu schrankenlosem Radikalismus — immerhin stehen auch die erbittersten Gegner auf dem gleichen Boden, der sie trägt und auf dem sie gewachsen sind! Aus diesem gleichen Nährboden saugen sie die Kraft, die den Ideen, für die sie eintreten, Blüte und Gedeihen geben soll: aus dem Boden des religiösen Judentums.

Das Judentum ist der Inbegriff unseres religiösen Denkens, Fühlens und Wollens oder: unsrer religiösen Erkenntnis, unseres Glaubens und unserer sittlich-religiösen Handlungen. Es kann also über den Begriff Judentum ein Zweifel nicht anerkannt werden: und die eingangs aufgeworfene Frage muß dahin beantwortet werden, daß ein Problem Judentum nicht existiert!

Um so befremdlicher klingt es daher, wenn seit einer Reihe von Jahren mit mehr oder weniger bewußter Absichtlichkeit das Judentum „ein Problem" genannt wird, das durch die hergebrachten Begriffe noch nicht gelöst sei. Und es kann leider nicht geleugnet werden, daß insbesondere ein nicht unerheblicher Teil der jüdischen Jugend hierdurch in seiner Auffassung vom Judentum schwankend geworden ist. In sich selber noch nicht genügend gefestigt, als jüdische Charaktere noch nicht ausgereift, erst noch ringend nach einer festen Weltanschauung, sah sie das Judentum vor sich als ein nebelhaftes Phantom, das bald diese, bald jene Gestalt annahm. Woher jedoch sollte die Jugend die Kraft nehmen, sich für solch ein ungewisses, problematisches Judentum zu begeistern? Und so sehen wir einen weitverbreiteten Indifferentismus, wo wir freudiges Interesse, zaghaftes Schwanken, wo wir starke, ruhige Sicherheit finden müßten!

Wer trägt die Schuld?

Es ist das zweifelhafte Verdienst des jüdischen Nationalismus, unser Judentum vom erhabenen Thron der Majestät „Religion" herabgezogen und zu einem Problem rassentheoretischer Diskussion gemacht zu haben. Die sonstigen unbestreitbaren Verdienste des Zionismus in Ehren — aber hier liegt zweifellos ein ernstes Verschulden vor. Freilich hat es auch schon früher wiederholt nationalistische Strömungen im Judentum — meist mit stark mystischem Einschlag — gegeben. Aber seit die Rassentheorie zu einer nationalen Parteisache bei uns geworden ist, entdeckte man, daß der Jude, ohne solches Nationalbewußtsein, an „seelischer Zerrissenheit" und „Halbheit" leide; er trage den Fluch des unsteten, unglücklichen, zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammten Heimatlosen mit sich. Ohne den festen Untergrund der eigenen Scholle auf angestammter Heimaterde fehle es dem Juden an der bodenständigen, sich ewig verjüngenden Kraft, Ganzes und Vollkommenes auf irgend einem Gebiete zu schaffen! — Es soll hier nicht weiter untersucht werden, ob und wieweit diese nationaljüdischen Anschauungen auf falschen Voraussetzungen beruhen. Darauf jedoch muß hingewiesen werden, daß jene angebliche „seelische Zerrissenheit" und „Halbheit" erst durch den Zionismus künstlich geschaffen worden ist! Der deutsche religiöse Jude, nichts weniger als zerrissen, trug in seinem Judentum einen tiefen, reichen Schatz in sich, der ihm nicht nur kinder-seliges Vertrauen, freudiges Lebensbewußtsein und Kraft zu jeder guten Tat, sondern vor allem auch Harmonie und innere Schönheit verlieh. Nichts von Halbheit! Nichts von Zwiespältigkeit! Sondern überall kraftvolle Sicherheit, ruhiges Gefühl des Geborgenseins, tiefste Befriedigung im religiösen Glauben.

Hören wir darum auf, das Judentum ein Problem zu nennen! Lassen wir Judentum wieder sein, was es durch Jahrtausende unsern Vätern gewesen ist: Sehnsucht — und Erhörung! Hoffnung — und Gewährung! Verheißung — und Erfüllung! Wir wollen uns den jüdischen Glauben nicht entwinden, wollen uns das Fundament unseres religiösen Heiligtums nicht wankend machen lassen. Was wir mit der Muttermilch als religiöse Erkenntnis und unverbrüchliche Wahrheit eingesogen haben, das soll man nun nicht plötzlich ein Problem nennen. Klar und unzweideutig muß es ausgesprochen und mit aller Kraft unverrückbar festgehalten werden: „Das" Judentum ist kein Problem (trotz der vielen, vielen Probleme, die in seinem Schoße ruhen), sondern freudigste Gewißheit, die tief und fest verankert ist in der Ueberzeugung unseres Herzens, und die ihren lebendigen Ausdruck findet in der glühenden Begeisterung, mit der wir uns zum Gefühls- und Glaubensinhalt der jüdischen Religion bekennen.

Man hat neuerdings — insbesondere auch seitens der „Vereinigung für das liberale Judentum" — die Notwendigkeit betont, alles Trennende beiseite zu stellen, das uns Einende aber zu fördern und positive Arbeit zu leisten. Der erste Schritt auf diesem Wege zu solcher aufbauenden Arbeit ist jedoch: die unbeirrte Anerkennung des Judentums als Religion. Ange-

sichts der oben erwähnten Tatsache, daß, von nationalistischen Schlagworten geblendet, sogar abgesagte Gegner des Nationalismus unser Judentum als „Problem" bezeichnen, ist es unabweisbare Pflicht und nur ein Herzensbedürfnis, den Charakter des Judentums als Religion aufs deutlichste zu betonen. Denn nur hierdurch ersparen wir unsrer Jugend überflüssige Zweifel und geben ihr anstelle eines flatternden Phantoms, das unter den Händen in Nichts zerrinnt, das sichere, hochragende Panier, das ihr vorangeht, wie es unsern Vätern vorangezogen ist: derech emunoh — den Weg zum Glauben!

Der Ritus.

Von Stadtrabbiner Dr. Behrens-Göttingen.

Zu den wesentlichen Aufgaben eines zielbewußten jüdischen Liberalismus gehört die Ausgestaltung des Gottesdienstes nach den Grundgesetzen, die er sich selber gegeben hat. In der Tat bilden Fragen des Gebetbuchs den Gegenstand ständiger Erörterung in diesen Blättern, ein Beweis dafür, daß das religiöse Empfinden nach zeitgemäßem Ausdruck ringt. Bei all den Kämpfen aber, die wir um diese Reformbestrebungen führen, ist eine bemerkenswerte Zwiespältigkeit unverkennbar. Der Liberalismus ist sich klar darüber, daß er etwas Neues hervorbringen muß, wenn er nicht wesensfremd modernen Gefühlsarten gegenüber verharren will, aber er ist noch immer des Glaubens, daß er an das einmal Gegebene anzuknüpfen, daß er doch in den Bahnen eines ausgesprochenen Konservativismus zu wandeln hat. Eine Vereinigung beider Tendenzen wirkt seltsame Gebilde, merkwürdige Schöpfungen, die im Grunde niemanden befriedigen. Bei aller Achtung vor dem Gewordenen wird der Liberalismus nun mit diesen Schwierigkeiten sich auseinanderzusetzen haben, ohne auf irgend jemandes Meinung einen Zwang auszuüben. Die Zeit des Paktierens ist für ihn vorbei, er hat fortan eigene Wege zu gehen. Er harrt des genialen Pfadfinders, der den neuen Geist in neue Formen gießt. Er wird nicht geringe Schwierigkeiten und Widerstände zu überwinden haben angesichts der ausgeprägt konservativen Stimmung, die gerade in dieser Frage mit merkwürdiger Starrheit sich aufrecht erhält. Nicht diese bekämpfen wir, wir haben nur darüber zu befinden, wie wir liberale Juden an den Gottesdienst fesseln. Dieser Forderung glauben wir zu dienen, indem wir in folgendem auf einige merkwürdige Erscheinungen unserer Gottesdienste hinweisen.

Die Reformbestrebungen des Judentums waren von Anfang an darauf gerichtet, die Dauer des Gottesdienstes durch Streichungen im Gebetbuch zu verkürzen. Weihe und Andacht müssen leiden, wenn die ihnen zugemessene Zeit zu weit ausgedehnt wird. Die Konzentration, die sie erfordern, die Sammlung, die sie voraussetzen, müßten sonst sich erschöpfen. Diese Erwägungen haben natürlich nicht das geringste mit Rücksichtnahme auf die beruflichen Pflichten der Gemeindemitglieder zu tun. Man darf geruhig eine bestimmte Zahl von Stunden für den Gottesdienst ansetzen, die ein jeder in religiöser Stimmung verbringen kann. Darüber hinaus wird nach alter philosophischer Erfahrung die Spannung des Gemüts nachlassen. Die Funktionäre leiden unter der Fülle des Stoffes und der Begrenztheit der Zeit. Die Folge ist, daß ein wesentlicher Teil der Gebete als bloße Einleitung betrachtet wird, zu der ein starker Prozentsatz der Andächtigen noch gar nicht erscheint. Thoravorlesung und Predigt sind die am stärksten frequentierten Mittelpunkte der Andacht. Man muß gestehen, daß das ein unbefriedigender Zustand ist. Die schönsten Partien des Frühgottesdienstes, die Psalmen und andere Stücke, werden sozusagen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit vorgetragen, und nicht mit derjenigen Schönheit und Kraft des gesanglichen Ausdrucks, der gerade ihnen zukommt. Eine Verteilung gerade der biblischen Partien auf die einzelnen Sabbate des Monats würde eine Abwechslung in die ständige Wiederholung bringen und einen erheblichen Gewinn bedeuten. Die Thoravorlesung beansprucht mit Recht einen breiten Raum, und man darf fordern, daß ihr die alte Sorgfalt des Vortrags, ob mit, ob ohne kantillierende Rezi-

tation, gewahrt werde. Da auf Schrift- und Prophetenverlesung Predigt oder Schrifterklärung sich aufbauen, so bleibt die Bibellektion das Hauptstück jüdischen Gottesdienstes. Man darf aber wünschen, daß sie von allen ärgerlichen Unterbrechungen verschont werde. Da wird für die verschiedensten Ereignisse ausgezeichnete deutsche Gebete besitzen, so müssen sie genügen, und es bedarf nicht der Einschaltung hebräischer Sondergebete, die bei aller Achtung vor dem Herkommen durch die Namensaufzählungen und Geldanlobungen störend wirken.

Mit dem Schluß der Liturgie und der Predigt ist die Aufmerksamkeit des Hörers erschöpft. Der Gottesdienst geht aber noch zu einem wesentlichen Hauptteil über, zum Mussaf. Man kann nicht sagen, daß es einen Gedankenfortschritt enthält. Nur ein Hauptstück ist ihm eigen, die Keduschah, die allerdings gesanglich eine Perle ist. Sie mag nicht wenig zur Beibehaltung einer liturgischen Partie beigetragen haben, die durch den Wegfall der Darstellung des Opferrituals im liberalen Gottesdienste nur dann berechtigt ist, wenn sie mit fruchtbaren Gedanken durchströmt wird. Aber könnte diese Keduschah nicht den früheren Partien des Gottesdienstes angegliedert werden? An diesem Ziel müßten alle Beteiligten mitarbeiten und die notwendige Entsagung üben. Leider wird gegen diese Erkenntnis viel gesündigt, selbst bei einem der schönsten und ergreifendsten Gebete, das die synagogale Liturgie kennt, bei dem Kaddisch. Es will scheinen, als ob sein Wert wächst, je weniger es der Wiederholung anheimfällt. Es mag noch hingehen, daß es als Verbindung der einzelnen Partien Verwendung findet, als Gegenstand des öffentlichen Gottesdienstes *sollte* es ja in getragener Weise zu Gehör gebracht werden. Als Kaddisch der Waisen aber erklingt es so oft in den einzelnen Andachtsübungen, daß selbst ein konservativer Kritiker das mit Wehmut verzeichnet. Es liegt auf der Hand, daß da der fromme Brauch nicht mehr von Wirkung auf das Gemüt ist.

Es wird Sache des Liberalismus sein, für all die angedeuteten Schwierigkeiten eine einheitliche Lösung zu finden. Alle liberal gesinnten Gemeinden haben Anspruch auf Agenden und Liturgien, die den Gottesdienst vertiefen, verinnerlichen und zu einem Quell der seelischen Erhebung gestalten. Sind wir auch von diesem Ziel noch weit entfernt, so vertrauen wir doch der *aufbauenden* Macht des Liberalismus, er wird schöpferisch sein und sich nicht auf Neuordnungen für einzelne Gemeinden beschränken. Denn das wäre halbe Arbeit. Wesentlich aber ist, daß die Liberalen, nicht bloß die Zunftgelehrten, daran Anteil nehmen. Alle Reform muß aus der Gemeinschaft erstehen, für die sie bestimmt ist, in ihr muß sie organisch erwachsen und Boden fassen. Wir haben eine Schöpfung, die ganz im Geiste des Liberalismus gehalten ist, die *Mädchenkonfirmation*. Dennoch sind es gerade liberale Kreise, die ihr aus seltsamen Gründen widerstehen oder sich ihr entziehen. Ein ganz unbestimmtes Gefühl schiebt sich da in den Vordergrund, die Befürchtung, daß sie nur wesensfremd und andern Kulten entlehnt erscheint, obwohl sie doch nichts anderes sein will als ein weihevoller Abschluß der religiösen Unterweisung des weiblichen Geschlechts. Es ist notwendig, liberale Kreise einmal wieder daran zu erinnern, daß wir doch eine geschichtliche Verpflichtung selbst gegen unsere liberale Vergangenheit empfinden müßten. Je mehr man aber auch außerhalb unseres unmittelbaren Anhängerbezirks einsehen wird, daß es uns um unsere religiösen Ideale ernst ist, daß wir auf den alten Richtlinien des Judentums verharrend im Geiste unserer religiösen Genien wirken wollen, um so mehr wird vor solchen Bestrebungen die Gegnerschaft der Parteien verstummen, um so sicherer dürften wir einer gerechten geschichtlichen Würdigung sein.

Liberales Judentum im Osten.

Von Hermann Becker-Wollstein i. P.

I.

Seit der großen Tagung der Vereinigung für das liberale Judentum in Posen ist für die Verbreitung des liberalen Gedankens im Osten wenig geschehen. Der verheißungsvolle Anlauf, den diese große, von fast tausend Glaubensgenossen aller Stände besuchte Versammlung, genommen hatte, ist leider in den Anfängen stecken geblieben und die Anhänger des liberalen Gedankens sind, auf sich allein angewiesen, entweder in die alte Gleichgiltigkeit verfallen, aus der sie jene Versammlung aufgerüttelt hatte oder sie sind zum Teil in das Lager der gegnerischen Parteien, des Zionismus oder der Orthodoxie, übergegangen. Wir wollen gern zugeben, daß noch andere Umstände zu dieser wenig erfreulichen Entwicklung beigetragen haben. Diese Entwicklung gebietet uns, das von unseren Glaubensgenossen noch heute, nächst den Großstädten, am zahlreichsten besiedelte Gebiet, nicht resigniert unseren Gegnern zu überlassen, sondern mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln wieder für uns zu gewinnen.

Welches sind nun die Umstände, die zu diesem Verlust für das liberale Judentum beigetragen haben und welche Mittel stehen uns zur Verfügung, um den verlorenen Boden wieder zu gewinnen bezw. neue Anhänger zu werben?

II.

Ich habe vor Jahren in der „Allg. Ztg. d. Jud." regelmäßig „Posener Briefe" veröffentlicht, in welchen ich versuchte, die soziale, politische und religiöse Gesinnung unserer Glaubensgenossen, die ich seit nunmehr 44jähriger Berufstätigkeit in der Provinz genau zu kennen glaube, zu schildern. Diese Gesinnung und diese Zustände sind zum allergrößten Teile noch heute dieselben, sie sind es aber nicht nur für Posen, sondern auch für den größten Teil Ostelbiens, in welchem noch Juden in nennenswerter Zahl wohnen, d. i. Westpreußen, Ostpreußen, Pommern und Schlesien. Sie traten wegen der seit Jahren rastlos erfolgten Abwanderung der Juden des Ostens bei dem zurückgebliebenen verhältnismäßig geringen Rest noch deutlicher zutage als vorher.

Und da ist es eine unbestrittene Tatsache, daß fast alle gebildeten Juden dieser östlichen Provinzen, vor allem die Akademiker, aber auch die führenden sozialen Schichten des Kaufmannstandes, alle diejenigen, die in der Selbstverwaltung der Kommunen hochangesehene Aemter als Stadtverordnete, Magistratsmitglieder, Kreistags- und Provinzial-Landtagsabgeordnete bekleiden, die in den Vorständen größerer Lokal- und Provinzialvereine sich betätigen, insbesondere auch die führenden jüdischen Frauen, fast ausnahmslos religiös-liberal sind.

Und dennoch, so religiös-liberal auch diese Kreise unserer Glaubensgenossen sind, so verhältnismäßig wenig haben sie den Gemeindeeinrichtungen; dem Gottesdienst und den Gebeten den liberalen Geist eingehaucht. So gibt es in der ganzen Provinz Posen nur drei Orgelsynagogen, einige wenige haben ein Harmonium für besondere festliche Veranstaltungen eingeführt, im übrigen aber gilt trotz der deutschen Predigt der Ritus „der guten, alten Zeit," sogar mit Bamemadlikin, Jekum Purkon und Pitum haktores. In Westpreußen, Ostpreußen, Pommern und Schlesien, in letzterer Provinz etwas besser, sind die Zustände auf diesem Gebiete fast dieselben. — Während die Assimilierung immer weiter fortschreitet, durch den Zug nach dem Westen, der nach dem Weltkriege gerade in Ostelbien einen außerordentlichen Umfang annehmen wird, die jüdischen Volks- und Religionsschulen veröden und damit auch die Synagogen und sonstigen Gemeindeeinrichtungen zu grunde gehen, wird von liberaler Seite der Orthodoxie und dem Zionismus, der gegenwärtig besonders die Jugend zu beeinflussen sucht, kampflos das Feld überlassen. Links hat die mittelparteiliche Richtung vom Ende des vorigen Jahrhunderts dem Indifferentismus Platz machen müssen und rechts das nationale Judentum die Orthodoxie verdrängt. Was kann das liberale Judentum unter so schwierigen Umständen im Kampfe um seine Selbsterhaltung gegen zwei rührige,

mit geistigen und materiellen Mitteln reich versehene Fronten tun?

Es ist selbstverständlich, daß nur geistige Waffen in diesem Kampfe der Geister zur Anwendung kommen dürfen. Solche geistige Waffen sind: liberale Zeitschriften und Zeitungen, öffentliche Versammlungen und Wandervorträge, Jugendvereine.

Liberale Zeitschriften und Zeitungen haben wir ja zur genüge, leider fehlt es ihnen — trotz des religiösen Liberalismus in den gut situierten Kreisen — an der genügenden Anzahl von Lesern. Denn was nützen der liberalen Sache die besten Zeitschriften, die vortrefflichsten, mit zwingender Logik geschriebenen Aufsätze, wenn sie nicht gelesen werden, wenigstens nicht in den Kreisen, für die sie besonders bestimmt sind. Es ist nicht allein der religiöse Indifferentismus in diesen Kreisen, der diese traurige Tatsache verursacht. Mehr noch trägt dazu bei: einmal die mangelnde Werbetätigkeit, dann aber auch die geschäftliche Leitung unserer liberalen Zeitschriften, die viel zu wünschen übrig läßt. In beiden Punkten können wir viel von unseren Gegnern lernen, insbesondere von orthodoxer und zionistischer Seite. Ich gebe zu, daß wir nicht genau dieselben Werbemittel anwenden können, weil unser Liberalismus wie jede freiheitliche Richtung, auch die politische stets mehr auf den Sieg des Geistes ihre Hoffnung setzt, als auf den Sieg der äußeren Machtmittel. So lange aber dieser Sieg des fortschreitenden Menschengeistes noch in nebelhafter Ferne liegt, ist es unsere Pflicht,, alle lauteren Mittel zu benutzen, um diesen Sieg zu beschleunigen. Für die Verbreitung der liberalen Zeitschriften ist erstens ein billiger Bezieherpreis notwendig, den Lehrern und Gemeindebeamten muß eine Ermäßigung des Preises zugestanden werden. Sie sind die erfolgreichsten Werber in ihren Gemeinden. Hotelbesitzern, Restaurateuren, Fleischern, Wurstwarenhändlern und Buchhändlern, die meist auch jüdische Ritusgegenstände vertreiben, ist ein Teil ihrer etwaigen Anzeigenkosten auf den Bezieherpreis anzurechnen und die Anzeigegebühren selbst sind zu ermäßigen. Ebenso ist jüdischen Gemeindeverwaltungen für Stellenangebote, mehr aber noch den Stellungsuchenden eine angemessene Ermäßigung zu gewähren.

Es müssen zweitens von Zeit zu Zeit geeignete Werbenummern an möglichst viele jüdische Adressen versandt werden. Drittens muß in möglichst vielen liberalen politischen Zeitungen eine Einladung zum Beziehen der jüdischen liberalen Zeitschriften angezeigt werden.

Sind durch diese Werbemittel mehr Besteller und Inserenten herangezogen worden, dann gilt es sie durch eine entsprechend gestaltete Abfassung des Inhaltes der Zeitung dauernd der Zeitschrift zu erhalten. Eine liberale Zeitschrift, die ins Volk dringen soll, muß mehr volkstümlich gehaltene als wissenschaftliche Artikel enthalten, sie muß Bilder und Illustrationen aufweisen, sie muß einen unterhaltenden Teil, aber auch eine besondere Gemeindebeilage haben, die Nachrichten von möglichst vielen Mitarbeitern, aus möglichst vielen Gemeinden, besonders aus der sogenannten „Gemeindestube" bringt. Diese Beilage „Aus der Gemeindestube" soll das Interesse der Gemeindemitglieder an den Angelegenheiten ihrer Gemeinde erwecken und festhalten, sie soll die Gemeindewahlen in liberalem Sinne beeinflussen und so dem Indifferentismus, der zur Zeit — wie oben bemerkt — der Orthodoxie und dem Zionismus kampflos das Feld überläßt, kräftig entgegenarbeiten.

Oeffentliche Versammlungen und Wandervorträge sind gleichfalls als Werbemittel warm zu empfehlen. Freilich ist die gegenwärtige Weltlage noch nicht dazu geeignet, indes ist zu hoffen, daß sie sich in kurzem von Grund auf ändern wird und darum gilt es schon jetzt diese Versammlungen und Werbevorträge vorzubereiten. Diese Versammlungen müssen von einer Zentrale aus geleitet, bis ins Kleinste durchdacht, nach Ort und Zeit im Einklang mit den wirklichen Verhältnissen festgesetzt, die besten Wanderredner, die nicht nur berufsmäßig, sondern auch durchdrungen von der Wahrheit ihrer Sache, ihre Aufgabe erfüllen, ausgewählt werden, die sich mit einem Vertrauensmann am Orte wegen der Vorbereitung in Verbindung setzen. Am besten wäre die Synagoge an einem Sabbat oder Festtage für diesen Vortrag geeignet. Wo das nicht möglich ist, käme ein größerer Saal oder ein großes Vereinszimmer in betracht. Findet die Versammlung nicht an einem Sabbat- oder Fest-

tage statt, dann müssen Mitgliederlisten zur Einzeichnung, volkstümlich gehaltene Aufrufe, Zeitungen und Werbeschriften im Versammlungsraume ausliegen. Im anderen Falle können die Listen am nächsten Tage durch einen Vertrauensmann am Orte oder durch den Wanderredner selbst bei den Gemeindemitgliedern in Umlauf gesetzt werden. Den Wanderrednern wäre dringend zu empfehlen, ungezwungen von der Demokratisierung, die sich gegenwärtig auf allen Gebieten des politischen und öffentlichen Leben vollzieht, die Notwendigkeit der religiösen Demokratisierung, die Verbreitung des religiös-liberalen Gedankens abzuleiten und damit auch die Mitarbeit der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens an dem Wiederaufbau des Vaterlandes zu fordern. Daß die Gegner aus dem anderen Lager dieser Versammlung nicht fernbleiben werden, ist klar. Sollte das aber wider Erwarten hier und da nicht geschehen, dann muß ihr Erscheinen dennoch durch öffentliche, besonders mündliche oder schriftliche Einladung gewünscht werden. Denn durch Gärung entsteht die Klärung und ein geschickter, den Gegenstand völlig beherrschender Redner müßte eine besondere Freude daran haben, die Gegner in möglichst schonender Weise von ihrer Meinung, die meist nur auf Vorurteilen, einseitiger Lektüre und entstellenden Berichten beruht, abzubringen.

Die liberalen Jugendvereine endlich sollen die Zukunft des liberalen Judentums sicher stellen. In dem großen Völkerringen geht es um die Zukunft der Menschheit. Unsere Jugend hat mit ihrem Blute und ihrem Schweiß auch die lichte Zukunft unseres Vaterlandes verbürgt. Nun gilt es den Kampf um die innere Freiheit zu einem siegreichen Ende zu führen, nachdem die Sonne der äußeren Freiheit aufgegangen sein wird.

„Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten", sagt der Dichter. Dieses Wort trifft niemand mehr als unsere sogenannten liberalen Juden. Denn sie spotten wohl ihrer Glaubensketten, der religiösen Gebräuche und des veralteten Gottesdienstes, aber damit ist auch ihr religiöser Liberalismus erschöpft. Er ist negierend, zerstörend, aber nicht positiv und aufbauend. Sonst müßte sie eines vor allem anstreben: das heranwachsende Geschlecht mit ihrem Liberalismus zu erfüllen, daß es mit berechtigtem Stolze das beste Erbe seiner Väter, den Glauben an den einzigen Gott, den Vater aller Menschen, die religiöse Duldung, die jüdische Ethik, die da ist die Ethik der gesamten Menschheit, mit seinem Herzblut verteidigt, weiter verbreitet und für alle Ewigkeit bewahrt. Darum gibt es für uns kein Schwanken und Wanken, kein Hangen und Bangen zwischen neutralen und religiös-parteilichen Jugendvereinen oder gar Blau-weiß-Vereinen. Und so wie einst im alten Sparta jeder Bürger gezwungen war, sich einer politischen Partei anzuschließen, so müssen wir gegen neutrale Jugendvereine oder gegen den Indifferentismus in schärfster Weise Front machen. Denn wie der Indifferentismus, so ist auch die Neutralität der Tod des Judentums. Wem aber das Judentum Leben in Gott, Leben im Vaterlande und Leben in der Menschheit bedeutet, der trete als Kampfgenosse in unsere Reihen und helfe „der Freiheit eine Gasse" bereiten.

Feldruf.

Von Unteroffizier Hermann Itzig-Posen (im Felde).

Der Kriegsodem hält die Welt noch immer in seinem Banne, und im Blutkessel der Zeitgeschichte brodelt und zischt es weiter und weiter. Noch ist das Morgenrot der neuen Zeit nicht zu sehen, doch — „Mene, Tekel, Upharsin" — wir werden und müssen es, vielleicht gar bald, erblicken und dann — werden wir es alle, alle jubelnd, beglückt begrüßen. . . . . Unserer Jugend ist das Morgenrot, ist der erste Sonnenstrahl der neuen Zeit heute schon Symbol. Unerschüttert und gläubig vertraut sie darauf, ob sie — die Jungen — im Schützengraben dem Feinde die Stirn bieten oder sie — die Mädchen — in stiller Heimarbeit der Familie und dem Ganzen dienen. Es ist das alte, sichere Ver-

trauen auf das Wahre und Gute, das einst doch noch die Welt erleuchten wird und muß — trotz Allem. Es ist die uralte Lehre des Judentums! Unsere jüdische Jugend ist sich selbst treu geblieben. In zäher Arbeit und sicherem Wollen hat sie sich auch in dieser harten Kriegszeit durchgesetzt und setzt sich in Ueberwindung aller Schwierigkeiten weiter durch. Unser Samenkorn hat gute Früchte getragen. Aufrecht geht unsere Jugend ihren Weg und hält das Banner des Judentums mit fester Hand hoch. . . . . .

Die Arbeit in den jüdisch-liberalen Jugendvereinen war und ist — wie wir Feldgraue draußen mit Freuden aus den verschiedenen Berichten ersehen konnten — durchaus auf der Höhe. Enger Zusammenhalt durch Vereinsabende, Diskussionszirkel und andere Veranstaltungen geben die Form, Begeisterung und Ueberzeugung den Inhalt des Vereinslebens. Wo die jungen Männer fehlen, treten die jungen Mädchen ganz selbstverständlich in die Bresche und dienen der guten Sache treu und in vollster Hingabe. — Die Vorarbeit im Frieden hat Früchte getragen, und im Zusammenschluß aller jüdisch-liberalen Jugendvereine sehen wir den schönen Erfolg, der vielverheißend in die Zukunft leuchtet.

Es gilt weiter, in der Arbeit, in der Hingabe nicht zu erlahmen; ja es gilt, noch energischere Betätigung in der jüdisch-liberalen Jugendbewegung, wenn wir uns die Grundlage erhalten, wenn wir uns Zukunftserfolge sichern wollen. In weit stärkerem Maße müssen wir die jüdische Jugend fürderhin für uns zu gewinnen suchen — im Interesse des Gesamtjudentums. In schwerer Zeit werden Ideen und Prinzipien scharfer Prüfung unterzogen, und manches wird dann schwerlich noch bestehen können und dürfen. So ist es mit dem Grundsatz der Neutralität für unser jüdisches Leben. Unsere Jugend darf nicht mehr mit Zwiespältigkeiten belastet werden, für die sie nach diesem Erleben nimmermehr empfänglich sein wird. In der neutralen Jugendorganisation kann ihr klares Wollen und feste Ueberzeugung nicht gegeben werden. Unserer Jugend muß ein entschiedenes Judentum gezeigt werden. Im neutralen Sinne ist dieses nicht durchführbar. Wir sind unserer Jugendbewegung mehr schuldig, als ihr nur einen Sammelnamen und nichts weiter zu bieten.

Die Orthodoxie wird keinen besonderen Zuzug von der heranwachsenden Generation erwarten dürfen. Sie kann die Jugend durch die alten Prinzipien nicht zu sich heranziehen. Unsere Jugend hat in den ernsten, harten Kriegsjahren zuviel des Neuen gesehen, ist durch nachhaltiges Erleben selber sehend geworden und weiß sicher und klar, daß nur stete Entwicklung das Leben bedingt, nicht aber Erstarren in alten Formen.

Der Zionismus versucht mit aller Macht und allen Mitteln die jüdische Jugend für sich zu gewinnen. Es ist aber hier nicht der Platz zu untersuchen, was die jüdisch-nationale Richtung in der Kriegsepoche und durch den Krieg verlieren wird. Das ist wohl gewiß, daß die Entwicklungsaussichten für die Zukunft nicht mehr das Bild geben, wie es einstmals gewesen ist. Der Nationalismus wird für spätere, reife Zeiten kein wesententlicher Faktor mehr sein, auch nicht mehr der jüdische. Die Menschheit hat dann eine zu schaurige Schule hinter sich, um wohl zu wissen, daß ihr aus nationalem Bannerruf kein Heil erwachsen kann. — Die zionistische Agitation berauscht die Jugend. Deswegen gilt's unsere Arbeit, gilt's objektive Aufklärung für unsere Sache.

Liberales Judentum kann, wird und muß das Fundament für die Zukunft unseres Judentums geben. Und erst recht unserer Jugend! Das muß überall ausgesprochen und ständig betont werden. Wir schreiten mit der Zeit vorwärts und können unsere Grundsätze ruhig, fest und sicher auch in wildbewegter Epoche zur Geltung bringen. Unsere Idee ist in der Neuzeit erst zur rechten Reife gelangt und hat ihre Notwendigkeit und Daseinsberechtigung in einer verhältnismäßig kurzen Periode voll und ganz erwiesen. Jüdisch-liberale Grundsätze geben unserer Jugend festen Halt im Judentum. Seien wir uns dessen bei der Werbearbeit stets bewußt. Bedenken wir aber auch, daß wir mit der Jugend die anderen wichtigen Lebensfragen zu behandeln haben, daß wir sie in objektivster Weise zur Erkennt-

nis leiten und ihrem geistigen Suchen in jeder Hinsicht anregendste Befriedigung gewähren. So werden wir sichere Erfolge erwarten dürfen. Unserer Jugend muß die jüdisch-liberale Idee das Fundamant zur Weltanschauung werden und bleiben! Alles Uebrige baut sich dann weiterhin auf.

Unser liberales Judentum müssen wir nach Lage der Dinge insonderheit gegen den Zionismus auskämpfen. Das muß ausgesprochen werden. Klare Erkenntnis weist den Weg. Wir brauchen keinen Parteifanatismus zu treiben, wie die Gegenseite; doch beseelt uns wahre Begeisterung für unser Judentum, die uns die Rüstung zum Kampfe gibt. Die jüdisch-nationalen Tendenzen werden in ihrer Einseitigkeit künftig keinerlei wesentlichen Einfluß im Judentum gewinnen können. Nach der scharfen Umwertung aller Begriffe durch das ungeheuerliche Weltdrama wird auch das Judentum zur Einsicht kommen müssen, daß im Nationalismus keine Lösung der „Messias"-Frage zu sehen ist. Die Evolution wird und muß notwendig im Sinne unserer liberalen Idee kommen. Auf religiöser Grundlage, im Einklang mit den Erkenntnissen der Zeit, selbstbewußt und stolz auf unsere uralte Gemeinschaft, auf unser Judentum, vaterlandstreu als Staatsbürger, denen im freien Vaterlande alle Rechte werden müssen, und weiter hinaus als Menschen, die im Strome der Welt höhere und weitere Interessen mitvertreten und den Menschheitsidealen nachstreben, so wollen und werden wir für unser Judentum leben und kämpfen!

Eure feldgrauen Brüder draußen hegen die feste Zuversicht, daß die emsige Arbeit für unsere gute Sache nicht erlahmen wird, daß der ideale Schwung für unsere Ideen erhalten bleibt. Denkt daran, daß der Kampf auch noch nach dem Kampfe nicht erloschen ist, daß nachher erst recht das Ringen anhebt. Dann geht es um höhere Werte. Sorgen wir voraus und schaffen wir in unserer Jugendbewegung die Grundlage für Zukunftserfolge. Für uns gilt der Feldruf: „Der Sonne zu im Zeichen des Judentums!"

Rundschau.

Nürnberg, Mai 1918. Zu einem Ereignis von hervorragender Bedeutung gestaltete sich die jüdische Erziehungswoche, die in den Tagen vom 29. April bis 2. Mai 1918 in Nürnberg stattfand. Es waren für vier aufeinanderfolgende Abende Vorträge über allgemeine Erziehungsfragen angesetzt, und die großen Säle des Goldenen Adler konnten kaum die Menge der Zuhörer fassen, die zusammengeströmt waren, um ihr Interesse an dieser wichtigen Frage zu bekunden

Am ersten Abend sprach Herr Rabbiner Dr. Freudenthal über „Grundsätze jüdischer Erziehung". Eingangs seiner Rede bemerkte er, daß für alle Konfessionen Nürnbergs eine Erziehungswoche veranstaltet wurde, daß man uns Juden jedoch nicht dazu aufgefordert, im Gegenteil, den rein christlichen Charakter des Unternehmens betont habe. Nun sei man von berufener Seite daran gegangen, eine jüdische Erziehungswoche zu veranstalten, die dartun solle, daß unsere jüdischen Erziehungsgrundsätze recht wohl neben denen der christlichen Konfessionen bestehen können. Als schlagendster Beweis dieser Voraussage — das kann aus vollster Ueberzeugung berichtet werden! — ist der Vortrag des Herrn Dr. Freudenthal selbst anzusehen; die wunderbare Weise, in der er jüdische Art und jüdisches Wesen kennzeichnete, seine meisterhafte Darlegung der edelsten jüdischen Erziehungsgrundsätze, die glänzende Dialektik, mit der er tiefgründige Fragen beleuchtete, Probleme aufrollte, die uns alle beschäftigen und erfüllen, sie werden allen unvergeßlich bleiben, die diese Stunde geistigen Genusses miterleben durften. Der nicht endenwollende Beifall am Schlusse der Rede dokumentierte am deutlichsten die Dankgefühle der begeisterten Zuhörer.

Zum zweiten Abend war als Rednerin Fräulein Sidonie Werner aus Hamburg herbeigeeilt, die ihre so oft bewährte Kraft bereitwilligst in den Dienst der guten Sache gestellt hatte. Ihr Thema lautete: „Gedanken zur Erziehung der jüdischen weiblichen

Jugend". In vorbildlicher Weise ließ sie die verschiedenen Seiten der Frauenfrage, beleuchtet vom Standpunkte des Judentums, an unserem geistigen Auge vorüberziehen, und ihre gedankenreichen, von echt jüdischem Geiste erfüllten Ausführungen — in poetischer und ergreifender Form dargeboten — sicherten ihr den aufrichtigen Dank der Nürnberger Zuhörer, dem in beredten Worten Herr Dr. Freudenthal Ausdruck verlieh.

Am dritten Abend hörten wir Herrn Lehrer Dr. Bamberger über „Erziehung der schulentlassenen männlichen Jugend" sprechen. Hier waren es vor allem die praktischen Darlegungen und Vorschläge des Redners, die die lebhafteste Aufmerksamkeit der Hörerschaft erregten, und zum ersten Male setzte am Schlusse dieses interessanten und anregenden Vortrags eine äußerst lebhafte Diskussion ein, zu der Herr Dr. Freudenthal allabendlich in anfeuernden Worten aufforderte. Was die verschiedenen Diskussionsredner ausführten, zeigte in erfreulicher Weise, mit welch' großem Verständnis die Vorträge aufgenommen wurden.

Am vierten Abend hatten wir die besondere Freude, den eigens aus der Ukraine dazu beurlaubten Herrn Stabsarzt Dr. Grünbaum am Rednerpult begrüßen zu dürfen. Er sprach über „Erziehung und Nerven". Vom Standpunkte des Arztes aus legte er diese wichtige Frage vorzüglich dar und seine Behandlung des so heiklen Punktes der sexuellen Probleme kann als geradezu ideal bezeichnet werden, wie dieser ganze Vortrag überhaupt als der würdige Schluß dieser vollendeten Vortragsfolge angesehen werden muß. Eine rege, meist von vorzüglichen Rednern bestrittene Diskussion hielt bis in die späte Stunde die Zuhörerschaft in Bann, und als aus der Mitte der Versammlung der Vorschlag gemacht wurde, diese Vortragsabende mit freier Aussprache öfters zu wiederholen, da durchbrausten freudige Zustimmungsrufe den Saal, denn diesbezügliche Wünsche waren im Laufe der Erziehungswoche von allen Seiten laut geworden.

Auch wir schließen uns denselben aus vollster Ueberzeugung an; denn erstens bringen derartige Abende neue geistige Anregung in das stagnierende Gemeindeleben, zweitens dokumentieren sie auf's glücklichste die durch den Krieg hervorgerufene größere Anteilnahme unserer Glaubensgenossen an Fragen rein jüdischer Natur und drittens — das halten wir für das bedeutungsvollste Moment! — vereinigen sich bei derlei Veranstaltungen die Anhänger aller Richtungen im Judentum auf streng neutralem Boden: Liberale, Orthodoxe, Zionisten, sie alle finden sich friedlich unter einem Dache zusammen, um gemeinsam Fragen zu erörtern, die für jeden Juden von Interesse sind und sein sollen. Diese innere Geschlossenheit und Harmonie wird für die Zukunft von größter Wichtigkeit sein, wenn es gilt, unseren äußeren Feinden, die von allen Seiten zum erbitterten Kampfe gegen uns Juden rüsten, wirksam zu begegnen. Nur dann wird die deutsche Judenheit siegreich aus diesen schweren Prüfungen hervorgehen, wenn sie — nicht zerrissen von Parteihader und -gezänke — als Einheit treu zusammensteht. Zur Verwirklichung dieser so dringend nötigen Geschlossenheit tragen Veranstaltungen, wie die Nürnberger Erziehungswoche, zweifellos in stärkstem Maße bei. Deshalb ein fröhliches: Vivant sequentes!

E. D.

Aus der Jugendbewegung.

Jahresbericht des jüdisch-liberalen Jugendvereins zu Berlin 1917—1918.

Ueber diesen Zeitraum sind bereits 2 Berichte veröffentlicht. Außer den in diesen Berichten erwähnten Vorträgen hat der Jli noch folgende Veranstaltungen gehabt:

Am 20. 3. 17 sprach Herr Hirschfeld über: „Die Pessach-Haggadah und ihr Bilderschmuck", am 24. 4. Herr Rabbiner Dr. Hochfeld über: „Die Bedeutung der hebräischen Sprache für Gottesdienst und Unterricht", am 5. 6. Herr Hirschfeld über: „Abraham Geiger", am 17. 1. 18 Herr Abraham über: „Neuer Kampf um den israelitischen Prophetismus". Am 28. 1. referierte Herr Hirschfeld über seine Thesen zum Verbandsthema: „Wie gewinnen wir die schulentlassene Jugend?" Am 19. 2. sprach Herr Rabbiner Dr. Lewkowitz über: „Die Grundsätze des jüdisch-religiösen Liberalismus".

Während die im Jahre 1917 veranstalteten Zusammenkünfte nur schwach besucht

waren, hob sich die Zahl der Teilnehmer im 2. Halbjahr bedeutend, obgleich es noch immer sehr viel Mitglieder gibt, die sich nur selten oder gar nicht bei uns sehen lassen.

Der Vortrag des Herrn Lewkowitz erregte so lebhaftes Interesse, daß wir beschlossen haben, ihn drucken zu lassen.

Seit dem 15. 1. hält Herr Hirschfeld in jeder Woche, in welcher keine größere Veranstaltung stattfindet, einen Bibelkursus über das Thema: „Der geschichtliche Wert der Bibel". Herr Rechtsanwalt Stern hat uns in liebenswürdiger Weise hierzu seine Büroräume zur Verfügung gestellt. Am 25. 2. waren wir zur Feier des Purimfestes gemütlich zusammen und erfreuten uns gegenseitig durch heitere Vorträge. Unsere eigentliche Purimfeier mußte auf den 16. 3. verschoben werden. Sie fand in Anwesenheit von etwa 250 Mitgliedern und Freunden im Schubertsaal statt. Herr Rabbiner Dr. Weyl eröffnete die Feier durch eine Ansprache, deren tiefer Gehalt uns veranlaßt hat, ihn zu bitten, sie uns in erweiterter Form nochmals als Vortrag zu bieten. Darauf folgten musikalische und deklamatorische Darbietungen, die uns in angeregter Stimmung noch lange zusammenhielten.

Wie aus den Berichten zu ersehen ist, haben wir die Geselligkeit mehr gepflegt als früher, von der Ansicht ausgehend, daß unser Verein allmählich alle Interessen unserer Mitglieder ergreifen muß. Wir wollen daher im kommenden Sommerhalbjahr unsere Mitglieder auch auf Ausflügen einander näher bringen.

Die Mitgliederzahl ist im Berichtsjahr bedeutend gestiegen. Leider läßt sich die genaue Zahl im Augenblick nicht feststellen, da wir durch den Krieg mit der Führung der Listen in unserm Büro und der Einziehung der Beiträge mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Mit unseren Feldgrauen stehen wir in reger Verbindung, soweit das knappe Adressenmaterial dies zuläßt. Wir bitten auch bei dieser Gelegenheit dringend um Feldadressen. Aus den Ueberschüssen des Chanukahfestes haben wir Liebesgaben ins Feld geschickt.

Leider sind auch einige unserer Mitglieder auf dem Felde der Ehre gefallen: Herr Kurt Heide und Herr Dr. Herrmann Horwitz, Herr Max Welkanoc, Herr Bruno Grunwald. Wir haben, soweit wir rechtzeitig benachrichtigt worden sind, den Angehörigen unser Beileid ausgesprochen.

Der Vorstand hat verschiedene Sitzungen abgehalten, und sich in der Hauptsache mit Fragen der Propaganda und dem weiteren Verlauf unserer Tätigkeit beschäftigt. In den Vorstand wurde kooptiert Herr Bruno Woyda. Der Vorstand setzt sich zusammen aus: den Herren Dr. Walter Breslauer, Fritz Choyke, Dr. Herbert Lewy, Rechtsanwalt Heinrich Stern, Bruno Woyda und Fräulein Regina Schönberger in Berlin und Herren Dr. Ernst Blaschke und Referendar Julius Wertheim im Felde. Die Leitung der Geschäfte liegt in den Händen des Herrn Hirschfeld, der als außerordentliches Mitglied dem Vorstand angehört. Unsere Kassenverhältnisse sind günstiger als im Vorjahre. Wir verdanken dies hauptsächlich einem Zuschuß von 300 M., den uns die Vereinigung für das liberale Judentum am 6. 5. 17 auf unser Gesuch bewilligt hat, und einer Reihe von Spenden, unter denen wir besonders 3 größere von Herrn Handelsrichter Berthold Kirstein, Herrn Rechtsanwalt Stern und Herrn Emil Pincus hervorheben.

Unser früherer erster Vorsitzender, Herr Dr. Fritz Steinthal, ist als Rabbiner nach Posen gegangen, und wir haben ihm bei dieser Gelegenheit seinem Verdienste entsprechend herzliche Worte des Abschiedes gewidmet. Mit unsern Brudervereinen in Breslau, Hamburg und Posen stehen wir in regem Verkehr. Wir tauschen mit ihnen unsere Mitteilungen und Berichte aus und hoffen, daß dies in ähnlicher Weise mit dem vor einiger Zeit in Frankfurt a. M. begründeten der Fall sein wird.

Im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft der Jli haben wir auch an der Verständigungsgemeinschaft der jüdischen Jugendvereine teilnehmen wollen, die am 5. 3. bei einer Gründungsversammlung am Widerstand der national-jüdischen und orthodoxen Vereine gescheitert ist.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von Dr. Caesar Seligmann, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 7 und 8. Jahrgang 10. Juli u. August 1918.

Religiöse Ehrlichkeit.

Von Dr. phil. Fritz Wachsner-Berlin.

Die März-Aprilnummer dieser Zeitschrift enthielt einen Artikel aus der Feder des Herrn Rabbiners Dr. Gelles, der die Stellungnahme des liberalen Judentums zu den polnischen Glaubensgenossen zu bestimmen sucht. Seine trefflichen Ausführungen gipfeln darin, daß uns die Aufgabe zufalle, den ehemals russischen Juden bei der Wiedererlangung ihrer religiösen Ehrlichkeit behilflich zu sein, die ihnen in überaus hartem Existenzkampf gänzlich abhanden gekommen sei.

Den sehr maßvollen Vorschlägen des Verfassers können wir uns wohl voll und ganz anschließen, indessen sei es gestattet, an sie anknüpfend den Blick von der polnischen zur deutschen Judenheit zurückzulenken. Nirgends mehr als auf religiösem Gebiet gilt ja der Spruch des alten Lehrers, der da fragt: „Wenn ich nicht für mich bin, wer ist für mich?" So wollen wir denn, bevor wir unsere gewiß auch nötige Arbeit an den armen Glaubensgenossen im Osten beginnen erst einmal reinlich vor unserer eigenen Tür kehren, indem wir uns die peinliche Frage vorlegen: Entspringt wirklich alles, was du, deutscher Jude, im Namen deiner Religion tust oder lässest, ausschließlich religiösen Beweggründen? Bist du ehrlich davon überzeugt, daß dein äußeres Gebahren vor Gott ganz deinem inneren Verhältnis zu ihm entspricht?

Ich kann mir sehr wohl denken, daß viele Glaubensgenossen sich scheuen werden, dieser überaus wichtigen Frage näher zu treten, und zwar nicht etwa nur solche, die deren negative Beantwortung voraussehen und fürchten müssen. Religion, so wird mancher sich sagen, ist Herzenssache, man soll an kultische Gebräuche, die religiösem Empfinden ihrer Entstehung verdanken, nicht die Sonde des zersetzenden Verstandes anlegen, um sich nicht den unbefangenen Genuß dieser schönen Gebräuche zu trüben. Diese Ansicht ist weit verbreitet, namentlich unter unseren Frauen, und hat den Vorzug, recht bequem zu sein. Nun aber bedeutet leider schon das Wort Religion soviel wie Gebundenheit, also den größten Gegensatz zur Bequemlichkeit, die man geradezu als den Tod jeder Religion aussprechen könnte. Ein Blick in das talmudische Schrifttum lehrt denn auch, daß man viele Jahrhunderte lang auf bequemen Genuß im Judentum durchaus verzichtete. Hier herrscht überall das Streben vor, Ursprung und Sinn der Gesetze und Gebräuche nach allen Seiten hin verstandesgemäß zu untersuchen. Man hält es für unrecht, sich blind dem Ueberlieferten hinzugeben und sich daher für verpflichtet, soweit das möglich ist, zu wissen, warum man dieses tut und jenes nicht. So arbeiten in unserem Schrifttum das warm empfindende Gemüt und der kühl erwägende Verstand eng vereint zusammen, getreu dem alten Ausspruch: „Der unwissende Mensch kann nicht fromm sein."

Ueber Form und Inhalt der talmudischen Erörterungen darf man hinsichtlich des Wertes für die Gegenwart verschiedener Meinung sein, für das eben dargestellte Verhältnis von Fühlen und Denken aber gilt dies Zugeständ-

nis sicherlich nicht. Noch heute müssen wir von einem ehrlichen Menschen verlangen, daß er nirgends bei gefühlsmäßigen Vorurteilen stehen bleibt, sondern sich erst dann seinen Gefühlen ganz hingibt, wenn ihm eine ernstliche Prüfung durch den Verstand deren Berechtigung erwiesen hat. Die Gefahr, von der Religion zur Mystik, zum krassen Aberglauben abzugleiten, ist, wie die Geschichte beweist, für den Juden besonders groß, da sein reiner Glaube nur ganz wenig Begriffe aufweist, die dem menschlichen Denkvermögen dauernd unzugänglich bleiben. Hierin aber liegt gerade die Stärke des Judentums, die ihm sein Bestehen in alle Ewigkeit gewährleistet, daß es sich nicht zu den Naturgesetzen in Gegensatz stellt, sondern in der erfreulichen Lage ist, mit dem Fortschreiten der Erkenntnis Schritt zu halten, ohne von seinen grundlegenden Lehren das mindeste aufgeben zu müssen.

Wir also müssen schon von jedem, der auf den Ehrennamen eines Juden Anspruch erhebt, verlangen, daß er sich jederzeit bereit hält, vor Gott oder vor seinem Gewissen über sein religiöses Empfinden Rechenschaft abzulegen, auch von denen, die dem Alten als „Orthodoxe" enger verbunden sind, als wir. Es fällt uns natürlich nicht ein, gegen die Orthodoxie im allgemeinen zu Felde zu ziehen, allein das Wort orthodox könnte doch wohl zu häßlichen Mißverständnissen Anlaß geben, heißt es doch übersetzt soviel wie: „richtig glaubend". Wer von vornherein von der Richtigkeit und der unübertrefflichen Kraft seiner Religionsübungen so durchdrungen ist, daß er es wagen darf, jedwede Erörterung für überflüssig zu halten, der muß mit wahrhaft übermenschlichen Fähigkeiten vom Herrn ausgestattet sein. Ein unfehlbares Papsttum dürfen wir bei uns nicht anerkennen, fühlen wir uns doch alle als Brüder unserm Vater gleich nahe. Nun hat man ja versucht, den bösen Ausdruck orthodox mit „gesetzestreu" wiederzugeben, aber richtig scheint uns diese Verdeutschung nicht gerade. Gesetzestreu sind wir Liberale doch auch, da ja die Gegensätze zwischen beiden Richtungen zum größten Teil erst bei der Würdigung solcher Gebräuche einsetzen, die dem ursprünglichen Judentum noch fremd, vielfach erst in nachbiblischer Zeit in Erscheinung traten. Zudem aber ist zu berücksichtigen, daß aus Gründen, die das Thema zu einer besonderen Arbeit bilden könnten, der strenggläubigen Partei eine Unzahl verständnisloser Mitläufer angehört, die aus reiner Trägheit am Alten festhalten und die Gebräuche über sich ergehen lassen, anstatt sich in freiwilliger Tätigkeit an ihnen zu erbauen. Wer vom innigen Gefühl getrieben zu der verstandesgemäßen Einsicht kommt, daß ihm nur eine religiöse Betätigung im Sinne der alten Richtung Befriedigung gewähren kann, der steht in unserer Achtung vielmals höher, als etwa ein sogenannter „Aufgeklärter", der aus Gleichgiltigkeit den Namen des Liberalismus mißbraucht. Hier gehen also die Interessen des Liberalismus mit denen der Orthodoxie durchaus den gleichen Weg, beide Richtungen müssen sich unehrlicher Mitläufer erwehren, die ihnen nur schaden können. Erkennen kann man diese wenig angenehmen Glaubensgenossen unschwer. Der unehrliche Liberale sucht sich dem Judentum zu entziehen und verleugnet es, wo er nur kann, der unehrliche Orthodoxe dagegen ist unduldsam und dabei selbst empfindlich, der eine benutzt den „modernen Menschen", der andere die „Pietät" als Schild, ohne über die Tragweite der beiden Begriffe im geringsten nachzudenken.

Doch wozu erst lange theoretische Auseinandersetzungen, wo wir uns an einigen praktischen Beispielen die traurigen Verhältnisse deutlich vor Augen führen können!

Treffe ich da am letzten Sonnabend einen mir als starker Raucher und besonders eifrigen Fortschrittler bekannten Herrn auf der Straße. Eine ihm angebotene Zigarre weist er entrüstet zurück unter Hinweis darauf, daß er doch unlängst in die Gemeindevertretung gewählt worden sei. Wie doch schon die bloße Verwaltungstätigkeit im Dienste des Glaubens die Gesinnung zu beeinflussen vermag, denke ich mir, begleite aber meinen Freund still in sein Heim. Zu meiner nicht geringen Verwunderung zündet er sich dort sogleich selbst eine Zigarre an. Natürlich stelle ich ihn ob dieses Mangels an Selbstbeherrschung zur Rede, erhalte aber die Antwort: als Ehrenbeamter der jüdischen Gemeinde müsse man sich doch nach außen manchen Zwang antun, um Aergernissen aus dem Wege zu gehen, selbst wenn man innerlich über solche Kleinigkeiten hoch erhaben wäre.

Wer hätte ähnliche bedauerliche Vorkommnisse nicht schon erlebt und derartige Antworten erhalten, die die Auffassung vieler verantwortlicher Männer im Judentum nur zu treffend kennzeichnen! Statt offen seine und seiner zahllosen Wähler religiöse Ueberzeugung zu bekunden und seine Person für die als gut erkannte Sache kraftvoll einzusetzen, fürchtet man anzustoßen, und zwar nicht etwa bloß bei seinen Gegnern, sondern, und das sogar mit einer gewissen Berechtigung, bei den eigenen Gesinnungsgenossen. Denn diese messen erfahrungsgemäß vielfach mit zwiefachem Maß und verlangen eben von einem Gemeindevertreter die Innehaltung von Gebräuchen, deren Beachtung sie für ihre Person einfach als abgeschmackt empfinden würden. Hier ist Unehrlichkeit zur Gewohnheit geworden, die die Achtung vor sich selbst und der Gemeinschaft in gleicher Weise herabdrückt.

Geradezu verhängnisvoll kann aber dieser widernatürliche Gegensatz zwischen den Pflichten, die die Gemeinde sich selbst und ihrem Beauftragten auferlegt, für die Aufrechterhaltung eines reinen Verhältnisses des Rabbiners zu seinen irdischen und himmlischen Verpflichtungen werden. Oft ist die ganze Gemeinde streng liberal, was man beispielsweise in der Großstadt daran erkennen kann, daß an den Sabbathen regelmäßig eine große Anzahl Autos vor den Synagogen vorfährt. Allein der Rabbiner, ein würdiger Greis, dessen Wohnung am andern Ende der Stadt liegt, dürfte es auch bei ungünstiger Witterung schwerlich wagen, zum Gottesdienst zu fahren. Dabei ist er vielleicht fest davon überzeugt, daß der Kutscher, der es ihm ermöglicht, ohne Gefährdung seiner Gesundheit die Synagoge zu erreichen und daselbst in angemessener Stimmung seines Amtes zu walten, ein gottgefälliges Werk tut! Nach Ansicht der heiligen Schrift sollen wir alle ein Volk von Priestern bilden, wir alle müßten die gleichen Vorschriften befolgen, die wir dem Rabbiner auferlegen. Die Mehrzahl unserer Rabbiner steht modernen Anschauungen keineswegs fern, allein wer sich erkühnt, sie zu bekunden, wer eigenen Ideen Eingang zu verschaffen sucht, hat die schlimmsten Folgen zu gewärtigen. Soll doch vor einigen Jahren ein unliebsamer Rabbiner vom Vorstand seiner großen Gemeinde dahin beschieden worden sein, er stehe bei ihm „in Lohn und Brot" und habe sich in allen Dingen ihm zu fügen. Wenngleich damals ein sachliches Einschreiten des Vorstandes vielleicht berechtigt gewesen wäre, so bedeutete doch der angeführte Ausspruch einen gewaltigen Irrtum, der geeignet ist, das geringe religiöse Verständnis einer für das geistliche Wohl von Tausenden verantwortlichen Körperschaft grell zu beleuchten. Die Gemeinde besitzt zwar die Ehrenpflicht, den Rabbiner zu besolden, allein über seine Amtsführung schuldet er in erster Linie seinem Gotte Rechenschaft, in dessen Namen er wie die Propheten im Altertum zur Gemeinde spricht, und keine Macht der Erde darf sich vermessen, gegen ihn als Gewissensrichter aufzutreten. Es kann ja gelegentlich vorkommen, daß ein Rabbiner einer braven Gemeinde Anschauungen vorträgt, die ihr nicht zusagen. Dann hat man aber andere Mittel, als den bewußten Gewissenszwang, ihn in einen andern Wirkungskreis hinüberzuleiten, der seinen wohlmeinenden Bestrebungen mehr entgegenkommt. Hat man denn gar kein Verständnis dafür, wie man das geistliche Amt entweiht, indem man seine Träger zu schlechten Schauspielern herabwürdigt!

Die Reihe der Beispiele von bedauerlichem Mangel religiöser Aufrichtigkeit ließe sich schier ins Unermeßliche fortsetzen, allein es ist zwecklos, über die Schlechtigkeit der Welt zu klagen, lehrt doch das Judentum, daß der Mensch dazu da ist, sie besser zu machen. Das will auch diese Zeitung, in der sich fortgesetzt Stimmen erheben, die zur Einkehr und Umkehr mahnen. Allein, so wills mir scheinen, man redet vielfach über die Köpfe des Volkes hinweg, dem mit gelehrten Abhandlungen nicht oder doch wenig gedient ist. Stets sollen die Mängel beherzt aufgedeckt werden, aber ihrer Offenbarung sollen immer sogleich Vorschläge zu ihrer Abstellung folgen. Ein solcher sei hier angeführt: Meines Erachtens ist die religiöse Unehrlichkeit, die wir mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpfen müssen, nur eine Folge der in allen Schichten der jüdischen Bevölkerung übergroßen Unwissenheit: „Lo am haarez chassid", wer den Ursprung und die Geschichte der religiösen Vorschriften und Gebräuche nicht kennt, kann zu aufrichtiger Frömmigkeit nicht vordringen. Die religionsge-

schichtliche Unterweisung der Jugend läßt in ihrer heutigen Form (vgl. meine Abhdl. in Nr. 6/7, Jahrg. 5 d. Zeitschr.) sehr zu wünschen und könnte auch sonst allein die Aufklärungsarbeit nicht vollständig leisten. Eine jüdisch-liberale Zeitung aber sollte in jeder Nummer wenigstens einen allgemeinverständlich von berufener Seite geschriebenen, geschichtlichen Aufsatz bringen, über die Entstehung irgend eines Brauches, über die ursprüngliche Handhabung der Toravorlesung, über die Stellung der Propheten zum Kultus und ähnliche Fragen, die dazu dienen sollen, das Volk zum Verständnis und zur Beurteilung aller Aeußerungen der Religiosität anzuleiten. Damit würde sie nicht allein die Sache des Liberalismus fördern, sondern darüber hinaus die religiöse Ehrlichkeit.

Optimismus und Pessimismus im Kriege.

Von Dr. Felix Freudenthal-Berlin.

Bei der großen Vorliebe der Deutschen für Fremdworte darf es nicht Wunder nehmen, daß zwei aus dem Lateinischen stammende Ausdrücke sich bei uns das Bürgerrecht erworben haben, die zwei entgegengesetzte Weltanschauungen ausdrücken: Optimismus und Pessimismus. Beide Anschauungen treten sich erfahrungsmäßig in kritischen Zeiten, besonders während eines blutigen Kampfes, mit ungewöhnlicher Schärfe entgegen. Sie gehören nun einmal zum eisernen Bestand des Krieges; sie sind Schlagworte, die Sonderung der Zivilbevölkerung fast ebenso scharf hervorhebend, wie die Armeen den Hauptbestandteilen nach in Infanteristen, Kavalleristen und Artilleristen eingeteilt werden.

Jedenfalls ist es erfreulicher, falls gebieterisch Farbe bekannt werden muß, zu der Partei der Optimisten gerechnet zu werden als zu ihren bleichsüchtigen Antipoden, vorausgesetzt daß nicht leere Phrasendrescherei ehrgeiziger Befehlshaber oder dreiste Entstellungen einer verlogenen Presse, wie bei unseren zahlreichen Gegnern dem Siegesbewußtsein die solideste Unterlage, nämlich die Wahrheit entzieht. Das ist kein Optimismus mehr, das ist Größenwahn, Schaumschlägerei, der unsere Feinde verblendet.

Anders bei uns Deutschen! Sehen wir doch, gestützt und gekräftigt durch ungeahnte Erfolge und durch Gottes sichtlichen Beistand, mit berechtigtem Stolz und unbedingtem Vertrauen dem Ausgang des uns aufgedrungenen gewaltigen und beispiellosen Völkerringens entgegen. Ja, wir sind bescheiden-ernste, unserer Kraft bewußte Optimisten. Dieses Wort in seiner vollsten Bedeutung verstanden, das heißt nur glauben an den Sieg, weil wir siegen müssen, weil es gilt, unsere Existenz, Haus und Herd, Frau und Kind zu verteidigen.

Doch wer vermag zu leugnen, daß es inmitten einer Sechsundsechzig Millionen-Bevölkerung auch Schwarzseher geben mag. Das sind die Pessimisten des Krieges. Sie starren nur auf die Schattenseiten eines feindlichen Zusammenstoßes, auf das unvermeidliche Elend, auf die schmerzlichen Verluste, die noch in keinem Feldzuge gefehlt haben und die noch unendlich größer wären, wenn unsere bewundernswürdigen Truppen sich nicht im Stande gezeigt hätten, den Feind von den Grenzen fernzuhalten. Sie, die selbst nichts riskieren, denken nicht an den Heldenmut und die Todesverachtung unserer für die Vaterlandesverteidigung sich opfernden Kämpfer draußen, sie verstehen nicht die Größe der Zeit, nicht die Tragik eines nur der Antike vergleichbaren unerbittlichen Schicksals, nicht die welthistorische Bedeutung eines Riesenkampfes für Freiheit und Unabhängigkeit.

Wahrlich ein klägliches Schauspiel, dies abstoßende Bild einer zaghaften kleinmütigen Seele.

Gott sei dank gehören solche Pessimisten in Deutschland zu den seltenen Erscheinungen. Hat doch im Gegenteil die ganze Nation, ohne Unterschied des Glaubens, durch heroische Aufopferung und restlose Hingabe bewiesen, daß allen Schichten des Volkes die Kraft innewohnt die durch ehrliche Arbeit errungene Weltstellung zu behaupten und festzuhalten. Das stolze Gefühl, wir müssen in diesem uns aufgezwungenen Kampf siegen und wir wer-

den siegen, koste es was es wolle, die felsenfeste Hoffnung, ein Volk der Denker, dem der Erdball so viel Dank schuldet, darf nicht zu Grunde gehen, sie entspringen der köstlichen Lebensauffassung, daß vernünftige und gerechte Prinzipien im Dasein des Einzelnen wie der Staaten bis hinauf zu dem geregelten Gang der Planeten, aller Stürme ungeachtet, die Herrschaft besitzen. Nennt man uns, die wir diesen Glauben, trotz mancher bösen Erfahrungen, unverbrüchlich festhalten, Optimisten, so sind wir gerne bereit uns die Bezeichnung gefallen zu lassen.

Anders steht es mit jenen Volksgenossen, die man richtiger als Hyperoptimisten ansprechen darf, denen wir, so gut sie es auch meinen, aus vernünftigen Gründen die Gefolgschaft versagen. Denn sie verleiten durch ihre bedenkliche Ueberhebung und Selbstüberschätzung zur Unterschätzung der Feinde und schwelgen in immer neuen phantastischen Träumen von fabelhaften Erfolgen und Kriegsentschädigungen, wie die Kinder Märchen glauben.

Ganz so dürften sich die Dinge aber nicht abspielen. Es ist mindestens unvorsichtig das Fell des Bären schon zu verteilen, bevor man es besitzt, und vor allem sollen wir uns davor hüten, die Kräfte der Gegner zu unterschätzen. Vor unmännlicher neurasthenischer Bangigkeit muß jeder gerade so weit entfernt bleiben wie von überspannten nur mit der Fata morgana vergleichbaren Trugschlüssen, die sich sehr hübsch anhören, jedoch öfters zu schmerzlichen Enttäuschungen führen.

Mit der so oft gerühmten und bewährten goldenen Mittelstraße ist freilich angesichts eines nicht von uns verschuldeten fürchterlichen Weltenbrandes niemand gedient. Jetzt ist es die ernste berechtigte patriotische Pflicht aller Deutschen sich nicht von der leisesten Anwandlung pessimistischer Spätherbststimmung infizieren zu lassen, mag auch der Verlust teurer Angehörigen, die auf dem Felde der Ehre gefallen, zu Tränen und Trauer hinreichend Anlaß geben. Das Wohl des Vaterlandes steht höher als der Einzelne. Die Ruhmes- und Heldentaten unseres Heeres und unserer Flotte, der unbeugsame Wille des deutschen Volkes und seiner Verbündeten, den aufgezwungenen Kampf durchzuführen und die Unabhängigkeit Zentraleuropas bis zum äußersten zu verteidigen, gibt keinem anderen Gedanken, als einem kerngesunden in sich gefestigten Hoffnungsgefühl Raum.

Fern von undurchführbaren Illusionen werden wir durchhalten bis das erstrebte Ziel erreicht ist, bis die einhellige Opferfreude durch einen ehrenvollen dauerhaften Frieden vergolten wird, bis Deutschland der volle Platz an der Sonne von neuem zu Teil wird, den uns eine heuchlerische und unnatürliche Koalition von erbitterten Feinden streitig macht.

Wir deutsche Juden aber können mit Stolz auf unsere Brüder und Söhne blicken, die mit gleicher Hingebung und gleicher Begeisterung wie ihre christlichen Kameraden in den Kampf ziehen und Gut und Blut für das geliebte Vaterland hingeben. Das ist der untilgbare jüdische Optimismus, der in unwandelbarer Treue dem Gott der Heerscharen vertraut, weil er noch stets aller Heimsuchungen ungeachtet der Wahrheit und Gerechtigkeit über Lüge und Barbarei zum Siege verholfen hat.

Um die Ethik unserer Propheten.

Von M. Abraham-Berlin.

Jahrtausende arbeiten bereits an der Bewältigung des Problems, welches „Bibel" heißt: an der Erfassung und Ausdeutung des unendlich reichen Inhaltes dieses Buches der Bücher, an der Ergründung seiner alle Höhen und Tiefen umspannenden Gedanken, an der Erforschung seines geheimnisumhüllten Werdens. Gern und dankbar erkennen wir an, wieviel Bereicherung für unsere Erkenntnis und unser Gemüt uns namentlich in den letzten Jahrzehnten der emsige Eifer und die feinsinnige Einfühlungsgabe gerade nicht-jüdischer Forscher auf diesem Gebiete geschenkt haben. Freilich darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn einzelne christliche Forscher auch zu Resultaten kommen, die weder unseren

Wünschen entsprechen, noch — was wichtiger ist — der Sache selbst gerecht werden, wie wir meinen. In solchem Falle heißt es, mit besseren Waffen die gute Sache verteidigen und ihre hohe Stellung wahren.

Als ein ziemlich allgemein anerkanntes Ergebnis der modernen Bibelwissenschaft konnte bisher gelten, daß im israelitischen Prophetismus Sittlichkeit und Gottesgedanke sowohl eine ideale Höhe erreicht, wie die innigste und erhabenste Verschmelzung gefunden haben. Dieser begeisterten Anerkennung kann und will sich Ernst Troeltsch, Religionsphilosoph an der Berliner Universität, nicht anschließen. In der Zeitschrift „Logos" (1916, Band 6, Heft 1) sucht er vielmehr unter dem Titel: Das Ethos der hebräischen Propheten nachzuweisen, daß man auf Grund einer besseren Forschungsmethode zu einer ganz anderen Auffassung kommen müsse. „Insbesondere wird dabei," so sagt er, „ein Punkt deutlich hervortreten, der den bloßen Erklärungen stets zu entgehen pflegt: Der Zusammenhang des Prophetismus mit einer höchst aktiven und lebendigen, aber kulturindifferenten, ja kulturfeindlichen Ethik." (S. 5). Das eigentlich Entscheidende in ihrer (der Propheten) Predigt ist die unerschütterliche beinahe rätselhafte Gewißheit von der Unzerstörbarkeit Israels, wenn es Jahve treu bleibt und jede Versuchung zu Bündnissen oder Verschmelzungen widerstrebt." (10) Nach Troeltschs Ausführungen soll sich ergeben: Nicht aus philosophischen und ethischen Gründen haben die Propheten Jahve zum Herrn über die Geschicke der Völker, zum Lenker der Geschichte und des Herzens erhoben, sondern weil sein unzerstörbares Verhältnis zu Israel eine solche Machtstellung fordert, damit er die fremden Völker und Mächte als seine Straf- und Erziehungswerkzeuge für sein Volk verwenden könne. So zwar zum überweltlichen Gott erhoben, bleibt Jahve doch nur ein Stammesgott, und in einem solchen könne man nicht den Grund und die Bürgschaft des Sittlichen erblicken. „Die Sachlage bei den Propheten ist nicht ein noch unüberwundener Widerspruch zwischen Universalismus und Nationalismus, Volksgott und Weltgott, sondern gerade aus der gesteigerten Leidenschaftlichkeit, Kraft und Innigkeit des Nationalen selbst geht ihre religiöse Welt hervor." (12)

Demgemäß verlieren für Tr. auch die Zukunftsgedanken Deuterojesajas ihren universalistischen Charakter und Wert. Allerdings, in dem prophetischen Begriff des heiligen Restes gewinne die Sache doch noch eine andere Seite. Dieser heilige Rest stellt das geläuterte Israel dar, das die vom Volke verlassene reine Sitte von ganzem Herzen halten und nur deswegen, wegen seiner Treue und seines Gehorsams gegen Jahves Gebote zu seinem Stellvertreter auf Erden gemacht wird. Zu diesem Zweck ist es auserwählt, diesem Zweck dient seine Erziehung in Strafe und Leid wie in Lohn und Herrlichkeit. Dann aber beruht Jahves Weltstellung in Wahrheit nicht einfach auf dem Postulat der Unzerstörlichkeit des Bundesvolkes, sondern auf seinen sittlichen Wächter- und Regentenamt, das sich in Israel das sittliche Vorbild der Menschheit erzieht." (14)

Gewinnt es so den Anschein, als ob Tr. sich nun doch zu den von ihm bekämpften Resultaten der modernen Bibelwissenschaft bekennt, so darf nicht übersehen werden, daß solche gelegentlichen Zustimmungen, die als Zeugnisse seiner Vorurteilslosigkeit gelten können und sollen, meist nur den Uebergang bilden zu Aussprüchen von außerordentlicher Schärfe und Schroffheit. Und so ist es erfreulich, daß Troeltschs Angriff bald eine würdige und sehr wirksame Abwehr gefunden hat in Dr. Kellermanns Schrift: Der ethische Monotheismus der Propheten und seine soziologische Würdigung.

Kellermanns Abhandlung ist ausgezeichnet durch vornehmen Ton, streng wissenschaftliche Darstellung, scharfe Formulierung der umstrittenen Punkte, klare übersichtliche Gliederung und zwingende Schlußfolgerungen. Doch dürfte leider die zum Teil sehr schwere Ausdrucksweise diese Arbeit hindern, so verbreitet zu werden, wie sie es um ihrer selbst und um der Sache willen, zumal in unseren eigenen Reihen verdient.

Nachdem Kellermann kurz die methodologische Grundfrage erörtert und die Unzulänglichkeit der von Troeltsch befürworteten und angewandten Methode nachgewiesen hat, untersucht er Schritt vor Schritt die von Tr. gefundenen Resultate bezw. aufgestellten Behauptungen und kommt zu folgenden Ergebnissen:

Der maßgebende Gesichtspunkt für das Prinzip der prophetischen Moral ist „vornehmlich die Idee von der universalen Einheit des Menschengeschlechts, wie sie aus dem Begriffe des einen Weltengottes unmittelbar hervorgeht." Dafür zeugt unter anderem in hervorragendem Maße das 4. Gebot in der Fassung des Deuteronomiums, jenes herrliche Dokument sozialer Fürsorge, wie es weder die Gesetzgebung des griechischen Staates, noch des römischen Weltreiches aufzuweisen hat. Das Gebot spricht dem Sklaven und der Sklavin den gleichen Persönlichkeitswert zu, den der Dienstherr für sich in Anspruch nimmt. Der vergleichende Hinweis auf Israels Sklavenverhältnis in Aegypten zeigt uns, daß es sich auch um nicht-israelitische Sklaven handelt.

Wie kann man angesichts der oftmaligen Forderung: „Ihr sollt den Fremdling lieben" und der Begründung Ex. 23, 9, „denn ihr wißt ja, wie es einem Fremdling zu Mute ist" noch von Stammes- oder Nachbarschaftsethik sprechen?

Für die tatsächliche Zurückführung dieser Sklaven- und Fremdenliebe auf die Idee der Einheit und Gleichheit kann ganz besonders ein Stück unverfälschter, „primitiver Bauernethik" als Zeugnis dienen, in dem Hiob u. a. ausruft (31, 13—40): „Habe ich das Recht meines Knechtes vernichtet und das meiner Magd, wenn wir im Streite waren? Was wollte ich auch tun, wenn Gott sich erhöbe, und wenn er untersuchte, was ihm erwidern? Hat nicht, der mich erschuf, im Mutterleibe auch ihn geschaffen, und hat nicht Einer uns im Mutterschoße bereitet?" Hier sehen wir deutlich das Gepräge des israelitischen Prophetismus: die gefühlsmäßige Ableitung der sittlichen Forderung aus dem Gedanken der Gleichheit der Menschen als dem notwendig entsprechenden Ergänzungsbegriffe der Einheit des Schöpfers.

Wenn Troeltsch behauptet: „Die Sittlichkeit der Propheten ist nicht die Sittlichkeit der Menschheit, sondern die Israels in der ganzen Ungeschiedenheit von Sitte, Recht und Moral, die allen alten Völkern eigen ist", so widerstreitet diese Behauptung dem literarischen Befunde. Wohl steht die Moral neben dem Rechte, aber nicht beide neben der Sitte, soweit man darunter kultisch-religiöse Bräuche versteht. Das wird jeder Vorurteilslose erkennen und zugeben, der unter den zahlreichen einschlägigen Worten der Propheten z. B. die folgenden liest: Amos 5, 21—24 „Ich hasse, verschmähe eure Feste, und eure Feiertage mag ich nicht. Bringt ihr mir auch Brand- und Speiseopfer dar, so nehme ich sie nicht gnädig auf, und das Dankopfer eurer Mastkälber sehe ich nicht an. Aber Recht quelle wie Wasser hervor und Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach."

Hosea 6, 6. „Deine Liebe verlange ich und nicht Opfer, und Gotteserkenntnis, nicht Brandopfer."

Jesaja 1, 15. „Waschet euch, reinigt euch, schafft die Bosheit eurer Taten mir aus den Augen. Höret auf zu freveln. Trachtet nach Gerechtigkeit, steuert dem Frevler, helft der Waise zum Recht, führt die Sache der Witwe."

Micha 6, 8. „Er hat dir gesagt, o Mensch, was gut ist: Was anderes verlangt denn der Ewige von dir als Recht tun, das Gute lieben und in Demut wandeln mit deinem Gotte."

Jeremia 7, 21. „So spricht der Ewige der Heerscharen, der Gott Israels: Fügt eure Brandopfer zu euren Schlachtopfern und esset (ihr) Fleisch. Denn ich habe euren Vätern, als ich sie aus Aegypten führte, nichts gesagt und geboten in Betreff von Brandopfern und Schlachtopfern, sondern das habe ich ihnen geboten: Gehorchet meinen Befehlen, so will ich euer Gott und ihr sollt mein Volk sein."

In all diesen Forderungen findet man nicht nur keinerlei Empfehlung einer Sitte, eines kultischen Brauches, sondern eher das Gegenteil. Sie sind weder von einer kulturfeindlichen, noch kulturindifferenten Stimmung erfüllt, sondern im schönsten Sinne und höchsten Grade kulturfreundlich.

Abgesehen davon, daß Tr. der prophetischen Ethik nur beschränkten Wert zuerkennt, stellt er auch den Satz auf: „Die Völker oder Heiden gewinnen an ihr nur Anteil, wenn sie zu Jahve sich bekehren und seine Gebote annehmen." Diese Behauptung ist ebensowenig haltbar wie die anderen. Nach Amos Kap. 1 u. 2 werden heidnische Völker von dem Ewigen, der auch ihr Herr ist, für Sünde bestraft, die sie gegen ihre eigenen Brüder bezw. andere Heiden begangen haben. Ferner

gibt Israels Auserwähltheit diesem Volke keine Vorrechte, sondern legt ihm nur höhere Verantwortlichkeit auf. Grundbedingung für das Entstehen und das Bestehen des Bundes zwischen Gott und Israel ist das Sittliche, nicht aber Kultus und Glaube.

Der Ewige und Sittlichkeit gehören im prophetischen Bewußtsein so eng und innerlich zusammen, daß eines von ihnen ohne das andere nicht denkbar ist. „Suchet mich", so spricht Amos (5, 14) von Gott, „so werdet ihr leben" und zugleich auch „Suchet das Gute und nicht das Böse!" Und in demselben Sinne Jeremia (9, 22 u. 23) „Dessen rühme sich, wer sich rühmen mag: daß er verstehe und mich erkenne, daß ich der Ewige es bin, der Gnade, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden, denn an diesem habe ich Wohlgefallen." Bei den Propheten kann nur von einem praktischen Gottesglauben geredet werden, nicht von einem theoretischen. Sie interessiert von Gott nur, was er *will*, nicht was er *ist*. Von der Teilnahme an der Sittlichkeit im Sinne der Propheten sind demgemäß auch die Heiden nicht ausgeschlossen.

Der Gottesbegriff der Propheten trägt den Charakter eines Ur- und Vorbildes, eines Ideals sittlicher Vollkommenheit, dem nach- und zuzustreben die Pflicht und Aufgabe jedes Menschen ist.

Sind aber Jahve und Sittlichkeit identisch, völlig gleichbedeutend, so entschwindet damit die Möglichkeit, daß das Sittliche im Diesseits realisiert werden kann. Andererseits wird dadurch der ewige Fortschritt in der Humanisierung der Welt verbürgt. Weil nun dem Propheten der Ausgleich zwischen Ideal und Wirklichkeit in der Gegenwart unmöglich schien, verlegten sie ihn in eine unendlich ferne Zukunft, die sich als Ertrag aller sittlichen Weltarbeit, also auch der jedes einzelnen Individuums, auf dem Wege einer unendlich aufsteigenden Entwicklung darstellt. Und das ist die Idee des *Messianismus*, des Reiches Gottes auf Erden. In jener Zeit werden alle Völker wandeln im Lichte des Ewigen, auf den Pfaden der Sittlichkeit. Sein Haus *wird* ein Bethaus für alle Völker genannt werden und die Erkenntnis Gottes: d. h. seines Willens und die Willigkeit, ihn auszuführen, wird die Erde bedecken wie Wasser die Meerestiefen.

Bei solcher Anschauung und Gesinnung kann nicht von Nationalismus und Partikularismus gesprochen werden.

Bei seinen scharfen Ausfällen dürfte Tr. weniger die Reden der Propheten im Auge gehabt haben, als vielmehr die Gesetzgebung, die von den Propheten beeinflußt ist, wohl diejenige des Deuteronomiums. Nun deckt sich das Deuteronomium nicht im ganzen und nicht in allen Einzelheiten mit dem Ideal der Propheten, denn es ist ein Vermittlungs- und Ausgleichsversuch zwischen Priester und Propheten. Und doch, auch das Dt. verfolgt die höchsten humanen Ziele. Wellhausen sagt im Anschluß an 30, 11: „Nirgend klarer als in den Motiven des Dt. findet sich der Grundgedanke der Propheten ausgesprochen, daß Jahve nichts für sich haben wolle, sondern als Frömmigkeit ansehe und verlange, daß der Mensch dem Menschen leiste, was recht ist, daß sein Wille nicht in unbekannter Höhe und Ferne liege, sondern in der allen bekannten und verständlichen sittlichen Sphäre."

Es ist nicht so, wie Tr. glauben machen will, „daß den Fremdstimmungen gegenüber, genau wie überall im Altertum, die humanen moralischen Forderungen aufgehoben werden." Die wirkliche Anschauung der Propheten über die Ausländer tut u. a. Salomos Tempelweihrede in ihrer deuteronomischen Bearbeitung dar. In diesem Gebet erhält der Ausländer eine Beziehung zu dem Ewigen, dem Gotte Israels, wie sie wohl im antiken Fastrecht beispiellos dasteht: „Ohne voraufgehende Erfüllung kultischer Pflichten soll der Ausländer Erhörung finden, sobald er sich an Jahve wendet. Hier ist jedwede ethnische Schranke zwischen Israel und dem Ausländer, soweit es sich um Erhörung von Gebetwünschen handelt, geschwunden." Prüft man die ganze Salomonische Tempelrede auf ihren religiösen und sittlichen Kerngehalt und darf man sie als Probe des deuteronomischen Geistes ansehn, so erweisen sich folgende Ideen als die leitenden Gesichtspunkte des Deuteronomiums:

1. Der Gottesbegriff ist über jede Raum- und Zeitbeziehung erhaben.
2. Die Beziehung zwischen Mensch und Gottheit ist in erster Reihe sittlich.
3. An dieser Beziehung kann der Ausländer ohne weiteres teilnehmen.

4. Die Sittlichkeit bildet eine unendliche Aufgabe: „Denn es gibt keinen Menschen, der nicht sündigte."

5. Die Aufstellung einer do ut des-Theorie verbietet sich hieraus von selbst.

Das Problem der sittlichen Persönlichkeit hat durch Ezechiel (Hesekiel) eine neue Beleuchtung erfahren. Er löst die sittliche Persönlichkeit von allen Fesseln, durch die sie ethnisch und biologisch verstrickt und belastet ist. Aus der gleichmäßigen Beziehung aller Einzelseelen zu Gott folgt für ihn die gleichmäßige moralische Verantwortlichkeit, ohne Bevorzugung oder Benachteiligung für irgend eine.

„Fürwahr," läßt er Gott sprechen (18. 1), „mein sind alle Seelen, die Seele des Vaters wie die Seele des Sohnes — mein sind sie; die Seele, die sündigt, die soll sterben."

Und ferner, die letzte Tat des Individuums ist ausschlaggebend für dessen sittliche Beurteilung, da in der Einzelhandlung der ganze sittliche Mensch seine Erzeugung und Darstellung findet. „Es gibt für den Propheten weder eine Gruppe, noch eine einheitlich geschlossene Persönlichkeit, aus denen die vielen sittlichen Handlungen automatisch hervorquellen. Nur in der ständigen Neuzeugung sittlicher Taten kommt der Charakter rückwirkend zur Entdeckung."

Unzweifelhaft deutlich und strahlend klar tritt der universalistische Charakter des israelitischen Prophetismus in der Ausprägung hervor, die er durch den sogen. zweiten Jesaja gefunden hat, wonach Israel der Knecht Gottes ist, zum Licht und Heil der Völker werden und als Weltenpriester dastehen soll. Damit ist die individuelle Volksseelsorge, wie sie Ezechiel als seine Aufgabe empfindet, zur universalen Weltseelsorge und damit zur Seelsorge schlechthin geworden.

Stellen wie Jes. 42, 1—4, 49, 1—6, 50, 4—9, 51, 2—3, 53, müssen überzeugen, wenigstens jeden Vorurteilslosen. Aus dem Psalter, dieser Fundgrube für universalistische durch die Prophetie erzeugte Gesinnung sei nur der Psalm 15 erwähnt, welcher trotz der von Duhm gerügten „Aermlichkeit seiner Forderungen" eine solche Fülle ethischer Grundsätze enthält, wie sie — nach Kellermanns Worten — von der durchgeistigsten Gesinnungsmoral nicht überboten werden kann. In diesem Psalm ist keinerlei Forderung enthalten, welche irgend eine Einzelpersönlichkeit oder Gemeinschaft an und für sich, aus einem andern als sittlichen Grunde von der Gottesnähe ausschließt.

Die letzten Kapitel behandeln noch den prophetischen Individualismus, Vorläufer und Ausläufer des idealen Individualismus und die Methode der religionsgeschichtlichen Forschung.

Wir sind Dr. Kellermann für seine Schrift zu tiefstem Danke verpflichtet. Sie wird in uns die Ueberzeugung festigen, daß es Troeltsch nicht gelingen wird, die begeisterte Wertschätzung zu mindern, die sich unsere Propheten im Bewußtsein der Besten geschaffen haben. Der israelitische Prophetismus, der unter Schmerzen geboren worden ist, im Volke der Leiden, wird weiter eine Quelle des Segens sein für die Gesamtheit, für Schönheitsfreudige, Hoheitsbegeisterte und Trostbedürftige. Die Worte der Propheten, welche in den engen Grenzen eines kleinen Volkes gelebt, aber ihren Blick haben schweifen lassen bis an die Enden der Erde und Zeiten, werden wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft wirken: hinaus über alle trennenden Schranken. Sie werden sich auch fürder allzeit erweisen als die Führer zu den Höhen reinster Sittlichkeit und edelsten Menschentums.

Bücherschau.

Adolf Goetz: Im Föhrer Ley. Roman C. Erich Behrens Verlag, Hamburg 1914. 8°. 221 Seiten.

Mit flotter Technik und spannend geschrieben stellt der Roman in den Flitter des sogenannten modernen Lebens mit seinen Attrappen wie Sanatorium, Zeppelin, Badeort, erkünstelte Künstlerboheme und dergleichen die heiße Liebesgeschichte eines runden, gefestigten prächtigen Menschen. Ein wenig Judentum spielt hinein mit Antisemitismus, Jerusalemromantik und Berliner W. W. Taufen, ein wenig sentimentale Allegorie aus der Esthergeschichte. Knapp umrissen

werden Menschen in scharfes Licht gerückt, Landschaften und Häuser enthüllen willig ihre Eigenart, Erotik — aber vor Letztem zurückscheuend — klingt an. Die Sprache beherrscht, gewandt, von geschicktem Dialoge belebt, zum Glück mit wenig Reflektion belastet. Ein versöhnlicher Schluß befriedigt den unterhaltenen Leser.

Adolf Goetz: Die Bettler. Drei Akte. Als Manuskript gedruckt.

Das unendlich reizvolle Thema von Davids sündiger Liebe zu Bathseba, das schon so viele Dichter zur Gestaltung lockte, ist in diesem Drama von einer ganz neuen Seite beleuchtet worden. Im Stil des Naturalismus, psychologisch zergliedernd und soziologisch deutend, sucht der Dichter in spannenden von lebendigem Feuer durchatmeten Szenen aus dem schlichten Stoff der Bibel eine wuchtige Tragödie zu fügen. Er zeigt uns die Wirkung, mit der Davids Sünde das ganze jüdische Volk erschüttert. Die langsam anschwellende Wut der einzelnen Klassen, der Priester, der Reichen, der Bettler, gegen den Eindringling fremden Stammes auf dem Königsthron — Bathseba ist Chetiterin — gegen das vom Propheten verdammte Weib steigert sich zur packenden Katastrophe. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Bettler Petarmos, als Dämon des Hasses, ein Mensch zerfressen von Neid, Gier und Fanatismus, und schürt die Empörung, bis schließlich die Kebse, wie er sie nennt, zu Tode gesteinigt, fällt und so ihre Schuld büßt. Ihr Sohn aber, Salomo wird König sein in Israel, als Zeichen, daß Gott der Toten vergeben.

Micha Josef bin Gorion: Die ersten Menschen und Tiere. Jüdische Sagen von der Urzeit. — Abraham, Isaak und Jakob. Jüdische Patriarchengeschichten. — Joseph und seine Brüder. Ein altjüdischer Roman. Literarische Anstalt von Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1917. 16°., je etwa 100 Seiten. Preis: Gebunden je 2,50 Mk.

Die drei Bändchen bringen eine Auswahl aus dem umfangreichen Werk des Verfassers: „Die Sagen der Juden" und machen sie so einer größeren Oeffentlichkeit zugänglich. Die lapidare Kürze des ersten Buchs Mose und seiner Erzählungen wird durch diese Sagen, die sich wie ein duftiger Kranz um das Monumentalwerk der Genesis legen, vermenschlicht, verschönt, ausgeschmückt — aber nicht etwa verwässert. Mythen, Parabeln, fromme Sentenzen, moralische Nutzanwendungen wechseln mit phantastisch-fesselnden bunt märchenhaften Erzählungen. Alles wird, wenn auch stets in die Sphäre des Göttlichen getaucht, in menschlichere Nähe gerückt, um zu erbauen, erziehlich zu wirken und die Phantasie anzuregen.

Die Sammlungen werden Erwachsenen eben solchen Genuß bereiten, wie sie auch vortrefflich geeignet sind, die Jugend in die jüdische Gedankenwelt des Midrasch einzuführen. Die gute Uebersetzung und gefällige Ausstattung machen die Büchlein als Geschenke besonders empfehlenswert.

Micha Josef bin Gorion: Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches. — Zwei Generationen. Erzählungen. R. Löwit Verlag, Berlin und Wien, 1918. 8°., je etwa 100 Seiten. Preis: Kartoniert je 2,50 Mk.

Bin Gorion, der gelehrte Sammler und weitbekannte Herausgeber der jüdischen Sagen, Märchen und Legenden, sammelt in diesen beiden Bändchen eigene Aufsätze und Erzählungen, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut bisher erschienen sind. Er erweist sich als Dichter sowohl, wie als scharfer Beobachter. Er gestaltet und beurteilt das Leben der östlichen Juden, speziell in der Ukraine, schlicht, klar, anschaulich und anziehend. Das Ghettoleben wird uns lebendig, Sprache, Land und Leute, religiöse Gebräuche und Literatur werden überzeugend geschildert, politische Probleme einleuchtend erörtert. Hinter jedem Satz spüren wir das Herz, das Not mitfühlt, Mängel erkennt und helfend bessere Zukunft bereiten möchte, das Wertvolle aber sorgsam bewahren will.

Else Lasker-Schüler: Die gesammelten Gedichte. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher 1917. Groß 8°. 224 Seiten. Preis: Geheftet 5 Mk., Gebunden 7 Mk.

Willig und hingegeben mußt Du Dich, Leser, in den fremden Garten dieses Buches führen lassen, der so seltsam mit niegekannten morgenländischen Pflanzen Dich umrauscht,

dessen Blumen so süß, so bitter, so selig und so wehe Dich anschaun. Der Verstand wird staunen, Spott wird zu lächeln versuchen, bequeme Gewöhnung erschreckt sich aufzubäumen. — Nur Dein Gefühl soll weit offen zur Empfängnis sich breiten; wolle nicht begreifen, laß Bilder Dir vorzaubern, Ahnungen, Träume Dich umspinnen. Lausche dem Rythmus der Worte, der Farben, der Gestalten wie einem fernen Klang von matten Geigen.....

Mit großen verwunderten Sternenaugen, gelagert auf rotem Tibetteppich sitzt ein Kind, das nimmer zu altern scheint, und strömt uns mit Mondscheins gütigem Lachen wundervolle Verse in die Seele. Goldgeflimmer schwingt durch dunkle Nacht, Rosen lächeln, mit silbernen Blumen in den Händen schreiten die stolzen Märchenprinzen. Duftsüßer Hauch umkühlt uns.....

Aber nein! Das Weib härmt sich, begehrt, reckt die Arme. Ihr längliches Haupt umrahmt von schwarzsträhnigem Haar. Glührot brennt ihr Mund nach Küssen.... „Blumenwege führen auf dunkle Gewässer".... Mitleid, Hingabe, Taumel der Wollust, Sehnsucht, Liebe, Lanzenspeer mitten durchs Herz. Aus weinenden Wimpern tropft schwarzer Schnee....

Aber nein! Urgefühle verwehter Jahrtausende krönen sie zur Schwester Ruths, Esthers, Rebekkas, Sulamiths. In den Abendfarben Jerusalems glüht die Seele einer späten Prophetin. Wunderseltenes Geschehn, daß hier in deutscher Sprache einer Dichterin Psalmen vom Mund strömen, die wie althebräische Weisen Gottessehnsucht und Hirtenfreude, Erntefeste, Liebesklage und Judenleid zum Worte formen.

Ludwig Michael Fuchs: Von Tod zu Tod. Gedichte. R. Löwit, Verlag Berlin und Wien. 1918. 16°. 31 Seiten. Preis: Steif broschiert 1,20 Mk.

Ein Gedicht und vier Szenen eines Müden, Verneinenden, Weltverfluchenden. Aufschrei todwunder Sehnsucht möchte das All, Gott und sich selbst zerschmettern, höhnisch vernichten. Harlekin ist der Mensch, ein Stück eingefangener Freiheit, zum Sein verdammt. Und als am jüngsten Tag als letztes Wort erklingt: „Ich liebe!" ist Echo das unendliche Gelächter aus den Gräbern. In scharfen, harten Sätzen, rücksichtslos und aufreizend, packend und in dramatischer Steigerung zeigen die symbolischen Gestalten uns immer wieder den Tod als Ende, aber nicht als Erlösung; als Flucht, aber nicht als Zuflucht.

Felix Holländer: Der Tänzer. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin 1918. 8°. 398. Seiten.

Alle Freunde spannender und guter Unterhaltungslektüre werden auch an dem neuesten Buch des bekannten Romanschriftstellers ihre Freude haben. Von Sensation zu Sensation, von Weib zu Weib treibt das Leben den „Tänzer", den oberflächlich amoralischen Menschen, dessen ungezügelte Sinne Künstlerschaft und phantastischen Drang seiner Seele immer wieder überwuchern und zum Schweigen bringen, bis endlich der Dolch des Mörders den nutzlosen Schädling beseitigt, vielleicht symbolisch die immanente Gerechtigkeit des Weltgeschehens andeutend. Ein Vorkriegsbuch, leicht geschrieben, bunt bewegt, aber im Ernst unserer Tage für den Denkenden und Geistigen eine Mumie aus Steingräbern weltferner Zeiten ausgegraben, während es dem Leichten müssige Stunden gut zu vertreiben helfen mag.

Josef Kastein: Logos und Pan. Eine Liederkette aus unserem Leben. R. Loewit Verlag, Berlin und Wien 1918. Groß 8°. 64 Seiten. Preis: Gebunden 3,50 Mk.

Seltsam, daß auch in diesem Buche wieder eine drängende Sehnsucht, ein müdes Mühen, in der Gedanken letzte Tiefen zu tauchen, die Verse eines neuen jüdischen Dichters durchtränkt. Ich weiß nichts von ihm und wage nicht, ihn jung zu nennen, da Resignation des Alters mit mancher Unreife, mit manchem Anklang an wohlbekannte Strophen jüngster Dichter wechselt. Vielleicht ist es aber nicht seltsam, ist es eine notwendige Folge der Zwiespältigkeit jüdischer Seelen, die vom Ziensideale durchflammt, im Heimatland Wurzelboden verloren, ist es unentrinnbare Tragik, daß ganze Generationen jüdischer Literaten — trotz ihres Abscheus vor Assimilation — das Erbe des jüdischen Optimismus verloren, und nur vom Verzicht und Grübeln zu sagen weiß? Nein! — wir haben Kronzeugen — nur Werfel nenn ich von vielen

—, die lachend ja sagen, die nicht in Gedanken versponnen, die Gegenständliches, Dinghaftes formen, die das Erlebnis von Natur und Körperwelt zu Farben und Versen verdichten.

Und doch ist viel Gutes, von uns allen dumpf Gefühltes in den wohlklingenden, melodischen Gedichten dieses Buches enthalten. Das Ich und seine Liebe, die Freundschaft, die Gemeinschaft, der Geist, alle Programmworte neuer Kunst, bilden den Inhalt, mit denen der Dichter sich auseinanderzusetzen versucht. Viel ist ihm gelungen. In Formen der Schönheit eingefangen, trägt uns in gedankenferne Welten die tiefe Symbolik, das mystische Ahnen, das blutende Bekenntnis, das dämmernde Hoffen der Gedichte. Wir begrüßen sie als Verheißung und hoffen, daß der Dichter zu bejahender Erlösung und kraftvoller Eigenart aufwachsen möge.

Jerubbaal. Eine Zeitschrift der Jüdischen Jugend. R. Löwit Verlag, Berlin und Wien. 1. Jahrg., 1. Heft, April 1918.

Mit der rühmlich bekannten, vortrefflichen Ausstattung, die der Löwit-Verlag, dem wir ein neues Aufblühen jüdischer Literatur in diesen Jahren verdanken, allen seinen Veröffentlichungen mitgibt, liegt das erste Heft dieser neuen Zeitschrift vor uns. Das Geleitwort verspricht viel. Wird das Werk es halten? Es wendet sich an die jüdische Jugend von 15—25 Jahren, die ihr Judentum und die Menschheit ernst nehmen. Es will nicht vor allem belehren und unterrichten, sondern Probleme der jüdischen Gegenwart aufzeigen, Fragen erörtern, Lösungen andeuten. Jugend vor allem soll zur Jugend sprechen.

Von den Mitarbeitern seien erwähnt: bin Gorion, Birnbaum, Brod, Buber, Kaplun-Kogan, Landauer, Oppenheimer. Herausgeber ist Dr. Siegfried Bernfeld. Das erste Heft enthält unter anderem: Martin Buber: Jüdisch Leben. Robert Weltsch: Die Rolle der Jugend in der Politik. Abraham Schwadron: Ueber den verstandesmäßigen und heroisch-fanatischen Zionismus.

Wenn der Wahlspruch lautet: „In der Zeitschrift Jerubbaal kommen alle Meinungen und Anschauungen zu Wort, ihre einzige Aufgabe ist, der jüdischen Jugend zu dienen, so wie sie selbst es bestimmen und verantworten will", so muß doch betont werden, daß nach Auswahl der Mitarbeiter und dem Inhalt des ersten Heftes, keine neutrale, sondern eine ausgesprochen zionistische oder wohl besser national-jüdische Tendenz der Zeitschrift eignet.

Mayer Sigmund: Die Wiener Juden 1700—1900. Wien/Berlin 1917. Löwit Verlag. 8°: 521 Seiten.

Dieses monumentale Werk ist mehr als sein Titel verheißt. Es ist nicht nur eine wirtschaftliche und politische Geschichte der Wiener Juden in den letzten zwei Jahrhunderten, sondern eine nach neuen interessanten Gesichtspunkten bearbeitete Wirtschaftsgeschichte der Juden vom babylonischen Exil bis zur Gegenwart. Es zeigt den Weg, der die Juden aus der alten Heimat Palästina und Babylon nach Wien geführt hat und hat die Tendenz, den jüdischen Nationalismus durch die Lehre der Geschichte zu bekämpfen. Aus dem Buche weht ein erfrischender Hauch jüdischen Optimismus. Großzügig sind die Gedankengänge und hochfliegend die Forderungen. „Die Juden als Gegner des Nationalismus wären sozusagen die frühesten Bürger der kommenden politischen Welt". Mutwilliger Leichtsinn wäre es, die seit einem Jahrhundert trotz aller antisemitischen Rückschläge begonnene und gesetzlich geschützte Aufwärtsbewegung durch zionistische Romantik zu gefährden, weil nicht alle Blütenträume reiften. „Ich bin kein Pessimist. Die Betrachtung des Sprunges, welchen die österreichischen Juden schon während der Dauer meines Lebens — und ich bin noch nicht einmal hundert Jahre alt — gemacht haben, gestattet mir nicht, es zu sein oder zu werden. Als Knabe war ich noch ein Gefangener zwischen den Mauern eines Ghetto, als Jüngling stand ich unter der entwürdigenden Polizeiaufsicht des Wiener Judenamtes. Heute sitzen Juden im Herrenhause neben kaiserlichen Erzherzögen mitberatend, mitentscheidend." Wir empfehlen das fesselnd geschriebene, populärwissenschaftliche, jugendfrische Werk des im patriarchalischen Alter von über 80 Jahren stehenden Wiener Gemeinderates auf das allerwärmste allen denen, die Belehrung über die Geschichte der Juden in Europa suchen, sowie allen denen, die gleich uns nicht im nationalen Eigenleben sondern in der religiösen Eigenart den Sinn und die Bestimmung des Judentums erblicken.

Jakob Neubauer: Bibelwissenschaftliche Irrungen. Ein Beitrag zur Kritik der alttestamentlichen Bibelkritik an der Hand eines gerichtlichen theologischen Gutachtens. Berlin 1917. Verlag von Louis Lamm. 8°. 242 Seiten. Preis: 4,50 Mk.

Ausgangspunkt dieser umfangreichen Kritik ist das Obergutachten, das Professor Kittel in dem skandalösen Prozeß gegen den berüchtigten Antisemiten Fritsch (dem Landgericht Leipzig erstattete und das zur Folge hatte, daß das Strafverfahren gegen Fritsch wegen Gotteslästerung und Beleidigung der jüdischen Religionsgemeinschaft eingestellt wurde. Das Gericht kam zu einem freisprechenden Urteil infolge zweier Thesen, die Kittel aufstellte und wissenschaftlich verfocht. Gegen diese zwei Thesen: 1. daß der von Fritsch gelästerte Gott nicht der Gott der heutigen deutschen Juden sei, 2. daß ein wahrer Kern in den allerdings übertreibenden Schmähungen Fritschs vorhanden sei, wendet sich der Verfasser mit großer Schärfe und mit einem anerkennenswert reichen wissenschaftlichen Material. Der Verfasser ist durchaus vertraut mit den Ergebnissen der modernen Bibelkritik und besitzt daneben reiche Belesenheit in talmudischen und mittelalterlich-rabbinischen einschlägigen Schriften. So wird seine Schrift zu einer ergiebigen Quelle der Aufklärung über viele heißumstrittene Fragen der Bibelwissenschaft. Hervorzuheben sind die Kapitel über „Ger, Rea, Talion". Allein trotz dieser Anerkennung können wir unsere schweren Bedenken gegen die ganze Art dieser kritischen Widerlegung nicht unterdrücken. Der Verfasser beweist zu viel und darum zu wenig. Trotz seiner Verwahrung im Vorwort, daß seine Untersuchungen ohne die üblichen „dogmatischen Voraussetzungen" erfolgt seien, ist festzustellen, daß der dogmatische Standpunkt fast in jedem Kapitel sich unangenehm bemerkbar macht. Der Standpunkt des Verfassers ist nicht als wissenschaftlich anzuerkennen, viele Deutungen angegriffener Bibelstellen sind homiletisch statt exegetisch (z. B. S. 53, 55, 92). Schade, schade, daß so viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Fleiß umsonst vertan ist, weil eben nur der einen Wissenschaftler widerlegen kann, der selber unvoreingenommen und unbeengt von dogmatischen Bindungen auf dem Boden der Wissenschaft steht.

R. E. May: Konfessionelle Militärstatistik. — S. A.: Aus dem Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Tübingen 1917. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8°. 65 Seiten. Preis: 2,60 Mk.

Der auf dem Gebiete der Statistik und Sozialwissenschaft als Autorität bekannte Verfasser zeigt in dieser bedeutungsvollen, ausgezeichneten Schrift, welche Schwierigkeiten der Aufgabe einer konfessionellen Militärstatistik entgegenstehen und wie dieselben zum Teil überwunden werden können: Durch Differenzierung, durch Aufhellung und durch Aufdeckung zahlreicher, meist übersehener Gesichtspunkte, wie Bildungsverschiedenheit, Stadt- und Landgeburt und deren Beziehung zu Militärtauglichkeit, Altersaufbau der Religionsgemeinschaften und dessen Ursachen, Aufenthalt bei Ausbruch des Krieges, Einfluß der Mischehen auf den Prozentsatz der Konfessionsangehörigen im Heere etc. Die Schrift ist trotz ihrer nüchternen Wissenschaftlichkeit und ihres ruhigen Tones ganz ungewöhnlich interessant zu lesen. Niemand, der über Beteiligung der deutschen Juden am Weltkrieg urteilen will, darf an dieser hervorragenden Arbeit vorübergehen.

Bloch, Dr. Joseph S.: Kol Nidre und seine Entstehungsgeschichte. Mit einem Vorwort von Dr. Alfred Stern, Präsident der Wiener isr. Kultusgemeinde. Wien 1917. R. Löwit, Verlag. 8°. 28 Seiten.

Dem Urteil Dr. Sterns in dem Vorwort, daß die in dieser Schrift versuchte Deutung des Kol Nidre einen so hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit habe, daß sie jeder Kritik standhalten werde, schließen wir uns aus voller Ueberzeugung an. Der Verfasser führt die Entstehung der vor allem durch ihre ergreifende Melodie zur Berühmtheit gelangten eigenartigen Eingangsformel zum Versöhnungstag-Vorabend auf die Zeit der Zwangstaufen unter den westgotischen Königen in Spanien zurück und enthüllt so — nach einer instruktiven historischen Einleitung — das große Mysterium der Kol Nidre-Formel als eines der ergreifendsten Dokumente jüdischen Märtyrertums.

Gottschalk, B.: Methodische Fragen des jüdischen Religions-Unterrichts. Preisschrift des D. J. G. B. Berlin 1917. Verlag von M. Poppelauer. 8°. 186 Seiten. Preis: 3 Mk.

Kein Gebiet der jüdischen Literatur ist wohl so stiefmütterlich bisher behandelt worden wie die Pädagogik. Außer der Maybaum'schen Methodik und einigen Gelegenheitsschriften besitzen wir kein empfehlenswertes und auf der Höhe des Gegenstandes stehendes Werk. Umso begrüßenswerter ist darum die gediegene, fleißige, aus dem Vollen schöpfende, aufschlußreiche Arbeit Gottschalks, dem wir auf dem Gebiete der praktischen Theologie bereits mehrere treffliche Arbeiten verdanken. Der Verfasser ist in der einschlägigen jüdischen und christlichen Literatur überaus belesen und weiß worauf es ankommt. Er geht keiner Frage aus dem Wege und weicht vor keiner Entscheidung zurück. Das Buch müßte von jedem Religionslehrer gründlich studiert werden. Wir behalten uns eine eingehende Würdigung und Stellungnahme zu den einzelnen Fragen vor.

Franz Rosenzweig: Zeit ists, Gedanken über das jüdische Bildungsproblem des Augenblicks. — An Hermann Cohen. Berlin/München 1918. Verlag der Neuen Jüdischen Monatshefte. 8°. 27 Seiten. Preis: Kartoniert 1 Mk.

Eine Flugschrift, die zur Umwandlung des jüdischen Religionsunterrichtes und zur Begründung einer Akademie für Wissenschaft des Judentums mit beredten Worten, die aus glühender Liebe zum Judentum stammen, auffordert. Der Plan zur Umgestaltung des jüdischen Religionsunterrichtes ist ideal gedacht, wird aber in Wirklichkeit sich nie durchführen lassen. Um so freudiger können wir der Idee einer Akademie zustimmen; ob sich die „Reichen" in Israel heute eher als in den Zeiten Leopold Zunz für eine solche Idee gewinnen lassen? — „Zeit ists!"

Tänzer, Dr. A., Rabbiner, Armeerabbiner der Bugarmee: Die Geschichte der Juden in Brest-Litowsk. Berlin 1918. Louis Lamm. 8°. 60 Seiten. Preis: 2 Mk.

Ein in den rauchenden Trümmern der berühmten Litauen'schen Judenstadt Brest-Litowsk aufgefundenes hebräisches Buch „Jr tehilla", verfaßt im Jahre 1885 von dem verdienstvollen Brester Gemeindevorsteher A. L. Feinstein, gab dem rührigen und gelehrten Armeerabbiner Dr. Tänzer die Anregung zu dieser Arbeit. Sie erzählt von dem geschichtlichen Werdegang, von der Blütezeit und dem Niedergang der Gemeinde, von dem sagenumwobenen „Saul Wahl", von der Vierländer-Synode, von Privilegien und Katastrophen, von dem alten und neuen jüdischen Gemeindeleben in anregender und fesselnder Form und bildet einen verdienstvollen Beitrag zur Geschichte der Juden in Polen.

Louis Lamm: Ein kurzes Kapitel über Berliner Taufjuden. Berlin 1918. Verlag von Louis Lamm. 8°., 8 S. Preis: 60 Pfg.

Aus bisher unbenutzten Akten teilt der Verfasser einige recht interessante Tatsachen mit, die die Berliner Taufbewegung in neuem Lichte erscheinen lassen. Auf einzelne bekannte Persönlichkeiten, vor allem auf den jüngst verstorbenen Schriftsteller Ad. Kohut werden durch Mitteilung von bis jetzt unbekannten Briefen eigentümliche Schlaglichter geworfen.

Uhlfelder, Louis: Aus der Zeit der Schutzbriefe. Geschichtliche Erzählung für die reifere Jugend. Berlin 1918. Verlag von Louis Lamm. 8°. 24 Seiten. Preis: 1 Mk.

In schlichtem Rahmen zeigt uns der Erzähler einen Abschnitt aus der Geschichte der bayerischen Juden im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Form einer historischen Erzählung. Die Handlung ist einfach und doch ergreifend. Die Sprache edel und vornehm. Wir können das schlichte Büchlein auf das Wärmste empfehlen.

Dr. M. Brann: Ein kurzer Gang durch die Geschichte der jüdischen Literatur. Wien/Berlin 1918. R. Löwit, Verlag. 16°. 87 Seiten. Preis: Kartoniert 1,20 Mk.

Dieser kurze und dennoch recht ausführliche und instruktive Abriß der jüdischen Literaturgeschichte ist eine Ergänzung des kurzen Ganges durch die jüdische Geschichte von demselben Verfasser. Er umfaßt die gesamte jü-

dische Literatur von der Bibel bis zur neuesten jüdischen Tagesliteratur und ordnet den ungeheuren Stoff innerhalb von 4 großen Zeiträumen nach den einzelnen Fächern. Es fehlt wohl kaum irgend ein bedeutender Name eines Autors oder Werkes; so eignet sich das Büchlein bei der anerkannten außerordentlichen Gründlichkeit und Genauigkeit des Verfassers vorzüglich als kurzes Nachschlage- oder Wiederholungsbüchlein.

Mein Weg zum Chassidismus, Erinnerungen von Martin Buber, Frankfurt a. M., 1918. Rütten und Loening. 8°. 28 Seiten. Preis: 1 Mk.

Das Büchlein erzählt in autobiographischer Darstellung von den chassidischen Jugendeindrücken des bekannten Autors und von einem bedeutsamen Erlebnis, aus dem ihm der tiefere Einblick in das Wesen des Chassidismus geboren wurde. Sprache und Gedanken sind eigenartig individuell, tief und packend.

Friedenspflichten des Einzelnen. Sechs Preisarbeiten der Großloge für Deutschland von Georg J. Plotke, Wilhelm Jerusalem, Immanuel Lewy, Jonas Ellbogen, Max Weber und Max Golde. Gotha 1918. Friedrich Perthes. 8°. 224 Seiten.

Die Aufgabe des zweiten Preisausschreibens der Moritz-Mannheimerstiftung lautete: Welche Richtlinien wird nach dem zu erhoffenden Friedensschlusse der Einzelne zu ziehen haben, um an seinem Teil im internationalen Verkehr die Grundsätze der Gerechtigkeit, Menschenliebe und Duldsamkeit zur Geltung zu bringen?" Auf diese Frage antworten die genannten Verfasser. Indem wir diese aktuelle Schrift zunächst in diesen Blättern anzeigen, behalten wir uns für die einzelnen hochinteressanten und gediegenen Lösungsversuche der gewaltigen Aufgabe eine nähere Besprechung vor.

Mitteilungen der Jüdischen Reformgemeinde zu Berlin. Nummer 1, Juni 1918.

Diese Mitteilungen sollen in zwangloser Folge erscheinen und werden den Mitgliedern der Gemeinde unentgeltlich zugeschickt. Die Redaktion liegt in den bewährten Händen des neuen Predigers der Reformgemeinde Dr. Coblenz. Aus dem Inhalt der sehr interessanten ersten Nummer heben wir hervor: Aufgaben der Reformgemeinde von Dr. Coblenz. Die Bibel im Lichte der Wissenschaft von Dr. J. Lehmann. Zur jüdischen Ethik von Dr. Jelski. Welche Vorwürfe erhebt man gegen die Reformgemeinde?

Jüdisches Feldgebetbuch.

Im Auftrage der Feldrabbiner des Ostens hat unmittelbar vor dem Wochenfeste der Armeerabbiner der 10. Armee, Dr. S. Levi, der seither von seinem Posten in die Heimat zurückgekehrt ist und das Rabbinat in Mainz übernommen hat, ein kleines gefälliges Gebetbüchlein herausgegeben. Das Feldgebetbuch, das der Verband der Deutschen Juden bei Ausbruch des Krieges für die jüdischen Soldaten hat herstellen lassen, erwies sich im Laufe der Zeit als ein dankbar begrüßtes Hilfsmittel des religiösen Lebens im Felde, aber doch nicht als ausreichend. Enthält es doch fast ausschließlich Gebete für die Wochentage. Man hatte mit einer so langen Dauer des Krieges nicht gerechnet. So machte sich mehr und mehr das Bedürfnis geltend, für die Feldgottesdienste, wie für die Privatandacht ein umfangreicheres Buch zu schaffen. Andererseits mußte der Umfang wiederum auf ein ganz geringes Maß beschränkt werden; denn der Soldat soll das Gebetbuch in seinem Tornister bequem mitführen können. So mußte es selbstverständlich bei einer Auswahl von Gebeten bleiben. In ihren Konferenzen haben die Feldrabbiner des Ostens diese Auswahl vorsichtig getroffen, und der vorurteilslose Leser wird sie als sehr zweckmäßig anerkennen müssen, auch wenn er da und dort ein Stück gern missen würde, um ein anderes, ihm persönlich wertvoller scheinendes an seiner Stelle zu sehen. Mir scheint es praktisch wie prinzipiell eine wertvolle Errungenschaft zu sein, daß Theologen, die den verschiedensten religiösen Richtungen im Judentum angehören, sich hier haben einigen können. Sonst ist das Erscheinen eines neuen Gebetbuchs oft das Ergebnis oder der Ausgangspunkt schwerer Kämpfe; hier ist es der Ertrag gemeinsamer praktischer Arbeit und infolge dessen eine wertvolle Kräftigung des religiösen Lebens und Einheitsbewußtseins. Die Uebersetzung ist von Levi vollständig neu bearbeitet und muß im Ganzen als außer-

ordentlich wohl gelungen und dem Zweck des Buches entsprechend anerkannt werden. Nur die vorkommenden Psalmen sind durchweg in der Uebertragung zum Abdruck gelangt, die den Soldaten aus der vom Verbande der Deutschen Juden herausgegebenen Psalmensammlung bekannt ist. Mit Recht hat man auch hier Zweckmäßigkeitserwägungen bei der Entscheidung vorangestellt. Das Büchlein ist so eingerichtet, daß jedes Gebetstück nur einmal abgedruckt ist. Eine gute Uebersicht am Anfang des Buches, die Nummern und Seitenzahl der Gebetstücke enthält und diese unter Rubriken wie Morgengebet, Sabbat-Abendgebet usw. ordnet, ermöglicht das Aufsuchen der einzelnen Stücke ohne Schwierigkeiten. So ist es gelungen, bei äußerlich geringem Umfang ein sachlich umfangreiches Gebetbuch herzustellen, das neben den Gebeten für das ganze Jahr — mit Ausnahme von Neujahrs- und Versöhnungstag — noch eine Anzahl von Privatgebeten (Seelenfeier, auf weiten Wegen, vor schwerem Gang usw.) enthält. Innig und tief empfunden, dabei männlich kraftvoll und soldatisch fest ist die Sprache der Uebersetzung aller dieser Gebete. Es ist eben das Werk eines Mannes, der als Armeerabbiner in allen möglichen Situationen das seelische Bedürfnis der jüdischen Soldaten kennen gelernt und zu berücksichtigen verstanden hat. Private Spenden haben die Herstellung des Buches ermöglicht. Möge es sich in der weiteren Dauer des Krieges dem religiösen Leben der jüdischen Soldaten im Felde förderlich erweisen!

Königsberg i. Pr.

Vogelstein.

Aus der Jugendbewegung.

Jüdisch-liberaler Jugendverein zu Breslau.

Seit dem letzten Bericht in der Januar-Februar-Nummer dieser Zeitschrift hielten wir folgende Veranstaltungen ab: am 16. Dezember die Chanukka-Feier, am 8. Januar Vortrag des Herrn Dr. phil. Behrens über die Juden im früh-englischen Drama, am 22. Januar Generalversammlung mit anschließendem Vortrag des Herrn Zahnarzt Guttmann aus Namslau über das Thema: „Was tut vor allem not", am 10. Februar Vortrag des Feldgeistlichen Rabbiner Dr. Salzberger „Gedanken aus dem Felde über Israels Propheten", am 3. März Purimfeier mit einer Festansprache des Herrn Rabbiner Dr. Dienemann aus Ratibor, am 18. Vortrag des Herrn Gemeinderabbiner Dr. Goldmann-Leipzig: die deutsche Judenheit und das Palästinaproblem, am 23. April Vortrag des Herrn Rabbiner Dr. Berger-Görlitz: Die Ueberwindung des Pessimismus und am 1. Mai Schlußversammlung; Vortrag des Herrn Dr. Ernst Emil Schweitzer: Wie stellen sich die Freunde geistiger Freiheit zur konfessionellen Lage im Judentum und zur Gründung jüdischer Volksschulen?

An den Vereinsabenden sprachen: cand. jur. Elsaß: Ueber die Entwicklung der rechtlichen Stellung der Juden in Deutschland, der Unterzeichnete: Wesen und Bedeutung der jüdischen Organisationen Deutschlands, Dr. Schweitzer: Gründe für den Zionismus, Gründe gegen den Zionismus, Max Nebel: Was wir wollen, an den beiden Bibelabenden Fräulein Gisela Cohn und Fräulein Ida Lattner. Sämtliche Veranstaltungen waren recht gut besucht und verliefen sehr anregend.

Seit Anfang Mai treffen wir uns während der Sommermonate jeden Dienstag Abend in Scheitnig (Schweizerei). Die Mitgliederzahl ist andauernd im Steigen begriffen und beträgt zur Zeit 420.

Leider hat unsere Jugendbewegung in der letzten Zeit drei schwere Verluste erlitten: auf dem Felde der Ehre fielen unsere lieben Vereinsbrüder Gefreiter Max Berger, Hornist Fritz Cohn und Musketier Sally Lehmann. Wir werden den jugendlichen Helden, die unseren Bestrebungen stets das lebhafteste Interesse entgegenbrachten, ein dauerndes Andenken bewahren.

Die Vorarbeiten für die Herbsttätigkeit sind in vollem Gange und berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Durch die ehrenvolle Berufung unseres Mitgliedes Herrn Rabbiner

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 9 und 10. Jahrgang 10. Septbr. u. Oktbr. 1918.

Dem Hamburger Tempel zu seinem hundertjährigen Jubiläum.

Von Rabbiner Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.

Jomkippurklänge rauschen durch den Tempel und tragen die Seele der andächtigen Beter über die Enge und Niedrigkeit des Alltags hoch empor. Wie gewaltig und erhaben der Eindruck eines Jomkippur im Hamburger Tempel war, dafür besitzen wir in den Anfangskapiteln des Romanes „Jane die Jüdin" von Philipp Galen eine packende Schilderung. „Der Fremde war von allem was er um sich her sah, tief ergriffen, denn die Andacht aller hatte auch die seinige erweckt, so daß er bald mit weichem, warmem Herzen zu demselben Gotte sein Gebet erheben konnte, zu dem jetzt die um ihn sitzenden Juden es erhoben . . . Als das lange Gebet beendet war, wurde die Seele des Christen auf eine unerwartete Art erschüttert. Die Orgel auf dem Chore intonierte mit wunderbar schönem Klange, und der Chor der Männer und Knaben ließ sich zum erstenmal in vierstimmigem Gesange vernehmen. Schön, rein und warm war dieser heilige Gesang, die Stimmen eigneten sich vollkommen dazu, und als die Einleitung beendet war, schloß sich die ganze Versammlung der Absingung des Hauptliedes an. . . Was ging da plötzlich in ihm vor? Seine ganze Seele schwebte auf den Flügeln des erhabenen Gesanges dahin, und sein männlicher Geist vertiefte sich mit unaussprechlicher Wehmut in den Inhalt desselben. O, lange, lange hatte er nicht empfunden, was er jetzt empfand . . . in sein Auge stahl sich eine heiße Zähre, die er ruhig fließen ließ, weil es ihm wohltat, einmal die Schleusen seines Innern eröffnet zu sehen und sein inneres Weh ausgesprochen zu hören, ausgesprochen, so klar und deutlich, so umfaßend und verständlich, wie es lange, o vielleicht noch nie eines Menschen Stimme und Herz vor ihm ausgesprochen hatte. Die Verse des Liedes aber, welches ihn so tief ergriff und mit meisterhafter Innigkeit gesungen wurden, lauteten folgendermaßen:

Seele, was betrübst du dich!
Was ist dir so bang in mir!
Fühlst du nicht des Vaters Nähe,
Der uns all' im Herzen trägt?
Lebt kein Gott dir in der Höhe,
Der die liebet, die er schlägt?
Aufwärts schau'!
Gott vertrau!
Seele, was betrübst du dich!
Himmelwärts
Heb das Herz;
Jede Träne, die da fällt,
Zählt der Lenker seiner Welt."

Das also ist der vielgeschmähte und verleumdete Tempel, von dem Graetz in seinem durch Hamburger Orthodoxe beeinflußten, einseitig parteiischen Urteil, verächtlich als von einer „Mischlingsgeburt" redet, die „ohne Liebe und Begeisterung in die Welt gesetzt" worden sei, „einem friedlichen Ausgleich unter streitenden Geschäftsleuten ähnlich." Diese „nüchternen" Hamburger Geschäftsleute bewiesen damals, vor 100 Jahren, eine wunderbare Opferwilligkeit und eine begeisterte Hin-

gabe an ihre Idee. Kein Staat, keine Steuerbehörde legte ihnen einen gesetzlichen Zwang auf, kein König verlieh ihnen Orden und Titel. Aus der Liebe ihres Herzens zu der Väter Religion brachten sie, frei dem idealen Trieb ihrer Seele gehorchend, diese geradezu erstaunlichen, unsere Zeit beschämenden Opfer an Geld und persönlicher Hingebung. Nach dem ersten Jomkippur-Gottesdienst vor 100 Jahren schrieb M. J. Bresselau, der die Seele des Tempels und ihr erster Präses war, mit tiefer Ergriffenheit in das sonst so sachlich trockene Protokollbuch: „Die Feier des Versöhnungstages hat die Erwartung aller übertroffen, es herrschte unausgesetzt die tiefste Andacht, und Jeder ging am Abend innigst erbaut aus dem Tempel, nur eine allgemeine Stimme herrschte, daß dieser Tempel blühen und gedeihen möge zum Segen für uns und unsere spätesten Enkel."

Vom Hamburger Tempel ist die Erneuerung des jüdischen Gottesdienstes für die Judenheit aller Länder der Erde ausgegangen. Dieser Gottesdienst hat sich durchgesetzt trotz Bannsprüchen und Verketzerung und hat die Orthodoxie selber zu Neuerungen bekehrt, die kurz vorher noch als Abweichungen von der Väter Sitte verpönt und verdammt waren.

Welche verzweifelten Anstrengungen wurden gemacht, um den neuen Geist, der in Israels Gotteshäusern anschauliche Gestalt annahm, zu unterdrücken! Der ganze Heerbann des sterbenden Altrabbinismus wird gegen den Tempel aufgeboten. An sämtliche großen Rabbinate in Deutschland, Polen, Frankreich, Italien, Böhmen, Mähren und Ungarn ergeht vonseiten der Hamburger Dajonim stürmische Aufforderung, den neuen Tempel mit seinen deutschen Gesängen, seiner Orgel, seiner Neuordnung der Gebete zu verbieten. „Leider haben Irreligiosität und Freigeisterei unter uns zugenommen. Die heiligsten Gebote des schriftlichen und überlieferten Gesetzes wurden verhöhnt und mit Füßen getreten; und man scheut sich nicht, die verwerflichsten Handlungen gegen unsere heilige Lehre zu begehen. Schon hat man angefangen unsern heiligen Gottesdienst, der uns von den göttlichen Männern, Mitgliedern der großen Synode und unsern weisen Talmudisten überliefert wurde, öffentlich anzutasten. Unter dem Namen „Der neue Tempelverein" hat sich eine Gesellschaft in unsrer Gemeinde gebildet, die aber Gottlob nur aus wenigen Individuen besteht, in der Absicht, eine neue Ordnung des Gottesdienstes unter sich einzuführen. Mit rascher Betriebsamkeit wurde ein sogenannter Tempel für den neuen Gottesdienst eingerichtet, und es erschien ein Gebetbuch, das den Unwillen eines jeden, der Gottesfurcht im Herzen hat, erregen mußte. Mit mutwilliger Vermessenheit verstümmelten die Verfasser einen großen Teil unserer uralten geheiligten Gebete und Lobsprüche, mehrere neue nicht autorisierte Gebete und Gesänge sind hinzugetan. Dieses Machwerk war nur das Vorspiel mehrerer gesetzwidrigen Handlungen, die im gedachten Tempel ausgeübt wurden. Schon bei der Einweihung desselben sangen Männer und Frauen zusammen. Die Orgel-Begleitung am Sabbat ist trotz unseres Ausspruchs eingeführt. Das Buch Esther wurde Purim-Abends in deutscher Sprache vorgelesen. Kurz, alles was nur der unverzeihlichste Leichtsinn, mit Unwissenheit gepaart, einzugeben vermag, wird hier mit einer beispiellosen Verachtung der Worte unserer Weisen öffentlich ausgeübt."

Einundzwanzig berühmte alte Rabbiner verdammen, zumeist mit heftig schmähenden Worten „die sündige Frechheit" des neuen Geistes und wenden sich beschwörend gegen „die Pest der Freigeisterei und des Unglaubens". Der mährische Oberrabbiner Elieser von Trietsch gibt den Rat: „Gehet flehend hin zu euerem hochweisen Senat und bittet eure Obrigkeit, daß sie den Arm der Frevler lähmen möge." Von je war der Orthodoxie kein Mittel schlecht genug, um das Neue aufzuhalten.

Aber werfet euch nur dem neuen Geist entgegen! Rufet die Staatsgewalt zu Hilfe, um den Geist der Geschichte aufzuhalten! Verbietet dem Lichte zu tagen, wenn die Nacht vorüber ist! Haltet den Strom auf, wenn er zu Tale niederrauscht. Ueber die Dämme und Wehre bahnt er sich seinen Weg und reißt Damm und Wehr mit sich in die Tiefe.

Der Hamburger Tempelstreit war die letzte Kraftprobe des alten Rabbinismus gegen den neuen Geist. Seitdem ist die romantische Neu-Orthodoxie, allmählich werdend, an die Stelle des sterbenden Altrabbinismus getreten. In Hamburg selbst wurde der gelehrte Mystiker Isaak Bernays zum ortho-

deren Rabbiner gewählt, der sich in bewußtem Gegensatz zu dem bildungs- und entwicklungsfeindlichen Alt-Rabbinismus nicht „Rabbiner" sondern „Chacham" nennt und in Talar, Barett und Bäffchen hochdeutsche Predigten hält!

Der neue Geist des Tempels aber hat sich die Synagogen der größten jüdischen Gemeinden in und außerhalb Deutschlands erobert. In Leipzig, der Zentrale Deutschlands, wo sich zur Zeit der Messen zahllose Juden aus deutschen und österreichischen Ländern versammelten, wurde von Mitgliedern des Hamburger Tempels im Jahre 1820 ein genau dem Hamburger Tempelgottesdienst entsprechender Filialgottesdienst für die Zeit der zwei Hauptmessen, in welche die jüdischen Hauptfeiertage fielen, eröffnet. Der Leipziger Gottesdienst wurde als Ereignis angesehen. Die aus allen Gegenden und Gemeinden zusammenströmenden Juden begeisterten sich für den neuen Gottesdienst und wurden durch ihn zu Aposteln für die gleiche Reform in ihren Heimatgemeinden.

In drei Generationen vollzog sich die Umwandlung, die am charakteristischsten vielleicht in drei berühmten Repräsentanten derselben Familie, Großvater, Vater und Sohn sich offenbart, in: Raphael Cohen, Oberrabbiner der drei Gemeinden Altona, Hamburg, Wandsbeck, Lazar Rießer, seinem Schwiegersohn und Gabr. Rießer, dem Enkel. Raphael Cohen tat in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts den Altonaer Hauslehrer N. Bamberger, der die Kinder der reicheren Glaubensgenossen in Deutsch, Französisch und Englisch unterrichtete, bei einem unbedeutenden rituellen Anlaß in Bann und ließ den alten Mann als Büßer im Sterbegewand eine lange Winternacht hindurch mit bloßen Füßen auf den eiskalten Marmorstufen der Altonaer Synagoge Buße tun. Lazar Rießer verfaßt aus Anlaß des Hamburger Tempelstreits im Jahre 1819 ein „Sendschreiben an meine Glaubensgenossen in Hamburg", in welchem er scharf gegen die Nachfolger Raphael Cohens, die Hamburger Rabbinatsverweser, auftritt, welche „die Zwietracht in Israel nähren und den Söhnen, welche zur Huld des Vaters zurückkehren wollen, den Weg versperren". Und Gabriel Rießer veranlaßt im Jahre 1841, als Mitglied der Tempeldirektion, die Einforderung von Gutachten liberaler Rabbiner für das Tempelgebetbuch, infolgedessen in der Tat die Rabbiner der Großgemeinden Deutschlands und Oesterreichs für den Tempel eintraten! Welcher Umschwung in fünfundvierzig Jahren!

Aber immer noch dauert der unterirdische Kampf gegen den Tempel an. Das Breslauer Seminar verbietet seinen Schülern, als Rabbiner nach Hamburg zu gehen und droht ihnen mit Entziehung oder Verweigerung der rabbinischen Ordination.

Aber das hindert nicht, daß ein auf dem Standpunkt des orthodoxen Seminars stehender Rabbiner, der später viele Jahre hindurch eine Hauptsäule der deutschen Orthodoxie war, sich um die Predigerstelle am Hamburger Tempel bewirbt. Sein Name ist Adolph Salvendi. Das Originalschreiben befindet sich im Archiv des Tempels.

Ob der Tempel in den hundert Jahren seines Bestehens immer auf der Höhe seiner geschichtlichen Aufgabe stand, ob er sich in jeder Phase seiner Entwicklung seiner historischen Bedeutung bewußt blieb — ich will es hier nicht untersuchen. Abraham Geiger war der Tempel nicht konsequent genug. In diesen Blättern erhebt sich heute wieder eine ernste und beachtenswerte Stimme, die die neueste Entwicklung des Tempels schmerzlich empfindet.

Aber für diesen Jubiläumsgruß sind trübe, unerbauliche Betrachtungen nicht am Platze. Der Tempel wird seinen Weg finden. Er hat in hundert Jahren seines Bestandes die Kraft echten Lebens bewährt. Die fieberhaften Pulse leidenschaftlicher Kämpfe sind ruhiger geworden. Von Niemand mehr bestritten, hat er sich durchgesetzt, und Tausende von Töchtersynagogen diesseits und jenseits des Ozean, die Geist von seinem Geiste sind, grüßen zum 18. Oktober hinüber zur schönen Hansastadt, dankbar der hundertjährigen Muttergemeinde huldigend.

Die Bedeutung des Hamburger Tempels für die Geschichte des neuzeitlichen Judentums.

Von Landesrabbiner Dr. Rieger-Braunschweig.

Die gewaltige Aufgabe, die dem Judentum nach der Vernichtung seiner staatlichen Selbständigkeit gestellt war, bestand in seiner Umgestaltung aus einer Nation in eine Religion mit nationalen Hoffnungen. An die Stelle der verlorenen Güter traten ihre Ideen. Die Werte der Vergangenheit wurden Zukunftsideale. Das Judentum war die Religion der nationalen Träume geworden.

Solange die Juden in Knechtsgestalt über die Erde gingen, waren diese Träume durch ihre Entrechtung gerechtfertigt.

Diese Sehnsucht war aber in dem Augenblick ein leeres Luftgespinst, in welchem den Juden Menschenrecht und Gleichberechtigung eingeräumt waren.

In dieser schicksalsschweren Stunde begann die dritte Periode der jüdischen Geschichte, die endgültige Umgestaltung des Judentums in eine Religion. Die gedankliche Umdeutung seiner Zukunftshoffnungen, die Umbildung seiner nationalen Werte in weltbürgerliche, die Vergeistigung seiner Sinnbilder, die Ausmerzung fremder Beisätze, kurz, eine sichtende Prüfung seiner gesamten Gedankenwelt war nötig, um diese Umbildung des Judentums aus einem pseudonationalen Gebilde in eine reine Religion zu ermöglichen.

Diese Neugestaltung bedeutete aber nichts Geringeres als eine Rückkehr zum lauteren Judentum der Propheten. Nach langen Irrfahrten sollte das Judentum den Anschluß an seine größte Zeit wiedergewinnen.

Die ersten Versuche dieser Neugestaltung wurden durch unglückselige Zusammenhänge vereitelt. In Hamburg wurden sie trotz aller Gegenarbeit durchgeführt und dadurch in Deutschland heimatberechtigt.

Der leitende Gedanke dieser Neugestaltung bedeutete eine völlige Umwälzung. Alle bisherigen Umgestaltungen, auch die folgenschwerste: die der Karäer, gingen von dem Buchstaben der Heiligen Schrift aus; der umwälzende neue Gedanke der Umbildung im 19. Jahrhundert war die Ueberwindung des Buchstabens: an die Stelle des Wortes trat der Geist. Mit vollem Bewußtsein wurde an die Stelle des Schriftwortes seine geistige Erfassung gesetzt.

Die Gefahr lag nur allzu nahe, daß die persönliche Willkür nunmehr alle Bindungen des alten festen Gefüges gewissenlos sprengte.

Das aber war die gewaltige Leistung des Hamburger Tempels, sogleich im Anbeginn der neuen Zeit die Grundsätze festzulegen, welche die persönliche Willkür ausschalteten und der neuen Auffassung vom Judentum und dadurch seiner Neugeburt die gesunde Entwicklung sicherten.

1. Die Schöpfer des Hamburger Tempels haben mit geschichtlichem Scharfblick anstatt der willkürlichen ungeschichtlichen Reformversuche des jüdischen Kultus den Gedanken der geschichtlichen Weiterbildung unter Wahrung der gegebenen Zusammenhänge zielsicher festgehalten und so der gottesdienstlichen Neugestaltung des Judentums von Anfang an die rechten Wege gewiesen.

„Wir unterscheiden," so sagte einer der fähigsten Mitarbeiter am Ausbau des Hamburger Tempels, Dr. Maimon Fränkel, „in der israelitischen Religion Geist von Hülle, Wesen von Form, Bleibendes von Vergänglichem, das Ewige in derselben von seiner zeitlichen Erscheinung."[1]) Und diesen Geist, dieses Wesen, dieses Bleibende, dieses Ewige im Judentum hat der Tempel nicht angetastet.

Seine Vertreter suchten daher die Rechtfertigung ihrer Neuerungen nicht in den Zeitverhältnissen und Zeitbedürfnissen, sondern im rabbinischen Schrifttum. Der Tempel und sein Gebetbuch sollten keinen Bruch mit der Vergangenheit bedeuten, sondern sich organisch in die Entwicklungsgeschichte des Judentums einreihen und nur eine Weiterbildung des altüberkommenen Rituals darstellen. Damit waren alle Entgleisungen der späteren Reform sachlich abgelehnt.

2. Im Hamburger Tempel tritt an die Stelle des Lehrhauses und des Rabbiners die Kanzel und der Kanzelredner. Der alte Rabbinerstand, der in der Erhaltung der Ritualien seine einzige Aufgabe gesehen und den Zusammenhang mit der Gemeinde fast völlig verloren hatte, wird durch den neuzeitlichen Rabbinerstand ersetzt, der sich neben der Er

[1]) Theologische Gutachten, Hamburg 1842, S. 29.

haltung der rituralen Einrichtungen die gottesdienstliche Belehrung der Gemeinde durch die Predigt und die religiöse Erziehung der Jugend zur Aufgabe macht.

Die Predigt war der Versuch, das erstorbene Interesse am Judentum zu wecken, die Mehrzahl der Gemeinde, die nicht mehr imstande war, die hebräischen Quellen selbst zu befragen, im Zusammenhang mit der alten Lehre zu erhalten. Die Predigt war nicht ein Eindringling, der die alte Lehre in ihrem Rechte beeinträchtigen „und den vollen Ernst und den Gedankenreichtum der urjüdischen Lehre verdrängen" wollte.[2]) Sie trat vielmehr in der Zeit auf den Plan, als dieses alte Judentum bereits alle Werbekraft verloren und nur noch eine kleine absterbende Anhängerschaft hatte. Sie verdrängte die „urjüdische" Lehre nicht, sondern trat in die Lücke ein, die der versagende Rabbinismus, der bereits seit einem Menschenalter alles Ansehen verloren, gelassen hatte.

Ebensowenig haben die Prediger die alten Rabbiner aus ihren Rabbinersitzen verdrängt. Die alten talmudischen Lehrhäuser waren bereits eingegangen oder dem Eingehen nahe. Da trat die Predigt als erste Helferin in die Bresche ein, bis die Wissenschaft vom Judentum vollwertigen Ersatz zu schaffen imstande war.

3. Der Hamburger Tempel hat eben nicht nur die sogenannten Reformgemeinden, sondern alle Gemeinden der Kulturländer in edelster Weise beeinflußt, in denen fast ausnahmslos der geordnete Gottesdienst, die regelmäßige Predigt in der reinen Landessprache und die Fürsorge für die religiöse Erziehung der Jugend zur Einführung gelangt sind.

Die Neugestaltung des Gottesdienstes durch den Hamburger Tempel ist wiederholt als eine nur ästhetische verurteilt worden. Selbst wenn dieses Urteil richtig wäre, so würde es die Bedeutung des Tempels für die Neugeburt des religiösen Lebens nicht beeinflussen. Denn ein in seinen Formen würdeloser Gottesdienst beleidigt nicht nur Auge und Ohr, sondern verletzt auch Gemüt und Verstand. Eine leichtfertige Geschichtsschreibung hat die Judentaufen am Ausgang des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts als eine Folge der Umgestaltung des Gottesdienstes hinzustellen gewagt und dabei die schlichte Tatsache außer Acht gelassen, daß diese Umgestaltung erst einsetzte, als der Zersetzungsprozeß im Judentum bereits gefahrdrohenden Umfang erreicht hatte. Die falsch angeschuldigte „Reform" ist zu einem guten Teile als Gegenkraft gegen den Abfall zu betrachten. Sie ist als eine durchaus konservative Maßregel zu begreifen. Sie war eine erhaltende Tat, der erste Versuch, das wankend gewordene Gefüge des europäischen Judentums zu festigen.

Der neue Gottesdienst des Tempels wirkte vorbildlich. Die Begründung eines Zweiggottesdienstes in Leipzig zeigte den Messebesuchern aus allen Teilen Europas zum ersten Male die Schönheit und die Würde eines geordneten Gottesdienstes. In Prag, Magdeburg und Braunschweig wurden bereits 1818 gottesdienstliche Verbesserungen eingeführt.[3]) Breslau, Königsberg, Wien und Dresden folgten ihrem Beispiele. Amerikanische Gemeinden wie die zu Newyork, Baltimore und Charleston führten das Gebet- und Gesangbuch des Tempels ein.

„Ohne das Eingreifen des Hamburger Tempels wäre die Wiener Gottesdienstordnung nicht entstanden, ohne sie nicht die zahlreichen Versuche in Deutschland und Amerika während der letzten dreißig Jahre (von 1840 bis 1870), die sich immer noch selbständig fortsetzen."[4])

Aber auch in den sogenannten orthodoxen Gemeinden wirkte der Tempel vorbildlich. Die Veredelung der gottesdienstlichen Formen, die Abschaffung zahlreicher Entartungen im jüdischen Gottesdienste, die Einrichtung geschulter Chöre geht fast überall auf die Anregungen des Hamburger Tempels zurück.

Der 18. Oktober 1918, die Jahrhundertfeier des Tempels, müßte also von allen Juden der Kulturerde als Jubelfest begangen werden. Bereits im Jahre 1841 hat Holdheim in einem für die gerechte Beurteilung des Tempels auch sonst bedeutsamen Auf-

[2]) Graetz, Geschichte der Juden XI (2. Auflage) S. 378.

[3]) Bellermanns Gutachten vom 11. November 1818 bei Ludwig Geiger, Geschichte der Juden in Berlin II 224.

[4]) Abraham Geiger, Plan zu einem neuen Gebetbuche nebst Begründungen, Breslau 1870, S. 2.

satze[5]) ausgesprochen: „Der Tempel ist unstreitig das wichtigste Moment in der Kulturgeschichte des Judentums. Er ist eine lebendige Manifestation von religiösen Ideen, die noch ihrer Aussprache harren."

Selbst Graetz, der ein entschiedener Gegner des Tempels und seiner Prediger gewesen ist, muß doch die Ewigkeitsbedeutung des Tempels unumwunden zugestehen.[6])

Eine gerechte Geschichtsschreibung wird die Neuzeitgeschichte des Judentums mit der Gründung des Hamburger Tempels beginnen.

[5]) Israelitische Annalen 1841, Nr. 45 und 46.

[6]) Graetz Geschichte der Juden XI (2. Auflage) S. 378

Zur Entstehungsgeschichte des Hamburger Tempels.

Von Rabbiner Dr. Seligmann-Frankfurt a. M.

Vorüber war die Napoleonische Kriegszeit. Nach den erschütternden Kriegsunruhen war der Frieden endlich wieder eingekehrt und mit ihm ein neuer Geist, der die auflösenden Bestrebungen der Aufklärungszeit überwunden hatte. Auch innerhalb des Judentums sehnte man sich nach religiöser Erneuerung. Diese ging von keinem Rabbiner, sondern von einem begeisterten und tatkräftigen Mann aus dem Volke aus, dessen Verdienste um das neuere Judentum von einer einseitig befangenen Geschichtsschreibung herabgesetzt wurden und dessen Bild von seinen Gegnern entstellt und verzerrt worden ist. Der Schöpfer der gottesdienstlichen Reform in Deutschland war der von glühender Begeisterung für das Judentum erfüllte, opferfreudige und selbstlose Israel Jacobson, kein Mann von großem theologischem Wissen und tiefer Allgemeinbildung, dafür aber ein Mann der Tat, ein Organisator voll zielbewußter Klugheit, ein hinreißender Redner, ein edler, großzügiger Jude, der mit einem persönlichen Opfer von mehr als 300 000 Mark eine Schule zu Seesen für arme jüdische Kinder gründete. Mit dieser Schule war ein Betsaal verbunden. Dieser aber genügte dem Stifter nicht und er ließ — wiederum aus eigenen Mitteln — in Seesen einen schönen „Tempel" errichten und ihn — etwas Unerhörtes bis dahin — mit einer Orgel versehen. Die Einweihung dieses Tempels, in welchem er selbst predigte und in welchem deutsche Gebete und Gesänge zum erstenmal erschollen, war ein Ereignis.

Im Jahre 1814 zog Israel Jacobson nach Berlin und richtete dort einen Privatgottesdienst in seinem Hause ein. Der Boden war in Berlin für die Reform des Gottesdienstes so günstig wie nur möglich. Der alte Gottesdienst in der Synagoge hatte für die gebildeten Juden alle Anziehungskraft verloren. „Er gewährte," sagt der Geschichtsschreiber Jost, der aus der alten Synagoge hervorgegangen war, „keine Andacht, keine Augenweide, keine Herzenslabung: die Gebräuche starr, die Töne betäubend, das Gebet kalt, herzlos, leere Gewohnheit, der Anblick betrübend." Und der neueste Geschichtsschreiber des jüdischen Gottesdienstes, Elbogen, schreibt: „Von der gewaltigen Veränderung im Leben und Denken der Juden konnte der Gottesdienst nicht unberührt bleiben. Seine Formen entsprachen nicht mehr den Anforderungen der neuen Zeit, Auge und Ohr fühlten sich in gleicher Weise abgestoßen, Verstand und Gemüt blieben unbefriedigt und kalt. Gar viele unter den Gebildeten vermochten hinter dem wenig ansprechenden Aeußern den wertvollen Sinn nicht mehr zu erkennen und gingen der Synagoge verloren, auch wenn sie sich nicht von ihrem Bekenntnisse lossagten."

Die Räume des Jacobsonschen Hauses wurden bald zu klein für die Zahl derer, die von dem neuen Gottesdienste angezogen wurden. Darum errichtete der vermögende Jakob Beer, Vater des Komponisten Meyerbeer, einen großen Saal in seinem Hause ein für den immer weitere Kreise gewinnenden Gottesdienst. Der Mittelpunkt des neuen Gottesdienstes war die Predigt. Außer Jacobson predigten Dr. Eduard Kley, Günsburg, J. L. Auerbach und später Leopold Zunz, lauter begabte junge Männer, die damals ihre Universitätsstudien abgeschlossen hatten und von Jacobson herangezogen wurden. Der Gottesdienst selbst verließ den historischen Boden nicht sehr; nur

wurde die Wiederholung des Hauptgebets und (in der ersten Zeit) das Mussaph fortgelassen, damit der Gottesdienst nicht zu lange dauere. Auch wurde die portugiesische Aussprache des Hebräischen eingeführt, die Gesänge wurden von einer Orgel begleitet. Berühmte christliche Prediger, Schleiermacher, Ritschl u. a. besuchten oft diesen Gottesdienst und waren aufmerksame Zuhörer der jungen Prediger.

Da wurde von der altrabbinischen Partei die Hilfe der preußischen Regierung gegen den Reformgottesdienst angerufen. Eine alte Verordnung, wonach keine Privatgottesdienste zulässig seien, wurde ausgegraben. Um den Jacobson-Beerschen Tempel vor dem Anschlag zu retten, erhoben ihn die reformfreundlichen Gemeindevorsteher, während des damals gerade notwendig gewordenen Umbaues des alten Gotteshauses, zur Gemeindesynagoge. Obschon der Gottesdienst jetzt noch viel konservativer gestaltet wurde, widersetzte sich das Berliner Rabbinat jeder Reform; es wollte nicht einmal die deutsche Predigt dulden. Die Regierung wurde aufs neue von der Partei der Altfrommen in den inneren Kampf hineingezogen. Mehrere Jahre wogte der Kampf hin und her. Die Prediger verließen die kampfumtobte Stätte, an der der Gottesdienst bald nur noch ein kümmerliches Dasein fristete. Kley ging nach Hamburg, Günsburg nach Breslau, Auerbach nach Leipzig. Im Jahre 1823 erwirkte die altrabbinische Partei eine königliche Kabinettsordre, welche jede Neuerung im Kultus als Sektiererei auf das strengste verbot. Seitdem wurde der jüdische Kultus von der Regierung überwacht. Sogar Leichenreden zu halten wurde den Juden in Preußen untersagt. Wie in Berlin, so legten sich in Breslau und Königsberg die von der Orthodoxie heraufbeschworenen Maßregeln wie kalter Nachtfrost auf das neu hervorkeimende religiöse Sehnen und Verlangen.

Damals fand der Massenabfall der Gebildeten vom Judentum statt. Alle Kinder aus den hochgebildeten jüdischen Häusern wandten der alten Synagoge den Rücken. Und wo es nicht zum Abfall kam, zog ein Kirchhofsfrieden ein, eine eisige Oede und religiöse Gleichgültigkeit, die dem preußischen Judentum der zwanziger und dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts sein unseliges Gepräge aufdrückt. —

Aber trotz Polizeigewalt und Verketzerung setzte sich das Neue, das aus einem tiefen inneren Bedürfnis geboren ward, doch durch und eroberte sich zuletzt selbst die altfromme Synagoge. Denn „Ideen können so wenig proskribiert, als Länder gegen Licht und Luft abgesperrt werden. Laßt Huß in Kostnitz verbrennen, und es entsteht ein Luther in Wittenberg, wenn die Frucht der Zeit reif ist."

Im Jahre 1817 hatte Kley Berlin verlassen, um einem Rufe nach Hamburg zu folgen, wo er die Leitung der 1815 errichteten Freischule übernahm. An den Vormittagen der Sonntage hielt er in seiner Schule eine Andachtstunde ab, zu der sich auch zahlreiche Erwachsene einfanden. Diese „sonntäglichen Erbauungen" übten eine weitgehende Wirkung und weckten im Kreise der intelligentesten Männer und Frauen von Hamburg, die seit Jahrzehnten kein Gotteshaus mehr besucht hatten, das schlummernde religiöse Bedürfnis. So fielen die Anregungen Kleys auf einen äußerst fruchtbaren Boden. Noch in demselben Jahre, in welchem er nach Hamburg gekommen war, versammelten sich auf seine Anregung (am 11. Dezember 1817) sechsundsechzig angesehene Gemeindemitglieder, denen sich in der nächsten Zeit noch dreißig weitere anschlossen und konstituierten sich, nach einer Ansprache Kleys zu einem Verein, dem sie den Namen „Neuer israelitischer Tempelverein in Hamburg" beilegten.

In der schon vor der konstituierenden Versammlung entworfenen „Vereinigungsakte" heißt es: „Durchdrungen von der Notwendigkeit, den öffentlichen Gottesdienst, der teils wegen der immer mehr abnehmenden Kenntnis der Sprache, in welcher er bis jetzt allein gehalten worden, teils durch die mannigfaltigen dabei eingeschlichenen Mängel, seit einiger Zeit von so vielen vernachlässigt worden, zu seiner ihm angemessenen Würde und Bedeutung zurückzuführen, und von dem Wunsche beseelt, den fast erkalteten Sinn für die ehrwürdige Religion der Väter wieder zu beleben, haben die Endesunterzeichneten sich dahin vereinigt, nach dem Beispiel mehrerer israelitischer Gemeinden in Deutschland. und namentlich der in Berlin, auch in dieser Stadt, für sich und alle, die mit ihnen gleich gesinnt sind, einen würdigen und geordneten Ritus herzustellen, nach welchem an

den Sabbat- und Festtagen sowie bei anderen feierlichen Gelegenheiten, in einem eigens zu diesem Behufe einzurichtenden Tempel, der Gottesdienst gehalten werden soll. Bei diesem Gottesdienst soll namentlich auch eine deutsche Predigt und Choralgesang mit Begleitung der Orgel eingeführt werden.

Der erwähnte Ritus soll übrigens sich nicht bloß auf den Gottesdienst im Tempel beschränken, vielmehr sich auf alle diejenigen religiösen Gebräuche bei Handlungen des bürgerlichen Lebens erstrecken, die durch die Kirche geheiligt sind oder ihrer Natur nach geheiligt werden sollen. Die vorzüglichsten derselben sind die bei der Aufnahme der Neugeborenen in den Bund der Väter, bei den Trauungen u. dergl. m. Auch soll ein religiöser Akt eingeführt werden, durch welchen die Kinder beiderlei Geschlechts, nachdem sie in der Glaubenslehre einen angemessenen Unterricht erhalten haben, als Bekenner der mosaischen Religion eingesegnet werden sollen."

Die Seele des neuen Tempels war neben Kley der hochbegabte, im jüdischen Schrifttum wie in der modernen Kultur gleich heimische Notarius der israelitischen Gemeinde, Meyer Israel Bresselau. Er war, zusammen mit Seckel Isaak Fränkel der Verfasser und Herausgeber des neuen Tempelgebetbuches, dessen deutsche neue Gebete übrigens, ebenso wie die Tempelgesänge größtenteils von Kley verfaßt sind.

Das historisch denkwürdige Tempelgebetbuch ist dem erwähnten Isaak Jacobson gewidmet. Die Widmungsworte lauten:

„Seiner Hochwohlgeboren, dem Geheimen Finanz-Rath J. Jacobson als einen Beweis wahrer Achtung und aufrichtiger Hochschätzung gewidmet von den Herausgebern."

„Hochwohlgeborner hochzuverehrender Herr! Wenn wir uns erlauben, Ihren Namen an die Spitze dieses Gebetbuches zu setzen, so sehen wir es als eine Huldigung an, die Ihnen für Ihr unermüdetes Streben gebührt, sowohl das Gute und Edle im Allgemeinen zu befördern, als besonders in religiöser Hinsicht den Sinn dafür unter unsern Glaubensgenossen zu wecken.

Ist es uns gelungen, dieses Gebetbuch und den damit verbundenen Gottesdienst in Ihrem Geiste zu gestalten, so mögen Sie es als Ihr Werk betrachten, gleich einer Pflanze, wozu Sie in weiter Ferne den Samen ausgestreuet, den ein wohlthätiger Wind hierhergeführt, wo er einen fruchtbaren Boden gefunden hat und schön aufgegangen ist: und wenn es Ihnen die Freude gewährt, die ein gelungenes Werk mit sich führt, so möge Ihnen der Allgütige die noch größere gewähren, dieses gottselige Werk sich immer mehr und mehr in Israel verbreiten zu sehen.

Von dem aufrichtigen Wunsche für Ihr dauerhaftes Wohlsein durchdrungen, verharren wir, Hochwohlgeborener, hochzuverehrender Herr

Ihrer ergebenst

Fränkel und Bresselau."

Hamburg, im August 1819.

Kurz vor der Einweihung des neuen Tempels, die am 18. Oktober 1818 erfolgte, hatte der Tempelverein eine schwere Gefahr zu bestehen. Als an den Senat der freien Stadt Hamburg die Einladung erging, der Einweihung des Tempels beizuwohnen, erfolgte die Antwort, daß es dem Senate auffalle, daß ein Tempel eingeweiht werde, wovon er keine Wissenschaft habe, und wozu seine Erlaubnis nicht nachgesucht worden. Der Senat wünsche zu wissen, was dazu bewogen habe, diesen Tempel zu errichten und ob er eine besondere Sekte bilde.

Bresselau antwortete, daß der Tempel aus dem Wunsche einer beträchtlichen Anzahl von Familien, die die väterliche Religion in ihren Grundlehren als Erbteil für sich und ihre Kinder bewahren wollten, hervorgegangen sei, daß er innerhalb der Synagoge bleiben wolle und keine besondere Sekte bilde und daß er nur darum den Namen Tempel wählte, um einen Konflikt mit den Vorstehern der Synagoge zu vermeiden.

Das war das ausgesprochene und in allen Maßnahmen und Aeußerungen bekundete Bestreben des Tempelvereins, „innerhalb der Synagoge zu verbleiben." Als ein Kollege im Vorstand eine bestimmt formulierte Glaubenslehre von Bresselau verlangte, antwortete dieser mit den charakteristischen Worten: „Wir haben den Gottesdienst verbessern wollen, und das ist geschehen; zum Reformator fühle ich mich nicht berufen." Und als kurz nach dem ersten Gottesdienst mehrere

Tempelmitglieder, ihrer Angabe nach von einem sehr großen Teil der Mitglieder des Vereins aufgefordert und bevollmächtigt, der Direktion — so hieß der Vorstand — nachdrückliche Vorstellung über die Form des Gottesdienstes machten und eine Art freireligiösen Gottesdienstes eingeführt wünschten, gab ihnen Breslau eine entschieden ablehnende Antwort. Die historische Bedeutung des Tempels liegt geradezu in diesem von Breslau vertretenen Grundsatz, alle charakteristischen Momente des historischen Judentums „die positive Grundlage in Lehre und Geschichte nach ihrer Eigentümlichkeit" festzuhalten, so lange und soweit es Geist und Gemüt anspricht und den Forderungen religiöser Wahrhaftigkeit und dem gebildeten Geschmack nicht widerspricht. Alle Neuerungen, wie deutsches Gebet, Gesänge, Orgel wurden vom Standpunkt des traditionellen Judentums, mit talmudischen Gründen als berechtigt nachzuweisen versucht. Man wollte nicht radikal sein und keine Prinzipien reiten. Der Tempel „wird in der Mitte auflösender Einwirkungen von wahrhaft konservativem Geiste beseelt", wie der Herausgeber der theologischen Gutachten sagt. Die Kraft und Zukunft des Tempels lag in seiner glücklichen Vereinigung partikularistischer und universalistischer Elemente.

Der Senat erklärte sich von den Auseinandersetzungen Breslaus befriedigt und antwortete, daß der Tempelverein „toleriert werden" solle. So war der junge Tempel glücklich der Gefahr entronnen, in welcher der Jacobsonsche Tempel in Berlin untergegangen war.

Der Hamburger Tempel und seine ersten Prediger.

Zur Hundertjahrfeier des Hamburger Tempels.

Von Rabbiner Dr. D. Leimdörfer-Hamburg

Am 18. Oktober, dem historischen Denktag der Völkerschlacht bei Leipzig ist vor hundert Jahren der erste Hamburger Tempel seiner Bestimmung übergeben worden. Das vielgepriesene, mehr noch verlästerte Gotteshaus rief die größte Umwälzung des öffentlichen Kultus der Israeliten Deutschlands, später auch Oesterreich-Ungarns und vieler anderer Staaten beider Hemisphären hervor. Die Schöpfer des Tempels hatten lediglich ideale, tiefreligiöse Ziele im Auge. Die Nachmendelssohnsche Zeit stellte als wichtiges Erfordernis der Neuzeit einen geordneten, weihe- und würdevollen Gottesdienst hin. Die in deutscher Sprache und Wissenschaft geschulten und gebildeten Geschlechter vermochten nicht mehr den in den meisten Synagogen üblichen Formen und Weisen der herkömmlichen Andachten sich anzupassen, es war ihnen das Verständnis und die Kenntnis der heiligen Sprache, der Bibel im Urtexte, der hebräischen Gebete, ihres Vortrages, ihrer Sang- und Klangart, ihrer Rezitation und vor allem das Interesse abhanden gekommen, ohne welches eine Erbauung im Gotteshause unmöglich ist. Der tiefe, Geist erleuchtende und Herz veredelnde Gehalt der jüdischen Gotteslehre, verkündet in einer der Jugend unverständlichen Sprache und Vortragsweise, drang nicht in die Seelen ein, um das Interesse für das heilige Erbgut der Gemeinde Jakobs zu heben und zu beleben. Die Folgen davon mußten sein: Entfremdung vom Elternideal, Erkaltung des religiösen Sinnes, Gleichgültigkeit gegen das religiöse Leben und Streben, moralische Verwahrlosung, ein Verfall, der allmählich zum Abfall führt.

Die Gründer des Tempels, begeisterte Anhänger des Judentums, ernst besorgt um die Zukunft der heranwachsenden Geschlechter und tiefbekümmert um die Forterhaltung des uralten Väterglaubens bei Kindern und Kindeskindern, legten sich die Frage vor: Was soll, was muß geschehen, um unser uraltes Judentum lebensfrisch, gegenwartsfroh und zukunftskräftig der neuen Generation zu sichern dermaßen, daß dieses Fundament des ethischen Weltbestandes ihr nicht verloren gehe? Die Antwort auf diese Frage war die Gründung des Tempels. In neuer Gestalt, der Kultur, der Wissenschaft und dem Zeitbewußtsein entsprechend muß die Lehre Moses, für die Väter und Mütter Jahrtausende gerungen, gelitten und die schwersten Opfer gebracht hatten, die Gemüter entflammen, die Jugend mit Begeisterung erfüllen.

Das Mittel hierzu sei die Erbauungsstätte, aus der wie einst „von Zion die Gotteslehre ausgehe und das Gotteswort von Jerusalem!"

An der Spitze dieser neuen Epoche standen zwei Theologen glänzenden Namens: Dr. Eduard Israel Kley und Dr. Gotthold Salomon. Schreiber dieser Skizze beabsichtigt, zur Hundertjahrfeier des Tempels eine Festschrift herauszugeben, die außer wichtigen Aufsätzen und archivalischen Dokumenten zur Geschichte des Tempels einen Abschnitt über die Prediger enthalten soll. Hier möge, dem Wunsche der Schriftleitung dieses Blattes entsprechend, nur ein kurzer Abriß des Wirkens der ersten zwei Prediger gegeben werden, von denen die grundlegende Organisation dieser Bet- und Redestätte ausgegangen, und die die geistigen Urheber und wirksamsten Förderer dieses neuzeitlichen Kultus- und Kulturheims gewesen sind. Die Bahnbrecher der Wissenschaft des Judentums im vorigen Jahrhundert haben in ihren Schriften die Arbeiten und Verdienste Kleys und Salomons des öfteren gewürdigt, nämlich Leopold Zunz und Abraham Geiger, aber auch der religiös-konservative Salomon Jehuda Rappoport konnte nicht umhin, in seinen hebräischen Briefen „Igrot ha SIR" besonders Salomon als hervorragenden Homiletiker zu verherrlichen.

Der 1817 zum Direktor der israelitischen Freischule von Berlin nach Hamburg berufene Eduard Kley, geboren am 10. Juni 1789 zu Bernstadt in Schlesien, war 22 Jahre lang Prediger am Tempel, legte dann sein Amt freiwillig nieder und starb am 4. Oktober 1867. Gotthold Salomon, geboren am 1. November 1784 in Sandersleben (Anhalt), kam von der Franzschule in Dessau, wo er als Lehrer gewirkt hatte, 1818 nach Hamburg, fungierte 39 Jahre als Geistlicher des Tempels und starb am 17. November 1862. — Es dünkt mir wie ein Fingerzeig der Vorsehung, daß zwei Schulmeister fast zu gleicher Zeit zum Predigtamte hierselbst gelangten. Das abgebrauchte Wort: „Wer die Schule hat, hat die Zukunft" und der vielfach angewandte Volksspruch vom „deutschen Schulmeister, der die Schlacht gewonnen" dürften auch da, wo es sich um die Pflegestätte religiöser Andacht handelt, in deren Mittelpunkt das Lehramt oder die Kanzel steht, angeführt werden. Wie beim Sonnenaufgang der jüdischen Geschichte — nach dem Midrasch Jalkut — der treubewährte Leiter einer kleinen Herde zum Hirten Israels erwählt worden ist — Moses —, wie beim Niedergange der Davidschen Dynastie Hillel und nach dem Untergange Ben Sakkai Schulen gegründet hatten, dort Bet-Hillel, das Lehrhaus Hillels, hier Jabne, aus denen die Erhaltung des Judentums sich herleitet und die Meister und Lehrer der Schulen musterhafte religiöse Wortführer für ganz Israel geworden, so sind berufliche Pädagogen, Erzieher der Kinder, Lehrer der Jugend an israelitischen Stiftungsschulen zu Volkslehrern und geistigen Führern der jüdischen Gemeinde erkoren worden. Die kleine Herde der Schüler zu lenken, galt ihnen als Vorstufe für das Seelenhirtenamt der Gemeinschaft der Großen, für welches sie sich freilich schon früher meist nach dem Vorbilde nichtjüdischer Wegweiser der Kanzelrede in einem Privattempel „Bet Jakob", gegründet von Israel Jacobsohn in Berlin, erfolgreich vorbereitet hatten. Der Hamburger Tempel fand seine erste Gemeinde in der Schule und seine ersten geistigen Führer wieder in der Schule — und was diese beiden wollten, dachten, schrieben und sprachen, das machte — Schule.

Schulemachen heißt: Vorbildlich wirken, heißt: Gleichstrebende zur Nacheiferung veranlassen, ihren Ideen zum Durchbruch verhelfen und auf die Neugestaltung der Institutionen in Beziehung auf Geist und Willen ausschlaggebenden Einfluß üben. Beide, Kley wie Salomon hatten das eine Ziel: Die Erhaltung des positiven Judentums, die Belebung jüdischen Selbstbewußtseins, die Ausbreitung der mosaischen und prophetischen Ideen, insbesondere der Ethik des Judentums sowohl im Inneren der Gesamtheit ihrer Glaubensgenossen wie auch außerhalb derselben in der Welt, in der sie Achtung und Anerkennung der Lehren der jüdischen Religion und ihrer Bekenner erstrebten. Die Mittel und Wege dazu sollte der Tempel weisen durch seine würde- und weihevolle Andacht und durch das klar, rein und schön zu Gehör gebrachte Gotteswort.

Der Tempel bahnte ferner die Wege zur Verbindung des Judentums mit dem Deutschtum insofern, daß die ewigen Wahrheiten unserer Religion, ihr tiefsittlicher Gehalt Festigung finde durch die in die Erscheinung tretende reizvolle Gestalt, die heilige

Norm in ästhetischer Form sollte das Uralte stets neu, erhaben, vornehm und würdig und damit zum Eigentum, zu wirklichem Besitz des von den Ahnen Ererbten machen in den Herzen einer deutschdenkenden, deutschempfindenden, deutschsprechenden, in Schule und Leben zu deutschen Bürgern erzogenen Generation. Ganz im Sinne Gabriel Rießers, der in seiner Zeitschrift „Der Jude", in seinen Parlamentsreden, in seinem Wirken als Rechtsanwalt und zu einer Zeit auch als Vorsteher des Tempels der innigen Verbindung von Judentum und Deutschtum sein gewichtiges Wort gewidmet hat.

Kley und Salomon verfolgten diese Ziele in der Anordnung der abwechselnd hebräisch und deutsch zum Vortrag gelangenden Gebete und Gesänge im Tempel und ganz besonders in ihren gottesdienstlichen Vorträgen.

Worin sie sich unterschieden, das war — in Beziehung auf ihre Homiletik — die Methode. In Kley war der Lehrer, in Salomon der Prediger vorherrschend. Dort waltete wie in der Welt der Schule das Unterrichtsmäßige, das Denken, die Reflexion in der äußeren Form und Hülle lehrhaft, doktrinär, abhandelnd vor, hier ward mehr als auf die Verstandestätigkeit auf Gemütstiefe, Gefühlswärme, Gewicht gelegt; hier gestaltete eine lebhafte Phantasie Exegese, Ausdruck, Stil, Anwendung und Vortragsweise auf der Kanzel. Kleys gedankenreiche Predigtart entbehrte des Schwunges, des Glanzes, des bestrickenden Reizes, die Salomons bezaubernder Redekunst zu eigen war. Bei Kley war es der Katheder ton der Unterweisung und Belehrung, bei Salomon die frisch und lebhaft erregende, Erbauung bewirkende Einbildungskraft, die bald rührend, bald begeisternd, immer erwärmend, die Sinne und die Herzen der Hörer gefangen nahm. Kley sprach wohl nicht im salbungsvollen Tone, aber doch oft nach dem Muster protestantischer Geistlichen, Salomon, der zu Beginn seiner Predigerlaufbahn nach dem Vorbilde eines Draeseke seine Reden ausarbeitete, arbeitete an sich, meisterte Gedanken und Formen selbständig solange, bis er es zu einer Ursprünglichkeit, Eigenart und vollständigen Unabhängigkeit von anderen Meistern der Rhetorik gebracht hat. Diese seine Originalität schreibt er selber der Vertiefung in die rabbinische Wissenschaft, insbesondere midraschische Literatur zu: „Ich habe," sagt er einmal in der Vorrede zu einem Bande Festreden, „meine Art zu predigen, lediglich den Rabbinen abgelernt." Seine Gleichnisse, poetische Stil- und Redeblüten, in welche vielfach Blumen der Agada verflochten sind, fesselten, erbauten und beeinflußten die Gemüter in erhöhtem Maße. Insofern ist er der erste, echtjüdische Prediger, dem die Herzen der Hörer wie auch der zahlreichen Leser seiner viel veröffentlichten Reden warm entgegenschlugen. Mit Recht nannte man ihn den Vater der jüdischen Homiletik in der Neuzeit.

Ludwig Philippsohn schrieb anläßlich des 25jährigen Amtsjubiläums unseres Salomon 1843 in der allgemeinen Zeitung des Judentums Nr. 42 folgendes: „Salomon durchwehte die jüdische Predigt mit freiem Geiste, löste sie von der Nachahmung anderer Glaubensparteien los, machte sie zuerst zu einem eigenen, dem Judentume selbst gehörenden Produkte. Er ward Muster und Lehrer in der deutsch-israelitischen Beredtsamkeit, und wer die von Tag zu Tag sich steigernde Wichtigkeit dieser für unseren Gottesdienst zu ermessen versteht, wird das Verdienst Salomons ganz zu würdigen wissen. Die herrliche deutsche Sprache floß aus der Feder vieler Juden vor ihm in ihrer ganzen Herrlichkeit, aber vom Munde eines Juden als lebendiges Wort war sie bis zu ihm in solcher Kraft, in solchem Glanze, in solcher Vielseitigkeit noch nicht vernommen worden. Salomon war der erste, der der deutsch-israelitischen Kanzelberedtsamkeit auch bei anderen Glaubensparteien Achtung abzwang — und man weiß, wie schwer dies ist."

Ist Kleys geistvolle Interpretation des Schriftwortes meist ohne poetischen Schwung, so war er als Schöpfer des Tempel-Gesangbuches doch auch poetisch veranlagt, und er sowohl als seine treue Schülerin Therese Warendorff dichteten zahlreiche Lieder, die heute noch mit Vorliebe gesungen werden.

Noch ein Zug in der Persönlichkeit Salomons sei hier erwähnt: Die Kraft seiner Apologetik. Gemütswarm aber sachlich, wissenschaftlich und ohne subjektive Voreingenommenheit, mit dem ihm eigentümlichen Humor und Witz tritt er kühn den Angreifern des Judentums entgegen. Bruno Bauer, die Pro-

fessoren Hartmann, Rühs und Fries, die den Emanzipationsgedanken öffentlich bekriegten, wurden durch Salomons gediegene apologetische Arbeiten schachmatt. Salomons Abfertigung eines Judenfeindes mit dem Pseudonym Carlo habe ich 1894 unter dem Titel „Das schwarze und das blaue Buch" in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" veröffentlicht. Der jüngst verstorbene Philosoph Geheimrat Professor Hermann Cohen s. A. hat mir vor einem Jahre einen Artikel über Salomons apologetische Schriften für das geplante Festbuch zu 1918 zuzusenden versprochen; mit dem Hinweis auf seine geschwächte Sehkraft entschuldigte er kurz vor seinem Hinscheiden die Zurücknahme seiner Zusage, was sehr zu bedauern ist. — Auch die Angriffe und Ausfälle gegen den Tempel und sein Gebetbuch wies Salomon gewandt, kühn und kräftig, stets sachlich und wissenschaftlich ab, und sine ira sed cum studio trat er für die Erfordernisse der Neuzeit ein in den verschiedenen Rabbinersynoden des 19. Jahrhunderts. Man lese Salomons „Selbstbiographie und Ph. Philippsons „Biographie Gotthold Salomons".

Mit einer, wie mir scheint, nicht unwichtigen Bemerkung möchte ich diesen Aufsatz schließen. Mein unsterblicher Lehrer und väterlicher Freund, Adolf Jellinek, der der jüdischen Homiletik neue Bahnen wies, schrieb vor etwa 35 Jahren in der „Wiener Neuzeit", der Hamburger Tempel sei „ein stolzes Schloß auf einsamer Höhe": er wollte damit sagen, daß der Wiener Tempel mehr Nachahmer gefunden hätte. Hier hat der geniale Wiener Prediger das lokale Interesse hierin über das allgemeine gestellt. Nein, der Hamburger Tempel stand nicht auf einsamer Höhe, denn Wien selbst verdankt ihm seine Bedeutung insoweit, als Jellineks Vorgänger, Isak Noa Mannheimer, sich einen Jünger von Kley und Salomon nennt, daß er in seinem Gutachten über das Tempelgebetbuch die Aeußerung tat: „Ich habe die Weihe zum Prediger im Hamburger Tempel empfangen." Er hat zwei Jahre die ersten Prediger hier gehört, eine kurze Zeit Salomon vertreten und ist von Salomon hier getraut worden. War auch Mannheimer als Bearbeiter des für die österreichischen Gemeinden maßgebenden Wiener Gebetbuches in etlichen Punkten anderer Ansicht, die Hamburger Liturgie hat er mit Wärme vertreten. Nicht auf einsamer Höhe steht ein Gotteshaus, das in Leipzig, Jellineks erster Gemeinde, eine Filiale hatte, das die meisten Hauptgemeinden Europas und Amerikas in Liturgie und Kanzelrede grundlegend und ausschlaggebend beeinflußt hat. Nicht auf einsamer Höhe steht ein Tempel, der Meister wie Kley und Salomon an seiner Spitze hatte, die die Rabbinen aller Richtungen in der neuesten Zeit gelehrt haben, wie Gottes Wort zu verkünden sei und deren literarische Nachlässe Zeugnis abgeben für die Wahrheit, Tiefe und Größe der jüdischen Religion.

Bemerkungen zum Gesang im Hamburger Tempel.

Von M. Henle-Hamburg.

Die Hundertjahrfeier der Hamburger Tempelgründung gibt Veranlassung, auch einige Streiflichter auf die Hamburger Tempelmusik in ihrer Entwicklung sowie auf die Gestaltung der musikalischen Einrichtungen im liberalen Gottesdienste zu werfen.

Es ist bekannt, daß die Formen des jüdischen Gottesdienstes, wie sie vor hundert Jahren in die Erscheinung getreten waren, den Anforderungen der neuen Zeitverhältnisse keine religiöse Befriedigung gewähren konnten und daß der Hamburger Tempel damals zuerst einen nachhaltigen Einfluß auf die Reform des Gottesdienstes ausgeübt hat. Die hervorstechenden äußeren Neuerungen in diesem Gottesdienste waren deutsche Gebete, deutsche Predigt und deutsche Lieder mit Orgelbegleitung.

Auch die gesanglichen Darbietungen der Synagoge in jener Zeit waren nicht geeignet, Würde und Andacht im Gottesdienste auszulösen. Schon im 18. Jahrhundert wurde von Einsichtigen darüber geklagt, daß die alten traditionellen Weisen aus der Synagoge verschwinden und daß an ihrer Stelle Opern-, Tanz- und Marschlieder u. dergl. gesungen wurden.

Die Vorbeter, die meistens vom Osten her nach Deutschland kamen, gefielen sich im Stimmprotzentum und in Künsteleien; manche von ihnen reisten umher, um sich in Gastvorstellungen hören zu lassen und machten so aus dem Gottesdienst eine Konzertvorstellung.

Eine solche Verirrung in dem musikalischen Gottesdienste, die teilweise noch in unsere Tage hineinreicht, konnte mit der in Hamburg angestrebten Feierlichkeit und Ordnung in der Gottesverehrung nicht vereinigt werden. Aber ein Vorbild für eine musikalische Neuordnung im Synagogengesang war für den Tempel noch nicht vorhanden, daher machte man eine Anleihe bei dem kirchlichen Choralgesang, um ihn in den jüdischen Gottesdienst zu verpflanzen.

Das deutsche Lied mit Orgelbegleitung hatte freilich seinen Ausgangspunkt nicht im Hamburger Tempel, schon 1805 wurden in Seesen, 1815 in Berlin und 1816 in Cassel und Frankfurt a. M. solche Lieder bei jüdischen Andachten gesungen. An sich kann der Choralgesang auch nicht als unjüdisch bezeichnet werden, denn unsere traditionellen Melodien enthalten bereits eine Anzahl von Choralgesängen, wie moos zur, ledovid boruch, eli zijon und manche andere, aber der ausschließliche Choralgesang, wie er für den Tempel ursprünglich geplant war und lange Zeit auch gehandhabt wurde, mußte das jüdische Gepräge dieses Gottesdienstes beeinträchtigen, so daß wohl mit einem gewissen Recht der damalige Tempelgottesdienst als protestantisch bezeichnet werden konnte, weil die musikalische Gestaltung der hebräischen Gebete außer Acht gelassen worden ist. In den vorhandenen schriftlichen Verhandlungen ist kein Hinweis auf eine Vorberatung über die musikalische Gestaltung des Gottesdienstes zu finden. Man hatte ursprünglich einen liturgischen Gesang anscheinend gar nicht in Betracht gezogen, denn die Anstellung eines Vorbeters im Hamburger Tempel wurde nicht in Aussicht genommen und die beiden Prediger sollten abwechslungsweise die Gebete vortragen. Erst am 3. Oktober 1818 — also 14 Tage vor der Einweihung des Gotteshauses — wurde aus unbekannten Gründen der portugiesische Chasan, David Meldola, als Vorbeter angestellt.

Die Einführung des deutschen Liedes mit Orgelbegleitung hatte den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß dadurch einerseits die Gemeinde sich geordneterweise an dem Gottesdienste beteiligen konnte, andererseits trugen die deutschen Texte zu größerem Verständnis der gottesdienstlichen Handlung bei. Darum hatte der deutsche Choralgesang auch in anderen liberalen Synagogen Eingang gefunden, wenn auch nicht in der Ausschließlichkeit und in dem Uebermaß, wie er für den Hamburger Tempel vorgesehen war.

Daß der hebräische Gesang im Tempel lange Zeit sich nicht aufwärts entwickeln konnte, lag in der Disposition der Verwaltung, die für den Gottesdienst wohl zwei Prediger aber nur einen Vorbeter angestellt hatte, und auch dieser Vorbeter, der fast 40 Jahre im Amte war, hatte weder genügende Fachbildung, noch konnte er initiativen Einfluß auf die Ausgestaltung des musikalischen Gottesdienstes ausüben, um den liturgischen Gesang im Tempel in Bahnen zu leiten, die in anderen fortschrittlichen Gottesdiensteinrichtungen bereits zu einer angemessenen Höhe geführt hatten.

Der Hamburger Tempel hat wohl für die Reformation des jüdischen Gottesdienstes einen wirkungsvollen Anstoß gegeben, aber in seiner musikalischen Gestaltung ist er viele Jahre hinter den meisten nach ihm entstandenen liberalen Gottesdiensteinrichtungen zurückgeblieben, weil ihm die Kräfte für den Ausbau derselben fehlten. Die genialen Vorarbeiten, welche Altmeister Sulzer in Wien schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für den rituellen Gesang im jüdischen Gotteshaus geboten hatte, gingen fast spurlos am Hamburger Tempel vorüber. Wohl fühlte man die Unzulänglichkeit des Knabenchors mit seinem Choralgesang, und häufige Klagen und Verbesserungsvorschläge für die Hebung des musikalischen Teils des Gottesdienstes führten nur zu einigen mehrstimmigen Gesängen bei der Totenfeier oder bei einigen festlichen Gelegenheiten.

Mit der Anstellung eines portugiesischen Vorbeters wurden neben der portugiesischen Aussprache des Hebräischen auch die portugiesischen Melodien im Tempel heimisch und verursachten auch damit eine Eigenart, an welcher die Verwaltung und die Mitglieder mit Konsequenz festgehalten haben.

Bei der Neubesetzung des Vorbeteramtes im Jahre 1855 wurde besonderer Wert auf eine musikalisch gebildete Kraft gelegt und man glaubte eine solche in dem Sohne des Altonaer portugiesischen Chasan, Dr. phil. Joseph Piza gefunden zu haben. Eine imposante Erscheinung mit volltönender Baßstimme, auch mit einiger musikalischer Begabung ausgestattet, reichten doch seine kantoralen fachmännischen Kenntnisse nicht aus, um die gewünschte Reorganisation der musikalischen Verhältnisse im Tempel dauernd herbeiführen zu können. Die angestrebten Versuche scheiterten bald wieder und die musikalischen Zustände konnten nicht aufwärts geführt werden. Der Choralgesang blieb immer noch in der Vorherrschaft und wenn auch die Tempelbesucher mit Hingebung und Liebe sich an den im Gottesdienste heimisch gewordenen Gesängen erbaut hatten, so vermißte man doch immer mehr die belebende Kraft des an anderen jüdischen Andachtsstätten erklingenden verbesserten liturgischen Gesangs.

Unter den obwaltenden Verhältnissen, die der zeitlichen Richtung nicht Rechnung trugen, verringerte sich das Interesse am Tempel und die Teilnahme am Gottesdienste konnte auch durch die allsabbatlichen Predigten selbst an den hohen Festtagen nicht gehoben werden.

Ein Wendepunkt trat ein, als zum erstenmal einem deutschen Vorbeter, vorgebildet durch fachmännische Studien und ausgestattet mit kantoralen und musikalischen Kenntnissen und Fertigkeiten, im Jahre 1879 die Leitung des musikalischen Gottesdienstes übergeben wurde. Das Festhalten an den portugiesischen Melodien und an der portugiesischen Aussprache des Hebräischen wurde auch ihm zur Pflicht gemacht. Bald jedoch begann er diese Eigenart des Tempels musikalisch auszugestalten, indem er sowohl bedeutungsvolle hebräische Gebete des Vorbeters als auch insbesondere die respondierenden Gemeindegesänge durch charakteristische Orgelbegleitungen gestützt und gehoben hatte. Damit wurde dem Gemeindegesang auch neben dem Choralgesang eine hervorragende Stelle im Tempelgottesdienste eingeräumt und die Gemeinde konnte sich auch an der Liturgie beteiligen.

Neben diesen Gesängen des Vorbeters und der Gemeinde beteiligte sich der neugeschaffene Chor aus Damen und Herren aus dem Kreise der Tempelmitglieder in erbaulicher Weise am Gottesdienst mit dem Vortrag von bewährten Synagogengesängen, die durch neue Kompositionen ergänzt wurden. Dem Konzertartigen wurde in der Weise entgegengearbeitet, daß Chöre und Solovorträge des Kantors erst dann wieder eine Erweiterung und Abwechslung erfuhren, wenn nach genauer Zeit die Gesänge sich in den Gottesdienst integrierend eingefügt hatten, so daß sie in ihrer Zugehörigkeit zur Liturgie Weihe und Andacht auslösen konnten.

Das Bestreben des neuen Vorbeters war darauf gerichtet, nur musikalisch Wertvolles dem Gottesdienste zuzuführen und in tadelloser Ausführung zu Gehör zu bringen, so daß einerseits die Herausforderung zur Kritik die Andacht nicht stören konnte, andererseits der meist musikalisch gebildete Beter durch stimmungsvolle Musik in seinem religiösen Empfinden gehoben werden konnte.

So wurde auch im Hamburger Tempel ein musikalischer Gottesdienst geschaffen, der den zeitlichen Anforderungen entsprach und mitgeholfen hat, den Besuch des Gottesdienstes insbesondere an den hohen Festtagen und die Anteilnahme an religiöser Betätigung wesentlich und dauernd zu fördern.

Die Richtschnur, die für den Aufbau eines musikalischen Gottesdienstes bei der Neugestaltung im Hamburger Tempel maßgebend erschien, dürfte auch im allgemeinen und im besonderen für den liberalen Gottesdienst wertvoll sein. Folgende allgemeine Gesichtspunkte sind dabei festzuhalten.

Vor allem soll in einem Gottesdienst von musikalisch-künstlerischem Gepräge musikalische Einheitlichkeit vorwalten. Was darunter zu verstehen ist, mögen folgende Beispiele andeuten. Unkünstlerisch und die musikalische Einheitlichkeit störend ist es, auf eine alte traditionelle Melodie des Vorbeters, die in ihrer eigenartigen Kunstsprache aus dem jüdischen Empfinden herausgewachsen ist, in einer modernen wesensfremden musikalischen Phrase als Gemeindegesang oder Chorgesang antworten zu lassen, wenn beispielsweise auf einen alten Kadisch die Gemeinde einen stilfremden omen, jehe scheme rabo folgen läßt, wenn der Vorbeter selbst sein Chasonus durch einen stilfremden Mechalkel chajim u. dergl. unterbricht, wenn der Chor auf den Soko-

gesang des Kantors in einer nicht verwandten Tonart einsetzt u. dergl. mehr.

Aber auch im Chorgesang wird häufig gegen die musikalische Einheitlichkeit gesündigt, wenn ein En komocho von dem Komponisten A, Wajehi binsoa von B, Schema jisroel von C usw. zusammengestellt wird oder wenn von einer einheitlich durchkomponierten Keduscho, einem Lecho dodi oder sonstigen zusammengehörenden Kompositionen einzelne Teile mit solchen anderer Kompositionen vermischt werden, die keinen musikalisch geistigen Zusammenhang haben.

Harmonische Einheitlichkeit muß den ganzen Gottesdienst durchwehen, wenn das musikalische Empfinden Weihe und Andacht auslösen und nicht durch musikalische Barbarismen gestört werden soll. Eine solche Störung der Andacht kann auch dadurch bewirkt werden, wenn ein Chor Kompositionen zur Aufführung bringt, wofür seine Kräfte nicht ausreichen. Nicht die Schwierigkeit einer Komposition verbürgt den künstlerischen Wert und Eindruck, sondern die dem Kunstwerk innewohnende musikalische Stimmung, die der textlichen Unterlage und ihrem religiösen Gehalte entspricht. Banalitäten und Trivialitäten wirken störend und besitzen keine künstlerische Kraft.

Der Vortrag des Vorbeters muß der religiösen Handlung angemessen sein; theatralische Allüren gehören nicht ins Gotteshaus, weder im Ton noch in der Gebärde. Vor allem hüte er sich, nur in einzelnen Nummern glänzen zu wollen, jeder Ton, jedes Wort muß von Hingebung und Andacht getragen sein. Gerade im innigen Vortrag der einfachen Gebete zeigt sich der Meister.

Die Gemeinde ist durch passende Gemeindegesänge, die künstlerisch dem ganzen Gepräge des musikalischen Gottesdienstes angepaßt sind, zur tätigen Teilnahme an demselben heranzuziehen. Gemeindegesänge müssen einfach, einstimmig und dem Massengesang entsprechend sein. Eine passende Verteilung von Gemeinde-, Chor- und Sologesang, sowie von stillen Gebeten schützen den Gottesdienst vor Ueberladung.

Ueberall sei der synagogale Musikstil gewahrt. Unter synagogalem Musikstil kann nicht diejenige Art zu singen verstanden werden, die im Laufe der Zeit durch die tiefste Erniedrigung des synagogalen Gesangs teilweise heute noch im jüdischen Gottesdienste sich so festgesetzt hat, daß die irrige Meinung Platz greifen konnte, das sei synagogale Musik. Seichte Melodien, die aus der Gasse und aus Theatern sich einen Platz im Gotteshaus erobert haben, können nicht als traditionelle Gesänge anerkannt werden und verdienen nicht, als synagogaler Musikstil angesehen zu werden. Nur Gesänge, die, geboren und gehoben durch den Ernst und die Weihe des Gotteshauses, den Andächtigen zu innerer Erhebung führen, eine gottesdienstliche Musik, die eine der gottesdienstlichen Handlung entsprechende Stimmung auszulösen imstande ist, bezeichnen wir mit synagogalem Musikstil.

Hundert Jahre Hamburger Tempel.

Von Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld.

Hamburger Tempel! Erinnerungen aus frühen Jugendjahren steigen in meinem Geiste auf. Ein frommer Jude, so hörte ich sagen, darf den Tempel nicht betreten; denn der große „Chachám" Jsaak Bernays hat ihn mit dem Banne belegt. Nein, sagten andere, über den Tempel selbst hat er den Bann nicht ausgesprochen, mithin dürfte man eigentlich das Gebäude wohl betreten; aber über dem Gebetbuch, das beim Tempelgottesdienst benützt wird, liegt allerdings der Bann, und da ist es jedenfalls besser, wenn wir uns von diesem Gotteshaus fernhalten.

Gleichwohl konnte mir, einem religiös interessierten Knaben, natürlich nicht gleichgültig sein, was in einem so verpönten Gotteshaus meiner Heimatgemeinde vorging. Und so horchte ich denn mit gespanntester Aufmerksamkeit auf alles, was Verwandte und Freunde, die sich über den „Bann" hinwegsetzten, vom Tempel zu erzählen wußten. Und da mußte ich denn doch über manches, was ich zu hören bekam, den Kopf schütteln. Von einem der Kanzelredner erzählte man, er beziehe sich in seinen Sabbatpredigten, wenn er auf die „heutige Sidra" hinweise, nicht auf

das, was im Tempel, sondern auf das, was in der orthodoxen Synagoge gelesen worden ist. Wie sollte ich das und manches andere, was man vom Tempel, seinen Einrichtungen und seinen Predigern erzählte, verstehen? Hatte der Tempelverband denn „Angst vor seiner eigenen Courage?" Hatte er kein Zutrauen zu seinen eigenen Einrichtungen? War er denn nicht auf festen Grundsätzen aufgebaut? Verfolgte er keine ganz bestimmten Ziele? Hatte er sich nicht mit vollem Bewußtsein von der Orthodoxie getrennt? Weshalb dann aber das ewige Hinüberschielen nach der Orthodoxie, von dem man immer sprach, weshalb die Sucht, sich bei ihr lieb Kind zu machen? Je mehr ich vom Tempel hörte, um so mehr verstärkte sich bei mir der Eindruck: Hier fehlt der feste Standpunkt und darum die Werbekraft. Ich wußte damals noch nichts von den Urteilen, die ein Graetz und ein Geiger über den Hamburger Tempel gefällt haben, wußte nicht, daß Graetz ihn eine „Mischlingsgeburt" genannt hat, die „ohne Liebe und Begeisterung in die Welt gesetzt worden"[1]) sei, wußte nicht, daß Abraham Geiger sein Urteil dahin abgegeben hat, der Tempel habe nicht verstanden, „sich zum Träger des wissenschaftlichen, richtig erkannten religiösen Fortschritts im neueren Judentum zu machen"[2]), es sei vielmehr sein Bestreben gewesen, „sich möglichst anzuschmiegen."[3]) Das alles wußte ich damals noch nicht. Soviel aber sagte mir schon mein schlichtes, gesundes Empfinden: Wenn neben dem Synagogenverband, in welchem das orthodoxe Judentum mit Eifer und Begeisterung gepflegt wird, der Tempelverband Geltung haben und Ansehen genießen will, so kann es nur dadurch geschehen, daß er mit demselben Eifer und mit derselben Begeisterung die Grundsätze des fortschrittlichen Judentums vertritt und mutig und furchtlos verkündet.

Tatsächlich konnte ich beobachten, wie in den Hamburger orthodoxen Kreisen die heftige Gegnerschaft gegen den Tempel von Jahr zu Jahr nachließ, nicht etwa, weil man in jenen Kreisen die Berechtigung des fortschrittlichen Standpunktes allmählich anerkannt hätte, sondern weil man in dem Tempel keinen zu fürchtenden Gegner mehr erblickte. Man hielt ihn nachgerade für völlig harmlos, weder werbekräftig genug, der Orthodoxie Anhänger abspenstig zu machen, noch auch diejenigen heranzuziehen und dem Judentum wiederzugewinnen, die sich dem religiösen Denken und der religiösen Betätigung entfremdet hatten. So dachte man in den orthodoxen Kreisen der Hamburger Gemeinde über den Tempel vor etwa dreißig Jahren, und so beurteilt man ihn in diesen Kreisen auch noch heute.

In dem Vorwort zur sechsten Auflage des Tempelgebetbuchs wird die Hamburger Tempelgemeinde mit Recht „die eigentliche Muttergemeinde des fortschrittlichen Judentums"[4]) genannt, und von ihrem ersten Gebetbuch wird mit berechtigtem Stolze gerühmt, es sei „das erste Lebenszeichen der erwachenden Erkenntnis, daß das Judentum die Religion des ewigen Fortschritts, der stetigen Fortentwicklung ist."[5]) Als aber vier Jahre nach Erscheinen dieser Auflage die „Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland" gegründet wurde, wo blieb da die „Muttergemeinde des fortschrittlichen Judentums?" Laute und freudige Zustimmung hatten wir von ihr erwartet, einen Jubelruf: „Dies ist Gebein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleisch." Die ganze Tempelgemeinde hätte sich der Vereinigung für das liberale Judentum anschließen müssen. Statt dessen eisiges Stillschweigen, kein ermunternder Zuruf, keine begeisterte Freude darüber, daß der jüdisch-religiöse Liberalismus endlich aus seinem Dornröschenschlaf erwacht sei und sich zu einer Tat aufgerafft habe.

---

[1]) Graetz, Geschichte der Juden, Band 11, S. 416. Leipzig 1870.

[2]) Geiger, Nachgelassene Schriften, 1. Band, S. 176. Berlin 1875.

[3]) daselbst, S. 181.

[4]) Gebetbuch, herausgegeben vom Israelitischen Tempelverband in Hamburg, 1904, Vorwort S III.

[5]) daselbst.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 22.
Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedrichstr. 29.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bieber-Gasse 6.

Liberales Judentum

Monatsschrift

für die religiösen Interessen des Judentums

herausgegeben von der

Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland

unter der Redaktion von **Dr. Caesar Seligmann**, Rabbiner in Frankfurt a. M.

No. 11 und 12. **Jahrgang 10.** **Novbr. u. Dezbr. 1918.**

Ueber die Berechtigung des Zionismus.

Von Erich Sachs-Charlottenburg.

Widerstand gegen den Zionismus darf sich nicht gegen die praktischen Ausführungsmöglichkeiten seiner Bestrebungen richten z. B. gegen die Besiedelung Palästinas vom politischen oder volkswirtschaftlichen Standpunkt aus. Er darf sich auch nicht bestimmen lassen von der nahegerückten Möglichkeit der Aufrichtung eines jüdischen Staates. Denn Zionismus ist eine Idee und nur Idee darf gegen Idee auftreten.

Die Kernfrage ist: Worin besteht die Sendung der Juden? Und wie kann sie zur Wirklichkeit gestaltet werden? Aber vor dieser Frage müssen wir eine andere stellen: Haben wir Juden überhaupt eine besondere Aufgabe für die Menschheit? Wenn wir diese Aufgabe gefunden haben, so werden wir eben hierin das Wesentliche von uns Juden erkennen.

Die bedeutenden Wirkungen auf die Menschheit, deren Ausgangspunkt in den Juden liegt, als sie noch als ein geschlossenes Volk im eigenen Staate lebten, sind von der Geschichte anerkannt. — Zwar nicht der Gottesbegriff, aber die Reinheit des Gottesbegriffes war ihre erste große Geistestat, die sie von allen anderen Völkern scharf unterschied. Indem ihre Führer diesen Gedanken mit ungeheurem Wurf als Grenzstein und Zielpunkt vor das Volk warfen, trieben sie es unablässig zum Erreichen dieses Ziels an. Aber der Wurf war für die Augen der Masse zu weit, das Christentum nahm den Gedanken auf und setzte ihn mit schwächerem Wurf als näheres Ziel vor den Blick der Menschheit hin. Das jüdische Volk hatte im Besitz seines reinen Gottesbegriffes recht gehabt, sich für etwas besonderes zu halten, es gehörte wirklich eine besondere Geistesveranlagung dazu. Und auch die Idee der Menschheit, die das Christentum im bewußten Ausbau mit dem Gottesbegriff vereinte, um die Welt danach zu formen, ist als eine reife Frucht im jüdischen Volke gebildet und von seinen höchsten Gestalten, den Propheten, verkündet worden.

An sich ist ein Gottesbegriff weder wertvoll noch wertlos, er ist eine notwendige Erscheinung der geistigen Verfassung des Menschen. Seinen Wert gewinnt er erst durch die Folgerungen, die aus ihm gezogen werden. Daß die Juden von ihrem Gott zur Idee der Menschheit gelangten und ihre Propheten die reinsten Bilder von der Einheit des Menschengeschlechts und von einem gemeinsamen Ziel entwarfen, das war die zweite große Geistestat des jüdischen Volkes, die es nicht nur von allen anderen Völkern unterschied, sondern über deren völkische Beschränktheit weit heraushob.

Es war vor etwa 2000 Jahren, um die Zeit, als das Christentum in seiner trüben Mischung die beiden großen jüdischen Gedanken erst wirklich unter die Menschen zu pflanzen begann, daß das jüdische Volk Staat und Heimat verlor und als einziges Erbteil seinen fruchtbaren Geist und geistigen Besitz mit sich in die Welt nahm. Außerdem hatte es als Volk nichts Hervorragendes geleistet. Es hatte der Welt kein Vorbild einer guten Verfassung gegeben, die alle Kräfte eines Volkes zu wecken verstand — dazu war

es zu einseitig orientiert. Aus demselben Grunde hatte es in der Philosophie nichts geleistet, in den Künsten, in Wissenschaft und technischen Erfindungen, im Kriegführen, im Handel und in der Landwirtschaft, in alledem hatte es mindestens nichts zuwege gebracht, worin andere Völker ihm nicht gleichgekommen wären oder es übertroffen hätten. Jedenfalls hat von allem, was das jüdische Volk hervorbrachte, nur seine Religion auf die ganze Menschheit gewirkt, durch die Vermittelung des Christentums.

Auf diesem Gebiet liegt die große Kulturtat des jüdischen Volkes als die Frucht einer religiösen Staatsgemeinschaft. Hier hinein war die besondere, wesentliche Leistung des Judentums gelegt; und wenn wir an die dauernde Kraft dieser Idee glauben, so liegt darin auch heute noch das Wesentliche des Judentums, in nichts anderem.

Wir haben als die höchsten Gedanken des Judentums den Gottesbegriff und die Menschheitsidee gefunden. Das erste zu verbreiten, wo Schlechteres herrscht, das zweite zur Wirklichkeit werden zu lassen, das ist die Sendung des Judentums vom Anfang an. — In der langen Abgeschlossenheit als Volk hat die Fähigkeit gelegen, diese Ideen auszubilden, aber sie zu verbreiten und zu verwirklichen hat es sich als Volk unfähig gezeigt. — Dann zersplitterte das Volk in die Welt und vervielfachte damit seine Berührungsflächen und die Möglichkeiten der Beeinflussung. Sollten Ideen nicht einen stärkeren Rückhalt am überall eindringenden Einfluß ihrer Träger haben als an der zweifelhaften Macht eines zusammengedrängten Volkshaufens? Erst in seiner Zerstreuung kann das Judentum seiner Sendung gerecht werden, wenn es sie richtig erkennt. Der Gottesbegriff war als Ausgangspunkt zwar von der größten Bedeutung, aber er tritt zurück hinter den wesentlichen Teil unserer Sendung, der Verwirklichung der Menschheitsidee. — Für die Verbreitung des Gottesbegriffes hat das Christentum viel geleistet, es ist dafür die Vorstufe zum Judentum, weil der unvermittelte Aufstieg zu dessen Höhe für die Masse zu steil wäre. Aber was es für die Menschheitsidee geleistet hat, sehen wir heute. Jedes Volk flehte Gottes Segen auf seine Waffen, um mit den gesegneten Waffen die Menschheitsidee zu morden. Wenn Herder vor etwa 100 Jahren noch feststellen konnte, alles neige sich in Europa zur allmählichen Auslöschung der Nationalcharaktere, so ist heute das Gegenteil der Fall. Neue Ideale sind aufgekommen, vor allem die vom Selbstbestimmungsrecht der Völker und der Forderung von Nationalstaaten. — Auch die Zionisten schwimmen in diesem Strom. Aber eins darf man bei dieser Bewegung nicht übersehen, daß freies Ausleben der Völker und Nationen nur deshalb gefordert wird, weil die freie Entfaltung aller nationalen Eigentümlichkeiten auch die Ausbildung aller nationalen Vorzüge mit sich bringe, und hierdurch erst das große Mosaik der Menschheit vollkommen ausgeführt werden könne. Alle diese Nationalisten leben von der Zukunft, sie sehen nationale Besonderheiten, fordern freie Anerkennung, am besten einen eignen Staat, und hoffen, mag das Gebilde auch noch so wunderlich werden, aus dem Haufen Unkraut müsse doch eine volle Aehre auftauchen, die sie rechtfertigt. — Diese Nationalisten stützen sich wenigstens auf eine gewisse Volksmenge, die altansässig auf einem zusammenhängenden Boden lebt, in gleichen oder ähnlichen Sitten, mit gleicher Sprache und dem Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit auf Grund ihres Gegensatzes zu den anderen Umwohnenden oder Beherrschenden. Und die Zionisten? Die Grundlage für ihr nationalistisches Bestreben ist natürlich die Zusammengehörigkeit aller Juden, die über die Welt zerstreut sind. Eine Nation kann man aber nur auf das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit zum Unterschied von anderen Nationen gründen, und die Zionisten sagen mit Recht, wenn dieses Bewußtsein noch nicht lebendig sei, so könne man es wecken. Aber wie beweisen sie die Zusammengehörigkeit? — Den Beweis der körperlichen Besonderheit und Zusammengehörigkeit aller Juden, der zum Aufstellen eines besonderen Rassebegriffes berechtigte, will ich als einwandfrei geführt ansehen, trotzdem er die anfechtbarste ihrer Behauptungen ist. Aber es kommt für uns hier nicht darauf an, man würde das Ziel der Zionisten zu sehr unterschätzen, wenn man glaubte, sie zögen aus diesen körperlichen Vorbedingungen die Folgerung, unbedingt eine Nation zu gründen, sozusagen aus einer Art höchster Pedanterie, um Ordnung in die Musterkarte der Menschheit zu bringen. Sondern das Wesentliche, das sie zur Gründung

einer Nation treibt, ist ihnen die geistige Zusammengehörigkeit aller Juden, vor allem die geistige Besonderheit zum Unterschied von allen anderen. Aber gesetzt, sie bestände, so würde das noch keine zureichende Veranlassung sein können, um eine Nation zu gründen. Sondern entweder man gründet sie, um den geistigen Eigentümlichkeiten den freien Raum zur Entfaltung zu geben, den sie in der fremden Umgebung nicht genießen, ohne Rücksicht darauf, ob man dadurch Wertvolles kultiviert oder nicht. Das wäre das moderne, rücksichtslose Selbstbestimmungsrecht der Nationen, und man darf eine so hohle Phrase nicht als Leitstern der Zionisten hinstellen. Oder man glaubt, durch Gründung einer Nation den besten Boden zur Pflege des besonderen Geistes schaffen zu können und durch seine Erhaltung der Menschheit ein wertvolles Geschenk oder zum mindesten die Hoffnung darauf durch die Gewähr seiner Entwickelung zu machen.

Wird unsere jüdische Wesensart unterdrückt? Besteht überhaupt das allgemeine Gefühl für das Dasein einer besonderen jüdischen Wesensart inmitten der umschließenden Nationen? — Eine Besonderheit wird fraglos allgemein empfunden. Für uns genügt im vorliegenden Fall die Feststellung, ob das Gefühl ihrer Unterdrückung besteht. Wir wollen von den Ländern Rußland und Rumänien absehen, in denen die Unterdrückung des Einflusses aller einwohnenden „Fremdvölker", zu denen auch die Juden rechneten, versucht wurde, — heut ist in Rußland und grundsätzlich auch in Rumänien die Gleichberechtigung ausgesprochen. Doch in den anderen Kulturländern Europas gibt es eigentlich nur eine Stimme, vor allem in Deutschland, daß der geistige Einfluß der Juden in der sozialen Politik, in der Presse, in der Kunst, in Handel und Industrie stark hervortrete, viele meinen sogar an der Spitze stehe. Ich gehe nicht darauf ein, ob dieses Gefühl einen triftigen Grund hat, sondern ich will nur feststellen, daß von einer geistigen Unterdrückung der jüdischen Wesensart in allen europäischen Kulturstaaten keine Rede ist[1]) Hierbei nehmen wir eine besondere jüdische Wesensart als heute noch feststehend vorweg, durch die sich die überall in den einzelnen Völkern verstreuten Juden von deren Wesensart unterscheiden. In objektiven Behauptungen auf diesem Gebiet, wo fast nur die subjektive Meinung herrscht, kann man nicht vorsichtig genug sein. Wenn wir uns bei der folgenden Ausführung auf die Völker Europas beschränken, so vergleichen wir sie untereinander erstens im Ganzen, in ihrer nationalen Willensrichtung und verwerten hierfür die Geschichte ihrer Kriege und ihrer Politik, was sie damit erstrebten und erreichten. Dieses Vergleichsgebiet kommt für uns Juden wegen der Zerstörung unseres eigenen Staatslebens nicht mehr in Betracht. Zweitens vergleichen wir sie in rein geistiger, kultureller Hinsicht, aber dann nicht mehr im Ganzen, sondern nur noch in den Leistungen ihrer höchsten Erscheinungen, ihrer Denker, Künstler und Erfinder. Und da treffen wir auf die Tatsache, daß solche kulturellen Leistungen umso höher geschätzt werden, je höher sie über die nationale Besonderheit hinausragen. In diesem Sinne sagen wir, daß wahrhaft große Männer der Welt gehören. In der Masse der nationalen Leistungen werden wir gewisse Besonderheiten feststellen, genau wie zwischen zwei Individuen derselben Nation. Die eine erhält eine besondere Geistesrichtung durch das Meer, die Rauheit des Klimas, die andere von einem fruchtbaren Land; hier zwingt die umgebende Natur den Geist durch ständige Arbeit für die Notdurft

[1]) Diese allgemeine Ansicht vom herrschenden jüdischen Einfluß sieht ihn allerdings nur von seiner schlechten Seite als zersetzend in allen Beziehungen des öffentlichen und Kulturlebens des umschließenden Volkes an. Hingegen ist der Hinweis auf die bedeutende aufbauende Mitarbeit der Juden im Kultur- und Wirtschaftsleben der europäischen Völker keine geeignete Verteidigung; denn wer den Vorwurf macht, wird hierauf antworten, daß eben unser Aufbauen und Mitarbeiten für ihn die Zersetzung bedeute. Sondern wir müssen erkennen, daß es der Fluch des Suchenden ist, als Verführer in die Irre verschrieen zu werden. Und wir Juden sind Suchende geblieben, wenn die anderen schon gefunden zu haben glauben. Jede Aenderung und Weiterbildung bestehender Zustände kann man mit „Zersetzung" bezeichnen, wenn es beliebt, um dem unzertrennlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung einen schlechten, unethischen Beigeschmack zu geben. Doch das Eingehen auf die hier gestreiften Fragen liegt außerhalb meines Themas. Diese Wirkungen, die segensreich oder gefährlich scheinen, als fortschrittzeugende Lebendigkeit oder zersetzende Wühlerei angesehen werden mögen, können nicht der Kern, sondern nur das Offenbarwerden der jüdischen Wesensart bedeuten.

des Körpers zu den höchsten technischen Erfindungen, dort läßt sie ihm die Freiheit, auf das Gebiet abstrakter Begriffe zu schweifen. Aber diese geistigen Unterschiede sind nur gradweise Unterschiede in der Ausbildung des Geistes überhaupt, indem hier die eine, dort die andere Fähigkeit stärker entwickelt ist durch immer im gleichen Verhältnis wirkende äußere Einflüsse und den befestigenden Einfluß der Vererbung und Tradition. Wenn wir auf diesem Gebiet für uns heutige Juden eine geistige Besonderheit feststellen, so kann diese nur ein Ausfluß der Vererbung und der Tradition sein, da wir die äußeren Einflüsse seit mehr als 1000 Jahren mit den Völkern teilen, in denen wir leben. Eine entschieden vererbte geistige Besonderheit dürfte man mit Recht nur aus einer allgemein jüdischen Eigentümlichkeit der Schädel- und Gehirnbildung folgern, die einen nachweisbaren Einfluß auf die geistigen Anlagen hätte. Diese ist bis jetzt noch nicht festgestellt. Aber die feinen geistigen Differenzierungen, die eine bestimmte Richtung durch Jahrtausende von der Tradition geführter Gedankengänge zu bewirken scheint, wie z. B. die Beschäftigung mit der Bibel, Talmud und ethischen Fragen, können wir allerdings an uns heutigen Juden erkennen, in unserer gedanklichen Eindrucksempfänglichkeit und unserer Ueberlegenheit auf dem Gebiete des abstrakten Denkens. Wir erkennen also eine jüdische geistige Besonderheit, aber hieraus eine Wesensfremdheit zu den anderen zu konstruieren, wäre nicht notwendig. Und das Bedürfnis, sich als Nation abzusondern, hätte doch nur dann einen Sinn, falls diese sicherlich wertvolle Wesensart in Gefahr wäre, erstickt zu werden, oder falls sie nur dann Aussicht zu größerer Vervollkommnung hätte. Was die allgemeine Aussicht von der Unterdrückung des jüdischen Wesens sagt, ist oben schon gezeigt. Aber daß man dieser jüdischen Besonderheit zuliebe eine Nation gründen sollte, wäre zu mindestens ein Experiment, das den Einsatz nicht lohnen würde, weil wir dabei mehr verlören, als gewännen. Hierauf komme ich noch zurück, denn hier liegt die Kernfrage, ob wir Juden imstande sind, auf unsere Besonderheit eine eigene Kultur zu gründen, die der Menschheit wertvoll wäre. Denn nur in diesem Fall hätten wir die moralische Berechtigung, sogar Verpflichtung hierzu. Aber wenn wir finden, daß wir in den großen Gedanken unserer Bibel eine ungeheure Kulturtat für die Menschheit geleistet haben, die nicht ein fertiges Geschenk und eine erledigte Sache ist wie griechische Tragödien oder Marmorbilder, sondern eine unerreichte ideale Forderung enthält, die ihrer Verwirklichung harrt, heute so gut wie vor Tausenden von Jahren, wenn wir hierin unsere kulturelle Aufgabe erkennen, so werden wir uns den Bedingungen fügen, die ihr die Erfüllung am ehesten verheißen. Denn hier liegt ja unser gemeinsames Ziel.

Auf welche geistige kulturversprechende Besonderheit wollen nun die Zionisten die jüdische Nation gründen? Das äußere Hauptmerkmal, die gemeinsame Sprache, besteht nur sehr bedingt. Jedenfalls kann man im Allgemeinen heut nicht mehr von einer gemeinsamen, lebendigen Sprache der Juden reden. Und auf die Lebendigkeit der Sprache kommt es an, die sich im Gebrauch des täglichen Umgangs mit der Entwickelung des Geistes selber entwickelt. Nur dann könnte sie ein geistiges Bindeglied unter den Juden sein, die statt dessen in der Hauptsache die Sprache des betreffenden Volkes, in dem sie leben, als Umgangssprache gebrauchen. Aber sogar wenn wir das Jiddisch als die Umgangssprache eines zahlenmäßig überwiegenden Teils der Juden hinnehmen, kämen wir zu der Ueberraschung, daß trotzdem das Jiddisch nicht zur Nationalsprache auserwählt ist, sondern das Hebräisch, die Sprache der Tradition. Die Zionisten schätzen also ein anderes geistiges Band noch höher als die Gemeinsamkeit der Sprache, nämlich die Tradition. Wenn wir nun zu den Wurzeln der Tradition steigen, so finden wir für alle heutigen Juden ein gemeinsam erlebtes Volks-Schicksal im eigenen Staat bis zur Zerstörung Aber hier kann das Band nicht liegen, denn die Geschichte längst vergangener Ereignisse ist der Gegenwart etwas Totes, sie berührt uns heute erst dann, wenn wir sie im Dienst der Ideen erkennen. Als kriegerisches Ereignis sind uns die Kämpfe der Makkabäer so fern wie die der Griechen bei Salamis, aber als Entscheidungskämpfe für die großen Ideen der jüdischen Geisteswelt stehen sie auch heute noch lebendig vor uns. Wir müssen vielmehr nach den Ideen suchen, die in der Tradition leben, und da finden

wir als geistige Erbschaft mit einem Wort die Gedankenwelt der Bibel. Alles kam aus ihr, der Gottesdienst und die Blüte der jüdischen Literatur. Doch auf eine solche gemeinsame Geschichte, auf eine Literatur, auf gottesdienstliche Gebräuche kann man keine Nation gründen wollen, eher einen Lehrstuhl, ein Seminar oder eine Kirche, wenn so etwas überhaupt in Betracht käme. Sind etwa in der Bibel Ideen, für die wir eine Nation gründen könnten oder vielleicht sogar gründen müßten? Alles Dogmatische fällt von vornherein weg, da es unserer Zeit unwürdig ist. Und zur Bewahrung bis heute unerreichter moralischer Forderungen braucht man keine Nation. Um sie zu verbreiten und in der Menschheit in Erfüllung gehen zu lassen, sind weder eine Nation noch eine angeborene oder anerzogene Religion die Mittel.

Aber wir hatten eine Idee der Bibel als die höchste anerkannt, als die wesentlichste des Judentums und die gültige Sendung der heutigen Juden. Es ist die Idee der Menschheit. Und für das Wirken dieser höchsten Idee ist die Nation das untauglichste Mittel. Wenn wir nicht schon vom Schicksal unter die Völker zerstreut wären, müßten wir uns um ihretwillen zerstreuen. Wir Juden leben als Träger dieser Idee in allen Ländern Europas, in mehr als 1000 Jahren wandelten Land und Klima die Asiaten zu Europäern, sie hüteten Hunderte von Jahren in der Barbarenzeit der europäischen Völker ihr geistiges Erbteil in strenger Abgeschlossenheit, bis sie von der steigenden Flut der Kultur, die endlich die Völker auf ihren Rücken hob und über die geistigen Schranken ihrer Absonderung stieg, selber mit emporgehoben wurden. Jetzt erst wurden die einzelnen Länder, in denen die Juden verstreut waren, ihnen eigentlich zum Vaterland, indem ererbte, restlos gebrauchte Lebendigkeit und Schärfe ihrer geistigen Anlage sie jede reifste Frucht der nationalen Kultur dieses Landes voll genießen und bald selber den eigenen Beitrag zu weiteren Fortschritten geben ließ. Denn man verdient sich sein Vaterland so gut durch geistige wie durch körperliche Arbeit. So genießen wir alles Gute der Nationen und helfen ihnen ihre Schicksale zu tragen, ohne doch ganz in ihrer Abgrenzung zu versinken.

Wir müssen heute mehr als je über diese Mauern des Nationalismus hinwegsehen, zu den Juden der anderen Völker, als die Bindeglieder der Nationen. Denn das Christentum, als Religion in zwei feindliche Lager gespalten, ist noch in seinen Splittern von den Parteien seiner Träger zur Magd ihrer nationalen Bestrebungen entwürdigt worden. Was es der Menschheit zu sagen hätte, muß es auf Kommando des Nationalismus verschweigen. Darum ruht die Aufgabe vor allen anderen auf unseren Schultern.

Wir sind dazu berufen, als die Wächter auf den Schiffen der Nationen, wenn die Besatzung zielvergessen nur nach den eigenen Interessen steuern will, den Kurs ihrer Fahrt trotz allem auf den fernen, alle fassenden Hafen der Menschheit gerichtet zu halten. Das ist unsere Sendung, zu der wir nicht etwa als die Einzigen, aber als die Reifsten berufen sind, wenn wir selber daran glauben. Denn jeder hat die Aufgabe, zu der er sich berufen fühlt.

* * *

Anmerkung: Darum war es das jämmerlichste Zeichen an einem Juden, mit im nationalistischen Chor seines Landes zu brüllen und sich als begeisterten Chauvinisten zu gebärden. Wir deutsche Juden haben das Glück, aus Ueberzeugung auf der Seite des Völkerbundes zu stehen, der den Kampf gegen die nationalistische Tollheit und Vergewaltigungssucht bedeutet. Und in den feindlichen Ländern sollten die Juden sich wenigstens soweit besinnen, daß sie im Interesse des notwendigen Staatswesens den Giftbecher, den ihnen ihr Vaterland reicht, wie Sokrates in schweigender Pflichterfüllung leeren.

Nicht weniger als ein Deutscher, nicht nur ein Deutscher, sondern mehr als ein Deutscher, ein deutscher Jude, so muß es heißen, und entsprechend überall in allen Nationen.

Memento mori!

Von Prediger Karl Rosenthal, Hörde i. W., z. Zt. Offiz.-Stellv. im Felde.

Wir hatten 9 Tage im Trommelfeuer der Flandernfront gelegen. In der Nacht zum 1. Mai wurden wir abgelöst. Es war eine jener unendlich weichen, milden Frühlingsnächte, die das Herz überfließen läßt von tiefer Sehnsucht und freudigem Lebenswillen. Nach den schweren Tagen, die hinter uns lagen, waren wir alle in ernster, beinahe feierlicher Stimmung. Als wir uns dem Schloßpark des kleinen Städtchens M.... näherten, wo wir Ruhequartiere beziehen sollten, fiel einem von uns ein, daß die erste Mainacht wäre. Das gab frohen Mut! Einer fing an heimlich zu singen; ein Zweiter folgte, und bald schallte aus 180 frischen Kehlen ein heller Klang in die düftereiche Nacht hinaus: „Der Mai ist gekommen!" Not und Gefahr waren vergessen, frischer Lebensmut erfüllte alle Herzen. Kaum dem Tode entronnen, grüßten wir freudig — übermütig den jungen Lenz.

Am andern Mittag — es war ein Sonntag — spielte unsere Regimentskapelle im Schloßpark von M.... Sie stand in einem Kreisrund auf dem gepflegten Rasen. Auf den breiten, schattigen Wegen zogen Feldgraue, die die Spuren der Schützengräben noch an sich trugen, in lustigem Geplauder auf und ab und lauschten den fröhlichen Weisen der lang entbehrten Musik. Auch ich denke nicht mehr der harten Tage hinter uns. Fühle mir den Pulsschlag neuen Lebens, das mit heißer Gewalt mich durchströmt. Und freue mich am Gezwitscher der Vögel, am berauschenden Duft üppigen Flieders und am ernsten Grün alter Buchen und breitästiger Platanen. Plötzlich sehe ich, über den Rasen weg, unter den dunklen Bäumen etwas Helles leuchten. Langsam schreite ich näher: drei frische Gräber mit weißgestrichenen Kreuzen! Im Tode vereint schlafen hier zwei Franzosen und ein Deutscher den ewigen Schlaf!....

Kaum hatte ich das junge Leben begrüßt, mahnt schon wieder der Tod: Gedenke mein!

Zwei Jahre später.

Ich lag 1200 Meter hoch in einer Beobachtungsstelle — nach schwerer Verwundung war ich inzwischen Artillerist geworden — und beobachtete von hier aus das Schießen meiner Batterie. Den ganzen Tag bis spät in die Nacht hinein hatte rege Kampftätigkeit geherrscht. Der Gegner überschüttete uns alle paar Stunden mit heftigen Feuerüberfällen. Es mochte bald Mitternacht sein, und ich benutzte die endlich eingetretene Ruhe dazu, meine schriftliche Gefechtsmeldung zu machen. Da trat der Vizefeldwebel G.... von der Fußartillerie, dessen Beobachtungsstelle unmittelbar neben der unsrigen lag, in meinen Unterstand. Er wollte seinen Gefechtsbericht mit meinem vergleichen. Während wir die Vorgänge des Tages besprachen, erschien ein mir zugeteilter Telefonist, um eine Meldung zu überbringen. Mit strammer Kehrtwendung trat er ab und ich entließ ihn mit den Worten: „Gute Nacht, Cohn!"

Kaum hatte er den Unterstand verlassen, da hub mein Besuch, der Vizefeldwebel, ein hämisches Lachen an: „Der ist wohl ein Itzig??" Mir schlug das Blut ins Gesicht, doch ich fragte noch ganz ruhig: „Warum nennen Sie den Mann einen Itzig?" „Nun," antwortete Vizefeldwebel G...., der im Zivilberuf Geschäftsreisender ist, „wenn er Cohn heißt, wird er doch einer sein." — „Er ist Jude!", sagte ich. „Na, wir haben schon als Kinder „Itzig" gerufen." — „Und wenn Sie schon in Ihrer Jugend solchen Unfug mitmachten, warum beschimpfen Sie hier einen Soldaten, der treu seine Pflicht erfüllt und wie Sie jeden Augenblick ein Kind des Todes sein kann!?" G...., den meine Parteinahme für den „Itzig" wohl überraschen mochte, antwortete etwas gereizt: „Es ist der erste Jude, den ich in vorderster Linie treffe!" Empört war ich aufgesprungen: „Und vor Ihnen steht der zweite!" — — Hilfloses Verlegenheitsgestammel. Er hätte das nicht ahnen können. .... „Ich will Ihnen etwas sagen", unterbrach ich G.'s Entschuldigungen, „Cohns Bruder fiel vor 1½ Jahren in Flandern — gewiß nicht in den heimatlichen hinteren Linien, wo so viele sind, die gleich Ihnen über die „Itzigs" schimpfen, die nicht in vorderster Linie zu finden seien. Und in dem Augenblick, in dem Sie glauben, draußen den ersten Juden

vor sich zu sehen, stoßen Sie gleich auf den zweiten. Nicht wahr, die Antisemiten haben recht: wir Juden sind doch überall; stets drängen wir uns vor!? Auch wir, fünf Brüder in unserer Familie, waren so zudringlich, in den ersten Tagen des Krieges zu den Fahnen zu eilen, mehrere von uns wurden verwundet, erhielten das E. K. und andere Orden, einer ist in der Sommeschlacht geblieben. Wer weiß, wieviele Juden Ihnen draußen bereits begegnet sind, ohne daß Sie's wußten! Sollten Sie Ihrem — — — Vor-Urteil über die Juden in Zukunft nicht doch einige Mäßigung auferlegen wollen? Vergessen Sie nicht: dieselbe Kugel kann Ihnen wie mir den Tod bringen, vor ihm sind Juden und Christen gleich. Vielleicht wird die Erfahrung dieser Nacht Ihnen eine Lehre sein!" Vizefeldwebel G. brachte noch einige unglückliche Entschuldigungen vor und verließ meinen Unterstand. —

Einige Monate später ging ich mit Vizefeldwebel G. zur Gasraumprobe. Wir sprachen von gleichgültigen Dingen und dachten höchstens an den Telefonisten Cohn, der seit längerer Zeit zu seiner alten Batterie zurückversetzt war. Hoch über uns surrten zwei deutsche Flieger in der Luft, umgeben von einem Kranz weißlich-gelber Schrapnellwölkchen, und das Getöse der platzenden Geschosse machte die Luft erzittern. Um uns vor den zahlreichen herabfallenden Sprengstücken etwas zu schützen, traten wir seitwärts in den Wald. Ein kleiner Soldatenfriedhof lag vor uns. Zwei bayerische Landsturmleute waren im Begriff, ein frisches Grab aufzuschaufeln, in das wohl vor kurzem ein Krieger gebettet sein mußte. Auf dem Erdhaufen, neben dem noch halb geöffneten Grabe lag ein weißes Holzkreuz, von einem riesigen Kranz aus Tannengrün halb verdeckt. Ohne besondere Anteilnahme, fast aus Neugier schob ich den Kranz zur Seite, den Namen des Gefallenen zu lesen. Ich fühlte, wie ich plötzlich erbleichte. Vizefeldwebel G., der wohl bemerkte, daß ich meiner Bewegung kaum Herr werden konnte, kam näher. Ich zeigte auf das Grabmal. Da stand:

Hier ruht ein treuer deutscher Kamerad.
Telefonist Siegfried Cohn,
geb. 3. 8. 94 zu W., gefallen am 6. 10. 1917.
5. Batterie, Feldartillerie-Regt. . . .

Ich trat an das Grab und warf drei Schaufeln Erde hinein. Vizefeldwebel G. folgte meinem Beispiel. Dann gingen wir schweigend langsam weiter. Einer fühlte vom andern, was ihn bewegen mochte. Und nach nach einigen Minuten sagte Vizefeldwebel G. halblaut: „Habe ich das denn ahnen können?!"

Wajelchu sch'nehem jachdow. —

Da gingen wir einträchtig weiter und dachten an den Tod.

Die biblische Lehre von der göttlichen Vergeltung.

Von Direktor Dr. GutmannBerlin.

Die Lehre von der Vergeltung ist die Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Geschichte. Tausenden schwebt heute diese Frage auf den Lippen, aber schon in der biblischen Zeit stand sie im Vordergrund des religiösen Denkens der führenden Geister Israels.

Ueber die älteste Anschauung des Volkes Israel vom Verhältnis Gottes zu den Menschen haben wir keine direkten Zeugnisse. Aber nach einer jetzt ziemlich allgemeinen Annahme ist der Glaube an Gott als den Quell und den Hort alles Rechts und aller Sittlichkeit ein spezifisch mosaischer Gedanke. Denn keiner der großen Propheten des 8. Jahrhunderts hat das Bewußtsein, mit seiner Lehre vom heiligen Gott seinem Volke etwas absolut Neues zu bringen; jeder ist vielmehr überzeugt, daß er mit seiner Predigt an alte, längst bekannte Gedanken anknüpft, die nur vom Volke nicht beachtet, von ihm entstellt und zum Teil aus Verkehrtheit des Herzens in ihr Gegenteil verwandelt worden sind. Diese Gedanken können aber auch nicht, wie Bäntsch in seinem Buch über altorientalischen und altisraelitischen Monotheismus zeigt, das Ergebnis einer Höherentwicklung der Volksreligion sein, sie weisen vielmehr durch ihren charakteristischen Gegensatz zu allem, was sonst Bestandteil einer Volksreligion ist*), auf einen religiösen Genius

*) Israel hat keine Mythologie oder wenigstens nur Spuren einer solchen, die Gottheit ist nicht geschlechtlich differenziert.

hin, der sie zum erstenmale ausgesprochen hat, auf einen Genius von einer sittlichen und religiösen Tiefe, daß die Annahme unabweisbar ist, daß von ihm deutliche Spuren in der israelitischen Ueberlieferung sich finden müssen. Und wo sollten wir diese Spuren anders suchen, als in dem Bericht, der Moses an den Anfang der religiösen Entwicklung des israelitischen Volkes stellt? So dürfen wir erwarten, daß auch nach den ältesten biblischen Berichten im Verhältnis Gottes zum Menschen, in der Waltung Gottes im Leben der Menschheit, der Völker und des Einzelnen sich vor allem seine Gerechtigkeit offenbart. Und in der Tat macht das ja gerade die biblischen Erzählungen zu einem so wichtigen Mittel der religiösen Erziehung, daß hier Ernst gemacht wird mit dem Gedanken, daß sich in allem Geschehen der Wille eines heiligen und gerechten Gottes offenbart. So erzählt der Jahvist, daß die ersten Menschen das Paradies verlassen müssen, weil sie das Gebot Gottes übertreten haben; weil Kain seinen Bruder erschlagen hat, wird er verflucht und muß unstät und flüchtig auf der Erde umherirren. Bekannt ist, wie die biblischen Erzähler die Erzählung von der allvernichtenden Flut unter einen sittlichen Gesichtspunkt gestellt haben. „Nicht Haß und Unüberlegtheit eines Gottes, der auch die übrigen Götter forttreibt, führt — so erzählt es die babylonische Sage — die Sintflut herbei, sondern der gerechte Beschluß des einen heiligen Gottes, der den bis zum Uebermaß gehäuften Frevel nicht länger mit ansehen kann. Und Noa wird mit den Seinen gerettet, nicht durch die List eines ihm ohne Grund günstigen Gottes, sondern darum, weil ihn Jehova als den einzigen Frommen unter seinen Zeitgenossen erfunden hat." (Kautzsch.) Ebenso wird die Geschichte vom Untergange der Städte Sodom und Gomora in sittliche Beleuchtung gerückt. In seiner feinen, nachempfindenden Art leitet Gunkel (Genesis, S. 188) die Entstehung der Sage aus dem unheimlichen Eindruck ab, den das Tote Meer macht. Diese schauerliche Landschaft kann nur durch einen Fluch der Gottheit entstanden sein. Warum aber hat ihr Jehova geflucht? Darum, weil ihre Bewohner gesündigt haben, entbrannte der Zorn Jehovas über dieses Land. Und Lot wird gerettet, weil er gerecht war und den Sendboten Gottes Liebe erwies, an denen die Sodomiter sich in so grauenvoller Weise versündigen wollten. — Eine vorurteilslose Betrachtung der Jakoberzählung wird in der Flucht Jakobs nach Haran eine Strafe Gottes für den Betrug an Esau sehen. Die Söhne Jakobs fassen die harte Behandlung, die ihnen in Aegypten zuteil wird, als eine Strafe für ihre Verschuldung an Joseph auf. (S. Gen. 42, 21 und 22 und 44, 16); die ägyptischen Plagen werden nicht nur als ein Mittel der Rettung Israels, sondern auch als eine Strafe für ungerechte Vergewaltigung angesehen. In der sicherlich alten Erzählung von Davids Versündigung an Uria ist der Zwist im Hause Davids und die Verschwörung seines Sohnes Absalom mit all dem Kummer, den sie über das Haupt des Vaters brachte, die Strafe, die von Gott für sein hinterlistiges Vergehen über ihn verhängt worden ist.

Diese Ansicht von der Gerechtigkeit des göttlichen Waltens findet aber eine doppelte Einschränkung. Die Vorstufe der israelitischen Religion, so dürfen wir wohl annehmen, ist nicht gleich so ganz überwunden worden, daß sich nicht mannigfache Spuren von ihr in der mosaischen Religion finden. Hier interessieren uns namentlich die Erzählungen, in denen uns ein willkürliches, nicht von Gerechtigkeit diktiertes Verhalten der Gottheit entgegentritt. Gen. 3, 22 und 23 wird die Austreibung des ersten Menschenpaares mit der Furcht Gottes davor begründet, daß der Mensch seine Hand nach dem Baume des Lebens ausstrecken und so ewiges Leben gewinnen könnte. In ähnlicher Weise wird als Grund für die allgemeine Sprachverwirrung angegeben, daß der einigen Menschheit nichts unmöglich sein würde, weshalb Gott in seiner Eifersucht, um die Macht der Menschen zu brechen, ihre Sprache verwirrt und sie über die ganze Erde zerstreut. Eifervoll wacht Gott auch sonst über seine Ehre. Wer sich der Bundeslade nähert, wird vom plötzlichen Tode dahingerafft, und auf einen Appell an sein Ansehen, das bei den Völkern leiden würde, wenn er sein Volk vernichtet, ändert Gott mehrfach den verhängnisvollen Entschluß. (Exodus 32, 11—14, Num., 14, 15, 16.) Mit noch größerer Willkür verfährt die Gottheit, wenn sie das Herz und den Sinn Pharaos und seiner Diener verstockt, damit sie Gelegenheit habe, Zeichen und Wunder zu verrichten, wenn Gott selbst veranlaßt, daß Hophni

und Pinchas nicht auf ihren Vater hören, weil er beschlossen hat, sie zu töten (I. Sam. 2, 25), wenn er David aufreizt, das Volk zählen zu lassen (Sam. II, 24, 1), wenn er einen Lügengeist unter die Propheten Ahabs sendet, damit diese Ahab ermutigen, in den Kampf gegen Syrien zu ziehen, in dem er seinen Tod finden wird. Im Gegensatz zu Pharao und Ahab hat Gott auch seine Lieblinge, denen alles zum Guten gerät. Abraham steht Gott auch dann bei, wenn er sich durch eine Unwahrheit in große Gefahr gebracht hat (Gen. 12 und 20). Isaak erntet hundertfältig; Jakobs Herden vermehren sich in Haran so, daß er, der mit einem Stabe über den Jordan gezogen ist, in 6 Jahren zu einem reichen Herdenbesitzer wird; Joseph ist der Isch mazliach, dem Gott alles gelingen läßt, was er unternimmt. An diesem Glücke von Gottes Lieblingen nehmen dann auch diejenigen teil, die zu ihnen in Beziehungen treten: auch Labans Herden vermehren sich um Jakobs willen, der sie weidet; um Josephs willen segnet Gott das Haus des Aegypters, und sein Segen ruht auf allem, was ihm gehört, im Hause und auf dem Felde; um Lots willen soll auch sein ganzes Haus, sollen selbst seine Schwiegersöhne gerettet werden, wobei gar nicht gefragt wird, ob diese Verschonten fromm und der Verschonung würdig sind. (Gunkel, Genesis, S. 184.)

Von Gottes strenger Gerechtigkeit kann aber auch da nicht die Rede sein, wo die Auffassung besteht, daß Gott nicht zu den Einzelnen, sondern zu der durch Bande des Blutes verbundenen Gemeinschaft in ein Verhältnis tritt, auf den Einzelnen als solchen gar keine Rücksicht nimmt. Für den antiken Menschen ist die Familie, der Stamm, das Volk etwas ganz anderes als für uns. Der Einzelne ist nur etwas als Glied einer Gesamtheit, für sich wenig oder nichts. Nun liegt die Sache aber nicht so, daß erst etwa Jeremia infolge seiner besonderen Schicksale zum Schöpfer des Individualismus in der Religion geworden sei: wir haben zu viele Beispiele aus den älteren Quellen dafür, daß auch der Einzelne in ein Verhältnis zu Gott treten kann. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß der Glaube an die Verkettung der Geschlechter in Schuld und Verhängnis, wie ihn Hermann Cohen genannt hat, nicht bloß im 2. Gebote, das übrigens in derselben Form sich im Deuteronomium findet, zu einer Theorie vom Verhältnis Gottes zu den Nachkommen der Gerechten und der Sünder geführt hat, sondern auch für die Rechtspraxis nicht ganz ohne Einfluß gewesen ist. Die Nachkommen Sauls mußten mit ihrem Leben dafür büßen, daß ihr Vorfahr die Gibeoniter hatte austilgen wollen: und gewiß wäre uns nicht erzählt worden, daß Amazja die Söhne der Männer, die seinen Vater ermordet hatten, nicht töten ließ, wenn das Gegenteil nicht einmal allgemeiner Brauch gewesen wäre. Auch die Kinder Naboths werden um der vermeintlichen Schuld ihres Vaters willen hingerichtet, wie aus II. Könige 9, 26 ersichtlich ist. Aber auch das praktische Verhalten Gottes zum Sünder und zum Gerechten denkt man sich in gleicher Weise. Auch Gott straft den Sohn für die Sünden seines Vaters und belohnt ihn für dessen Frömmigkeit. Es heißt allerdings Num. 26, 11, daß die Söhne Korachs nicht umkamen, womit wahrscheinlich das Vorkommen der bekannten Sängerfamilie der Korachiten erklärt werden soll; doch wird uns 16, 32 erzählt, daß die Erde sich auftat und die Empörer verschlang samt all den Leuten, die ihnen gehörten. Als Gott Israel wegen des Raubes am Banngute Jerichos zürnte, ließ sein Zorn erst ab, als der Frevler samt seinen Söhnen und Töchtern hingerichtet worden war. Auf die oben erwähnte Schuld Sauls an den Gibeonitern war man erst dadurch aufmerksam geworden, daß 3 Jahre lang eine Hungersnot im Lande Israel herrschte, die ein Orakelspruch als Strafe für Sünde und Blutschuld deutete, und die aufhörte, als die Nachkommen Sauls sie durch ihren Tod gesühnt hatten.

Wie Gott hier die Schuld der Väter rächt, so lohnt er auch ihre Frömmigkeit an den ferneren Nachkommen ohne deren eigenes Verdienst. Der Gedanke des S'chus owos geht eben schon auf uralte Anschauungen zurück. Um Abrahams willen wird Ismael zu einem großen Volke; der Erzväter gedenkend, läßt sich Gott das Unheil gereuen, das er dem Volke Israel wegen seiner Anbetung des goldenen Kalbes angedroht hatte. Um Davids willen soll nicht Salomo, sondern erst seinem Sohne das Reich entrissen werden und sollen seine Nachkommen wenigstens die Herrschaft über den Stamm Juda behalten, damit dem Gottesknechte David allzeit eine Leuchte vor dem Ewigen verbleibe in Jerusalem. (Kön. I, 11, 36). Stammt die letzte Stelle wirklich aus

der deuteronomistischen Ueberarbeitung des Königsbuches — und vieles spricht dafür —, so ist es ein Beweis, wie man sich selbst in dieser späten Zeit von dem Glauben an das Verdienst der Väter und seine dem ganzen Geschlechte den Segen sichernde Wirkung nicht hat losmachen können, während ja sonst das Deuteronomium prinzipiell auf einem anderen Standpunkte steht. Heißt es hier auch an mehreren Stellen (7, 8; 8, 18; 9, 5), daß Israel nicht um seiner Rechtschaffenheit und seines lauteren Herzens willen in den Besitz des Landes komme, so wird doch auch nicht die Frömmigkeit der Väter als Grund dafür angegeben, sondern der Eid, den Gott ihnen zugeschworen habe.

Allmählich erstarkt aber — namentlich unter dem Einflusse der Propheten — der Glaube an Gottes unbeugsame und unwandelbare Gerechtigkeit. Daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, ist für die Gottesmänner eine unumstößliche Lehre, und von dem Glauben, daß eine sittliche Ordnung nicht bloß in den Geschicken Israels, sondern in denen der gesamten Menschheit sich offenbart, sind sie zu dem Glauben an einen Weltengott gekommen. Mit seinem „die Seele die sündigt, soll sterben" räumt Ezechiel, darin Jeremia folgend, mit jedem Glauben daran auf, daß der Sohn für das Verhalten des Vaters bestraft werden könne. Das Sprichwort: „Unsere Väter haben saure Trauben gegessen, und uns, ihren Kindern, werden die Zähne stumpf", ist ein Spottwort vom Lande Israel, das niemand mehr im Munde führen soll. Deutlich wendet sich der Verfasser von Deut. 7, 9, 10 gegen den Zusatz zum 2. Gebot, indem er lehrt: „Gott läßt den, der ihn haßt, an seiner eigenen Person die Vergeltung durch Vertilgung erfahren. Er gewährt dem, der ihn haßt, keinen Aufschub, sondern läßt ihn an seiner eigenen Person die Vergeltung erfahren." — In Parenthese sei hier bemerkt, daß der Talmud, wie ich nach Cohen „Liebe und Gerechtigkeit in den Begriffen Gott und Mensch" zitiere, ein Verständnis für den Widerspruch Ezechiels gegen das 2. Gebot gehabt hat. Er sagt: Die Bestimmung, daß die Schuld der Väter an den Kindern geahndet werden solle, hob Ezechiel auf, indem er lehrte: „Die Seele, die sündigt, die soll sterben." Und nun beginnt unter dem Einflusse der Predigt der Propheten eine ganz neue Auffassung vom Geschicke des Volkes und des Einzelnen, wie sie namentlich in der sogenannten deuteronomistischen Geschichtsbearbeitung zu Worte kommt. Alles Unglück ist eine Strafe für die Sünde. Das Schema des Richterbuches: Abfall, Hingabe an die Feinde Israels, Rückkehr zu Gott und Rettung, wird erst jetzt in die Geschichte hineingearbeitet, und so wird aus dem ganz natürlichen Verlaufe des Geschehens, der aus der Lage eines erst vor kurzem seßhaft gewordenen, in einzelne Stämme auseinanderfallenden und von Feinden ringsum bedrohten Volkes sich ungezwungen erklärt, ein göttliches Erziehungswerk, in dem Schuld und Strafe, Verdienst und Lohn die einzigen Faktoren sind. Die Losreißung des Nordreiches vom Hause Davids ist nicht eine Folge der Eifersucht der Nordstämme auf Juda, des Steuerdrucks und der sonstigen Mißwirtschaft Salomos, sondern die Strafe für seinen Abfall von Gott, der höchstwahrscheinlich nur darin bestand, daß er auf den Höhen opferte, was damals noch nicht verboten war, und seinen fremdländischen Frauen, namentlich der ägyptischen Königstochter, gestattete, ihren heimatlichen Göttern auch in Jerusalem zu dienen. Eine merkwürdige Umgestaltung erfährt die Königsgeschichte unter dem Einflusse dieser Lehre in den Büchern der Chronik. Jede Sünde findet ihre Strafe, nie mangelt dem Unheil eine Schuld. „In dem Reiche Jahves", so sagt Wellhausen in seinen Prologomena zur Geschichte Israels, „wirkt nicht ein natürlicher und menschlicher, sondern ein göttlicher Pragmatismus. Ihn zum Ausdruck zu bringen, dazu sind die Propheten da, die in ununterbrochener Folge den Königen und Hohepriestern zur Seite gehen; sie verknüpfen die Taten der Menschen mit den Ereignissen des Weltlaufes und benutzen die hl. Geschichte als Thema für ihre Predigt, als Beispielsammlung für die prompteste Wirksamkeit der Gerechtigkeit Jahves... Sie stellen Glück oder Unglück in Aussicht, je nachdem das Gesetz treulich erfüllt oder vernachlässigt worden ist." Ich verweise auf die Belege, welche Wellhausen am angeführten Orte in großer Fülle bietet, und will hier nur einige Beispiele geben. Josaphat, der fromme König, beteiligte sich nach I. Könige 22, an dem Feldzuge des gottlosen Ahab gegen die Syrer von Damaskus. Das aber konnte ihm nach der Chronik nicht ungestraft hingehen

Da er in Frieden heimkehrt, tritt ihm der Prophet Jahu, der Sohn Chananis, entgegen und spricht zu ihm: „Müßtest du dem Gottlosen helfen, und liebst du die, die den Ewigen hassen? Darum lastet nun auf dir grimmiger Zorn vom Ewigen." Und wirklich wurde das Land durch einen Einfall feindlicher Scharen bestraft. I. Könige 22, 41, 50 wird uns erzählt, daß Josaphat Tarsisschiffe bauen ließ, die nach Ophir fahren sollten, um Gold zu holen. Einen Vorschlag des israelitischen Königs Ahasja, seine Knechte an der Fahrt teilnehmen zu lassen, lehnte er ab. Die Schiffe fuhren jedoch nicht aus; denn sie scheiterten zu Ezion-Geber. Dabei kann der Verfasser der Chronik sich natürlich nicht beruhigen. Wie kann ein so frommer König wie Josaphat von einem solchen Unglück heimgesucht werden? Er sucht und findet dann auch eine moralische Begründung. Gegen den sicher zuverlässigen Bericht der Königsbücher läßt er den König sich mit dem götzendienerischen Ahasja verbinden, und zur Strafe dafür zertrümmert ihm der Ewige seine Flotte. Ein Beispiel in entgegengesetztem Sinne bietet die Ueberarbeitung der Geschichte des Königs Manasse. Er war der schlimmsten Herrscher einer; „er vergoß sehr viel unschuldiges Blut, bis er Jerusalem bis oben damit erfüllt hatte, außer der Sünde, daß er Juda verleitete, zu tun, was dem Ewigen mißfiel." Und dieses Scheusal regierte 55 Jahre, länger als irgend ein König vor ihm. Langes Leben aber war im alten Israel ein besonders wertvolles und geschätztes Gut. So mußte die Chronik Anstoß daran nehmen, daß Gott diesen bösen Fürsten so lange und ungestört hatte regieren lassen, und sie räumt diesen Stein aus dem Wege, indem sie erzählt, daß Manasse zur Strafe für seine Sünde von den Assyrern in Ketten nach Babylon gebracht worden und dort reuig zu Gott zurückgekehrt sei.

Eine ähnliche Anschauung finden wir auch in den Proverbien: „Der Fluch des Ewigen lastet auf dem Hause des Gottlosen; aber der Frommen Wohnstätte segnet er." (3, 33). „Der Fromme wird nimmermehr wanken, aber die Gottlosen werden nicht im Lande wohnen bleiben." (10, 30). „Trachtet jemand nach Gerechtigkeit, so führt's zum Leben; jagt er aber dem Bösen nach, so führt's zu seinem Tode." (11, 19). „Der Böse wird nicht straflos bleiben, aber das Geschlecht der Frommen entrinnt." (11, 21). Aehnliche Stellen finden sich in großer Zahl.

So hatte das Problem des Verhältnisses von Verdienst und Geschick oder das der gerechten Vergeltung menschlichen Verhaltens durch Gott eine sehr einfache und allgemein einleuchtende Lösung gefunden, und es hätte dabei auch sein Bewenden haben können, wenn nicht in vielen Fällen die Erfahrung der Annahme der Lösung entgegengestanden hätte. Man sah zu oft den Frommen leiden, den Gottlosen dagegen im Glücke, als daß man sich nicht gedrängt gefühlt hätte, neue Wege zur Lösung der bangen Frage nach der Gerechtigkeit Gottes zu suchen. Denn eine bange, schmerzliche Frage war es mit der Zeit geworden. Der Rest Israels, die Besten, die am meisten an der Heimat, am Tempel und an ihrem Gotte hingen, waren aus Babylon nach Palästina zurückgekehrt; durch einen unverbrüchlichen Eid hatten sie sich verpflichtet, die von Esra verkündete Lehre Moses zu halten, und redlich waren sie bemüht, ihrem Gotte ganz so zu dienen, wie er es durch sein Gesetz forderte. Aber das Glück war nicht in der glänzenden Gestalt zu ihnen gekommen, in der sie es sich vorgestellt hatten. Israel seufzte nach wie vor unter der Fremdherrschaft; es glich dem Steppenbach, der im heißen Sande verrinnt. Nach dem prophetischen Worte sollte ein Segensstrom für die Heidenwelt von ihm ausgehen; noch aber ist es verachtet und von den Menschen verlassen, von Schmerzen heimgesucht, mit Krankheit vertraut, gleich einem, vor dem man das Antlitz verhüllt. Und dem Schicksal des Volkes gleicht das des Einzelnen. Nicht nur zur Zeit der syrischen Religionsnot sind die Frommen um ihres Glaubens willen Verfolgungen ausgesetzt; auch sonst haben sie zu klagen über Anfechtung, Geringschätzung, Verachtung, Bedrohung durch ihre Feinde. Die in der nachexilischen Zeit entstandenen Psalmen hallen wider von den Klagen über die Leiden und Enttäuschungen, die das Volk und der Einzelne erduldet. Aber neben den Klagen hören wir auch den Trost, den die frommen Beter ihrem Volke und sich zusprechen, wie sie sich emporheben über alle innere Not und alle Zweifel, die durch jene unseligen Zustände in ihrer Seele geweckt werden. Den Psalmen, in denen jenes Problem von dem Verhältnis zwischen Verdienst und

Schicksal behandelt wird, will ich mich nun zuwenden.

Ganz kurz kann ich mich bezüglich der Antwort fassen, die die Psalmisten auf die Frage geben: „Warum hat Israel noch nicht die Stellung in der Welt erlangt, die ihm nach seinem gegenwärtigen Verhalten und nach der Verheißung der Propheten zukommt?" Israel klagt: „Du ließest uns weichen vorm Feinde, daß unsere Hasser sich Beute erwarben; du gabst zum Fraße uns hin wie Schafe und zerstreutest uns unter die Heiden; allzeit habe ich meine Schande vor Augen, und Scham bedeckt mir mein Antlitz — ob der Stimme des lästernden Schmähers, ob des Blickes des rachgierigen Feindes. All dies hat uns betroffen — und doch hielten wir an dir, haben deinen Bund nicht gebrochen; unser Herz wich nimmer von dir, noch bog unser Schritt je von deinem Wege. Wir werden für dich nur gewürgt, immerdar als Schlachtvieh geachtet. Wach auf, Herr, warum schläfst du? Erwache, verwirf nicht für immer! Warum nur verbirgst du dein Antlitz, vergißt unsres Jammers und Elends? Ach, wir sind so schmählich gebeugt, unsre Leiber in den Staub getreten! Auf, Herr, komme uns zu Hilfe, erlöse uns um deiner Gnade willen!" (44). Aber nicht immer klingt das Klagelied so entsagend aus. Wie eine große Zahl von Psalmen allein der Schilderung der glücklichen Endzeit gewidmet sind, so folgt auch in andern auf die Klage über die freudlose Gegenwart der tröstliche Hinweis auf eine bessere Zukunft. „Die mit Tränen säen, werden ernten mit Jubel; wohl geht mit Weinen dahin, wer den Samen trägt zur Aussaat; unter Jubel kehrt er heim, bringend seine Garben." Die Erlaubnis des persischen Königs Cyrus zur Wiederherstellung des politischen Israel war gleichsam, wie Stärk sagt, nur „das Angeld auf das Kommen der Heilszeit mit der Fülle ihrer geistigen und irdischen Güter. Ja, so ist es in Gottes Heilswillen beschlossen, und indem die Frommen aus ihrem heißen Gebetsringen diese Zuversicht als göttliche Erhörung gewinnen, haben sie den rechten Trost in Tränen gefunden. Wenn auch jetzt Israel der Steppe gleicht, auf die des Sommers verzehrende Gluten niederbrennen, es kommt das erquickende Naß der göttlichen Gnade über das lechzende Land, füllt die steinigen Bachbetten mit schäumenden Wassern und läßt mit der Fülle irdischer Saat die unendlich größere der geistigen Gnadengaben, Gerechtigkeit, Friede und Freude in Gott aufgehen." So ist der Fromme der Gerechtigkeit seines Gottes gewiß. Er wird sein Volk nicht ewig leiden lassen, sondern in seiner Macht und Güte die Verheißungen erfüllen, die er durch seine Propheten verkündet hat, und so gleichzeitig am schwer, aber unschuldig leidenden Volke seine Gerechtigkeit bewähren.

Zahlreicher sind die Psalmen, die da handeln vom Geschick des Einzelnen oder der frommen Gemeinde. Nicht überall wird hier die Frage nach der göttlichen Gerechtigkeit zu einem nur durch glückliches Vertrauen zu lösenden Problem. Dem Dichter des 1. Psalmes steht es fest, daß der Gerechte einem Baume gleicht, der da gepflanzt ist am Wasser, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, dessen Laub nicht welkt; daß hingegen die Sünder sind wie Spreu, die der Wind verweht, daß Gottlose nicht bestehen im Gericht, noch Frevler in der Frommen Gemeinschaft. Wie wunderbar mutet uns das Vertrauen in Gottes Walten an, das aus Psalm 27 spricht: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil — wen sollte ich fürchten? Der Herr ist die Burg meines Lebens — vor wem sollt' ich bangen? Kommen Uebeltäter mir nah, mich zu verschlingen, meine Dränger und die mich befeinden — sie müssen straucheln und fallen! Ob ein Heer sich wider mich lagert — mein Herz ist ohne Furcht, — ob Krieg wider mich entbrennt, — Trotz ihnen, ich bleibe getrost!" Psalm 91 nennt Stärk wegen der starken Empfindung, die sich in ihm in gehobener Sprache ausspricht, das hohe Lied des Gottvertrauens: „Ob tausend zur Seite dir fallen, zehntausend zu deiner Rechten, an dich tritt (das Verderben) nicht heran. Du siehst's nur mit deinen Augen, schaust zu der Sünder Heimzahlung."

Auch da, wo der Gerechte leidet, stellen sich nicht gleich Zweifel und Sorge ein. Er weiß, daß auch der Frömmste in Gottes Augen nicht rein ist. „Geh nicht mit deinem Knechte ins Gericht; denn vor dir ist kein Mensch gerecht", so betet der Dichter des 143. Psalms. Alles Glück ist nur ein Ausfluß der göttlichen Gnade, und kein Erdensohn hat Anspruch darauf. „Nicht richtet und hadert er ewig, nicht immerdar wahrt er den Groll; nicht

tut er uns unseren Sünden gemäß, nicht vergilt uns der Herr nach dem Maß unserer Schuld: denn er kennt unsere Art, bedenkt, daß wir Staub sind." (103) Ja, zuweilen lastet ein schweres Schuldbewußtsein auf der ganzen Gemeinde der Frommen, wie es sich namentlich im 90. Psalm ausspricht. Den Dichter dieses Psalms erschüttert nicht so sehr die Tatsache, daß der Mensch zum Staube zurückmuß, wie die Ursache dieses auf dem Menschengeschlecht lastenden Todesverhängnisses. Das aber ist die Sünde. „Ja, wir vergehn durch deinen Zorn, und durch deinen Grimm werden wir dahingestreckt."

Zum Problem, um dessen Lösung in schweren inneren Kämpfen und heißen Gebeten gerungen wird, wird die Frage nach Gottes gerechtem Walten erst da, wo der Not des einzelnen Frommen das Glück des Frevlers gegenübersteht. Und das Problem ist deshalb so viel schwieriger als das, welches die Lage des Volkes bietet, weil die Gemeinde sich auf die Zukunft vertrösten kann, während der Einzelne in seinem kurzen Leben die Wahrheit der Religion an seinem Schicksal erfahren möchte. Denn den Glauben an eine Zukunft des Einzelnen jenseits des Grabes, in der alle Rätsel ihre Lösung finden, alle Frömmigkeit ihren dauernden Lohn, alle Sünde ihre Vergeltung, kennen die Frommen jener Zeit nicht. Wenn sie nicht mit dem quälenden Zweifel an Gottes gerechter Weltordnung oder an ihrer eigenen Gerechtigkeit in in die Grube fahren sollen, muß sich in ihrem Leben, an ihrem Glück und an dem Verderben der Frevler erweisen, ob sie recht haben oder diejenigen, die ihnen höhnend und spöttisch zurufen: „Es gibt keinen Gott, oder, wenn es einen gibt, so kümmert er sich nicht um der Menschen Tun und ihr Geschick." Aus dieser Situation erklären sich die so leidenschaftlichen Bitten der Frommen um den Sturz und das Verderben der Frevler. Vergessen werde aber nicht, daß es sich für die Psalmisten nicht handelt um Rache und Schadenfreude, sondern um ihre eigene Seele, um die Sache ihres Gottes, die in ihren Augen und in den Augen der Welt leidet, wenn nicht seine Heiligkeit und Größe sich in seiner gerechten Waltung offenbart. „O Herr, mach in mir nicht zuschanden, die auf dich hoffen; Gott Israels, beschäm nicht in mir, die nach dir fragen... Erhöre mich, Herr, nach deiner Güte und Huld, . . . tritt her zu meiner Seele, erlöse sie, um meiner Feinde willen befreie mich. Möge ihr Tisch vor ihnen zur Falle werden, ihrer Augen Licht werde dunkel, ihre Lenden laß allzeit wanken. Gieße aus über sie deinen Grimm, und deine Zornglut möge sie fassen!" (Psalm 69) Wie hier, so wird auch in Psalm 10 Gott geradezu daran erinnert, daß er eingreifen müsse, um seine gefährdete Sache in den Augen der Welt zu retten. „Warum, o Herr, stehest du fern, verbirgst dich in Zeiten der Not? Bei des Frevlers Hochmut verzehrt sich der Dulder. — . . . . Erhebe dich, Herr, recke deine Hand, vergiß nicht der Dulder auf ewig! Warum darf der Frevler höhnen, vermeinen, du suchest nicht heim? Zerschmettere des Frevlers Arm, such heim seinen Frevel, daß er nimmer zu finden." Gewöhnlich löst sich dann die seelische Spannung, die durch das ungestraft fortdauernde hämische Gebaren der Feinde des Beters hervorgerufen ist, in der ruhigen Gewißheit, daß Gott seine Frommen nicht im Unglück verläßt. So endet Psalm 13, der mit der Klage über die trostlose Lage des Gerechten und den Triumph des Frevlers beginnt, mit dem Trost: „Ich traue deiner Gnade, mein Herz soll deiner Hilfe sich freuen! Ich will singen dem Herrn, der mir Güte erwies." Deutlicher und hoffnungsfreudiger klingt es aus den Psalmen 37 und 92: „Wenn die Sünder dem Grase gleich sproßten und alle Uebeltäter blühten, so war's, damit sie vertilgt würden für immer. Denn siehe, deine Feinde, o Ewiger, denn siehe, deine Feinde vergehen, zerstreut werden alle Missetäter... und mit Lust blickt mein Auge auf meine Dränger, mit Lust hört mein Ohr meiner Gegner Geschick." „Ich sah einen Gottlosen trotzend und sich spreizend wie die Zeder des Libanon, und ich ging vorüber und siehe, er war nicht mehr da; ich suchte ihn, aber er war nicht zu finden." So kommen also auch die Sänger der Psalmen im allgemeinen nicht los von dem Glauben, daß sich im äußeren Geschick des Menschen die Gerechtigkeit des göttlichen Gerichts erweise. Ich möchte aber diesen Punkt nicht verlassen, ohne auf die oft aufgeworfene Behauptung einzugehen, daß sich in diesen Psalmen eine inferiore religiöse Auffassung kundgebe, daß hier gar jene üble Lohntheorie sich zeige, nach der der Wert des Guten nur

in seinen heilsamen äußeren Folgen gesehen wird. Nichts wäre unberechtigter als diese Auffassung. Der ernste Glaube an Gottes gerechte Waltung im Geschick des Einzelnen und der Völker mußte zu der Stimmung und zu den Wünschen führen, die in den hierher gehörenden Psalmen ihren Ausdruck gefunden haben. Und wer wollte behaupten, daß ein solcher Glaube dem innersten Wesen der Religion widerspräche? Gewiß, er gerät mit der Erfahrung in Widerspruch und muß überwunden werden. Zu solcher Ueberwindung führen aber nicht im eigentlichen Wesen der Religion selbst liegende Argumente, sondern aus einem ganz anderen Gebiete stammende Gründe, mit denen die Religion sich auseinanderzusetzen hat, um dadurch selber zu gewinnen und zu steigen. Worin diese Ueberwindung besteht, darauf werde ich gleich eingehen. Jetzt nur noch ein Wort zu der Lohntheorie, von der diese Psalmen Zeugnis ablegen sollen, das ich Wellhausens Israelitischer und jüdischer Geschichte entnehme, und das aufs trefflichste zeigt, wie die Stimmung und die Wünsche jener Frommen zu erklären sind. „Die Gottlosen sind der Meinung, daß Gott sich nicht um die Menschen kümmere. Von den anderen wird das als tatsächliche Leugnung Gottes angesehen. Ein neutraler Gott ist kein Gott. Für die Menschen existiert er nicht, wenn er zwischen dem, der ihn sucht, und dem, der nicht nach ihm fragt, keinen Unterschied macht, sondern zu dem einen das gleiche Verhältnis hat wie zu dem anderen. Dann ist die Frömmigkeit Illusion; sie streckt ihre Hand in die leere Luft, nicht einem Arm vom Himmel entgegen. Sie bedarf des Lohnes, nicht um des Lohnes willen, sondern um ihrer eigenen Realität sicher zu sein, um zu wissen, daß es eine Gemeinschaft mit Gott gibt und einen Zugang zu seiner Gnade." Diese Worte finden sich in dem schönen Kapitel von der jüdischen Frömmigkeit und bedürfen keines Zusatzes. Ein einwandsfreies Zeugnis stellen sie gewiß dar; denn niemand wird Wellhausen Voreingenommenheit zugunsten der jüdischen Frömmigkeit vorwerfen. Und wie bescheiden sind die Psalmisten in ihren Ansprüchen an das Glück! Sie wünschen nur vor einem bösen Tode bewahrt zu bleiben, vor einem Tode durch eine plötzliche Katastrophe, durch Schwert und Elend, Pest und Aussatz. Sie wollen nicht mit den Sündern dahingerafft werden, nicht den Tod des Gottlosen sterben. „Man verlangt — ich zitiere wieder Wellhausen — nicht viel, keinen materiellen Genuß, keinen Ersatz für erlittenen Schaden. Man will nur einmal Gott schauen, einen Strahl seiner Gnade haben, der das Gewissen des Angefochtenen beruhigt und seine Unschuld der Welt objektiv dartut." Ich wies vorhin darauf hin, daß dieser Standpunkt aber schließlich überwunden worden ist. Es ging auf die Dauer nicht an, im äußeren Geschick des Menschen die unmittelbare Folge seines Tuns zu erblicken und jedes Glück als Lohn für gutes Verhalten, jedes Mißgeschick als Strafe für die Sünde anzusehen. Die Erfahrung lehrte zu oft das Gegenteil, und die Religion geriet gar zu leicht in Gefahr. So wurde denn unter Schmerzen die Anschauung geboren, daß Gott nicht von außen, sondern von innen erfaßt werden müsse, daß sich Gott nicht im äußeren Geschehen offenbare, sondern daß der Gott der sittlichen Weltordnung keinen anderen Lohn für sittliches Verhalten spenden könne als die Ruhe des Gewissens, die aus dem Guten mit Notwendigkeit folgende innere Veredlung und das Bewußtsein, mit der Erfüllung des göttlichen Willens Gott selbst näher gekommen zu sein und sich ihm zu eigen zu wissen. So drückt es natürlich der Psalmist nicht aus; aber aus Psalm 73 ergibt sich diese Lösung des Problems mit unabweisbarer Deutlichkeit. Auch der fromme Dichter dieses Liedes hat sich mit der quälenden Frage beschäftigt, wie das göttliche Weltregiment das Glück des Frevlers zulassen könne. Die schmerzliche Wirklichkeit hat ihn wohl gelegentlich zu ungeziemenden Klagen gegen Gott verleitet. „Ja umsonst hab' ich lauter mein Herz und rein meine Hände gehalten, und war doch allzeit geplagt und täglich von neuem gezüchtigt." Wie wohl ergeht es dagegen den Sündern. „Von Qualen wissen sie nichts, gesund und voll Kraft ist ihr Leib; sie trifft nicht der Sterblichen Mühsal; sie plagt nicht, was andere plagt." „Drum heißt's, wie sollte Gott wissen, wie gäbe es Kenntnis beim Höchsten? Sieh, also treiben's die Sünder, und allzeit im Glück mehren sie Reichtum." Er aber hat sich durch diese Kämpfe hindurchgerungen zu der Einsicht, daß aller Neid auf das Glück der Sünder eine Torheit ist; denn das Glück der Sünder ist trügerisch, ein äußerer, blendender Schein; in Wirklichkeit ist die

Sünde an und für sich das größte Unglück, denn welches größere Uebel könnte es geben als die geistige und sittliche Selbstvernichtung, die Gottentfremdung, die die natürlichen Folgen der Sündhaftigkeit sind. Des Frommen Glück aber in aller äußeren Not ist das Bewußtsein der Gottesnähe, der durch Sittlichkeit erworbenen Gemeinschaft mit dem Gottesgeist, die durch Ueberwindung des natürlichen Menschen gewonnene Teilnahme an der sittlichen, der göttlichen Weltordnung. Was wollen gegen solche geistigen Güter Reichtum und langes Leben bedeuten, und wie wenig sind Krankheit und andere Not geeignet, einen solchen Besitz zu zerstören! Darum jubelt der fromme Beter zum Schlusse: „Wen hab ich im Himmel? Außer dir hab' ich hier kein Begehr! Mag Leib und Seele mir schwinden, du bleibst, Herr, allzeit mein Fels und mein Teil!"

Ich bin am Schlusse; denn das Buch Hiob bietet ja im Grunde keine andere Lösung als der 73. Psalm. Denn wenn Hiob sich am Ende bescheidet, die Wege Gottes nicht zu verstehen, so ist es, wie Wellhausen treffend sagt, der negative Ausdruck dafür, daß er trotz allem an sich und an Gott festhält, daß er sich sein Gewissen von außen her nicht mehr perturbieren läßt, daß das innere Gefühl, das der Gemeinschaft Gottes mit dem Frommen, entscheidet. Damit haben wir eine Höhe religiöser Anschauung erreicht, über die auch die lauterste Auffassung nicht hinauskommt. Aeußeres Glück und äußere Not gehören größtenteils der natürlichen Weltordnung an, und als Glied dieser Ordnung nimmt der Mensch an ihnen teil und kann dem engen Rahmen, in den er eingespannt ist, auf keine Weise entgehen; daneben aber existiert ein Reich der Freiheit, ein Reich des Geistes, und soweit der Mensch durch seine Sittlichkeit an diesem teilnimmt, erhebt er sich über die körperliche Not, Endlichkeit und Vernichtung, und findet hier auch jenen von den Frommen geforderten Zusammenhang zwischen Verdienst und Glück. Von dem Reiche der Natur zu dem des Geistes aber führt keine Brücke, über die natürlicher Lohn und natürliche Strafe als stets bereite Folgen sittlichen Tuns zu dem Menschen gelangten, und darf auch keine führen, wenn nicht Religion und Sittlichkeit selbst darüber den größten Schaden leiden sollen.

Bücherschau.

„Bibel und Heldentum". Fünf Kriegsvorlesungen, gehalten in den Akademischen Kursen zu Essen im Wintersemester 1914/15. Von Rabbiner Dr. S. Samuel. Zweite mehrfach verbesserte Auflage. Berlin, Verlag Louis Lamm. 77 S. 2,50 Mk.

Der Höhepunkt dieser bereits nach der ersten Auflage besprochenen Vorlesungen ist da zu suchen, wo als das Endziel der Menschheitsgeschichte nach biblischer Anschauung der prophetische Gedanke von dem ewigen Frieden der Welt und der Menschheit hingestellt wird; denn im letzten Grunde beruht die Hoheit der Bibel, dasjenige, was sie über alle Literatur hinaushebt und aus ihr ein einzigartiges Buch, das Buch der Bücher macht, auf den Werten, die über kriegerischen Sinn und heldische Tapferkeit hinaus als den Gipfel aller Tugend die Friedfertigkeit und den Willen zu umfassendster Liebe predigen.

Dienemann.

„Die Schuldennot der Metzer Gemeinde". Beitrag zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Metz. Von Oberrabbiner Dr. Netter. Verlag Louis Lamm, Berlin. 136 S. (5 Mk.).

Ein Ausschnitt aus der Geschichte der Metzer jüdischen Gemeinde vom Ausgang des 17. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, dem ein kurzgefaßter Abriß der alten Geschichte der Metzer Gemeinde vorangeht. Ortsgeschichte hat an und für sich nur Reiz für den, den seelische Beziehungen mit dem betreffenden Ort verbinden; was der vorliegenden Abhandlung ein erhöhtes Interesse verleihen kann, ist die Erwägung, daß die Art, wie die Metzer Gemeinde des 18. Jahrhunderts in eine unerträgliche Schuldenlast gestürzt wurde, ein Spiegelbild der unwürdigen, niederdrückenden und in unaufhaltsamen Verfall zwingenden Lage ist, der unsere Vorfahren in jenen Tagen allerorten ausgesetzt waren.

Dienemann.

Dr. Max Rosenfeld, Nationales Selbstbestimmungsrecht der Juden in Polen. R. Löwit Verlag. Wien und Berlin. 62 S.

Verfasser will darstellen, wie im Rahmen des neuen polnischen Reiches die nationale Autonomie der Juden auszubauen ist. Für die Juden Polens wird eine nationale Autonomie gefordert, derart, daß die Matriken der bisherigen Kultusgemeinden zunächst als die gegebene Liste der Nationsangehörigen angesehen werde, aus der auszuscheiden es einer besonderen Willenserklärung bedürfe. Diese Nationsgemeinschaft, deren Beschlußbehörde eine Nationalkammer und deren Vollzugsbehörde ein Nationalrat sein soll, regeln selbständig Schul- und Erziehungswesen, Genossenschaftswesen, Wohlfahrtspflege und die hygienischen Angelegenheiten, also alle kulturellen und wirtschaftlichen Dinge; aus ihrer Zuständigkeit sollen die konfessionellen Angelegenheiten ausdrücklich ausgeschlossen sein. Die Nationsgemeinschaft ist zugleich Trägerin einer Steuerhoheit. — Die Darstellung ist übersichtlich, wenngleich das Verhältnis der jüdischen Nationalkammer zur polnischen innerhalb des polnischen Staates nicht mit genügender Deutlichkeit besprochen ist. Wie immer man sich zu der Frage des nationalen Seins der Juden stellen mag, zugeben wird man müssen, daß man die Angelegenheiten der Juden in Polen nicht nach dem Schema der westlichen Juden lösen kann. Aber ob die Polen mit einer so radikalen Lösung der Frage werden einverstanden sein, ist doch recht fraglich. Daß die richtige Stellung einer Minderheit nicht eine reine Verfassungsfrage, sondern vor allem Frage der Verwaltung und zwar einer rechten Selbstverwaltung ist, ist unzweifelhaft richtig.

Dienemann.

Der Mischnahtraktat Sotah, Einleitung, Uebersetzung und Erklärung von Prof. Hans Behr und Rabb. Dr. L. A. Rosenthal. Erster Teil: Einleitung. Berlin, Louis Lamm. 43 S. 0,75 Mk.

Eine gründliche und fleißige Arbeit, die den ganzen Mischnahtraktat zergliedert und den inneren Zusammenhang der einzelnen Teile und ihre seelischen Voraussetzungen aufzuzeigen sich müht. Ein Hauptpunkt ist der Versuch des Nachweises, daß Sotah die Gesetzgebung des priesterlichen Gerichtshofes darstellt.

Dienemann.

Rundschau.

Münster i. W. Am 26. Oktober sprach hier in kleinerem geladenen Kreise der Generalsekretär des Vereins, Herr Rechtsanwalt Stern-Berlin über die Bildung einer Ortsgruppe. Die Ausführungen fanden derartigen Beifall, daß alle Anwesenden, soweit sie noch nicht Mitglieder waren, der V. f. d. l. J. beitraten und zugleich den örtlichen Zusammenschluß beschlossen. Dieser vollzog sich endgültig am Sonntag, den 3. November nach einer vor zahlreicher Zuhörerschaft gehaltenen Rede des Herr Rabb. Dr. Norden aus Elberfeld, dem Verfasser der kürzlich erschienenen überaus wirkungsvollen Werbeschrift unserer Vereinigung. Seine kurzen klaren Ausführungen über das Thema: „Was will die liberale Bewegung im Judentum?" verfehlten ihre Wirkung nicht, wie gleich erfolgende zahlreiche Beitrittserklärungen bewiesen. Die junge Ortsgruppe tritt mit einem Bestande von 40 Mitgliedern ins Leben. Den Vorstand bilden die Herren J. R. Bendix (Vors.), N. Hirschfeld (Schriftf.), R. Leffmann (Kassenf.), Prediger Keßler, Frau B. Steinberg, Frl. B. Oswald. Wir wünschen dem jüngsten Kinde unseres Vereins eine gesunde Entwickelung.

Herausgegeben von der Vereinigung für das liberale Judentum Berlin W. 8, Mauerstraße 32. Für die Redaktion und den Verlag verantwortlich Dr. C. Seligmann, Frankfurt a. M., Friedberger Anlage 20.
Druck und Expedition von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., Bleichstraße 6.

BM
197
L527
Jg.7-10

Liberales Judentum

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY